Carinthia.

Zeitschrift

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

Herausgegeben vom

Geschichtverein und nat. hist. **Landesmuseum**

in Kärnten.

Redigirt von

Dr. Ludwig Jßleib.

Sechs und fünfzigster Jahrgang.

1866.

Klagenfurt.

Druck von Ferd. v. Kleinmayr.

+

Inhalt.

Erzählungen und Märchen.

Gedichte.

Geschichte und Biographie.

Naturgeschichte.

Culturgeschichte und Literatur.

Aufsätze verschiedenen Inhalts.

Kleine Mittheilungen.

Abschiedswort.

Mit dem heutigen Tage lege ich die Redaktion der „**Carinthia**“ zurück, welche durch zwei Jahre geführt zu haben, mir eine ehrende Erinnerung bleibt. Indem ich dieß mit bewegtem Herzen thue, weiche ich nur zwingenden Verhältnissen, welche mich aus dem mir so theueren Kärnten abrufen. Wenn meine Wirksamkeit als Redakteur kein günstiges Urtheil verdienen sollte, so möge die gute Absicht, die ich gehegt, die beredte Fürsprecherin für den Mangel der Leistungen sein. Da ich nur das kräftige Fortblühen dieser heimischen Zeitschrift im Auge habe, so kann die gegründete Hoffnung, von meinem im besten literarischen Rufe stehenden Nachfolger weit übertroffen zu werden, mir nur zum Troste gereichen.

Allen Mitarbeitern für ihre Unterstützung herzlich dankend, erlaube ich mir dieselben auch um Fortsetzung ihres Antheiles an diesem heimischen Blatte zu bitten.

Alles aber, was mich in dieser Stunde noch bewegt, fasse ich in die Worte zusammen:

„Gott segne Kärnten!“

Klagenfurt, am 8. Jänner **1866**.

Dr. Heinrich Weil.

Vorwort.

Mit gegenwärtigem Jahrgange erscheint die „Carinthia" unter einer neuen Redaktion. Da Herr Dr. Heinrich Weil Klagenfurt verläßt, so wurde den beiden, diese Zeitschrift herausgebenden Vereinen die Liebe und der Eifer entzogen, welche genannter Herr derselben gewidmet, und wofür sie ihm ihren wärmsten Dank zu sagen haben.

Für die Redaktion wurde Herr Dr. L. Jßleib gewonnen, welcher die „Carinthia" in derselben Tendenz wie bisher fortführen wird, und nur in der Lage sein dürfte, auch die der „Unterhaltung" gewidmete Abtheilung reichlicher als bisher auszustatten. Wir empfehlen hiemit die „Carinthia" den Freunden und Gönnern, die ihr bisher treu geblieben und der Theilnahme des geehrten Publikums.

Klagenfurt, im Jänner **1866**.

Das naturhistorische Landesmuseum und der kärntn. Geschichtverein.

Carinthia.

№ 1. Jänner 1866.

Das Tunnelgespenst.

Erzählung von Ludwig Ißleib.

„Glückliche Fahrt und bleiben Sie da oben nicht im Schnee stecken!" So rief mir ein alter Bekannter nach, als ich mich von ihm verabschiedet hatte und in den zur Abfahrt bereit stehenden Train stieg. Dabei deutete er mit der Hand nach den Felsenhöhen, welche die Nordküste des Golfs von Triest bilden.

Die Worte klangen mir sonderbar. Woher sollte Schnee kommen? Die Luft war klar, der Himmel wolkenlos, nur seit einer Stunde wehte eine leichte Bora und kräuselte die blaue Meeresfläche. Während der Fahrt nach Grignano beobachtete ich das Meer, das hier einen so prächtigen Anblick bietet. Die kleinen Kräuselwellen wurden immer größer und trugen weißen Schaum auf ihrem Kamme. Bald war der ganze Golf wie mit einer Heerde weißbemähnter Meerungeheuer angefüllt, die lustig durcheinander sprangen. Es war ein interessantes Schauspiel, das aber plötzlich durch das Einlenken des Schienenwegs mitten in das Steinmeer des Karstes hinein, sein Ende fand.

Die Bora hatte mittlerweile an Heftigkeit so zugenommen, daß es schon in Nabresina gefährlich war, den Waggon zu verlassen. Sie führte jetzt einen feinen, weißen, krystallinischen Staub mit sich, der durch alle Spalten der Waggonfenster drang und sich auf den Kleidern der Reisenden in lichten Streifen ablagerte. Das Pusten der Lokomotive war in ein scharfes Zischen verwandelt und ihr Pfiff hatte einen besonders schrillen, sich rasch verflüchtigenden Ton.

Die Fahrt ging weiter. Die Luft war nicht mehr klar, sondern weiße Staubwolken, die ich anfangs für den Dampf der Lokomotive hielt, hüllten die Landschaft ein, die den echten Karstcharakter tragend, aus ödem Gestein und einzelnen Dolinen dazwischen bestand. Zwischen dem Gestein lagerte Schnee, den die Bora aufwirbelte.

Wir passirten noch einige Stationen, die wie ausgestorben schienen; endlich blieb der Zug stehen, und zwar an einer besonders tristen, von der Bora gepeitschten Stelle.

Ich frug einen am Fenster vorüberhuschenden Kondukteur, was geschehen sei, aber er hörte mich nicht. Wenn die Bora das Wort hat, ist es sehr schwer, sich vernehmbar zu machen.

Nach etwa 10 Minuten ging es weiter, langsam, sehr langsam Wir mochten noch keine halbe Stunde zurückgelegt haben, da hielten wir wieder still.

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als ein Kondukteur erschien und die unerfreuliche Mittheilung machte, daß es unmöglich sei, weiter zu kommen.

Wir waren unmittelbar vor dem Bahnhofe einer Station im Schnee stecken geblieben. Die Passagiere, glücklicher Weise nur wenig an Zahl, wurden nacheinander einzeln von zwei Kondukteuren geleitet nach dem Stationsgebäude gebracht. Sich allein aufrecht zu erhalten wäre ihnen bei dem furchtbaren, eisigen, das Blut in den Adern erstarren machenden Sturme nicht gelungen

Das Stationsgebäude war zu einer so starken Einquartierung nicht eingerichtet. Es enthielt nur die Kanzlei des Stationschefs und des Telegraphisten, dann deren Wohnzimmer und die Wohnung eines Packers und eines Dieners. Eine Restauration gab es nicht; natürlich gab es auch weder zu essen noch zu trinken. Es war eine verzweifelte Situation, in der wir uns befanden.

Der Stationschef war so freundlich, den Passagieren sein Wohnzimmer zu öffnen, in dessen behaglicher Wärme sie der draußen tobenden Bora ein Schnippchen schlagen konnten. Ich war in der Kanzlei zurückgeblieben, um zu hören, was für Nachrichten von den benachbarten Stationen einliefen. Die Station St. Peter, welcher das Steckenbleiben unseres Zuges zunächst angezeigt worden war, meldete zurück, daß bei Adelsberg ein Lasten- und ein Personenzug verweht seien, und daß von Laibach aus kein Zug südlich weiter befördert werde Die Communikation war also vollständig unterbrochen, auf wie lange war gar nicht abzusehen.

„Das ist eine schöne Geschichte", sagte ich zu dem Beamten, „und wenn der Sturm drei Tage anhält, müssen wir so lange hier bleiben?"

„„Freilich,"" antwortete er, „„meilenweit im Umkreise ist keine Ortschaft, wo man ein annehmbares Gasthaus finden könnte, und wäre es auch, bei dieser Bora würden Sie es nicht erreichen.""

„Die Maschine ist eingefroren, wir müssen eine andere hinausschicken, um wenigstens den Zug herein zu schaffen," sagte der hinter mir eintretende Stationschef.

Bei dem Klang der Stimme wendete ich mich rasch um, denn sie war mir bekannt. Richtig, ich erkannte einen alten, seit Jahren nicht mehr gesehenen Freund, Namens G. Wir drückten uns erfreut die Hand und saßen bald nebeneinander auf dem Ledersopha der Kanzlei, Erinnerungen miteinander tauschend.

„Wie kommst du denn hieher in diese Einsamkeit", frug ich ihn, „denn außer den verkehrenden Bahnzügen wirst du hier wenig Besuch erhalten."

„„Ich werde Dir das später erzählen, es ist eine dumme Geschichte,"" antwortete er. „„Bei uns Bahnbeamten gilt diese Station als eine Art Cayenne, man verbannt uns hieher, wenn man uns nicht wohl will. Doch genug, ich habe mich bereits daran gewöhnt.""

Er ging hinaus, um nachzusehen, ob der eingefrorne Train noch nicht in den Bahnhof gebracht sei. Mittlerweile stieg ich in den ersten Stock hinauf, um meine Mitinternirten zu besuchen. Sie hatten sich, so viel es ging, wohnlich eingerichtet. Ein dicker Agent hatte seine Reisetasche geöffnet, und ein Poulard nebst einer Flasche Wein ausgepackt, bei der er sich gütlich that. Zwei andere Passagiere saßen beim Ofen und plauderten miteinander. Am Tische hatte ein junges Ehepaar Platz genommen; ein Herr hatte sich ihm zugesellt, dem das junge reizende Weibchen sehr zu gefallen schien, und der offenbar ein Abenteuer anstrebte. Als ich die Gesellschaft so wohl situirt sah, begab ich mich wieder zu G. in die Kanzlei hinab.

Er empfing mich mit einer Unglücksnachricht. Wie ihm ein Kollege telegraphirt hatte, war bei einem eingeschneiten Personentrain auch eine Frau mit ihrem Säugling gewesen. Die Reisenden, welche es vor Kälte in den Waggons nicht aushalten konnten, wurden in das etwa zwanzig Minuten entfernte Wächterhaus gebracht. Nur mit der größten Anstrengung gelang dieß. Die durchdringende Gewalt des eisigen Windes war so groß, daß auf der kurzen Strecke vom Waggon bis zum Wächterhaus der Säugling im Arme der Mutter — erfror.

„Ich wußte ja, daß etwas passiren werde" setzte mein Freund hinzu.

„„Wie? Du wußtest es?"" fragte ich erstaunt.

„Nun ja," antwortete er in gleichgiltigem Tone, „wenn sich das Tunnelgespenst zeigt, so wissen wir, daß ein Unglück auf der Karstbahn geschehen wird."

Ich blickte den Sprecher verwundert an; als Geisterseher hatte ich ihn noch nicht kennen gelernt. Einen Moment lang dachte ich, es sei eine kleine

Störung seines Verstandes eingetreten; aber dem war nicht so. Als ich mein Staunen über seinen Gespensterglauben halb scherz- bald ernsthaft ausgedrückt hatte, sagte er mir: „ich habe gerade so gedacht und gesprochen wie du; aber es gibt Dinge, von denen der Verstand der Verständigen nichts sieht, oder über deren Unerklärlichkeit man den Verstand verlieren könnte. So ist es mir mit dem Tunnelgespenst ergangen; ich habe es immer geläugnet, bis dann das seinem Erscheinen stets folgende Unglück mich gläubig gemacht hat. Hörst du, ich glaube nur daran — denn gesehen hab' ichs noch nicht."

Meine Verwunderung, meine Neugierde wuchs, „du glaubst daran und hast es doch nicht gesehen?" rief ich

„„Ja"" antwortete er, „„es ist so eine Art weiße Frau, obgleich es ein Mann sein soll; die weiße Frau erscheint ja auch nur, wenn ein Unglück bevorsteht.""

„Wer hat es denn gesehen, dieses Tunnelgespenst, das Hosen trägt" frug ich scherzend weiter.

„„Der Balthasar!""

„Wer ist das?„

„„Der Wächter draußen, welcher die beiden Tunnel zu begehen hat.""

„Aber lieber Freund," rief ich aus, „diesem ungebildeten Menschen und seinen Phantastereien glaubst du?"

„„So oft er das Gespenst gesehen zu haben meldete, hat sich ein Unfall bald hernach ereignet.""

„Und hast du dabei nicht an den blinden Zufall gedacht?"

„„Seit der Zufall so regelmäßig wiederkehrt, glaube ich nicht mehr an ihn"", gab er düster zur Antwort.

Ich schwieg. Was hätte ich noch erwidern sollen? Mein Freund hatte sich in einer Anschauung verrannt, die ich bei ihm am wenigsten für möglich gehalten hätte. Er galt früher als strenger Materialist und ich sah mich oft genöthigt, seine jedenfalls zu weit gehenden Ansichten zu bekämpfen. Nun fand ich ihn so tief in der Romantik versunken, daß er nicht nur an den Geist, den er oft geleugnet, sondern sogar an Geister glaubte. Die Geschichte begann für mich ein psychiologisches Interesse zu gewinnen, es drängte mich ihr auf den Grund zu kommen. Hierzu war jedenfalls nöthig, den Balthasar zu sehen und zu hören.

„Kann man diesen Hume der südlichen Staatsbahn nicht kennen lernen?" frug ich nach einer Pause.

„O ja," antwortete G., „wenn du es riskiren willst, bei diesem Wetter 500 Schritte weit bis zum Wächterhause zu gehen?"

„Wenn es sonst möglich ist, warum nicht?"

„Gut, so werde ich dich hinführen. Wir brauchen aber noch eine feste Stütze, denn sonst reißt uns die Bora zu Boden.

Er gebot nun dem Packer, einem großen vierschrötigen Menschen, uns zu begleiten.

Wir traten ins Freie. Der eisige Hauch der Bora machte, daß uns der Athem stockte. Wir mußten uns gegenseitig unter die Arme fassen, um der Gewalt des Windes zu widerstehen. Mit unsäglicher Anstrengung gelang es uns die Diagonale über den Bahnhof zum Waarenmagazine zurückzulegen. Hier waren wir etwas geschützt. Wir ruhten einen Moment aus, dann krochen wir längs der Umplankung des Bahnhofes bis zu dessen Ausgang. Hier erwartete uns das Schlimmste. Wir mußten eine über eine tiefe Schlucht führende Brücke passiren. Es war als ob die Bora alle ihre Wuth hier concentrirt habe Ich wollte G eine Bemerkung machen, aber ich hörte meine eigene Stimme nicht, die Bora verschlang jeden Laut. Wir hatten etwa die Mitte der Brücke erreicht, da kam ein furchtbarer Windstoß der uns alle drei niederwarf. Der arme Packer schlug mit der Schulter gegen die steinerne Brustwehr und trug eine nicht unbedeutende Contusion davon. Wir blieben einige Augenblicke liegen und ließen die Dämone der Luft über uns hinbrausen, dann erhoben wir uns und waren froh, als wir das Wächterhaus des Balthasar ohne weiteren Unfall erreichten.

Der Uebergang aus der eiskalten Luft in den engen stark geheizten Raum der Wächterstube betäubte mich so, daß es einiger Zeit bedurfte bevor ich meine volle Besinnung wieder gewann.

Sogleich wendete sich meine Aufmerksamkeit dem Bewohner dieser Räumlichkeit zu. Es war ein mittelgroßer, hagerer Mann mit dunklem Haar und gelblich bleichem Gesichte, dessen Ausdruck nicht unangenehm gewesen wäre, wenn die tiefliegenden Augen nicht so unheimlich drein geblickt hätten. Ich beobachtete diese Augen, die unstät bald auf G., bald auf mich mit dem Ausdruck des Lauerns gerichtet waren. Dieß gefiel mir nicht. Nach der Beantwortung der Frage G's, ob auf der Strecke nichts vorgefallen sei, was mit einem kurzen Nein geschah, wendete ich mich rasch mit den Worten an ihn: hat sich der Geist nicht wieder gezeigt?

„Was für ein Geist?" frug er betroffen und mit unsicherer Stimme.

„„Nun, der Geist im Tunnel, Ihr kennt ihn ja.""

Es war offenbar Schrecken, das sich in den abgelebten Zügen zeigte; er starrte mich an mit weit aufgerissenen Augen, und mühsam brachte er zwischen den Zähnen die Worte hervor: „Ich — kenne — ihn — nicht. Woher — sollt' — ich — ihn — kennen?"

„„Aber Ihr habt ihn doch gesehen?““

„Gesehen? Ja. Erst gestern Abend wieder.“

„„Nun, und wie sieht er aus?““

„Wie er aussieht? Wie — wie — ja wie soll ich sagen, wie ein Nebelmann. Erst ist es wie eine Säule, die von der Wölbung des Tunnels bis auf den Boden reicht, dann bekommt sie das Aussehen eines Menschen.“

„„Und dann?““

„Nun, dann verschwindet es.“

Während dieser Fragen und Antworten hatte der Mann seine Fassung wieder gewonnen. Er war schließlich wieder so ruhig, wie bei unserem Kommen. Nur bemerkte ich, daß er mir öfter einen lauernden Seitenblick zuwarf. In mir gewann das Gefühl immer mehr die Oberhand, daß ich mich einem Menschen gegenüber befinde, der ein tiefes, vielleicht ein schlimmes Geheimniß im Busen trage.

Nach einer Weile, während welcher ich noch einige Fragen an den Wächter richtete, die nicht auf die Geistererscheinung Bezug hatten, und die er mit Ruhe und Verständigkeit beantwortete, traten wir unseren beschwerlichen Rückweg wieder an.

Mittlerweile war der Train, in welchem wir angekommen waren, in den Bahnhof gebracht worden, und das Personale desselben erwartete die ferneren Weisungen des Stationschefs. Während G. diese ertheilte, hing ich meinen Gedanken nach, die begreiflicher Weise sich um den seltsamen Bahnwächter und das Tunnelgespenst drehten.

Meine erste Frage an G., als wir wieder auf dem alten Ledersopha nebeneinander saßen, war, ob er das Vorleben des Balthasar kenne.

So weit es mir mein Vorgänger mitgetheilt hat, antwortete G., und erzählte Folgendes: Balthasar war einer jener Furlaner Maurer, welche beim Baue des Tunnels beschäftigt waren. Eines Tages wurde ein anderer mit ihm befreundeter Arbeiter durch einen großen, von dem Gerüste, auf welchem Balthasar arbeitete, herabstürzenden Stein erschlagen. Das erschütterte ihn so, daß er tiefsinnig wurde und sich von seinen Kameraden fern hielt, die deßhalb aus Böswilligkeit das Gerücht verbreiteten, er habe den Stein absichtlich herabfallen lassen. Da aber Niemand hiefür irgend einen Beweis beibringen konnte, so wurde die ganze Geschichte bald vergessen, zumal Balthasar nach Beendigung des Tunnels auf einer andern Strecke beschäftigt wurde. Als der Bau der Bahn vollendet war, meldete sich Balthasar um eine Wächterstelle und bat besonders um die, welche er jetzt noch inne hat. Er erhielt sie und nun versieht er seinen Dienst seit Jahren mit großer Gewissenhaftigkeit, so daß noch nie eine Klage gegen ihn vorgebracht wurde. Mein Vorgänger

empfahl ihn mir als besonders verläßlich, nur habe er die Marotte, zuweilen zu melden, daß er ein Gespenst im Tunnel gesehen habe. Wenige Tage nach meinem Antritte der Stelle hier berichtete er mir schon die Spukgeschichte. Ich lachte ihn aus.

„Euer Gnaden werden sehen, es gibt ein Unglück," bemerkte er. „So oft das Ding sich sehen läßt, passirt ein Malheur."

„Schon gut", antwortete ich, halbärgerlich über solchen Unsinn. Abends erhielt ich die Meldung, daß auf einer Station ein Packer zwischen die Puffer zweier Waggons gekommen und erdrückt worden sei. Das frappirte mich. So oft der Balthasar kam und meldete, das Tunnelgespenst habe sich gezeigt, ergriff mich eine unsägliche Angst, und immer hat sich etwas Unangenehmes ereignet.

„Hat außer Balthasar noch Jemand die Erscheinung gesehen?" frug ich jetzt.

„„So viel ich weiß Niemand," antwortete G., „das Tunnelgespenst erscheint immer nur ihm ""

„Und kannst du schwören, daß nicht auch Unfälle vorgekommen sind, denen das Erscheinen des Gespenstes nicht vorausging?

Nach einer Weile Nachsinnens sagte G.: — „Das kann möglich sein, ich erinnere mich auch sogar, daß, als die Erdabrutschung bei Triest erfolgte, es mir auffiel, den Balthasar nicht vorher bei mir gesehen zu haben."

„Lieber Freund," sagte ich jetzt, und faßte seine Hand: „die Geschichte ist seltsam, sehr seltsam, aber unerklärlich ist sie nicht. Wir werden ein andermal darüber weiter sprechen, jetzt laß dafür sorgen, daß wir ein Nachtlager erhalten.

Wir schliefen auf Stroh mit Kotzen zugedeckt. Das Feuer im Ofen mußte stets erhalten werden, sonst wären wir im Zimmer erfroren. Es war ein abenteuerliches Nachtlager, das auch eine humoristische Seite durch die Eifersucht des jungen Ehemannes gewann, der aus Furcht, es möchte seinem Weibchen irgend etwas geschehen, kein Auge schloß und durchaus nicht duldete, daß das Licht ausgelöscht werde.

Am andern Morgen hatte sich die Bora gelegt, der Telegraph meldete: „Die Bahn ist frei", und gegen 10 Uhr fuhren wir ab.

„Ueber die Gespenstergeschichte werde ich dir einmal meine Meinung schreiben," sagte ich zu G. als die Lokomotive zur Abfahrt pfiff.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wochen waren vergangen, als ich eines Tages einen Brief von G. folgenden Inhalts erhielt:

„Lieber Freund! Das Versprechen, mir deine Ansichten mitzutheilen, wie die Gespenstergeschichte auf natürliche Weise zu erklären sei, hast du zwar noch nicht erfüllt; vielleicht veranlaßt dich aber folgendes Ereigniß, dein Wort zu lösen. Gestern Abend meldete Balthasar, das Gespenst sei ihm erschienen, und zwar habe es dießmal am Kopfe eine große blutende Wunde gehabt. Am nächsten Morgen fanden Arbeiter den Wächter im Tunnel todt. Er war offenbar bei einer nächtlichen Begehung der Strecke von der Lokomotive eines Zuges erfaßt worden und so unglücklich gestürzt, daß ihm der Kopf vollständig vom Rumpfe getrennt wurde. Was sagst du jetzt dazu? Ist das nicht im höchsten Grade sonderbar und tragisch?"

Tragisch wohl, — sagte ich zu mir — aber sonderbar und unerklärlich nicht.

Meine Vermuthung hatte sich bestätigt: der vom Gerüste gefallene Stein war der Schlüssel zu der Spukgeschichte.

Es ist seitdem nicht wieder erschienen — das Tunnelgespenst.

Elsi.

„Und muß es schon gefreiet sein
„Nur um die Elsi will ich frei'n,
„Nach der nur steht mein Sinnen!
Die stolze Dirn'? du armer Tropf,
Setz' dir 'ne Andre in den Kopf,
Die führst du nie von hinnen!

Wie manch ein Bursch sie schon befrug —!
Der ist kein Freier vornehm g'nug,
So reich wie die ist Keine!
„Und hab ich auch nicht Hof und Haus
„Schön Elsi, schlag mich doch nicht aus,
„Sollst seh'n, wie treu ich's meine! —

„Und willst, Johannes, mich zum Weib,
„So muß ich früher doch den Leib
„Zur Hochzeit stattlich zieren;
„Schau dort den Felsen — hast du Muth? —
„Dort wachsen Primeln roth wie Blut —
„Die sollst du mir spendiren!

Mein' Seel'! — das ist ein schlechter Spaß!
Kein Wildheuer mäht sein Futtergras
Auf jenen Fluhgeländen,
Kein Wurzelgräber steigt hinauf,
Sogar die Gemse hält im Lauf
Scheu still vor jenen Wänden.

„Wohin die Gemse sich nicht wagt,
„Wo jedes Menschen Fuß verzagt
„Will ich den Weg mir zwingen!
„Und gäb' es mit dem Himmel Streit,
„Die schönste Blume weit und breit
„Gilt's muthig zu erringen!

Du wolltest — — o verweg'ner Muth!
Um Besseres vergieß' dein Blut,
Schad' um dein junges Leben!
Laß stehn die spröde, schöne Maid —
Erringst du sie — nur Herzeleid
Wird sie als Lohn dir geben! —

Schon hängt er mitten am Gestein,
Es bohrt der Fuß sich krampfhaft ein
In jede Spalt' und Ritze,
Er drückt und schmiegt sich an die Wand
Und zitternd klammert sich die Hand
An jedes Halmes Spitze.

Ein Schmetterling fliegt um ihn her —
O wer so rasch und leicht wie der
Sich tändeln könnt' nach oben!
Hinan! Hinan! — es netzt der Schweiß
Ihm Aug' und Mund, und fieberheiß
Ihm alle Pulse toben.

Er gleitet aus -- er rutscht zurück,
Weh ihm! — Gottlob! er hat zum Glück
Ein Zweiglein noch gefangen!
Der Schreck nahm ihm den Athem fast —
Nun gönnt er sich 'ne kurze Rast
Und schaut mit Sehnsuchtsbangen

Hinauf, von wo ihm wunderhold
Im letzten Abendsonnengold
Entgegen grüßend nicken
Die Blüthenköpfchen purpurroth —
Doch aus der Tiefe starrt der Tod
Ihn an mit hohlen Blicken!

Noch einen Ruck — dann ist's vollbracht —
Nun streck' den Arm aus — leise — sacht!
Nein! pflück' sie mit dem Munde!
„Die Elsi ist mein! — Juchei! juchei!" —
Ein dumpfer Fall, ein geller Schrei,
Und — Nacht ist's in der Runde.

— — — — — — — — — — —

Wer wandelt drüben mit Gesang
So zeitlich schon den Wald entlang?
Ei, Elsi, guten Morgen!
Bist ja gar froh und aufgeräumt,
Hast von 'nem Prinzen wohl geträumt
Der Dich zu frei'n kommt morgen? —

Die Berge rings wie klar und blau!
Nur dort um jenen Felsen — schau!
Zieht noch ein weißer Schleier —
Weißt — wo die Primeln roth wie Blut . . .
Ich will dich führen — hast du Muth?
Ich zeig' dir einen Freier!

Was bleibst auf einmal stehen hier?
Was blickst auf einmal stumm und stier
Entsetzenbleich zur Erde? —
Und ringest dir die Hände wund,
Und wirfst dich auf den feuchten Grund
Mit jammernder Geberde? —

„Johannes! — o Barmherzigkeit!
„Wach' auf! wach' auf! ich bin bereit —
„Komm' laß uns Hochzeit machen!"
O schau' — da liegt er bei der Wand
Die Blume in geschloss'ner Hand,
Und will nicht mehr erwachen.

Von Blut und Thränen sind sie naß —
Gelt Elsi, 's war ein schlechter Spaß?
Er todt — und du von Sinnen!
Und wärst du auch noch 'mal so reich,
Und ist dein Herz auch worden weich —
Wer wird dich künftig minnen? —

Ernst Rauscher.

Ueber Vemgerichte. *)

Vortrag, gehalten im kärntnerischen Museum in Klagenfurt am 15. Dezember 1865.

Von

Max R. v. Moro.

Vemgerichte **), welche auch heimliche Gerichte, westphälische Gerichte, Gerichte auf rother Erde, Freigerichte, verbotene Gerichte, die heilige Veme u. s. w. genannt wurden, hießen jene Gerichte, welche durch mehrere Jahrhunderte des Mittelalters in Westphalen unter ganz eigenthümlichen Formen Rechtspflege übten, ihre Wirksamkeit allmählig über ganz Deutschland ausdehnten, und zur Zeit ihrer Blüthe sich daselbst ein furchtbares Ansehen verschafften.

Der Ursprung des Namens Veme ist nicht festgestellt, und werden die verschiedensten Ableitungen versucht. Manche leiten denselben z. B. vom altdeutschen wemy, so viel als fürchterlich, Andere daher ab, daß in Deutschland die Richtstatt auch Feimstatt genannt wurde. Einige bringen das Wort Veme mit vimen, der in der ältesten Zeit üblichen lateinischen Bezeichnung des Geflechtes oder Strickes, welcher das Zeichen des heimlichen Gerichtes war, in Verbindung, welche Ableitung viel Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Heimliche Gerichte hießen sie, weil bei selben gewisse Heimlichkeiten bestanden, die Todesurtheile den Verurtheilten gewöhnlich geheim blieben, und man selbe erst aus der Vollstreckung erfuhr, westphälische Gerichte, weil Westphalen die Heimat derselben war, und sie auch nur dort vorkamen. Da Westphalen auch unter dem Beinamen „rothe Erde" bekannt ist, so hießen die Vemgerichte auch Gerichte auf rother Erde. Nicht unwahrscheinlich ist, daß mit dem „Roth" der von diesen

*) Die Literatur über Vemgerichte ist zahlreich; ich benützte insbesondere folgende zwei Werke:

1. Die Ritterburgen Rauheneck, Scharfeneck und Rauhenstein mit geschichtlichen Andeutungen über die Vehmgerichte und Turniere von Fr. von Leber. Wien 1844.

2 Die Frei- und heimlichen Gerichte Westphalens von Dr. F. Ph. Usener, Senator. Frankfurt am Main 1832.

**) Das Wort Vem kommt in alten Urkunden niemals mit H vor.

Gerichten ausgeübte Blutbann bezeichnet wird, wie z. B. auch Kriminalgefängnisse häufig mit dem Namen „rother Thurm" bezeichnet wurden. Freigerichte wurden sie genannt, weil ihre Gerichtsbarkeit der Freien Person und Güter umfaßte, verbotene Gerichte, weil in späterer Zeit in einem großen Theile Deutschlands die Landesherren ihren Unterthanen verboten, vom selben Recht zu suchen; die heilige Veme endlich wurde sie als Gericht des heiligen römischen Reiches genannt.

Als der Gründer der Vemgerichte wird Kaiser Karl der Große genannt, und derselbe von den Vemgerichten selbst in ihren Erlässen als solcher aufgeführt. Diese Annahme beruht jedoch nur auf einer Sage und nicht auf historischem Grunde. Ihr Ursprung mag folgender gewesen sein: Die alten Deutschen hatten schon in ihrer heidnischen Vorzeit freie Feldgerichte, die eine nicht geringe Aehnlichkeit mit den späteren Vemgerichten besaßen. Unter Kaiser Karl dem Großen dauerten diese Gerichte fort, entschieden nicht nur über Feldstreitigkeiten, sondern auch über Verbrechen, wie Mord, Diebstahl u. s. w. und verurtheilten mitunter auch zum Tode. Von den Vemgerichten unterschieden sie sich aber wesentlich dadurch, daß sie die Verbrecher zur Vollstreckung des Urtheiles der Landesobrigkeit überlieferten, während die Vemgerichte die Urtheile selbst vollstreckten. Sie verdienten auch noch nicht den Namen der heimlichen Gerichte, weil bei selben keinerlei Heimlichkeit bestand, ihr Verfahren öffentlich und ihre Form rein accusatorisch war. Erst als Engelbert, Erzbischof von Cöln, der bei Friedrichs II. Abwesenheit in Sizilien Reichsverweser war, im J. 1220 Westphalen unter dem Namen eines Herzogthums erhielt, traten an die Stelle dieser öffentlichen Feldgerichte die neuen Gerichte gemischter Natur, welche eine theils accusatorische theils inquisitorische Form, und eine geheime Behandlung erhielten. Damit begannen zu Anfang des XIII. Jahrhundertes die eigentlichen Vemgerichte, deren erste urkundliche Spur im Jahre 1267 erscheint. Als Gründer derselben kann mit vieler Wahrscheinlichkeit der Clerus angesehen werden, worauf die wesentlichen Umstände hinweisen, daß die Erzbischöfe von Cöln, die Bischöfe von Paderborn, Münster und Minden die ersten Vorsitzer der heimlichen Gerichte waren, daß die Geistlichen von selben eximirt, und daß ursprünglich die ausschließenden Fälle ihrer Berathung Abfall von der christlichen Religion, Ketzerei, Zauberei und Kirchenraub waren. Daß Karl der Große der Gründer der Vemgerichte gewesen sei, wird überwiegend dadurch widerlegt, daß sämmtliche gleichzeitige Schriftsteller gänzlich darüber schweigen, und daß zu Kaisers Karl Zeit die deutschen Gerichte eine ganz andere Procedur besaßen, als die nachmaligen

Vemgerichte. Daß Kaiser Karl der Große die Vemgerichte eingesetzt habe, war nach aller Wahrscheinlichkeit eine von den Mitgliedern der Veme ausgestreute Mähre, um das Ansehen derselben zu erhöhen.

Die Vemgerichte waren entweder öffentliche oder heimliche. Erstere wurden öffentlich gehalten, und behandelten bürgerliche Angelegenheiten der Unwissenden, das ist solcher Personen, welche nicht Genossen der Veme waren. Letztere, nämlich die heimlichen, bei denen nur Wissende, das ist Genossen der Veme, zugegen waren, urtheilten über Angelegenheiten der Wissenden, sodann über peinliche Dinge wie Mord, Raub, Mordbrennerei, ferner über Abfall vom christlichen Glauben, Ketzerei, Zauberei 2c.

Was den Ort, wo die Vemgerichte stattfanden, anbelangt, so wurden sowohl die öffentlichen als die geheimen an derselben Stätte, im Freien, unter einem Baume, und zwar bei Tage gehalten. Daß die Gerichtssitzungen in unterirdischen Höhlen, Gewölben u. s. w. stattfanden, ist unrichtig, und kam höchstens in Fällen der Noth oder Gefahr als seltene Ausnahme vor. Die Vemgerichte in schauerlichen Lokalitäten, bei denen schwarz vermummte, verlarvte Richter mit Schwertern in der Hand und hohlen Geisterstimmen fungirten, gehören wohl nur den Ritterromanen an.

Wissende hießen, wie gesagt, die Genossen der Veme, denen die Geheimnisse derselben bekannt waren Sie mußten Deutsche, frei und ehelich geboren und Christen sein. Sie hatten bei ihrer Aufnahme durch einen Eid zu geloben: „Die heilige Veme halten zu helfen und zu ver„hehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und „Bruder, vor Feuer und Wind, vor Allem, was die Sonne bescheint, der „Regen benetzt, vor Allem, was zwischen Himmel und Erde ist.“ Nur auf rother Erde, womit man, wie früher erwähnt, Westphalen, diese Heimat der Veme bezeichnete, konnten Wissende gemacht werden. Die deutschen Kaiser waren meistens Wissende, und dem Erbgrafen von Dortmund, wo das oberste Freigericht bestand, gebührte die Ehre, sie wissend zu machen. Eben so ließen sich die Fürsten und ihre Räthe, so wie die Magistratspersonen der großen Städte zu Wissenden machen. Die Wissenden erkannten sich durch gewisse Zeichen und Sprüche, zunächst durch die vier Buchstaben S. S. G. G., welche „Stock, Stein, Gras, Grein“ bedeutet haben sollen; der Sinn dieser geheimen Losung ist jedoch unbekannt. Bei Tische z. B. hatten die Wissenden das Erkennungszeichen, daß sie das Messer mit der Spitze gegen sich gekehrt hielten. Zu den Heimlichkeiten gehörten auch geheime Alphabete u. s. w. Wer ein

Geheimniß verrieth oder einen Strafwürdigen warnte, wurde unnachsichtlich mit dem Tode bestraft, und, wie die Vorschrift lautete, „sieben Fuß höher als ein anderer Dieb gehängt."

Jedes Vemgericht erstreckte seine Wirksamkeit über einen bestimmten Gerichtsbezirk, und bildete einen sogenannten Freistuhl. Der vorzüglichste Freistuhl bestand, wie schon erwähnt, zu Dortmund, und selber ist noch ziemlich gut erhalten. Nicht ferne von den nördlichen Stadtmauern stehen nämlich an einem kleinen Abhange zwei nebeneinander gepflanzte Linden; unter ihnen befindet sich ein etwa 5 Fuß langer und 3 Fuß breiter steinerner Tisch, auf dessen Mitte ein einfacher Adler in Hochrelief zu sehen ist. Den Tisch umgab von drei Seiten eine ohne Absatz fortlaufende Steinbank. Die ganze Umgebung dieses Freistuhles heißt noch jetzt „der Königshof."

Unter den Mitgliedern der Veme herrschte ein dreifacher Grad der Würde, und waren selbe entweder Stuhlherren, Freigrafen oder Freischöppen.

Stuhlherren waren die, denen der Kaiser, als oberster Herr aller Freistühle, das Recht verliehen hatte, zu bestimmten Stühlen Freigrafen zu ernennen, selbe ihm oder seinem Statthalter zur Ertheilung des Blutbannes zu präsentiren, und die Gerichte zu beaufsichtigen. Die Landesfürsten waren in der Regel Stuhlherren der in ihrem Lande befindlichen Freistühle.

Die Freigrafen führten bei den Vemgerichten den Vorsitz. Ihre Person war heilig und unverletzlich, daher sogar eine Vorschrift bestand, daß sie unbewaffnet reiten und gehen sollen.

Die Freischöppen wurden von den Freigrafen gewählt, und waren zweierlei Ranges:

a) schildbürtige, rittermäßige Freischöppen. Diese waren die eigentlichen Richter in unserem Sinne, von welchen das Urtheil aus den Rechtsquellen geschöpft wurde. Ausgesprochen wurde es sodann von dem Freigrafen;

b) echte, rechte Freischöppen (Frohnboten). Diese mußten die Ladungsbriefe anschlagen, die Schuldigen ausspähen, anzeigen und bestrafen.

Das Gericht bestand aus 7 bis 12 Beisitzern, welche Sitz und Stimme hatten, unter dem Vorsitze eines Freigrafen. Außerdem war ein Schreiber zugegen, der die Verhandlung niederschrieb, und die Todesurtheile in das Blutbuch eintrug.

Was die Competenz der Vemgerichte hinsichtlich der Person betrifft, so konnten ursprünglich nur Wissende vor selbe geladen werden.

Später, als diese Gerichte immer mehr um sich griffen, wurden dann auch Unwissende vorgeladen, jedoch nur vor die öffentlichen Gerichte, während die Wissenden vor die heimlichen gestellt wurden. Geistliche und Frauen waren eximirt, und wurden nicht vor den Richterstuhl der Veme gefordert. Ebenso waren Juden ausgeschlossen, weil man sie dieses Gerichtes nicht für würdig hielt. Es galten jedoch bei den einzelnen Freistühlen in Hinsicht der Competenz nicht die gleichen Grundsätze; ihre Kühnheit in den Vorladungen nahm im Laufe der Zeit immer mehr zu, und ging bei dem Freistuhle in Wünneberg so weit, daß im Jahre 1470 sogar Kaiser Friedrich IV. und sein Kanzler, der Bischof Ulrich von Passau vor denselben geladen wurden, um Leib, Leben und höchste Ehre zu verantworten, unter Androhung, sonst für einen ungehorsamen Kaiser gehalten zu werden. Als der Kaiser ausblieb, bedeutete man ihm in einer nachdrücklichen zweiten Ladung, daß seine Ehre und sein Leben daran hingen, wenn er nicht erschiene, und als der Kaiser und sein Kanzler abermals ausblieben, wurden sie verurtheilt, bei welcher Verurtheilung es dann freilich ohne weitere Exekution verblieb. Einige Volksschriftsteller Oesterreichs erzählen dießfalls, ohne es jedoch verbürgen zu können, daß der verurtheilte Kaiser sich vermummt in die Vemgerichtsversammlung begab, plötzlich, das Ueberkleid abwerfend, sich als Kaiser zeigte, und, als die Wissenden Gewalt brauchen wollten, seine in einem Hinterhalt verborgenen Reisigen rief, die Schöppen ergriffen und in einen Thurm werfen ließ. Auch hinsichtlich des Klagegegenstandes verfuhren die Vemgerichte willkührlich, und legten sich allmählig in allen Sachen, sie mochten was immer betreffen, eine Competenz bei. Es ist nachgewiesen, daß sie nicht nur in peinlichen, sondern in den verschiedenartigsten bürgerlichen Angelegenheiten Recht sprachen. Die Vemgerichte maßten sich auch eine gewisse Obergerichtsbarkeit über andere Gerichte an, und urtheilten über an sie gebrachte Rechtssachen ohne Rücksicht auf frühere Verhandlungen, und häufig unter dem Vorwande der von den ordentlichen Gerichten verweigerten Rechtspflege.

Was die Rechtsnormen betrifft, nach welchen die Vemgerichte Recht sprachen, so galt für selbe insbesondere der Sachsenspiegel als Gesetzbuch. Sie richteten sich ferner nach den verschiedenen, von den General-Capiteln der Stuhlherren und Freigrafen gegebenen Vorschriften, den sogenannten Reformationen, hielten sich aber auch an das alte Herkommen, und selbst an die Ueberlieferungen der einzelnen Freistühle.

Das gerichtliche Verfahren war in der Regel accusatorisch und nur ausnahmsweise inquisitorisch. Der accusatorische Prozeß erheischte

eine förmliche Anklage und eine Ladung. Außer den zur Anklage überhaupt verpflichteten Freischöppen scheint bei jedem Gerichte noch ein besonderer Prokurator als Ankläger aufgestellt gewesen zu sein. Ob die Klage mündlich oder schriftlich bei dem Gerichte angebracht werden mußte, ob selbe untersucht, und erst dann eine Ladung erlassen wurde, ist zweifelhaft. So viel ist gewiß, daß man es nicht genau nahm, daß die Freigrafen willkührlich verfuhren, und auch außer den Gerichtssitzungen Ladungen erließen.

Die förmliche Ladung geschah mittelst Ladungsbriefes, der die Namen des Freigrafen, des Klägers und Geklagten, den Grund der Klage und die Angabe der Gerichtsstätte enthalten mußte. In der Regel wurde er mit dem Namen des dem Freistuhle vorsitzenden Freigrafen unterzeichnet und sein Siegel beigesetzt. Viele Ladungen erwähnen jedoch den Gegenstand der Klage gar nicht, und sind überhaupt nicht in der strengen Form ausgestellt. Die erste Ladung enthielt gewöhnlich die Aufforderung an den Geklagten, sich zu vergleichen, mit dem Beisatze, daß er, wenn der Vergleich nicht zu Stande käme, an einem festgesetzten Tage vor Gericht erscheinen und sich verantworten soll. Diese Ermahnung an den Geklagten, sich binnen einer gewissen Zeit mit dem Kläger zu vergleichen, verordnete bisweilen sogar, wo und durch wen diese Sache gütlich beigelegt werden soll. Gewöhnlich wurden die streitenden Parteien angewiesen, die Streitsache durch Schiedsrichter entscheiden zu lassen. Die Bestimmung des Termines, binnen welchem der Geklagte vor Gericht gefordert wurde, findet sich verschieden vor. In den Ladungen aus dem Anfange des XV. Jahrhundertes sind es meistens 21, später nur 14 Tage. Wenn der Geklagte innerhalb des angesetzten Termines nicht erschien, so wurde gewöhnlich eine zweite, auch wohl eine dritte Ladung erlassen.

Die Ladung wurde dem Frohnboten zur Zustellung übergeben, oder es wurden in wichtigeren Fällen, namentlich wenn es sich um ein Verbrechen handelte, zwei Freischöppen damit betraut. Da dergleichen Zustellungen außer dem Gerichtssprengel der Freigrafen oft mit Unannehmlichkeiten für den Ueberbringer der Ladung verbunden waren, so wurde es Gebrauch, die Ladung an die Stadtthore oder andere Plätze heimlich zu stecken. Hatte der Geklagte keine Wohnung und Heimat, oder konnte er nirgends gefunden werden, so wurde die Ladung an einer Wegscheide nach allen vier Weltgegenden hin ausgerufen, und selbe dann dort angeheftet oder niedergelegt. Wenn der Vorgeforderte sich verbarg, so wurden an Jene, bei denen er verborgen war, Briefe mit der Aufforderung geschrieben, daß sich der Beklagte zur bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte zu stellen habe. Hatte er seine Zuflucht in eine feste Burg genommen, so zog der

Vorlader zu selber, hieb 3 Stücke aus einem Pfosten des Burgthores, und legte das Beil und die schriftliche Vorladung in diesen Einschnitt. Er bewahrte die drei Holzspäne zum Beweise der Vollziehung seines Auftrages auf, und rief den Thorwärter heraus, um durch ihn dem, der in die Burg seine Zuflucht genommen hatte, sagen zu lassen, daß er vorgeladen sei, und daß er die schriftliche Verladung in dem Pfosten finden werde. War der Vorzuladende ein Freischöppe, so geschah die erste Vorladung durch zwei, die zweite durch vier und die dritte durch sechs Freischöppen. Einen Freigrafen lud man das erste Mal mit 7 Schöppen, das zweite Mal mit 4 Freigrafen und 14 Schöppen, und das dritte Mal mit 6 Freigrafen und 21 Schöppen.

Kam es nun zur Abhaltung des Gerichtes, und waren die Beisitzer unter dem Vorsitze des Freigrafen versammelt, so überzeugte man sich vor Beginn desselben, daß kein Uneingeweihter zugegen sei. Sodann wurde die Sitzung eröffnet, oder nach dem gebräuchlichen Ausdrucke „die Bank gespannt“. Vor dem Freigrafen lagen auf dem Tische das bloße Schwert und der Strick. Wurde nach Beginn des Gerichtes einer, der nicht wissend war, darin entdeckt, so wurde er sogleich mit dem Strange hingerichtet.

Erschien der Vorgeladene nicht vor dem Gerichte, so wurde zuerst genau festgestellt, daß die Ladung richtig geschehen sei. Hierauf wurde der Kläger aufgefordert, die Sache zu vertagen, und, wenn er darein willigte, der Ungehorsame in eine Geldstrafe verurtheilt; zugleich eine zweite, und dann wohl noch eine dritte Ladung erlassen. Bestand der Kläger jedoch auf der sogleichen Schöpfung des Urtheiles, so wurde sogleich zu selber geschritten. Zuvor wurde noch der Name des Geklagten vier Mal mit lauter Stimme ausgerufen, und demselben befohlen, zu erscheinen und auf die Beschuldigung zu antworten. Erschien er nach allen diesen Aufforderungen nicht, so wurde dann das Urtheil gefällt. Wurde in einer peinlichen Sache ein Todesurtheil wider einen Abwesenden ausgesprochen, so rief der Richter Folgendes aus: „Zufolge des höchsten „Gesetzes, das Karl der Große gab, und Papst Leo bestätigte, und das „die Fürsten, Grafen, die Adeligen und Freigebornen im Sachsenlande „zu befolgen feierlich geschworen haben, werfe ich diesen Mann von der „obersten zur untersten Stufe herab; ich beraube ihn aller seiner Privi„legien, Freiheiten, Immunitäten und Rechte; ich unterwerfe ihm dem „Königsbanne, dem Hasse, den Verwünschungen, der Feindseligkeit und „der möglichst größten Strafe, die sich nur immer denken läßt; ich mache „ihn aller Gesetze und aller Begnadigung unfähig (achtlos, rechtlos, siegel-

„los, rebelos); endlich verurtheile ich ihn nach den Gesetzen dieses Tribu„nales zum Tode; ich spreche seinen Hals dem Stricke, und seinen Körper „den Raubvögeln zu, damit er von ihnen in der Luft gefressen werde; seine „Seele befehle ich Gott, seine Lehen und sein Vermögen, wofern er wel„ches besitzt, erkläre ich seinem Oberherrn als vollkommen heimgefallen; „sein Weib erkläre ich zur Witwe, und seine Kinder zu Waisen." Nach diesen Worten warf er einen Strick oder ein Stück von ineinander geflochtenen Weidenzweigen über die Stelle des Gerichtes hinweg, die Beisitzer spieen aus und bestätigten das Urtheil. Dieses Urtheil wurde dann an die übrigen Gerichtshöfe abgeschickt mit dem bestimmten Befehle, den Verbrecher, wo man ihn immer finden möge, an den nächsten Baum zu hängen.

Erschien der Angeklagte dagegen vor dem Gerichte, so wurde ihm die Anklage vorgelesen und sodann zur Beweisführung geschritten. Die Frage, wie der Beweis geführt wurde, läßt sich urkundlich mit Bestimmtheit nicht beantworten, weil bei den Vemgerichten mündlich verhandelt, und in die von denselben ausgestellten Urkunden nur die Entscheidung aufgenommen wurde. Da jedoch bei den Vemgerichten der Sachsenspiegel Geltung hatte, so ist anzunehmen, daß auch die in Sachsen üblichen Beweisvorschriften beobachtet wurden. Nach aller Wahrscheinlichkeit fanden also außer dem Urkunden-Beweise zweierlei Arten des Beweises statt, nämlich durch Consacramentalen (Mitschwörer, Eideshelfer) und durch Zeugen. Im ersteren Falle beschwor der Beweisführende die Wahrheit desjenigen, was ihm zu beweisen oblag, und die Eideshelfer beschworen, daß sie glaubten, der Beweisführende habe recht geschworen. Wie viel Mitschwörer erforderlich waren, ist ungewiß. In Privatangelegenheiten scheinen zwei hinlänglich gewesen zu sein. In peinlichen Sachen mußte der Kläger seine Klage gegen einen Freischöppen durch seinen Eid und sechs Eideshelfer bewähren. Wenn nun der Kläger ein Vergehen mit sechs Eideshelfern zu beweisen sich erbot, so konnte der Beklagte dieß verhindern, indem er diesen 14 von seiner Seite entgegen setzte. Jetzt hatte der Kläger noch das Mittel, mit 21 Mitschwörern aufzutreten, worauf der Beklagte verurtheilt wurde. Es stand jedoch dem Beklagten frei, daß, wenn der Kläger den Beweis mit 6 Eideshelfern anbot, er dagegen sogleich 21 producirte, und hiergegen gab es keinen Gegenbeweis, der Beklagte wurde freigesprochen. Daß bei den Vemgerichten auch der Beweis durch Zeugen, welche die Wahrheit oder Unwahrheit des Klagegegenstandes aus eigener Erfahrung wußten, zulässig war, ist unzweifelhaft, es ist jedoch nicht bestimmt ermittelt, in welchen

Fällen dieser Beweis stattfinden konnte. Wahrscheinlich ist, daß derselbe in bürgerlichen und solchen Angelegenheiten, die sich öffentlich zutrugen, Geltung hatte.

Die Art und Weise, wie bei den Vemgerichten das Urtheil geschöpft wurde, bestand darin, daß der Freigraf aus den Mitgliedern des Gerichtes, nämlich den Freischöppen, einen bestimmte, dem es oblag, das Urtheil zu finden. Dieser entfernte sich nun mit mehreren anderen Gerichtsbeisitzern, berieth mit ihnen die Rechtssache, und eröffnete dem Gerichte ihre Entscheidung, welche sodann vom Freigrafen ausgesprochen wurde.

Die Urtheile wurden vom Gerichtsschreiber ausgefertiget, und nicht nur der Inhalt derselben, sondern in der Regel auch die Unterschrift des Freigrafen von ihm geschrieben. Das den Urtheilen und überhaupt den von den Vemgerichten ausgestellten Urkunden angehängte Amtssiegel stellte meistens einen geharnischten Ritter mit einem bloßen, bald in die Höhe, bald abwärts, bald nach der Seite gehaltenen Schwerte vor. Oft enthielt dieses Siegel nur die Darstellung eines Dolches.

Da die Freischöppen die peinlichen Urtheile auch zu vollziehen hatten, so wurde außer dem Urtheile auch ein besonderer Befehl an selbe ausgefertiget, daß der zum Tode Verurtheilte zu hängen sei, und wurde dieser Befehl in mehreren Abschriften an die Freischöppen vertheilt. War der Verurtheilte jedoch anwesend, so wurde er kurzweg gehängt, und weder ein Urtheil noch ein Vollstreckungsbefehl ausgefertigt.

Die bisweilen ausgesprochene Ansicht, daß alle peinlichen Urtheile den Verurtheilten verheimlichet wurden, ist irrig. Es ist bekannt, daß nach altem Rechte jedes bürgerliche und sogar auch peinliche Vergehen ablösbar waren. Ja selbst die Todesstrafe konnte durch Schadloshaltung der durch das Verbrechen Beschädigten aufgehoben werden. Dieses Recht nun würde ganz wirkungslos geblieben sein, wenn der Verurtheilte das Urtheil nicht erfahren hätte. Und in den Urtheilen der Vemgerichte finden wir auch wirklich oft dem Verurtheilten die Befugniß der Abfindung vorbehalten, was natürlich ganz nutzlos gewesen wäre, wenn ihm die Verurtheilung verborgen geblieben sein würde. Handelte es sich aber um unablösliche Verbrechen gegen die Religion oder den Staat, so blieb allerdings das gefällte Todesurtheil geheim.

Zu den von den Vemgerichten ausgesprochenen Strafen gehörte auch die Acht, wodurch Personen, welche einer Vorladung nicht Folge leisteten, des Schutzes der Gesetze für verlustig erklärt, und Jene, welche die Acht nicht anerkannten, selbst als in die Acht verfallen erklärt wurden.

Die Acht war eine allgemeine, die Reichsacht, welche sich auf das ganze Reich, und eine besondere, welche sich nur auf bestimmte Landestheile erstreckte. Die Acht war eines von den wirksamsten Mitteln, welche den Vemgerichten in bürgerlichen Streitigkeiten zu Gebote standen, dem Obsiegenden zu seinem Rechte zu verhelfen, und den Verurtheilten zu vermögen, dem Urtheile Genüge zu leisten. Außerdem erließen die Vemgerichte aber auch Befehle an die Landesobrigkeiten, den Verurtheilten zu exequiren, und sind die Beispiele nicht selten, daß diese Obrigkeiten die Urtheile der Vemgerichte wirklich vollstreckten.

Das nun erörterte Verfahren bezieht sich auf die Fälle, welche vor Gericht zur Verhandlung kamen. Anders aber war es, wenn ein Verbrecher von wenigstens drei Freischöppen auf frischer That ergriffen wurde, in welchem Falle sie ihn ohne alle Verhandlung hängten. Sie steckten dann zum Zeichen, daß der Mann nicht von Räubern getödtet, sondern von Freischöppen gerichtet werden sei, neben dem Erhängten ein Messer in den Baum. Fühlte ein Freischöppe sich zu schwach, einen Verurtheilten zu ergreifen und zu hängen, so mußte er ihn so lange verfolgen, bis er mehrere Freischöppen antraf, die er zu Hilfe rief, und die ihm ohne Widerrede gehorchen mußten.

War ein Verbrecher auf frischer That betroffen worden, aber entwischt, oder hatte ein Verdächtiger einen offenbar schlechten Leumund, so trat das inquisitorische Verfahren ein, wobei weder Vorladung noch Verhör stattfand. Sobald ein Freischöppe einen solchen Missethäter denuncirt, und das Verbrechen nach dem Ermessen des Gerichtes hinlänglich erwiesen hatte, wurde Letzterer von Amtswegen vervemt, das ist zum Tode verurtheilt, und in das Blutbuch eingeschrieben. Zugleich wurden alle Fürsten, Herren, Städte, überhaupt Jedermann, insbesondere Wissende in dem Urtheilsbriefe zur Vollstreckung des Urtheiles aufgefordert. Hierdurch war der Vervemte Tausenden von Freischöppen preisgegeben, die ihn überall verfolgten, und, wo sie ihn trafen, aufhängten. Wer wissentlich mit einem Vervemten Gemeinschaft hatte, verfiel in dieselbe Strafe. Dieses furchtbare Verfahren hatte aber nur bei groben Verbrechen, und in unzweifelhaften Fällen statt.

So gewichtig die Erkenntnisse der Freistühle waren, so gab es gegen selbe doch auch Rechtsmittel. Diese waren die Cassation einer Ladung oder eines Urtheiles, die Restitution und die Appellation. Wie schon erwähnt, war der berühmteste Freistuhl der zu Dortmund, welcher auch den Namen „der Spiegel", „die Kammer des römischen Kaisers" trug. Er bildete eine Art Oberhof, an welchem General-Ka-

pitel gehalten wurden, und dem der Kaiser bisweilen Verfügungen über andere Freistühle auftrug u. s. w. Eine eigentliche Appellations- oder Cassations-Instanz bildete er jedoch nicht. Jeder Freistuhl erachtete sich für competent, die von anderen Freistühlen erlassenen Ladungen und geschöpften Urtheile, wenn sie in der Wesenheit oder in der Form unrichtig waren, zu cassiren.

Die Restitution wider ein Endurtheil konnte nur ein Wissender ansprechen, weil zu diesem Zwecke der Verurtheilte persönlich im heimlichen Gerichte erscheinen mußte, welches Recht, wie gesagt, dem Unwissenden nicht zustand. Um die Restitution zu erwirken, mußten zwei Freischöppen den Stuhlherren unter Anführung der Gründe für den Verurtheilten außergerichtlich um selbe bitten. Der Stuhlherr versammelte hierauf die in der Nachbarschaft angestellten Freigrafen, und, wenn diese die Restitution für zuläßig erkannten, so trat ein Freischöppe mit dem Verurtheilten, der einen Strick um den Hals, und einen Königsgulden in der Hand hatte, vor das Gericht, und wurde dann in den vorigen Stand gesetzt.

Die Appellation gegen Verfügungen der Vemgerichte ging an den Kaiser, und wenn der Thron erledigt war, an den Statthalter. Sie war binnen 10 Tagen vom Tage der Zustellung des Urtheiles an einzubringen. Auch bezüglich der Appellation beobachteten die Freigerichte keine Gleichförmigkeit, und einige weigerten sich sogar, selbe anzunehmen. weil gegen Erkenntnisse der Vemgerichte keine Appellation stattfinde. Dieß war jedoch nicht von Bedeutung, weil viele Fälle vorliegen, daß die Appellation von den Kaisern, von denen doch alle Rechtspflege ausging, als in dem Rechte gegründet anerkannt, und die Appellanten von denselben vorgeladen wurden, an einem bestimmten Tage vor ihnen selbst, oder vor einem von ihnen bestimmten Gerichte zur Austragung der Sache zu erscheinen. Die Vemgerichte, welche sich gerne als oberste Gerichtshöfe betrachteten, bekämpften jedoch fortwährend die oberherrliche Gewalt des Kaisers, und wollten ihm selbe nur dann, wenn er wissend war, gestatten. Manche Vemgerichte gingen sogar noch weiter und cassirten vom Kaiser erlassene Appellations-Urtheile, wenn er nicht wissend war.

Der glänzendste Zeitraum der Vemgerichte fällt in das 14. und 15. Jahrhundert. Damals standen sie in solchem Ansehen, daß nebst den Fürsten die Minister an den Höfen und die Magistratspersonen der bedeutendsten Städte sich in selbe aufnehmen ließen. Wenn gleich Freistühle, an denen Vemgerichte abgehalten wurden, wie gesagt, nur in Westphalen bestanden, so waren doch in allen deutschen Gauen

die Mitglieder dieses furchtbaren Bundes verbreitet, Baiern und Schwaben, Franken und Oesterreicher waren häufig Freischöppen. Was namentlich Oesterreich anbelangt, so liegen urkundliche Beweise vor, daß Oesterreichs Herrscher und Bürger mit den westphälischen Vemgerichten in Berührung gekommen sind. Speziell Kärnten betreffend, so sind mir zwar keine Beweise bekannt, daß die Veme sich auch hierher erstreckte, ich zweifle jedoch nicht, daß ihr mächtiger Arm bisweilen auch in unser Vaterland griff. Allgegenwärtig war ihr spähendes Auge, unentfliehbar ihre Macht, unantastbar erschienen ihre Mitglieder, deren Gesammtzahl im 14. und 15. Jahrhundert über 100.000 Köpfe gestiegen sein soll. Die Ursache, warum man sich so häufig um Aufnahme bewarb, war theils, weil Freischöppen im Falle der Anklage manche Privilegien genossen, und nicht leicht verurtheilt wurden, während sie Nichtwissenden schädlich werden konnten, theils weil die „Wissenschaft" den Freigrafen und Freischöppen ebenso wie den Stuhlherren ein nicht unbedeutendes Einkommen verschaffte. So erhielt z. B. der Freigraf von jedem aufgenommenen Schöppen, wenn er rittermäßig war, eine Mark Goldes, sonst eine Mark Silber; auch bezogen sie einen regelmäßig in Geld und Naturalien bestehenden Gehalt vom Stuhlherrn, sowie einen Theil der Geldbußen.

Die Vemgerichte waren zur Zeit ihrer Blüthe gewiß eine Wohlthat für Deutschland, denn in jener Zeit des Mittelalters, wo selbst des Reiches Acht, des Kaisers Landfriede, des Papstes Bannstrahl, somit alle weltliche und geistliche Gewalt keine Wirkung hatten, da übte die Veme eine unwiderstehliche Macht auf Hoch und Nieder aus, und wem in der Nacht die drei Späne aus dem Burgthore gehauen wurden, der wußte, daß ihn die Strafe sicher ereilen werde, vor der es keine Flucht, keine Gnade gab. In jener Zeit scheiterte alles vor den ordentlichen Gerichten angebrachte Recht an Verschleppung, Endlosigkeit des Verfahrens und Mangel an Vollziehung. Die Veme allein sprach nicht allein, sie übte auch Recht. Rasch war ihre Procedur, streng ihre Exekution. Der Mörder empfing bisweilen schon seinen Lohn, ehe der Leichnam des Erschlagenen noch erkaltet war. Der schwerfälligen Gerechtigkeitspflege der damaligen Jahrhunderte gegenüber wirkte sie wie eine übermenschliche Macht, und wenn sie den auf Burgmauern und Vasallen trotzenden Gewaltigen gegenüber Wirkungen sichtbar machte, die ganze Schaaren von Reisigen nicht erzielen konnten, so ist es erklärlich, daß sie in den Augen der Zeitgenossen etwas Gespensterartiges und Schreckhaftes hatte. Zur großen Macht der Vemgerichte trugen ferner noch insbesondere zwei Umstände bei, erstens, daß denselben jeder im deutschen Reiche Angesessene, ohne Unterschied des Ranges

und Standes unterworfen war, zweitens, daß sie gleichsam als Appellationsinstanzen von ganz Deutschland galten. Wer im deutschen Reiche eine Forderung an einen Gegner hatte, der ihm vor den ordentlichen Gerichten nicht Rede stehen wollte, der wendete sich an das westphälische Gericht, verschaffte sich von selbem Ladungen und Urtheile, und da letztere sogleich allen Stühlen, somit allen Freischöppen bekannt gemacht wurden, so setzten sie Tausende in Bewegung, die durch den strengsten Eid verbunden waren, weder Eltern noch Kinder, weder Verwandte noch Freunde zu schonen.

Doch eben darin, daß die Vemgerichte sich immer weiter verbreiteten, die Anzahl ihrer Mitglieder übermäßig zunahm, und bei deren Aufnahme die sorgsame Auswahl außer Acht gelassen wurde, lag ein vorzüglicher Grund, daß ihr Ansehen sank, und dieses Institut der Auflösung entgegenging. Immer häufiger kamen nun die Fälle vor, daß unfähige, eigennützige und parteiische Mitglieder ungerecht und grausam urtheilten, daß man wirkliche Bösewichte in Folge von Bestechung entwischen ließ, dagegen Unschuldige ohne Vorladung und Verhör verdammt wurden. Die Untersuchung und Aburtheilung geschah ganz willkührlich ohne Kenntniß und Beachtung der Gesetze, ja man wendete bisweilen sogar die Tortur an. Ein weiterer Grund des Unterganges der Veme lag in dem Mangel einer feststehenden Rechtsnorm. Man richtete, wie gesagt, nach altem Herkommen, nach dem Sachsenspiegel, nach den besonderen Ueberlieferungen jedes einzelnen Stuhles — allein diese widersprachen sich öfters geradezu in ihren Normen. Die Veme griff auch in fremde Jurisdictionen ein, verletzte kaiserliche und päpstliche Privilegien, und rief so immer mehr den Unwillen der deutschen Fürsten hervor, welche die Wirksamkeit derselben zu regeln und zu beschränken begannen, sie theilweise gänzlich aufhoben, ihren Unterthanen verboten, vor selben Recht zu suchen, und endlich sogar gegen die ergriffenen Freischöppen mit strengen Strafen vorgingen. Rüstig erhob sich dagegen immer mehr die gelehrte Rechtspflege, welche seit dem 12. Jahrhunderte aus den oberitalischen Schulen sich über ganz Deutschland ausbreitete. Vor der nun allmählig eintretenden geordneteren Rechtspflege, wozu namentlich die Einführung des Reichskammergerichtes durch Kaiser Maximilian I. und Erlassung der peinlichen Halsgerichtsordnung durch Kaiser Karl V. wesentlich beitrugen, verschwand die Veme nach und nach; sie trat jedoch theilweise noch im 18. Jahrhundert auf, und gab z. B. Kaiser Leopold I. noch im Jahre 1704 dem Marchese del Vasto ein Privilegium gegen westphälische Gerichte. Selbst am Ende des 18. Jahrhundertes gab es noch Freistühle im Herzogthume Westphalen, und erst im Jahre 1811 wurde das dort fort-

während in alter Weise gehaltene Freigericht durch die französische Gesetzgebung aufgehoben. Ja, bis in unsere Zeit sollen dort noch einzelne Freischöppen leben, heimliche Gerichte halten, und sich standhaft weigern, ihre Losung zu offenbaren.

Der Geist dieses denkwürdigen Institutes war der des Mittelalters, auf dessen Boden es erwuchs Mit dem Wesen dieses Zeitraumes eng verflochten, hatte die Veme während dessen Dauer ihre hohe Bedeutung, erbleichte und erlosch jedoch am Ausgange desselben vor dem aufsteigenden Lichte der neueren Zeit.

Die Ameise.

Wenn die Eltern ihren Kindern, die Lehrer ihren Schülern ein mustergültiges Beispiel des Fleißes und der Betriebsamkeit vorzuführen beabsichtigen, werden sie sicherlich auch die kleine Ameise nicht vergessen. Emsig ist aber auch das gedachte Thier, emsig, unverdrossen und unerschütterlich. Tritt nur hinein in einen Haufen von Ameisen, zerstöre ihre Bauwerke und du wirst die flinken Wesen wohl einen Augenblick rathlos zerstäuben, dann aber ohne Zögern sich wieder sammeln und das Zertrümmerte neu erbauen, das Unvollendete vollenden sehen.

Die Ameisen gehören zu den Ringelthieren, deren Leib aus einer größeren oder kleineren Anzahl von aufeinander folgenden Ringen gebildet zu sein scheint. Als Ringelthiere reihen sie sich wieder in die Klasse der Kerbthiere und als letztere in die Gruppe der Hautflügler. Sie besitzen einen aus drei sich scharf sondernden Theilen, nämlich dem Kopfe, der Brust und dem Hinterleibe, zusammengesetzten Körper mit sechs Füßen. Der Mund hat Kinnladen und vier ungleiche Freßspitzen; die Fühlhörner sind fadenförmig und gebrochen; zwischen der Brust und dem Hinterleibe befindet sich eine aufrecht stehende Schuppe. Den Geschlechtsameisen sind vier häutige, horizontal liegende Flügel zu eigen. Die geschlechtslosen Thiere oder sogenannten Arbeiter, denen diese Flügel so wie auch die Nebenaugen und oft sogar die Augen fehlen, zeichnen sich dagegen durch einen größeren Kopf und starke Oberkiefer aus, auch sind dieselben gleich den Weibchen mit einem Stachel versehen, der zur Vertheidigung dient und aus welchem die ätzend wirkende Ameisensäure hervorbringt.

Man kennt mehr denn 50 Arten von Ameisen. Sie leben alle in

geselligen Vereinen und führen einen gemeinsamen, förmlich geregelten Haushalt.

Da gibt es Könige und Königinen, Herren und Knechte, Meister und Bauleute.

Sie haben ihre Festspiele und Tänze, sie führen blutige Kriege und unternehmen bisweilen große Wanderungen.

Der Schauplatz ihres Waltens und Wirkens findet sich theils unter der Erde, theils in hohlen Bäumen.

Der Boden muß locker und trocken sein.

Alle Arbeiten und Anstrengungen, alle Sorgen und Mühen fallen den Geschlechtslosen zur Last. Diese durchbohren den Grund und schaffen das ausgehobene Erdreich bei Seite. Sie fügen und stützen die Wölbungen in Schachten mittelst kleiner Steine, Holzspänchen, Strohfasern, Fichtennadeln und ähnlicher Materialien. Um sich gegenseitig nicht zu stören, theilen sie sich in größere und kleinere Haufen, deren jeder unter einem Anführer und Meister eine gewisse Partie der Arbeit übernimmt und durchführt.

Aufgabe der Geschlechtslosen ist die Pflege und Erziehung der Jungen.

Männchen und Weibchen schwärmen, um nichts sich kümmernd, auf und nieder.

Von Letzteren gibt es immer mehrere in einem Schwarme und jedes legt im Verlaufe der schönen Jahreszeit wohl an 7000, dem freien Auge kaum wahrnehmbare Eierlein.

Bei Einbruch der Kälte werden diese von den emsigen Arbeitern tief in den Bau hinabgetragen um nach Wiederkehr des Frühlings an die warme Sonne zurückgebracht zu werden. Aus den Eiern entwickeln sich kleine, mit Freßwerkzeugen versehene Larven, die rasch anwachsen und sich verpuppen.

Diese Puppen nun, welche fälschlich Ameiseneier genannt werden und als Vogelfutter einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bilden, verursachen den arbeitsamen Thieren große Mühen und Sorgen. Sobald das Wetter günstig, gilt es dieselben an die Sonne zu legen; fällt Sturm, Frost oder Regen ein, müssen sie wieder im Bau vor schädlichen Einflüssen bewahrt werden. Kommt ein Ungemach über die Colonie, so sind die redlichen Stiefeltern vorerst bedacht, ihre Pfleglinge zu schirmen und an einen sicheren Ort zu tragen.

Nach Verlauf einiger Wochen entschlüpfen die jungen Ameisen ihrem Gehäuse. Die Zahl der Geschlechtslosen ist überwiegend; Männchen und Weibchen, die schon im Beginne ihrer Lebensrolle den Vorzug einer grö-

ßeren Gestalt geltend machen, schwärmen alsbald in der Luft umher. Die Männchen lassen selten im Haufen sich finden, und die Weibchen (welche an Größe noch den Männchen überlegen sind) gastiren nur im Bau behufs der Ablegung ihrer Eier.

Das fröhliche Schwärmen der Geschlechtsameisen findet aber in der Regel ein baldiges Ende. Die Flügel brechen oder fallen aus und das ermattete Thier wird seinen lauernden Feinden, insbesondere den Vögeln, zur Beute.

Den Winter bringen sämmtliche Ameisen in den tiefsten Kammern ihrer Bauten, von todähnlichem Schlummer befangen, zu. In diesem Zustande nehmen sie keine Nahrung zu sich, und Alles, was man vordem von Wintervorräthen und förmlichen Magazinen in den Ameisenschachten behauptete, gehört in das Bereich der Erfindung.

Sie brauchen für die Periode der Erstarrung nichts einzusammeln und sammeln auch nichts ein; finden sich dennoch Getreidekörner, Harzstückchen u. s. w. vor, so kommen diese nicht als Nahrungsmittel, sondern nur als Baumaterialien in Betracht zu ziehen..

Alle, welche in einem, wenn auch noch so großen Gemeindewesen leben, kommen unter sich ohne Zank und Hader durch, naht aber der Bürger eines fremden Ameisenstaates, so erfolgt eine allgemeine Erhebung, und dem Eindringling liegt es ob in der Flucht sein Heil zu suchen, wenn er nicht den muthwilligen Versuch mit dem Leben zahlen will.

Jeder Haufen bildet ein kleines, für sich abgeschlossenes China.

Die Nahrung der Ameisen findet sich sowohl im Thier- als Pflanzenreiche. Sie überfallen und tödten Mücken, Käfer und andere Insecten, zernagen und verzehren todte Vögel, Mäuse u. s. w. Unter den Vegetabilien wählen sie vorzüglich Früchte mit süßem Geschmack. Honig ist ihr Lieblingsgericht, daher sie auch den Blattläusen wegen des denselben eigenthümlichen Saftes nachstellen.

Die Ameisen wiegen in der Regel den Schaden, welchen sie durch das Benagen der Baumfrüchte und die Unterminirung des Bodens anrichten, durch den von ihnen gebotenen Nutzen reichlich auf.

Sie vertilgen eine Unzahl schädlicher Larven und Raupen und üben, indem sie manch stinkendes Aas verzehren, das Amt unermüdlicher Säuberer im Haushalt der Natur. Auch werden Ameisenbäder und Ameisensäure als Heilmittel gerühmt.

Die Farbe unseres Insectes ist im Allgemeinen theils schwarz, theils roth, doch gibt es, abgesehen von Nüancen, auch gelbe und grüne Ameisen. Die größte Art Europas ist die auch in Nordamerika sich vorfindende

Roß- oder Baumameise mit braunen Hüften und einem eiförmigen Hinterleibe. Sie wird etwas über einen halben Zoll lang und schlägt ihre Wohnungen in hohlen, morschen Bäumen auf. Kleiner sind die rothen Wald- oder gemeinen, dann die gelben oder rothgelben Ameisen.

Die kleinste der europäischen Arten ist die schwarze Rasen- oder schwärmende Ameise.

Die größte von allen ist aber die einen vollen Zoll lange Zugameise Surinams und die gefürchtetste von allen die an Umfang kaum einem Gerstenkorn vergleichbare sogenannte verwüstende Ameise Ostindiens und Südamerikas.

Die Roßameise lebt in verhältnißmäßig nur sehr kleinen Gesellschaften und Haufen.

Von den Waldameisen aber schaaren sich viele Tausende zusammen und bilden wunderbar organisirte Staaten und Familien. Da gibt es, wie schon Eingangs bemerkt worden, hohe Herrschaften und schlichtes Volk, Zimmerleute, Maurer und Taglöhner. Ja, selbst eigentliche Sklaven finden sich. Diese sind aber nicht im Haufen geborne Sprößlinge derselben, sondern geraubte Kinder einer andern, kleineren Art. Ein Theil der Staatsbürger hat nämlich ausschließlich sich dem Sklavenfange zu widmen. Da aber die zur Sklaverei erkornen Arten ihren Angreifern sich nicht widerstandslos überliefern, so sind diese Raubzüge stets mit Mühen und Gefahren verbunden. Auch handelt es sich nicht darum, bereits erwachsene und daher mehr oder minder stützige und schwer abrichtsame Individuen einzufangen; das Augenmerk der Räuber ist den Larven und Puppen zugewendet, welche sofort in die Nester geschleppt und zum Frohndienste förmlich aufgezogen werden.

Das zahlreichste Contingent zum Sklaventhum liefern die entschieden dunkelfarbigen kleinen Ameisen, deren Staaten von den röthlichen und rothen fortan mit Krieg überzogen, ausgeplündert und zerstört werden.

Die gelbe Ameise verfällt um Vieles seltener dem Sklavenlose. Sie vertheidigt ihre Freiheit mit der größten Herzhaftigkeit und bewährt sich auch, selbst wenn sie in die Sklaverei gekommen, viel unbotmäßiger als die Abkömmlinge der schwarzen Arten.

Die vornehmen Gebieter und Gebieterinen führen, wie die neueste Forschung versichert, häufig ein feiges, wahrhaft orientalisches Genußleben. Sie sind, was sie sind, einzig und allein durch den Knechtssinn ihrer Leibeigenen. Mangelt ihnen die hilfreiche Dienstleistung der Sklaven, so nimmt das Elend, der Hunger sie in Empfang, da sie sich nichts zu verschaffen, ja nicht einmal sich selbst zu füttern im Stande sind.

Daher geschieht es denn auch, daß die Stellung des Herrn und Dieners sich gründlich verkehrt. Die Sklaven entscheiden über die Beibehaltung oder das Aufgeben der Wohnungen und schleppen ihre Gebieter sammt deren Familien zwischen den Kinnladen fort.

Anderseits liefern die Sklaven wieder Beispiele einer rührenden Anhänglichkeit. Sie sind es, die, wenn ein Bau zerstört worden ist, vorerst um ihre hilflosen Meister sich kümmern, neue Zellen, neue Ordnung schaffen und den Verwundeten Pflege und Wartung angedeihen lassen.

Zu den Berufsgeschäften der Sklaven gehört auch mehrentheils das Einfangen der Blattläuse, die gleich Kühen gemolken und sorglich gepflegt werden.

Ueberhaupt kommt eine Mißhandlung der Untergebenen durch ihre Gebieter selten vor. Ja, es gibt sogar Fälle, wo die Herren den ganzen Bau und das Einsammeln des Futters besorgen, während den Sklaven einzig der innere Hausdienst und die Bewachung der Brut überlassen ist.

Es gibt Fälle, wo die Herren den Wärterdienst am Krankenlager der Sklaven versehen. Allerdings gehören derartige Vorkommnisse in das Bereich der Ausnahmen, dann aber führen die Sklaven auch ein höchst gemüthliches und sorgloses Dasein. Wir haben oben bemerkt, daß der Nutzen, welchen die Ameisen liefern, in der Regel größer sei als der Schaden, welchen sie stiften, und zugleich der verwüstenden Ameise Ostindiens und Südamerikas erwähnt, der eben durchaus kein ersprießliches Wirken nachgerühmt werden mag. Dieses kleine Thierchen hat ein derart scharfes Gebiß, daß ihm (Metall und Steine ausgenommen) die festesten Körper keinen Widerstand leisten. Als ein Feind des Sonnenlichtes zieht es in Schaaren von vielen Tausenden auf verborgenen Pfaden fort. Binnen wenig Stunden ist in den gesundesten Baumstamm von unten nach oben hinauf ein Hohlgang von mehreren Ellen gebohrt. Ueber Mauern setzen diese Ameisen, indem sie aus feuchter Erde Gewölbe bilden und dieses bis zu einem Punkte fortführen, der einen Durchbruch gestattet. Sie überfallen Magazine und Wohnhäuser und bohren sich durch die Balken und Rohrdecken von den Kellern bis zu den Dachböden hinan In kürzester Frist sind die kostbarsten Seidenstoffe, die werthvollsten Specereien zernagt. Selbst Stubenvögel fallen über Nacht den Würgern zum Opfer.

Ein keineswegs harmloses, gleichwohl aber auch nicht unbedingt zu verwünschendes Geschöpf ist die Zugameise Westindiens.

Sie erreicht die Größe einer Wespe, hat einen rostbraunen behaarten Körper, einen gewaltigen Kopf und ein mit vier Dornen bewaffnetes Bruststück.

Sie lebt in großer Gesellschaft 6 bis 8 Fuß unter der Erde. Die Wohnungen sind mit zahllosen Gängen versehen und sorgsam mit Oliven- und Citronenblättern ausgefüttert.

Dieses Laub wird Nachts gewonnen, indem etwelche Thiere den Baum emporklettern, die Blätter abbeißen und den am Fuße des Stammes Lauernden vorwerfen.

Um über Abgründe und Wässer zu gelangen, klammern sie sich eine an die andere fest, und warten, eine lange Kette bildend, den Windstoß ab, der sie hinüberträgt.

Alle drei oder vier Jahre treten sie großartige Wanderungen an und überfallen Dörfer und Städte. Die Einwohner denken selten daran, den seltsamen Gästen feindlich entgegenzutreten. In Surinam pflegt man sogar Zimmer und Schränke zu öffnen, sobald die Zugameisen sich blicken lassen. Und in der That, mag auch Speisekammer und Garderobe da und dort von den geschäftigen Nagern arg heimgesucht werden, die Ausrottung von Mäusen, Skorpionen, Spinnen, Stechfliegen und sonstigem Ungeziefer versöhnt mit der fast grauenhaften Freß- und Mordlust dieser Insecten.

Die **Termiten** oder weißen Ameisen sind gleichfalls Kerbthiere, gehören jedoch in die Gruppe der Netzflügler.

Sie unterscheiden sich von den Ameisen durch die zarten, geaderten Flügel und das Nichtvorhandensein des den letzteren Insecten eigenthümlichen, zwischen Brust und Hinterleib emporstehenden Schüppchens.

Sie kommen in vielen Eigenschaften und Gewohnheiten mit den Ameisen überein, weichen jedoch in mancher Beziehung von denselben ab.

Auch bei den Termiten finden sich Männchen, Weibchen und Geschlechtslose. Die ersteren beiden haben Flügel Man kennt 21 Arten.

Sie leben einzig in der heißen Zone, erreichen an Größe kaum die kleinste der europäischen Ameisenarten, bauen jedoch wunderbare Gebäude in der Form von Gewölben, Pyramiden und Thürmen bis zu einer Höhe von 20 Fuß auf. Sie bilden Vereine von Millionen. Die zerstreuten Wohnungen sind mit dem Hauptorte stets durch unterirdische Gänge verbunden.

Das Materiale der Bauwerke besteht aus winzigen Erd- und Thonklümpchen, welche von den Arbeitern (Larven) durch Speichel zusammengeleimt werden und eine staunenswerthe Festigkeit gewinnen.

Aus der Ferne lassen sich Termitenhügel von Dorfschaften der Menschen schwer unterscheiden.

Jede einzelne Pyramide, jeder einzelne Thurm enthält ein Labyrinth von Gängen, Hallen, Kammern und Zellen. Es finden sich die Gemächer des Königs und der Königin, die Appartements des Hofstaates und der Nachkommenschaft. Auch Magazine und Vorrathskeller sind nicht vergessen.

Sie hassen das Licht und die freie Luft, daher sie beiden keinen Zutritt in ihre Wohnungen gestatten und um Futter zu erlangen stets gedeckte Gänge bauen, durch welche sie abgehen und wieder in ihr Gehöfte zurückkehren.

Ihre Lieblingsnahrung ist trockenes, weiches Holz. Sie höhlen die stärksten Kiefern und Tannen bis auf die Rinde aus. Wird ein Bau beschädigt, so eilen die Geschlechtslosen, welche den Kriegerstand bilden, wüthend heran und überfallen den Feind.

Ist die Gefahr beseitigt, so finden die arbeitenden Larven zu Tausenden sich ein und machen den erlittenen Schaden wieder gut.

Sobald die Nymphen oder Puppen sich in vollkommene Insecten verwandelt haben, beginnt der Ausflug. Das wirbelt dann in der Luft gleich Wolken auf und nieder. Nach wenigen Stunden jedoch hat das muthwillige Treiben ein Ende. Den Thieren fallen die Flügel aus und sie sinken ermattet zur Erde und werden entweder den Vögeln zur Beute, oder von den Eingebornen gesammelt und als Leckerei geröstet.

Die wenigen Paare, welche dem Verderben entrinnen, werden von den Termitenlarven eingesammelt, in ein Gelaß, von dem aus die Kammern für die Eier, Larven und Nymphen fortlaufen, eingesperrt und mit größter Sorgfalt und Unterwürfigkeit gepflegt. Jede Colonie hat nur einen König und eine Königin. Der Leib der Letzteren schwillt in Bälde derart an, daß sie 2000mal größer erscheint, als sie ursprünglich war. Sie soll binnen 24 Stunden 80.000 Eier legen.

Das ist nun die schwerste Zeit für die Arbeiter, denen die Wartung und Pflege dieses zahlreichen Nachwuchses, der Bau neuer Räumlichkeiten, und die Herbeischaffung von Nahrungsmitteln obliegt, während die Soldaten mit ihrer Herzhaftigkeit für die Sicherheit der Colonie einzustehen haben.

So wenig aber dem Haushalt der Termiten und ihrer Baukunst die Bewunderung versagt werden kann, so wenig ist ihre Nähe für den Menschen erfreulich. Mit rasender Schnelligkeit zerstören sie den prächtigsten Wald und fressen die Hütten der Neger in des Wortes vollster Bedeutung auf. Gelangen sie in Magazine und Nischen, ohne gleich im Beginn ihrer Thätigkeit entdeckt zu werden, so wüthen sie gleich einem verheerenden Brande. Dabei entwickeln sie eine verhängnißvolle Schlau-

heit. Ist dem auserwählten Opfer ihrer Beißwerkzeuge nicht von unten beizukommen, so durchbohren sie die Decke des Gemaches und führen von derselben senkrechte Röhren auf den Gegenstand hinab. Auch vergessen sie nicht bei derlei Unternehmungen Schildwachen auszustellen, die, sobald Gefahren drohen, ein Zeichen mit ihren Fühlhörnern geben.

Jedenfalls bleiben die Termiten gleich den eigentlichen Ameisen höchst merkwürdige Thiere. Deßhalb spielen die kleinen Insecten auch in den Fabeln und Parabeln aller Völker eine bedeutsame Rolle. Sie gelten als Ideale des Fleißes, der Geschicklichkeit und eines unbeugsamen Muthes.

Der berühmte persische Dichter Mewlana Abderrahman Dscham. singt in seinem „Dichtergarten“: als eine Ameise einst ihre Lenden mit Kraft umwob und ein Heupferd, das zehn ihres Gleichen an Gewicht übertraf, emporhob, rief man erstaunt: Seht doch diese Ameise! wie ist es möglich, daß sie mit so geringer Kraft eine so bedeutende Last hebe? Da die Ameise diese Worte vernahm, lächelte sie und sprach: Nicht Leibeskraft und Körpergröße sind es, wodurch Männer Lasten heben. Ihre Stärke ist der feste Wille und ihr Arm ein hohes Streben.

Ludwig Bowitsch.

Gasteiner Studien.

Die Wintersendinnen.

Beschränkte Geister sind alle Menschengeister, der eine mehr, der andere weniger. Die Beschränkung in sittlicher und intellectueller Beziehung mindern ist Aufgabe vieler Stände und jedes Gebildeten. Jeder thuts nicht — und die es thun, thun es nach ihrer Weise oft mit lächelndem Munde — oft auch mit gelehrter Miene. Der Eine findet in jeder Sage Aberglauben — der Andere erfindet eine neue Märe, um einen solchen auszurotten. Unerschöpflich ist der Volkshumor, der sich freilich oft auf Kosten der Dummheit belustiget und mit Absicht einen neuen Nebel erzeugt. Nicht selten aber ist er eine unersetzliche Correction der Dummheit. So zum Beispiele kennt Jedermann in den Alpen das Sprüchlein: „Auf der Alm is ka Sünd!“ — aber es ist nicht Jedermanns Sache oder Wille, es richtig zu deuten. Das hat nun — wer weiß, seit wie lange — der schlimmen Auslegung das Märchen von den Wintersendinnen den Riegel vorgeschoben. Darin spricht sich ebenso wie in den versteinerten Mandln

die tiefe Ahnung einer gerechten Weltordnung aus, welche die Gesetze menschenwürdiger Sitten nicht ungestraft übertreten läßt. Obwohl das Märchen unter dem Landvolke nicht unbekannt zu sein scheint, so habe ich es doch erst vor Kurzem zum ersten Male gehört, und zwar mit ziemlich localer Färbung, die — keineswegs meine — doch vielleicht eine Zuthat ist, da ich es zugleich aus dem Gößgraben hier und aus der Langalm im Lisergraben höre.

Versetzen wir uns also in die gemüthliche Gesindestube, wo nach des Tages Mühen der gesprächige Knecht sein Pfeifchen raucht und die Mägde hinter dem Spinnrade sich mit Altem und Neuem unterhalten. Das ist der Ort und das ist die Zeit, wo die Märchengeister sich zu recken und strecken beginnen, im Dampf des Tabaks und mit dem Faden auf die Spule wickeln lassen.

Man sprach vom Gößgraben, von den felsumgürteten Wiesen der Wirthalpe, von der Pracht des Ritteralmbachfalles, als noch mächtiger Wald ihn überragte — da nimmt der Knecht das Wort: „Haben Sie nie etwas gehört von der Waldhütte ob dem Falle, die einst im Sommer mit Kühen bestellt war, nun aber ganz abgekommen ist. Dort herum war saftiger Weideboden, jetzt wächst dort schon lange der Wald. Die Leute getrauten sich nicht mehr hinauf, weil es daselbst nicht geheuer war. Die Kühe kamen oft heim, als wären sie schon gemolken, oder es fiel die eine oder die andere auf dem ebenen Boden. Die Käselaibe waren über Nacht in anderer Reihe aufgestellt und erst die Donnerwetter kamen alle in der Nähe zusammen, die Blitze gingen an den Nachbarbäumen nieder, als wenn sie oben in den Felsen keinen Ort treffen könnten, und einer hat auch die Hütte in Brand gesetzt, worauf sie nimmer hergerichtet wurde. Noch ärger und unheimlicher als im Sommer ist es da im Winter zugegangen.

Die Jäger wußten es gar gut, daß sie im Winter in der Waldhütte nicht übernachten durften, denn es ging da gar schauerlich her, und die Wintersendinnen büßten an ihnen ihren Muth und verwandelten sie zuletzt in ihre Ochsen und Stiere.

Aber die Neugier ist schon bei manchen Menschen unüberwindlich und so gedachte ein kühner Wildschütz einmal genau dahinter zu kommen, zumal er eine geweihte Kugel in seiner Büchse hatte und hörte, daß ein Schuß zur rechten Zeit dem Spuk ein Ende mache. Gesagt, gethan. Er richtete sich mit seiner Gemse spät Abends auf den Oberboden der Hütte, von wo er ruhig und bequem auf den Herd durch eine Bodenlücke niederschauen und der kommenden Dinge harren konnte.

Die Müdigkeit und Kälte überwältigte ihn jedoch und er verfiel in einen tiefen Schlaf, aus welchem ihn erst heftiger Peitschenknall und das

Geläute der herannahenden Herde weckte. Er schaut und schaut — bei schwachem Mondlichte sieht er sie herbeikommen, die schwarzen Kühe und mißgestalteten Ochsen, hinter ihnen zwei Sendinnen mit tief ins Gesicht gedrückten Hüten und mehrere Halter sammt Halterbuben. Schweigend gehen sie einher, schweigend setzen sie sich auf die Bank um den Herd, nur die Sendinnen sputen sich, machen Feuer, nehmen die Kochgeräthe, füllen die Schüsseln und bereiten das Mahl, wozu sich dann alle schweigend versammeln, nicht ohne daß die Sendinnen öfters hinaufblicken, wo der Jägersmann, fast gelähmt vor Furcht und Schreck ihr Thun betrachtet.

Noch glaubte er sich unbeachtet, als die Halter nach genossenem Mahle sich lagern wollten. Aber die Sendinnen gestatteten es nicht, und ergriffen brennende Scheiter, mit denen sie die Halter allesammt hinausjagten. Diese mußten nun wieder mit der Herde fort, während die Sendinnen zurückkehrten, und jetzt gar begehrliche Blicke hinaufrichteten, zuweilen auch wieder gar verächtlich um sich schauten, das Feuer löschten und nun im gleichen Andrange über die Leiter den Oberboden erreichen wollten.

Dem armen Wildschützen dreht sich schon Alles im Kopfe herum, er schwitzt, als wäre er in einem Ofen, er sieht die häßlichen Gestalten sich nahen, da betet er, es gelingt ihm noch, den Schuß rechtzeitig zu thun, und verschwunden ist der furchtbare Spuck, die Herde sammt Haltern und Halterbuben ist verschwunden, und nur ein Haufen brauner Tannenzapfen rollt draußen über den schneeigen Abhang in die Tiefe, während am Herd in der Frühe zwei große Kohlenstücke lagen, die er am Abende nicht gesehen. Der Wildschütz war gesund gekommen, aber er ging schwach und krank nach Hause und hat es verschworen, im Winter nimmer in der Waldhütte zu übernachten. Das ist das Märchen von den Wintersendinnen. Die Moral davon ergibt sich von selbst.

Paul Kohlmayr.

Ueber das Saftsteigen in den Pflanzen.

Wird das Saftsteigen in den Pflanzen durch Diffusion, Capillarität oder durch den Luftdruck bewirkt?

Als Malpighi und Grew bei den Pflanzen die Spiralgefäße aufgefunden hatten, glaubten sie in diesen die Kanäle entdeckt zu haben, in denen das Saftsteigen erfolge. Man fand jedoch später, daß die Spiralgefäße nur aus-

nahmsweise und dann nur zuweilen Flüssigkeit führen, in der Regel Luft enthalten, oder auch ganz fehlen.

Nach der Entdeckung der Endesmose und Exasmose durch Dutrochet wurde das Saftsteigen allgemein durch diese Eigenschaft der Zellwand erklärt. Man nahm nämlich an, daß die relativ oberen Pflanzenzellen in Folge der Verdunstung koncentrirtere Säfte enthalten sollten als die untern, wodurch nach den Gesetzen der Diffusion der wässerigere Inhalt der untern Zellen sich den oberen mittheilen müßte. Wäre diese Ansicht richtig, so müßten die Pflanzen im absolut feuchten Raume Wasser abgeben oder die mit den koncentrirtern Säften gefüllten Zellen zerreißen, was aber beides nicht der Fall ist. Läßt man in Wasser gezogene Pflanzen durch 14 Tage in absolut feuchtem Raume stehen, und stellt sie dann in destillirtes Wasser und in trockene atmosphärische Luft oder selbst in Stickgas, so transpiriren sie normal weiter. Es geht daraus hervor, daß ein Ausgleich der verschiedenen Concentrationszustände in den übereinanderstehenden Zellen der im feuchten Raume sich befindenden Pflanze nicht erfolge.

In Folge der Erscheinungen des Thräuens beim Weinstocke wurde Hofmeister veranlaßt, die Ursache des Saftsteigens als eine Diffusionswirkung der mit colluidartigen Substanzen gefüllten Wurzelzellen zu erklären. In Folge dieses ihres Inhaltes sollten die Wurzelzellen mehr Flüssigkeit aufzunehmen im Stande sein, als sie fassen können, und so der Ueberfluß in die obern Pflanzenzellen gepreßt werden.

Professor Dr. Böhm hat nun nachgewiesen, daß die Pflanzen im absolut feuchten Raume kein Wasser ausscheiden, so wie, daß nur wenige Pflanzen und auch deise nur kurze Zeit bluten. Er hat im verflossenen Jahre die Behauptung aufgestellt: „daß das Saftsteigen eine Folge von Transpiration, ein reiner Saugungsprozeß sei; daß die Hubkraft von dem Luftdrucke geliefert werde."

Mittlerweile hat Professor Dr. F. Unger die Ansicht ausgesprochen, daß der Nahrungssaft in den Mollekülkarinterstitien der Zellwände aufsteige.

In der Sitzung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften vom 9. Dezember 1864 tritt Dr. Böhm dieser Ansicht entgegen und theilte die Resultate seiner neuen Versuche mit, welche alle für die Richtigkeit seiner Theorie sprechen.

Ist das Saftsteigen wirklich eine auf der Elasticität der Zellwände beruhende, durch die Transpiration und den Luftdruck bedingte Saugung, so muß die neben Chlorcalium in einen möglichst luftverdünnten Raum versetzte Pflanze offenbar vertrocknen. Diese Voraussetzung wurde durch den Ver-

such vollkommen bestätigt. Durch das Entweichen der in der Pflanze eingeschlossenen Luft im luftverdünnten Raume werden zweifellos viele Zellen zerrissen. Um nun dem Einwande zu begegnen, daß dadurch der Tod der Pflanzen bedingt werde, wurden dieselben bald nach dem Evacuiren wieder in die freie Luft zurückversetzt, wo sie normal weiter wuchsen.

Auch der Nichtphysiologe weiß: ohne Luft kein Leben. Es wird ihn daher nicht wundern, daß die Pflanzen in luftverdünntem Raume absterben. Ueber das „Warum" aber haben sich selbst die Fachmänner bisher keine Rechenschaft gegeben. Die Ursache des Todes der Pflanzen in luftverdünntem Raume kann entweder eine mechanische oder eine chemische sein.

Wir wissen, daß alle Lebensprozesse der Organismen, insoferne dieselben von der atmosphärischen Luft abhängen, durch den Sauerstoff eingeleitet werden. Es wurden daher Pflanzen bei gewöhnlichem Luftdrucke in trockenes Stickgas, oder in luftverdünnten, absolut feuchten Raum gebracht. Die Pflanzen waren selbst nach 14 Tagen noch vollständig unversehrt und wuchsen, in freie Luft versetzt, wieder weiter. Die nächste Ursache des Absterbens von Pflanzen im luftverdünnten Raume ist also eine mechanische; sie liegt darin, daß unter diesen Umständen die Kraft fehlt, welche sonst von den elastischen Zellwänden in Spannkraft umgesetzt, das Saftsteigen bewirkt.

Wären die angedeuteten Versuchsresultate und die daraus gezogenen Schlüsse richtig, so müßten die Pflanzen im luftverdünnten trockenen Raume verhältnißmäßig lange lebend erhalten werden können, wenn die Luft in den Intercellularräumen und Spiralgefäßen immer unter dem Athmosphärendrucke erhalten würde. Zu diesem Zwecke wurde ein eigener Luftpumpenteller construirt, vermittelst welchem es möglich war, den in gläsernen Flaschen aus Zweigen, welche durch einen doppelt durchbohrten Kautschukstoppel gesteckt waren, gezogenen Weidenpflanzen unter dem evacuirten Recipienten der Luftpumpe immer frische Luft zuzuführen. — Bei diesen Versuchen lebten selbst jene Pflanzen, welchen statt atmosphärischer Luft oder Sauerstoff reines Stickgas zugeführt wurde, wenigstens 14 Tage.

Die Resultate dieser Versuche lassen keinen Zweifel übrig, daß das Saftsteigen weder durch Diffusion noch durch Capillarität, sondern durch den Luftdruck bewirkt werde, wenn sich auch nicht in Abrede stellen läßt, daß die Nahrungsaufnahme aus dem Boden durch einen von dem colloidartigen Inhalte der Wurzelzellen eingeleiteten Diffusionsstrom sehr unterstützt wird.

Meteorologisches.

Witterung im Dezember 1865.

Der ganze Monat war in ganz Europa ziemlich ruhig und warm. Am 5., besonders aber am 29. bis 31., zogen in den höheren Breiten ziemlich starke Stürme hin. Die Temperatur erreichte nur am 13. bis 17. und zwar in Moskau —11·3, in Petersburg — 12·4, in Haparanda am 17. —17·1.

In Kärnten war es bei sehr hohem Barometerstande ziemlich warm, heiter, es gab wenig Regen. Die Kälte erreichte überall nur zwischen 8 und — 9°, in den höheren Lagen, Wiesenau —11·2, Michelsdorf —11·0, Hansdorf —10·0, St. Peter —11·2 am Hochobir —13·0 und trat meist am 13. bis 15. ein Die mittlere Temperatur war, wo nicht Nebel sie herabsetzten, auf —1·5, sonst auf — 2·0 und darunter, was auch in höheren Lagen der Fall war, am Hochobir —3·2. In den ersten Tagen fiel etwas Regen, in Klagenfurt 3·6‴, in Würmlach im Gailthale 20·8, in Raibl 46·6. Vom 15. bis 31. waren, wo nicht Nebel öfter auftrat, wunderschöne warme Tage. Bis 8. berichtet der Beobachter von Hansdorf: Mückentanz, ranunculus bulbosus blüht.

In Klagenfurt wurden folgende Anomalien des diesjährigen mit dem Normal-December beobachtet Der Luftdruck war um 2·9‴, die Luftwärme um 0·9° zu hoch, der Niederschlag um 20·4 zu klein; wärmer war der December in 18 von 53 Jahren, nur in 11 kam nicht größere Kälte, wie — 8·8, weniger Niederschlag war nur 1858, 1852, 1836, 1833, 1821. Ohne Schneefall war der December 1851, 1852, 1843, 1842 und 1834. Gar kein Schneefall bis Ende December kam nur noch 1852 vor.

Mittheilungen aus dem Geschichtverein.

Mit Tode abgegangen: das ordentliche Vereinsmitglied Herr Josef Ottmann, Fabriks-Buchhalter in St. Veit.

Dem Geschicht-Vereine neu beigetreten sind:

Herr Josef Andreasch, Pfarrer zu St. Michael im Lavantthale.
Herr Josef Gallant, Pfarr-Cooperator zu St. Marein im Lavantthale, und
Herr Eduard Theusch, Stadtpfarr-Cooperator in Wolfsberg.

Als Geschenke hat der Verein erhalten:

Von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien:

a) Fontes rerum austriacarum. VI. Band: Scriptores, Diplomataria et acta. XXI. und XXIII. Band.

b) Archiv für Kunde österreichischer Geschichtquellen. 31. Band. Enthält nebst Anderem: Documenta historiae forojuliensis saeculi XIII. et XIV, ab anno 1300 ad 1333, Summatine regesta a P. Josepho Bianchi.

32. Band. Enthält II Urkunden, Regesten zur Geschichte Kärntens, von weil. Gottlieb Freiherrn v Ankershofen. Von anno 1231—1269.

III. Waldstein's Correspondenz. Eine Nachlese aus dem k. k. Kriegsarchive in Wien. Mitgetheilt von B. B. Dudik.

33. Band. Enthält: I. Beiträge zur Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie (1862—1863). Von Dr. Friedrich Kroner.

c) Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe.

Jahrgang 1864. Juli-Heft. Enthält: Beiträge zur Diplomatik von Pfstor Sickel III. Die Mundbriefe, Immunitäten und Privilegien der ersten Karolinger bis zum Jahre 840. — Das gerichtliche Exe mtionsrecht der Babenberger. Von Brunner.

Jahrgang 1864. Oktober-Heft. Enthält: Beiträge zur Diplomatik. Von Sickel IV. Die Privilegien der ersten Karolinger bis zum Jahre 840.

Jahrgang 1864. November- und December-Heft. Enthält: Der Pfahlbau im Gardasee. Vom Freiherrn v. Sacken

Jahrgang 1865. Jänner-Heft. Enthält: Die Funde an der langen Wand bei Wiener Neustadt. Von Freiherrn von Sacken.

Jahrgang 1865. Februar-Heft. Enthält: Beiträge zur Diplomatik von Sickel. V. Die Immunitätsrechte nach den Urkunden der ersten Karolinger bis 840. — Ueber die verba impersonalia im Slavischen. Von Miklosich. — Beiträge zur Kritik und Erklärung des Sophokles. Von Kriĉala.

Von der königl. baier. Akademie d. W. in München:

a) Abhandlungen der historischen Classe. 9. Band, 2. Abtheilung. — 10. Band, 1. Abtheilung. — b) Sitzungsberichte, 1865, 2 Hefte. — c) König Maximilian II. und die Wissenschaft. Rede in der Festsitzung der Akademie am 30. März 1864, vorgetragen von J. v. Döllinger. — d) Ueber den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft, Vortrag in der Sitzung am 30. März 1864, vorgetragen von Dr. W. H. Riehl.

Vom Vereine für hamburgische Geschichte in Hamburg: Dessen Zeitschrift. Neue Folge, 2. Band, 3. Heft.

Vom historischen Vereine von und für Oberbaiern:

a) Vereins-Jahresberichte für 1859, 1860 und 1863. — b) Oberbaierisches Archiv für vaterländische Geschichte, 17. Band, 3. Heft; 18. Band, 1. und 2. Heft; 26. Band, 1. Heft.

Von der k. k kärntnerischen Landwirthschafts-Gesellschaft:

a) Album zur Erinnerung an den 100jährigen Bestand der Gesellschaft, 1865. (2 Exemplare.)

b) Ein Exemplar der Ausstellungs-Medaille in Bronce.

Vom Herrn Valentin Pogatschnigg, Concepts-Praktikanten der k. k Statthalterei in Graz: Ein Fascikel Acten aus dem 17. Jahrhunderte, Kärnten betreffend.

Vom Herrn Achatz, Studirenden: 7 alte Urkunden auf Pergament (päpstliche Urkunde vom Papst Alexander IX 1500 — Ablaß-Verleihung für die Kirche St. Peter bei Reichenfels; — päpstliche Urkunde vom Papst Clemens XIV. 1740, an den Propst von Maria Sol, Lorenz de Nicollis, gerichtet; — 4 Kaufbriefe, von 1367 (mit Siegel), 1369 (mit 2 Siegeln), 1554 und 1620; — Urkunde von Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, 1538, mit Bestätigung der Gna-

denbriefe, Rechte und Freiheiten der Dechantei und Kirche Unterdrauburg; mit Wachssiegel).

Vom Landesausschusse der Markgrafschaft Mähren: Mährens allgemeine Geschichte. Von Dr. B. Dudik. IV. Band.

Vom „germanischen Museum in Nürnberg“: Anzeige für Kunde deutscher Vorzeit. 1865. Nr. 9 und 10.

Vom Herrn Matth. Kuster, Pfarrer zu Maria am See: Ein dort aufgefundenes Postkreuz aus Bronce. (Wird näher besprochen werden.)

Herr Dr. Bek, k. k. Oberlandesgerichts-Rath in Brünn, widmete dem Geschichtvereine für dessen Zeitschrift das Manuscript der von ihm verfaßten historischen Mittheilung über „die Wiedertäufer in Kärnten“.

Ankäufe.

Encyclopädie der Künste und Wissenschaften. Von Ersch und Gruber. I. Section, 79. Band (Grammatik — Gransen).

Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, Jahrgang 1865, November und Dezember.

Allgemeine Weltgeschichte. Von Cäsar Cantu; 77. und 78. Lieferung.

Die Heidnische Religion der Baiwaren. Erster factischer Beweis für die Abstammung dieses Volkes; — von Dr. Anton Quitzmann.

Tirolisches Idiotikon. Von J. B. Schöpf und Anton J. Hofer; 9. Lieferung.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke und K. Ritter. 46. Lieferung.

Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. Fortsetzung von Dr. Karlmann Tangl. IV. Band, 2 Heft. (2 Exemplare.)

Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Von Dr. Constantin v. Wurzbach. 14 Theil (Leichardting — Lenzi).

Horazens Satyren und Episteln. Deutsch von Ludwig Döderlein.

5 Stück Kaufbriefe auf Pergament aus dem 17. Jahrhunderte.

2 schöne mittelalterliche Kunstwerke [a) Pfefferbüchse aus Elfenbein mit Hautrelief: Musicirende Figuren. — b) Ein Stück Hirschhorn mit Reliefschnitzwerk: Judith mit dem Kopfe des Holofernes Trägt die Jahreszahl 1435]. Aus dem alten Schlosse Goldenstein

Antikaglien vom Gurniaberge im Obergailthale: a) Broncen: Kleine Figur eines bekleideten geflügelten Knaben mit griechischer Mütze. — Kleine Figur eines nackten Mannes. — Bruchstück einer Platte aus Bronceblech mit etruskischer Inschrift. — Kleines viereckiges Bronceblech mit durchgeschlagenen Zierrathen. — Bruchstücke von Bronceblech mit Hochdruckverzierungen. 8 Stück kleine Gegenstände, — sämmtlich mit schöner Patina. — 3 Münzen, darunter 1 (2. Größe) von M. Aurel. Verus mit vorzüglich schöner aerugo. — b) Eisen: Große Lanzenspitze; — Spitze und Griff eines dolchartigen Messers; — 4 Pfeilspitzen; — Bruchstück einer Fibula.

Im Tauschwege erworben:

a) Kärntnerisches Viertelguldenstück von K. Leopold I. 1663.

b) Thaler von Max Emanuel von Baiern. 1694.

Mittheilungen aus dem naturhistor. Landes-Museum.

Vermehrung der Bibliothek seit Oktober 1865:

1. Proceedings K. S. N. H. — Vol. IX. Februar — April 1865. Boston society of naturalhistory.

2. Technische Hochschule am Joanneum zu Graz: Organisches Statut, Programm für das Schuljahr 1865—1866.

3. Fünfzigster Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft in Emden. 1864.

4. Eilfter Bericht der oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde.

5. L'Academie royale des sic. de Belgique: Annaire 1865. Bulletins des sciences de la classe des sciences 1864 und 1865.

6. Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündtens 1863—64.

7. Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, vom Geschichtsvereine für Kärnten 1864.

8. Leopoldina. Heft 5, Nr. 5 und 6.

9. Sitzungsberichte der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften in München 1864, II. Heft 3, 4, 1865. I. Heft 1—4 II Heft 1, 2.

10. 53. Jahresbericht des steiermärkisch-landschaftlichen Joanneums zu Gratz über 1864

11. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie von G Leonhard und H. B. Geinitz 1865 Heft 5.

12. Abhandlungen der naturhistorischen Gesellschaft zu Nürnberg, B. I, II, III, 1 Heft.

13. Stettiner entomologische Zeitung. Jahrgang 26, Nr. 10—12.

14. Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften von C Giebel und M. Siewert, 1865. August.

15. Mittheilungen aus dem Osterlande. Herausgegeben vom Gewerbevereine, von der naturforschenden Gesellschaft und dem bienenwirthschaftlichen Vereine zu Altenburg, Band 17, Heft 1, 2.

16. Verhandlungen und Aufsätze der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Steiermark, Heft 1—20, vom alten Casino.

17. Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou 1865 N. II.

18. Die bisher bekannten österreichischen Armleuchter-Gewächse besprochen vom morphogenetischen Standpunkte. Von Dr. H von Leonhardi. Geschenk des Verfassers.

19. Verhandlungen des naturforschenden Vereines in Brünn Band III. 1864.

20. 31. Jahresbericht des Mannheimer Vereines für Naturkunde. 1864.

21. Zeitschrift des Vereines für hessische Geschichte und Landeskunde. 1865. Band X, Heft 3, 4, Supplement 9, 10.

22. Mittheilungen an die Mitglieder des Vereines für hessische Geschichte und Landeskunde. Nr. 12—19.

23. 1. Blatt der Bernhardtischen Glockner-Rundsicht, herausgegeben vom Alpen-Verein.

24. Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Band XVII. Heft 2.

25. Société des sciences naturelles du Grand-duché de Luxembourg 1865.

26. Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft 1863—64.

27. Oeiversigt af kongl. vetenskaps-Akademiens Förhandlingar. 1864 Nr. 1—10.

28. Jubiläums-Album der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft von Kärnten.

29. Würzburger naturwissenschaftliche Zeitschrift. Von der physikalisch-medizinischen Gesellschaft. Band VI, Heft 1.

30. Schriften der königl. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg, Jahrg. V, Abth. 2, Jahrgang VI, Abth. 1

Naturalien.

Petrefacten aus der Gailthaler Formation, gesammelt im windischen Graben unter Kreuth von Hrn A. F Gobanz in Bleiberg

12 Stück Felsarten vom Luschariberg von Professor J. Rainer. Das Gebiß und die Klapper der Klapperschlange.

Wachspräparat von Herrn Türk, Ministerial-Konzipist in Wien.

1 Stück Mäusebussard von Herrn J. v. Hueber.

1 Stück Kohlmeise mit interessanter Schnabelabnormität von Herrn Fr. Schaudna in Prävali.

Ein großes Stück Bergkrystall aus Fraßgraben, Gemeinde Kamp, Lavantthal. Von Herrn Karl Prohasko, k. k. Bezirksvorsteher.

Roheisen- und Blei-Preise im Dezember 1865.

Eisen-Preise.

Per Zollcentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlen-Roheisen 2 fl. 55 kr. — 2 fl. 70 kr., Cokes-Roheisen affinage 2 fl. 10 kr. — 2 fl. 40 kr., graues 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 40 kr., Schottisches Nr. 1 2 fl. 40 kr. — 2 fl 50 kr., Stabeisen grobes 5 fl. 25 kr. — 6 fl.

Schlesisches Cokesroheisen loco Hütte 2 fl. 17½ kr., Holzkohlen-Roheisen 2 fl. 45 kr., Walzeisen loco Breslau 5 fl. 25 kr., geschmiedetes 6 fl. 38 kr.

Auf österreichische Meiler à 10 Wiener Centner berechnet:

Köln: Holzkohlenroheisen 28 fl. 60 kr. — 30 fl. 26 kr., Cokes-Roheisen affinage 23 fl. 50 kr. — 26 fl 89 kr., graues 25 fl. 20 kr. — 26 fl. 88 kr., Schottisches Nr 1 26 fl. 88 kr. — 28 fl., Stabeisen grobes 58 fl. 80 kr. — 67 fl. 20 kr.

Schlesisches Cokesroheisen loco Hütte 24 fl. 30 kr., Holzkohlen-Roheisen 27 fl. 45 kr., Walzeisen loco Breslau 58 fl. 88 kr., geschmiedet 71 fl. 40 kr.

Kärntner Roheisen 22 fl.

Blei-Preise.

Per Zollcentner Köln: Raffinirtes Weichblei 10 fl. — 10 fl. 12 kr., Hartblei 9 fl. 25 kr. — 9 fl. 75 kr., Goldglätte 9 fl. 30 kr. — 9 fl. 75 kr., Silberglätte 8 fl. 70 kr. — 9 fl.

Berlin: Blei blieb unverändert fest bei starker Ausfuhr; Sächsisches 10 fl. Tarnowitzer 10 fl. 12½ kr.

Auf Wiener Centner berechnet:

Köln: Raffinirtes Weichblei 11 fl. 20 kr. — 11 fl. 34 kr., Hartblei 10 fl. 36 kr. — 10 fl. 92 kr., Goldglätte 10 fl. 42 kr. — 10 fl. 92 kr., Silberglätte 9 fl., 74 kr. — 10 fl. 8 kr.

Berlin: Sächsisches Blei 11 fl. 20 kr.. Tarnowitzer 11 fl. 34 kr.

Kärntner Blei, Bleiberger baar 11 fl. 60 kr.

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ludwig Jßleib. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

№ 2. Februar 1866.

Brockmann's Glas.

Erzählung von Fritz Pichler

„Erzählen müßt' ich also wieder? Jungen und alten Kindern recht thun und es mit Niemand verderben? O ich weiß, ich kann nur auf befreundete Gemüther rechnen, die was Erlebtes im Grunde liegen haben. Wer auf mich nichts Gutes hält, der zeige wenigstens das gute Herz, mich meiner Wege gehen zu lassen. Ich laß' ihm die seinen dafür. Ohnehin schein' ich Vielen gewaltig überflüssig, die da Jedermann kneten und modeln wollen nach ihrem selbsteigenen fürwitzigen Thun und Lassen, und die tausend Besseren, von denen die Welt ja immerhin voll ist, die werden mir vorgeschoben Tag für Tag, nur daß ichs recht merke. Nun immerhin, ich will mir treu bleiben und darauf schwören, daß meine Seele auch nicht aus Sternschneutze zusammengelesen ist. Also in Gottes Namen, ein Glas heißen Punsches zuvor, und dann sollt ihr hören, was ich war, bevor ich Hofschauspieler geworden bin."

So sprach Hieronymus Brockmann in seiner Wiener Behausung. Es war eben sein Geburtstag, der letzte September, zum vierunddreißigsten Male gekommen und man zählte in der Welt das Jahr 1778. In der traulichen Sprechstube war eine ziemlich große Anzahl von Schöngeistern, Schauspielern und Musikern versammelt, welche, und zum Theile deren Frauen, von Theresen Bodenburg, Brockmanns liebenswürdigen Gemahlin, auf das Zärtlichste empfangen worden waren. Die Zeit der Fruchtimbisse und des kreisenden Weinpokales schien seit etwa einer halben Stunde vorüber und gegen Mitternacht hatte man die dampfende Punschbowle aufgetragen. Brockmann war warm geworden in glänzenden Erinnerungen. Das Bildniß des Königs Joseph hing inmitten der Hauptmauer der Stube nächst dem farbenreichen Portrait der Kaiserin, und neben sich auf dem Tische hatt der fröhliche Hausherr die Ehrenmedaille

liegen, die im selben Jahre Abramson in Berlin auf ihn geprägt; daneben ein Gläschen, wie man's in Bauernstuben reicht.

Wo beginnen, hub der gekrönte Künstler nach einem köstlichen Zuge an. Gebt acht, meine lieben Zuhörer, ich werde, ehe ihr's vermeint, mit meiner Schilderung in einem Ländchen sein, das ihr zwar nur dem Namen nach, und vielleicht nicht einmal dieß, kennt und das mir doch groß geworden ist, wie das liebe heilige römische Reich, Gott schütz' es Nun, daß ich's kurz mache, so wißt, daß ich nicht etwa ein Hamburger oder Berliner, von wannen ich komme, bin, meine Sprache wird mich nicht Lügen strafen, und außerhalb der Bühne, wenn ich nicht ideale Menschen vorzustellen habe, gebe ich mir nicht Mühe, den Mutterlaut zu verstoßen, mit dem ich an der Mur, mitten im Steirerland aufgewachsen bin. Daß ich Hochwohlgeboren bin, wißt Ihr also bereits zuvor; denn ich bin ein Kind des Grazer Schloßberges. Dort unter dem Uhrthurm bin ich geboren. Von meiner spanischen Gesellschaft, ich meine die gefangenen Soldaten in den entsetzlichen Bergkasematten, will ich nicht reden; auch nicht von der mir langweiligen Zinn ießerei meines Vaters, noch weniger von Gevatter Nachbars Barbierstube. Ich habe mit allen gebrochen und bin mit einem Bataillon Grenzern aus meinem Vaterland gegangen. Aber da begannen meine mageren sieben Jahre. Mein Offizier hielt mich ärger als einen Sklaven und ,so floh ich das erste Mal in ein Kloster. Gar nahe daran war ich, Mönch zu werden, nicht weil ichs wollte, sondern weil ich schier nicht anders gekonnt hätte. Auf diese Weise möchten wohl tausende zu Mönchen geworden sein. So ergriff ich denn wieder die Flucht, und streifte in slavischen Dörfern ziellos umher. Viele Tage begegnete mir nichts Freudiges. Nun einstmal gab es in einem Dorfe Jahrmarkt, Bude stand an Bude und auch die Springer und Polichinellen fehlten nicht. Daß ich hinter den Verhang mußte, verstand sich bei den paar Kreuzern, die ich mir just vom Herrn Pfarrer erbeten hatte, von selbst Hört, das Stück gefiel mir damals so gut, als wär's von Shakespeare und noch mehr, ich that gleich selber mit, und als die Gesellschaft abzog, ging ich bereits als Packjunge hinter dem Wagen her. Bis wir auf diese Weise nach Laibach kamen, war ich bereits ein Faktotum, das über den Theaterzettel, die Theaterlampen, die Coulissen und die handelnden Personen gebot. Dieß ging nun so fort vom Herbst Sechzig bis in den Frühling des nächstfolgenden Jahres. Schon im Winter war ich nachdenklich geworden. Was soll werden aus Dir Franz, so sagte ich oft zu mir selbst. Und die Antwort war und blieb ein Fragezeichen. Allmorgens vermeint' ich die siebener Glocke meines Schloßberges zu hören:

„Franz, bist auf, hast was Frommes gethan? Bis ich wieder läute, bimbaum, bimbaum, um sieben des Abends, da sieh zu, daß ich dich nicht schrecke." Und so oft es sieben des Abends geworden, war ich unzufriedener mit mir als je des Morgens und der Schlaf, der Schlaf allein war mir zur Freude. Denn der machte mich zum König einmal und dann zum Priester, dann zum Zauberer, der über Gold und Perlen gebot und auch als lustiger Kauz strich ich im Traume durch die lockende Welt. Aber, so wie ich wach geworden, wards mir mählig klar und klarer, daß es so nicht bleiben konnte. Mein altes Hausmittel mußte wieder daran, ich suchte das Weite. Dießmal jedoch lebte der feste Entschluß in mir, meinen Eltern zu Liebe in eine regelrechte Bahn einzulenken und im Nothfalle selbst bei der Picke anzufangen. Mein Stern führte mich in die Gebirge Kärntens, und zwar in das Benediktinerkloster Arnoldstein. Ich war etwa an die sechzehn Jahre alt und frischen Aussehens. Als ich im Wirthshause unter dem Klosterfels anhielt, wurde gerade der alte Verwaltersschreiber Schulden halber hinausgeworfen und ich hatte große Mühe in dem Spektakel mein friedlich Gläschen Wein vorgestellt zu erhalten. Ich lieferte dann mein Wanderbüchlein aus und für meine gute Schrift tischte man mir ein gutes Stück Wildfleisch auf, das ich weder bestellt hatte, noch zu bezahlen in der Lage war. Der beruhigte Verwalter, des Abends wieder in die beleuchtete Schenke gekommen, ließ sich seinen ins Gläserkästchen eingeschlossenen Becher mit einem Trunk Italienerweines vollschenken und rief mir nicht ohne Anspielung einen „Guten Appetit" zu. Obendrein, als man ihn einen Blick hatte thun-lassen in mein wohlbeschriebenes Wanderbuch, meinte er, ich müßte ein gesunder Brocken sein. Ich sollte morgen Früh in sein Zimmer auf den Stiftfelsen kommen, er werde mir einen Vorschlag thun. Das geschah und ich wurde auf mein ehrlich Gesicht hin als Oekonomie-Verwaltungsschreiber aufgenommen, und zwar als Thronfolger des vor meinen Augen hinausgeworfenen. Anderthalb Jahre bin ich da geblieben mit leidlichem Gehalt und unter guten Leuten, und daß ich nicht vergesse, mitten in einer prächtigen Alpennatur. Durch mächtige Felskolosse zwar, aber nur durch kleine Entfernung vom herrlichen italienischen Oberland getrennt, fühlte ich mich meinem lieben deutschen Vaterlande schier entfremdet und ich däuchte mich ein Findling oder ein Stiefkind, so verlassen schien ich mir oft. Und in solchen Stunden schaut' ich über die Papierstöße hinweg und durch die kleinen Glasblättchen der Klosterfenster hinaus, weit hinaus über Hügel, Thal und Berg, bis wo im Aeußersten der Himmel herabreicht auf die wellenförmigen Berglinien und das blässere Blau tönend zu ruhen scheint: Halt, nicht weiter! Eine unbegreifliche Sehnsucht nach — ich wußte selber nicht wohin —

lockte mich immer fort und hinweg und ich hatte oft schon mein Bündel geschnürt, als müßt' ich morgen aufbrechen und wandern dorthin, wohin ich eigentlich gehöre. Aber welcher Ort dieß sei, das wußt' ich keiner Zeit.

Schreiber war ich also. Und wenn ich ja nach einem ganzen vollen Leben Verwalter würde, sollte das der wirkliche Ring meines Lebens sein, das alles einschließt? O lächerlich und qualvoll zugleich! Oft genug begann ich jetzt Einblicke in das Zellenleben der frommen Väter St. Benedikts zu thun. Die Patres in ihrem schwarzen Habit entbehrten auch zumeist des frommen Seelenfriedens und der stillen Erquickung, die ich mir in ihr Leben und Streben hineingedacht hatte. Es gefiel mir sehr wenig, daß der Pater Oswald die beiden Stein-Brustbilder im Stifthofe, von welchen die Bauern mir heilig versichert hatten, es seien dieß der Stifter Arnold und seine Frau Mathilde, daß der gelehrte Pater mir sie als heidnische Römersteine erklärte und auch beisetzte, man wisse von dem Arnold eigentlich gar nichts. Ich erfuhr später, daß der genannte Pater nur ins Kloster gegangen sei, um die Bibliothek recht ausnützen zu können. Ein junger Pater Namens Heinrich, war ein Dorfsohn aus den Auen ob Federaun und er erzählte mir einst, als wir im Stiftsgebäude gerade in dem Fenster standen, aus welchem Abt Florimund am 25. Jänner 1348 den Bergsturz der Villacher Alpe und weite Verfinsterung des meilenlangen Thales beobachtet hatte, er selber, Heinrich, stamme vom Bruder jenes Abtes ab; seine Voreltern hätten gerade an der Grenze der Verschüttungen als Stiftshörige gehauset und sich gelobt, ihren ältesten Sohn „geistlich werden" zu lassen. Aber bis auf ihn seien alle sehr stark weltlich gewesen und nun habe ihn sein Mütterlein endlich in diese Bahn gebracht. Heinrich schien mir der schwermüthigste von allen, wenn die Mönche ausgingen. Einen andern Pater hinwieder hatte die Bedrückung seiner Obern zu einem Idioten gemacht, den man nie aus den Mauern ließ. Alle zusammen aber machten wenig Verkehr mit dem Volke und die Oekonomie war seit jenem Jahrhundert, als der Abt mit einem Knechte zu Fuß nach Villach, der entfernten Stadt, Fleisch einkaufen gehen mußte, nicht ergiebig genug aufgeblühet. Wiewohl ich nun das Tag für Tag auf's Neue wieder betrachten und wieder sehen konnte, so verließ mich doch nie ein gewisser schwärmerischer Anreiz, an all den Blutungen und Strömungen der Welt, mir zur Rast, den Eltern wahrscheinlich zur Seelenfreude, in die einsame Klosterzelle mich zurückzuziehen und trotz der Arbeiten eines ungelehrten Fraters als Gärtner, Pförtner, Koch, Vorleser, Abschreiber, mich als endlich erhobenen frommen Pater, friedlich im Innern, freundlich dem Landvolke, in den Räumen von Arnoldstein leben und sterben zu sehen. Ich erhielt im zweiten Winter einen Brief von meinen Eltern aus Graz: Heftige Ver-

würfe des Vaters, weiche Klagen der Mutter. Fast zu gleicher Zeit hatte mich auch der Kasperl meiner verlassenen Truppe ausgespürt und mir einen Gallimathias voll Absonderlichkeiten und Gemeinheiten als Weihnachtsgeschenk bescheert. All dieß würde mich unfehlbar aus der weiten, offenen Welt in die Abgeschiedenheit des Klosterlebens geführt haben, wenn nicht ein drittes — Leid muß ich es wohl nennen — mich wieder der schönen, weiten, offenen Welt gerade ans Herz gezogen hätte. Ich liebte nämlich die Kohlbauerlisi über die Maßen und leider war ich der Zweite, denn ein Urlauber vom Landesregiment stand bei der rothwangigen Lisi zuerst in Gnaden. Des Oberrichters Paul war aber auch ein ganz anderer Mann als ich, stark von Ansehen, groß, kräftig, muthig, alles ging ihm frisch von Hand und Mund. Er hielt was auf den Soldatenstand und da bei diesem seine meisterlich erfüllte Pflicht allbereits zu Rüste ging, so sorgte er schon zunächst für seine zu übernehmende Hubenwirthschaft vor. Wir hatten öfters miteinander zu thun in Herrschaftssachen; er leistete des Vaters Zehent pünktlich, aber kein Körnchen darüber und in diesem Belang war er seiner scharfen Rede wegen bekannt. Wir zwei indessen waren immer gut ausgekommen miteinander, bis in die Zeit, wo er mich öfters des Sonntags in der Schenkstube beim Kohlbauer traf. Wenn ich jetzt auf der Hofbühne einen echten Bergerbauer recht gemüthlich und idyllisch spielen soll, so denk ich immer an den alten, mittelgroßen, hageren, weißhaarigen Kogelbauer mit seinem unentbehrlichen Pfeifchen. Und wenn mir eine unserer Demoiselles ein ländliches Naturkind ohne Seele, gedrechselt und gespreizt spielt, so denk ich eben: Die hat mein Arnoldsteiner Lischen nicht gesehen!

Nun, du schwärmest mir noch gar zu lebhaft, fiel die Hausfrau Therese lächelnd ein, indem sie den Zeigefinger scherzhaft drohend hob.

Die Gäste lachten und Brockmann deßgleichen.

Alles auf seine Weise, fiel er erklärend ein. Der Paul hat mir's eben auch übel genommen. Die Büschchen und Sträußlein, die ich der Schönen des Oefteren aus dem Klostergarten mitbrachte (zu so weltlichen Zwecken hätten die geheiligten Blumen auch nie verwendet zu werden geträumt!) auch die Veilchen von der Wiese und die Flimmerblättchen von der Kirchplatzbude, von meinem Lischen mit geschmeicheltem Sinne angenommen, die waren dem bisher ganz nüchternen und ruhigen Liebhaber, der sich die längste Zeit gar nicht verrathen hatte, ein entsetzlicher Dorn im Auge. Ich merkte ihm das, wie gesagt, erst ab, als er auf meiner Amtsstube öfters schwierig ward. Nun begab es sich, daß er gerade einmal bei mir in der Vorstube des Verwalters erschienen war (ich weiß nicht mehr um welcher Leistung willen), als der alte Koglbauer eben von der Verwalterstube herauskam, auf mich zuging und mit

einem Händedruck zu mir äußerte: „Nur so fort, Herr Verwaltersschreiber, der gestrenge Herr hat mir das Beste von Euch gesagt, auch die hochwürdigen Herren sind mit Euch gar sehr zufrieden und werden es Euch noch verbessern für die Zukunft." Und damit ging er. Der Paul ihm aber nach. Während ich an die Blumen aus dem Garten und an den mit mir so zufriedenen Herrn dachte, verschwanden die zwei Dorfangehörigen, wie mich gar gedäuchte nicht ohne Gepolter und als ich nach geraumer Weile von meinem amtlichen Felsensitz auf die knapp vor mir liegende Dorfstraße hinunterblickte, konnt' ich noch ausnehmen, daß der bisher so gemessene Paul lebhaft gegen den Alten gestikulirte. Jetzt stieg mir die Sache zu Gehirn. Die Koglbauerlisi nimmt meine Blicke, Worte, Sträuße (Küsse, setzte Brockmann leise gegen den nächsten Freund gewendet bei) mit Wohlgefallen auf, der Alte (jetzt ward mir das klar) erkundiget sich über meine halsfeste Zukunft. Oberrichters Paul — —, es ist richtig, die Sache wird ernst. Entscheidung mit Kampf! Bist du entchlossen, Brockmann, fragt ich mich, die Ideale deines Lebens in einem Verwalter zu finden und der ganze große, schöne, glänzende Prophetenweg der Zukunft, mündet er wirklich in den Koglbauerhof hinein? Nein, nein, nein, nimmermehr, tönte es zehnfach in mir. Diese Gegenwart ist nur ein Sekunden-Idylle, ich muß wieder hinaus auf das große Lebensweltmeer, umgetauscht von dieser Stunde. Mitten in diese Erwägungen scholl des Verwalters Befehl in Betreff eines weitläufigen Rechnungsabschlusses. Nein rief ich, die Aktenstöße durcheinander schleudernd, heute nicht, vielleicht morgen, vielleicht gar nicht. Adieu! Ich bin draußen zu finden im Dorfwald. Der Verwalter stürzte hinaus und versteinert vor Staunen. „Wie, was? rief er, die Lieb' hat ihn also zum Narren gemacht? Gut, er soll die Lisi nicht kriegen trotz meines guten Wortes." Ich war schon durch die Thüre. Wo ich mich tagsüber herumgetrieben, das weiß ich nicht mehr. Aber daß ich des Abends bald eine tüchtige Tracht Schläge bekommen hätte, das weiß ich. Ich war um mir den Gegensatz von Jetzt und der Zukunft (wie ich sie erträumte) recht markvoll vor die Augen zu führen in die Bergschluchten hinterm Koglbauer hinaufgestiegen und bewegte mich auf der Heimkehr gerade nach der Hubenleiten herab, ganz entschlossen, beim Koglbauer einzusprechen und dem Alten und der Jungen ehrlich zu sagen, daß auf meinen Grund kein Haus zu bauen sei, als ein Bursch von strammer Gestalt auf mich zuging. Hier schlag ich dich todt mit meinem Lindenstamm, rief er, wenn du jetzt zur Lisi gehst. Ja ich will gehen und ich werde gehen, erwiederte ich unerschrocken, und damit du dich überzeugst, daß ichs vollführe, so kommst du mit. Das frappirte den eifersüchtigen Waghals.

Ohne eine Sylbe traten wir zusammen in die matterleuchtete Stube ein, ich voraus, Paul hinterher. Eine Flasche Wein für uns zwei, rief ich etwas stolzer als sonst dem Lischen entgegen. Das war nicht wenig verwundert, that nicht gerade unfreundlich mit mir, aber auffallend scheu und fühlte sich mehr heimlich beim Paul. Wie wir am besten miteinander plauderten, vielleicht sich gegenseitig näher als je vordem, winkt' ich den Alten zu mir, erzählte ihm Gleichgiltiges und warf dann plötzlich hin: Nun, was fällt mir eben ein, wißt Ihr schon, daß ich wahrscheinlich morgen des Amtes entlassen bin? Ich bin nichts mehr und habe nichts mehr. Alle mäuschenstille. Ich fortsetzend: Ja ja, so gehts, heute roth, morgen todt. So gehts bei den Amtsschreibern; ist kein Verlaß auf sie. Möchte deßhalb meine Tage, hätt' ich ein Mädel, solches keinem Schreiber geben, sondern nur wieder einem Bauer oder Keuschler. Da gibt's doch festen Grund und sicher Brod. Verstehen sich auch viel besser und haben später nicht Zwietracht miteinander, bleiben auch meist in der Pfarre oder im Dorf und müssen nicht von der Weite her eilen und wohl gar zu spät kommen, wenn der Vater die Augen einmal zuthut auf ewig. Da, merkt' ich, stürzte eine Thräne aus den schönen Augen der Lisi, und sie schaute mich wehmüthig an, während der Paul ihre Hand mächtiglich ergriff. Der Alte aber schüttelte den Kopf und glaubte an Alles zusammen nicht. Ja ja, sagte ich, morgen mags Euch der Verwalter bestätigen, wann ich fort bin. Heute aber trinken wir noch einen Abschiedssegen und die Lisi wird mir noch einmal Bescheid thun. Sie benetzte ihre rothen Lippen mit dem goldigen Naß des Gläschens — und eine Perle fiel in die süße Flut. Ich wüßte nicht, daß sie Ein Wort gesprochen. Der Paul aber machte der schweren Stimmung ein Ende, indem er gegen meine Bitte um einen letzten Kuß von der Haustochter, aufstehend vom Tische und entschieden einwendete: Von heute an ist sie mein. Aber zum Zeichen, daß wir keine Feindschaft haben und wie ich den alten Zorn breche, so zerbreche ich dieß mein Glas. Er schleuderte es zu Boden und reichte mir die Hand. — Mir gönnt das meine zum Angedenken an gute Leute und guter Leute Land.

Nächsten Morgen war ich fort. Ich suchte mein Heimathaus an der Mur auf, aber ich war ein Fremder. Noch im nämlichen Jahre, es war 1762, trat ich auf den Bühnen in Marburg und in Klagenfurt auf, dann kam ich nach Wien, Würzburg, Hamburg und nun bin ich kaiserlicher Hofschauspieler. Meist hat mich Neid und Haß, nur aus dem Kärntnerland hat mich die Liebe ausgetrieben.

Märchen aus Kärnten. *)

Mitgetheilt von **Valentin Pogatschnigg.**

X. Der Königssohn im Paradies.

Ein alter König hatte einen einzigen Sohn, den er sehr gut erzog. Da geschah es, daß der König in eine schwere Krankheit fiel und dem Tode nahe war. Auf dem Todtenbette ließ er nochmals seinen Sohn zu sich rufen, gab ihm Ermahnungen und gute Lehren und bat ihn, daß er gnädig sein solle gegen seine Unterthanen. Hierauf verschied er und ward allgemein betrauert. Als nun der Sohn die Regierung übernommen hatte, redete ihm die Mutter zu ein Weib zu nehmen. Aber der Königssohn wollte davon nichts wissen und weigerte sich eine Weile standhaft, endlich mußte er aber doch sich in den Willen seiner Mutter und des Volkes ergeben. Er heiratete eine Prinzessin, die so schön war daß sie das ganze Volk anbetete, und die Hochzeit wurde mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert. Nach der Tafel entfernte sich der junge König auf eine Weile aus dem Saale, um im Hofe frische Luft zu schöpfen. Da sieht er daselbst einen Schimmel stehen und einen Burschen daneben, der sagte zum Königssohn: „Setze dich auf den Schimmel und reite mit mir, du wirst was sehen!“ Der Königssohn setzt sich aufs Pferd und reitet in Gesellschaft des Burschen fort. So reiten sie miteinander weit, weit, und kommen zu einem großen Gartenthor. Hier blieb der Schimmel stehen, sie stiegen ab und gingen hinein. Da war denn ein großer Garten und eine Menge Leute drinnen und eine Menge Blumen und Obst. Und die Leute waren alle so freundlich untereinander, und sie gaben ihm Obst zum Essen und Blumen zum Schmucke. Von hier aus gelangten sie dann in einen zweiten Garten, der noch größer und schöner war als der erste. Auch hier verweilten sie eine kurze Zeit, dann kamen sie zu einem dritten, der war der schönste von allen. Nachdem sie hier eine Weile von den köstlichen Früchten des Gartens gegessen hatten, sagte der Bursch zum Könige: „Jetzt hast du genug gesehen, gehe nur wieder heim auf dein Schloß.“ Wie der Königssohn zum Gartenthore kam, stand der Schimmel noch da. Er schwingt sich in den Sattel und reitet fort, bis er zu seinem Schlosse gelangte. Ein ganz fremder Pförtner empfing ihn hier als er abstieg und fragte ihn, was er wolle. „Auf mein Schloß, meint der Königssohn. Da belehrte ihn jener, daß hier kein Schloß, sondern ein Kloster

*) Siehe „Carinthia“ Jahrgang 1865, Heft 8, 9, 10 und 11.

wäre und führte den Erstaunten zu seinem Abt. Dieser läßt sofort die alten Bücher nachschlagen und entdeckt richtig, daß vor langer, langer Zeit der letzte König verloren gegangen sei. An diesem Tage waren es gerade dreihundert Jahre seitdem. Auf das hin gab der Abt dem Königssohne zu Ehren ein großes glänzendes Fest, zu dem viele Gäste eingeladen wurden. Wie viele Speisen auch aufgetragen wurden, der Königssohn genoß nichts davon. Wie er aber dem vielen Drängen nachgebend ein Bröcklein von der Speise auf die Zunge gebracht hatte, wurde er sogleich ein steinaltes Männchen, das Gewand begann auf seinem Körper zu faulen. Auf Befehl des Abtes ward er in ein Bett gebracht und mit den Sterbesakramenten versehen, worauf er sogleich starb — Wo ist er gewesen? — Im Paradies!

Scirocco.

Scirocco, der gliederlösende
Brütet über dem Golf,
Weiche Nebel hängen herein
Ueber Meer und Stadt,
Und trübe brennen in den Gassen die Lichter,
Die abendlichen:
Doch um so feuriger blitzen
Die schwarzen Augen der Schönen,
Und die weichen Lüfte stimmen das Herz begehrlich.
Ueber den Markt hin lockt es
Zu folgen dem Schwarm
Der Müssiggänger,
Dieweil er arglos in sich trinkt
Den hold erschlaffenden
Süß aufregenden
Unvermerkt das Herz berauschenden Südhauch.

Sie sagen, Müdigkeit triefe von seinen Schwingen
Und lähme, welch einschmeichelnd, schaffende Thatkraft.
Ich aber lieb' ihn:
Himmlische Müdigkeit ist Mutter des Schönen.

Der Adler nicht, der muthvoll kreist
Um die Gipfel des Hochgebirgs
Und nicht die Lerche, die fröhlich trillert im Morgenroth —
Du müder Schwan,
Der hinschmilzt in weichen Gesängen
Auf stillen Fluthen des See's,
Du bist der Vogel Apollons!

Robert Hamerling.

Die alte Eiche.

Am Wege durch den alten Wald
Steht eine Rieseneiche
Es zählt an tausend Ringe bald
Ihr Stamm, der furchenreiche.

Ein Gottesbild ist eingefügt
In seine morsche Rinde,
Und rings herum als Rahmen schmiegt
Von Moos sich ein Gewinde.

Wohl Mancher sagt ein still' Gebet
Der auf zum Bilde blicket,
Und Jeder, der vorübergeht,
Den Hut in Andacht rücket.

Denn wer nicht vor dem Bilde grüßt,
Der neigt sich vor der Eiche,
Und Gottes Wohlgefallen ist
In beidem Fall das gleiche.

Ludwig Goldhann.

Epigramme und Sprüche.

Von Ludwig Ißleib.

Nur keine Ueberschrift;
Der merkt's, den's trifft!

Obschon ich sanft bin, wie ein Lamm,
Scheint doch ein Dämon mich zu treiben.
Ich spür's, ich muß ein Epigramm
Auf Menschenthorheit wieder schreiben.

Ich bin wahrhaftig kein Zelot
Und mäß'ge mich in allen Dingen;
Doch kost't es viele Müh' und Noth
Die Leute zur Raison zu bringen.

Sucht man die Menschen zu genießen,
Wird man oft schnöd zurückgewiesen,
Und nur zu ungelegnen Zeiten,
Da plagen sie uns mit Freundlichkeiten

Die größte Thorheit zu allen Zeiten
Ist — gegen Weiber mit Gründen zu streiten!

Es ist die echte Weiblichkeit
Ein Schmuck von wundersamen Prangen
Was ihm den höchsten Werth verleiht:
Man kauft ihn nicht wie Ring' und Spangen.

Das macht noch größer das Verbrechen,
So schön zu sein und — so albern zu sprechen

Willst du bei den Schönen verhaßt dich machen.
So rede nur immer von ernsten Sachen.

Sie hat mir schnöde versagt
Um was ich zu bitten gewagt;
Doch als ich mir's kühn genommen
Ist sie halbwegs entgegen gekommen.

„Bewahret das Feuer und das Licht,
Damit den Menschen kein Schaden geschicht!"
Dem Wächterruf folg' Mädchen du
Und — schließe deine Augen zu.

Schön sein und reich
Gefällt sogleich;
Schön sein und arm,
Daß Gott erbarm;
Schön sein und klug
Ist Glück genug;
Schön sein und dumm
Nimmt Jeder krumm.

Ich habe die Menschen recht gründlich satt
Und möchte sie Alle von Herzen hassen,
Allein es geht nicht — mein Herze hat
Von Einer sich gründlich bethören lassen.

Noch immer brach die Zeit nicht an
Der aufgeklärten Köpfe.
Die Zopfzeit ist wohl abgethan,
Doch nicht die Zeit der Zöpfe.

Merkst du, daß Einer sein Steckenpferd reite,
So halt' ihm den Bügel — oder geh' beiseite.

Es gab Natur dir lange Ohren,
Das kann dir nur von Nutzen sein:
Denn daran führen Protektoren
Dich in die besten Aemter ein.

„Majorisiren wollt Ihr mich?
Ihr Herrn, da protestire ich."
Mir recht, ich laß es schon gescheh'n,
Sprach Einer — der war Capitain.

Mein Hund ist artig und wohldressirt,
Er springt übern Stock und apportirt. —
Man hat auch schon darüber nachgedacht,
Warum sein Herr es nicht so weit gebracht.

Der Rock ist fein, der Stiefel zierlich,
Was hilft's — der Kerl bleibt unmanierlich.

Wie sie so friedlich mitsammen wandern —
Das macht — es braucht der Eine den Andern.

Der Vater leitete den Sohn,
Das war in den Perrückenzeiten;
Denn jetzt gehört's zum guten Ton,
Daß Söhne ihre Väter leiten.

Im Leben, Freund, muß Jedermann
Nur stets die rechten Mittel wählen.
Drum schließ' dich einer Clique an,
So wird die Claque dir nicht fehlen.

Dem Einen nützt, wenn er recht zart
Dem Publikum sich offenbart;
Der Andre hilft sich trefflich fort,
Mit derber Art und grobem Wort.
Drum soll man's Jedem überlassen
Sich der Gesellschaft anzupassen

So Manchem, dem das Herz wird wund,
Behandelt grob man seinen Hund,
Kann es mit kaltem Lächeln sehen,
Daß Menschen qualvoll untergehen.

Deutsche Studien.

I. Jakob und Wilhelm Grimm.

Wer kennt nicht das berühmte Brüderpaar? — Nicht nur so weit die deutsche Zunge klingt, sondern so weit der Ruf deutscher Wissenschaft gedrungen ist, d. i. in der ganzen gebildeten Welt wird der Name Grimm mit Ruhm genannt. — Wer hätte ihn nicht wenigstens einmal auf dem Titelblatte der „Kinder- und Hausmärchen" gelesen, wenn ihm auch das große Nationalwerk „Das deutsche Wörterbuch" nicht zu Gesichte gekommen sein sollte. — Und doch, wie viele wissen von den Brüdern mehr als den Namen? — Die Bedeutung ihres geistigen Schaffens kann nur ein geringer Theil des Volkes, die Zunft der Gelehrten, würdigen, und wenigen von denen, die sich in die Grammatik vertieft, war es auch gegönnt, einen Blick in die rein menschliche Schönheit und Größe ihres Charakters zu thun. — Nur der Witz hat sich merkwürdiger Weise schon vor längerer Zeit ihrer bemächtigt, und die großen Brüder als Jakob und Wilhelm Zorn in einem Lustspiele „Einer muß heirathen" dem müßigen Publikum vorgeführt. Das deutsche Volk sollte aber das Brüderpaar unter die ersten in die Walhalla seiner Erinnerungen aufnehmen, sollte von edlem Stolz erglühen bei Nennung ihres Namens und sollte ihn hinausrufen in die Welt, die an deutsche Größe noch nicht glauben will. — Wir meinen darum ein echt vaterländisches Werk zu thun, wenn wir diese Heroengestalten deutscher Wissenschaft dem kärntnerischen Publikum in allgemeinen Umrissen vorführen.

Die Verlagshandlung des „deutschen Wörterbuches" hat ein treffliches Bild ins Publikum gebracht, dessen Darstellungsweise für die Brüder wohl typisch werden wird. — Wie sie da heraussehen aus den Rahmen, so werden sie in der Erinnerung ihres Volkes fortleben. — Wie Jakob im Leben, selbst nie vermählt, an die Häuslichkeit seines Bruders angewiesen war, so lehnt er sich, im Bilde stehend an den sitzenden Wilhelm. Sein scharfes Auge, sein leicht zugespitzter Mund künden den Geist, der in die verborgensten Tiefen dringt und das größte Chaos ordnet. — Aus der hohen Stirne und den etwas krausen Haaren spricht eine Fülle stürmender Gedanken, die das Gehirn bewegten. — So bescheiden Haltung und Gestalt, so gebietend (im edelsten Sinn) ist dieß Antlitz, — Was da herausleuchtete, hat das Jahrhundert unterworfen. — Ueber Wilhelm ist vor Allem eine wohlthuende Milde ausgegossen.

Wie ein glücklicher Familienvater sitzt er da, das Buch in der Hand, aber das Auge nach der Seite gewendet, als sehe er dem Spiele seines Kindes nach, oder wolle er ihm ein Märchen erzählen. — In seinem Blicke liegt eine gewisse Schwärmerei, die ihn mit Vorliebe den Spuren der Volkspoesie nachgehen hieß, und die Haare, die sich schlicht um das gutmüthige Antlitz legen, deuten auf einen Geist, der sich bescheiden enge Grenzen der Forschung steckte. So innerlich und äußerlich verschieden und doch nicht bloß leiblich innigst verwandt, verlebten sie die Tage ihres Lebens in traulicher Gemeinschaft, vom Geburtshause im kleinen Hanau an bis zum Sterbehause im großen Berlin. Ein rührendes Beispiel von Bruderliebe und Gelehrtenfreundschaft!

Jakob ist 1785, Wilhelm 1786 geboren. Ihr Vater war Stadt- und Landschreiber in Hanau. Unter fünf lebenden Brüdern schlossen sich Jakob und Wilhelm von frühester Kindheit an näher zusammen; sie gingen gleich gekleidet, sie bewohnten ein Stübchen, schliefen in einem Bette und erhielten den ersten Unterricht gemeinsam. Spät noch erinnerten sie sich, wie sie Hand in Hand über den Markt zu einem französischen Sprachlehrer gegangen seien. — 1796 verloren sie den Vater und zwei Jahre darauf bezogen sie das Lyzeum zu Kassel, wiederum nach vier Jahren die Universität Marburg. — Beide sollten wie der Vater Juristen werden; noch hatte keiner von ihnen eine Ahnung vom künftigen großen Lebensberuf. Erst als sie im Wintersemester 1802 bis 1803 die Vorlesungen des großen Rechtslehrers Savigny hörten, erwachte ihr Genius. Diesem Manne verdanke ich alle wissenschaftliche Anregung für mein Leben, schreibt Jakob noch 50 Jahre später. Nicht daß sie darum sich ausschließlich auf das corpus juris geworfen hätten, aber sie lernten von dem Lehrer des römischen Rechtes, Geist und Methode wissenschaftlicher Forschung. — Das war die erste große Wendung in ihrem Leben; die zweite sollte sie auf ihre eigentliche Bahn führen. — Im Jahre 1803 erschienen die „Minnelieder" aus dem schwäbischen Zeitalter, neu bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. Die altdeutschen Studien waren aber im Begriffe aus dem Schooße des geistigen Gesammtlebens der Nation sich loszuringen, Tieck's Minnelieder waren die Aurora des neuen Tages. Jakob war damals achtzehn Jahre alt, las das Buch und fühlte sich besonders von der hinreißenden Vorrede mächtig bewegt. Was an Poesie und Heimatsgefühl in den Brüdern schlummerte, erwachte nun mit einem Male und entschied ihre geistige Richtung. Sie sollten für die Wissenschaft dem deutschen Volke den leuchtenden Tag bringen, dessen wir uns heute erfreuen. Aber es dauerte noch einige Zeit, bis sie ungestört ihrem

Berufe leben konnten. — 1806 wurde Jakob als Sekretariatsaccessist des kurfürstlichen Kriegskollegiums mit Uniform, Degen, Puder und Zopf angestellt, die alten Dichter blieben nur die Lieblinge seiner Muße. 1809 wurde er aber durch Johannes von Müller's Vermittlung Privatbibliothekar des Königs Jerome von Westphalen und hatte als solcher Zeit und Gelegenheit seine Studien zu vertiefen. Wilhelm lebte mit ihm im gemeinsamen Arbeiten. Merkwürdiges Spiel des Schicksales! Der erbärmlichste unter den Napoleoniden, dessen Herrschaft die tiefste Schmach des deutschen Namens bezeichnet, mußte das Streben eines Mannes fördern, an dessen Geist die ganze Nation sich erheben sollte, — dessen Wirken den Ruhm des deutschen Mannes verbreitete. — In stiller Zurückgezogenheit sammelten sich die Brüder, wie es das ganze Volk gethan, und 1813 jubelten sie mit der Menge dem heimkehrenden Kurfürsten entgegen. — Jakob ward Legationssekretär und mußte als solcher zwei Mal nach Paris reisen und den Wiener Kongreß besuchen. Erst 1816 kam ihm die erwünschte Ruhe wieder, als er das Amt eines zweiten Bibliothekars an der Kasseler öffentlichen Bibliothek erhielt, an der Wilhelm bereits seit 1815 Sekretär war. Dieses Jahr machte Epoche in der Geschichte der deutschen Philologie, wie im Leben der Gebrüder Grimm.

Man hat es das Geburtsjahr der deutschen Philologie genannt, weil in demselben Bopp die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprache begründete, Beneke durch seine Ausgabe des Bonerius den Anfang einer wissenschaftlichen Lexikographie machte und Lachmann durch seine Abhandlung über die ursprüngliche Gestalt der „Nibelungen Noth" die Kritik auf den rechten Weg führte. — Die Brüder Grimm hatten zwar längst schon diese Richtung eingeschlagen, aber erst seit 1816 gestatteten es ihnen die äußern Verhältnisse, ungestört dem Aufbaue ihrer Wissenschaft zu leben. — Die Kasseler Jahre von 1816 bis 1829 nennt Jakob die ruhigste, arbeitsamste und vielleicht auch die fruchtbarste Zeit seines Lebens. — Seine großartigste Leistung, die Grammatik, fällt fast ganz in diese Zeit.

Eine ungerechte Zurücksetzung im Dienst bewog die Brüder 1829 ihre Stellen an der Kasseler Bibliothek aufzugeben und einen Ruf nach Göttingen anzunehmen, wohin sie 1830 übersiedelten, Jakob als Professor und Bibliothekar, Wilhelm als Unterbibliothekar, wozu er die außerordentliche Professur bald erhielt. — Sie hatten nur ungern ihre hessische Heimat verlassen, nur der Umgang mit Freund Beneke und Dahlmann söhnte sie mit den neuen Verhältnissen aus. — Es sollte auch ihres Bleibens hier nicht sein. 1837 hob der neue König von Hannover die Verfassung seines Lan-

des eigenmächtig auf, und sieben Göttinger Professoren, darunter Jakob und Wilhelm Grimm, protestirten im Namen des Rechtes feierlich gegen diesen Gewaltakt. — Sie wurden sämmtlich des Landes verwiesen, aber vom deutschen Volke in das Ehrenbuch seiner Geschichte eingetragen. — Im September 1838 fanden sich die Brüder im Hause ihres Bruders Ludwig zu Kassel wieder, nun in schweren Sorgen um ihre leibliche Nothdurft, sie, deren Geisteswerke das Staunen der Nation erregt hatten.

Da zeigte sich die politische Zersplitterung Deutschlands von ihrer wohlthätigen Seite. Die Männer, die der eine Fürst vertrieben, nahm ein anderer mit Ehren auf, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen berief die gefeierten Gelehrten 1840 als Mitglieder der Akademie der Wissenschaften nach Berlin. Dort sollten sie mit andern das Spree-Athen mit neuem Glanze umgeben. Berlin wurde ihnen zur zweiten, schöneren Heimat, hier fanden sie Lachmann, der ihnen längst schon in Freundschaft verbunden war, hier sammelte sich um sie die heranwachsende Generation der deutschen Philologen, welche ihre Meister mit stiller Anbetung betrachtete, hier gedieh ihnen das geistige Schaffen in immer ruhiger, streng wissenschaftlicher Atmosphäre. — Das Jahr 1848 riß nun Jakob auf kurze Zeit aus seiner Studienstube hinaus; Mühlheim an der Ruhr wählte ihn ins Frankfurter Parlament. — Es erwies sich als eine gewaltige Naivität, einem Sprachforscher eine politische Mission aufzutragen. — Die Grammatik lehrt eben nicht Staaten konstituiren, und in der Stille der Bibliothek oder einer Akademiesitzung bildet sich kein Redner. — Er, welcher Schöpfer einer neuen Wissenschaft gewesen und ein gewaltiger Parteiführer in der deutschen Gelehrtenrepublik, blieb in der Paulskirche bedeutungslos. — Er trug nur den Schmerz über das traurige Schicksal des Vaterlandes mit nach Hause, aus welchem ihm die ewige und unvertilgbare Wissenschaft wieder aufrichtete.

Die Tage ihres Lebens waren gezählt. Den 16. Dezember 1859 verschied Wilhelm und den 20. September 1863 folgte ihm Jakob nach. — Sie ruhen in kühler Erde nebeneinander, wie sie im oft heißen Leben zu einander gehalten hatten.

Es ist ein echtes deutsches Gelehrtenleben, das die beiden Männer führten. — In engen Verhältnissen wachsen sie auf, die Schule erweitert wohl ihren geistigen Gesichtskreis, aber nicht das äußere Gebiet ihrer Thätigkeit. — Alle Gefühle drängen sie zur Wissenschaft und sie müssen sich mit Broderwerb abmühen Mitten unter Nahrungssorgen aber erstarkt die geistige Kraft, die ein neues System des Wissens aufbauen soll. — Die Bibliothek macht ihre Welt aus, zwischen Büchern und Papier leben sie auf, conventionellen Gesellschaften weichen sie aus. — Der Lehrstuhl

und der Hörsal blieb ihnen immer Nebensache. — Als höchstes Ziel ihres wissenschaftlichen Strebens erschien ihnen die Akademie, die gelehrte Körperschaft, die sich Jakob gerne als moderne Klostergemeinde dachte. — Und doch bewahrten sich beide ein helles Auge für das frische Leben, und ein warmes Herz für die sie umgebende Welt. — Sie lauschen dem Volke die Märchen ab und betrachten die Sprache als Naturorganismus nicht als dürres Fabrikat eines bürgerlichen Grammatikers. — Haben sie in ihrer Zurückgezogenheit auch die Fähigkeit eingebüßt, die Menschen unmittelbar zu beherrschen und zu leiten, so gewannen sie eine desto tiefere Einsicht in die Werke menschlichen Geistes, und ihren Lehren folgt das Jahrhundert. — Auch von ihnen gilt im gewissen Sinne das Wort: Ihr Reich ist nicht von dieser Welt. — Es liegt etwas Großes in diesem Mißverhältniß zwischen äußerer Werthschätzung und der innern Bedeutung des deutschen Gelehrten; die allsiegende Macht des Geistes zeigt sich nirgends schlagender. — Die schlichten Männer der Studierstube haben dem deutschen Volke eine Weltstellung verschafft, nach der die Hohenstaufen vergebens gestrebt haben, und die kein Napoleonide mehr erschüttert, den Ruhm, eine Nation von Denkern zu sein und die reichste Literatur der Welt zu besitzen.

Das Gelehrtenleben der Brüder Grimm hat aber noch eine andere Bedeutung. — Bei keinem andern Volke findet sich ein Beispiel so inniger und unverwüstlich zärtlicher Bruderliebe, als es uns die Stadtschreibersöhne aus Hanau bieten. Sie breitet sich wie eine poetische Verklärung über ihr ganzes Dasein, und gönnt uns einen Blick in die Tiefen eines deutschen Gemüthes. — Als Kinder schon eng verbunden blieben sie es fürs ganze Leben, nur zeitweilig und nur äußerlich trennte sie das Geschick. 1825 hatte Wilhelm sich eine Häuslichkeit gegründet und Jakob als nothwendiges Glied in dieselbe aufgenommen. Sie lebten in voller Gütergemeinschaft. — Als Wilhelm 1831 in eine schwere Krankheit verfiel, war Jakobs Angst unbeschreiblich; sein Leben wäre ihm in beständiger Trauer und Sehnsucht nach dem Bruder verflossen, wenn er ihm genommen worden wäre, schrieb er an Lachmann. — Wie nach einem schweren Gewitter athmete er wieder auf, als Wilhelm genas, und schrieb vor den dritten Band der Grammatik die rührenden Worte der Widmung: „Lieber Wilhelm! Als du vorigen Winter so krank warst, mußte ich mir auch denken, daß deine treuen Augen vielleicht nicht mehr auf dieses Buch fallen würden. Ich saß an deinem Tische, auf deinem Stuhl und betrachtete mit unbeschreiblicher Wehmuth, wie sauber und ordentlich du die ersten Bände meines Buches gelesen und ausgezogen

hattest: mir war, als wenn ich es nur für dich geschrieben hätte, und es, wenn du mir genommen würdest, gar nicht mehr möchte fertig schreiben." — Als aber 1859 das Gefürchtete wirklich eintrat, und er an Wilhelms Sarge stand, ertrug er den Schlag mit schöner Fassung, gestand jedoch auch in der Gedächtnißrede, die er ihm in der Akademie der Wissenschaften hielt, daß er den Abgeschiedenen des Nachts im Traume immer noch neben sich sehe. — Und auf das Bild seines theuern Wilhelm fiel Jakobs letzter lichter Lebensblick. — Einmal glaubten wir ihn schon verloren (am Morgen des Todestages), so erzählt sein Neffe Hermann, als er eine Photographie Wilhelms, die dalag, plötzlich ergriff, mit der gesunden Hand rasch und wie er zu thun pflegte, dicht vor seine Augen führte, einige Momente betrachtete und dann auf die Decke legte. — Kurze Zeit darauf that er den letzten Athemzug.

Jakobs weiches Gemüth offenbarte sich auch im Verkehr mit aufstrebenden Talenten, die in seine Nähe kamen. — Für jede tüchtige Kraft hatte er das aufmunterndste Wohlwollen, und förderte redliches Streben mit Rath und That. — Darum drang auch nur ein Ruf der Bewunderung über den Altmeister in die Welt. — Hier muß noch der Beziehungen gedacht werden, in welche diese Männer zu unserm Kärnten traten. — Als unser Landsmann Dr. Mathias Lexer im Jahre 1857 nach Berlin kam, um dort germanistische Studien zu treiben, fand er bei dem großen Brüderpaar die freundlichste Aufnahme. — Jakob interessirte sich besonders für das werdende „Kärntische Wörterbuch", ging das Manuscript durch, und besprach mit dem Verfasser einzelne Worte. — Auf Grimms besondere Empfehlung bewilligte später das Ministerium Thun Dr. Lexer ein Stipendium zur Bereisung Kärntens, um dieses Wörterbuch zu ergänzen. — In welch' gemüthlichem Tone der große Mann mit Jüngeren zu verkehren pflegte, geht aus Lexer's Briefen hervor. Er schreibt am 21. November 1857 aus Berlin: „Vor ungefähr vierzehn Tagen war ich wieder bei Jakob Grimm. Ich kann Dir mein Gefühl nicht schildern, das mich beim Anblicke dieses wunderbaren Mannes ergreift. Als er sein Bedauern ausdrückte wegen meiner von ihm so entfernten Wohnung und ich ihm erwiederte: ich würde gerne täglich nach Potsdam laufen, um ihn zu sehen, ergriff er meine Hand und drückte sie recht herzlich. — Er hat immer hunderterlei Dinge zu fragen und bat mich, bald wieder zu kommen." — Und in einem Briefe vom 4. Jänner 1858 heißt es: Ich war heute wirklich beim „alten Jakob", wie er hier gewöhnlich heißt, um ihm zum 73. Geburtstag Glück zu wünschen. Er war sehr erfreut, daß ich an diesem Tage an ihn gedacht und erstaunte

darüber, daß ich seinen Geburtstag gewußt. — Uebrigens ist er sehr munter und das alte Quecksilber in ihm." — Der mündliche Verkehr setzte sich in einem schriftlichen fort, als Lexer Berlin wieder verlassen mußte, und noch 1862 suchte Grimm denselben in Nürnberg auf, um ihm persönlich seine Photographie zu übergeben. — Beide Brüder haben ferner freundschaftliche Worte zur Erinnerung in Lexers Stammbuch geschrieben.

Diese allgemeinen Umrisse ihres äußeren Lebens können nicht im Entferntesten eine Ahnung von der Bedeutung dieser Männer geben; das Bild des Lebens muß durch eine Darstellung des Wirkens ergänzt werden und seine Färbung erhalten. Wir wollen darum noch ihre schriftstellerische Thätigkeit in großen Zügen zu charakterisiren und ihre Bedeutung auch dem allgemein Gebildeten klar zu machen suchen, der in die Fachwissenschaft der deutschen Philologie nicht eingeweiht ist.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichtforschung.

Schon einmal habe ich darauf hingewiesen, daß gegenwärtig an die Geschichtwissenschaft ganz andere Anforderungen gestellt werden, als vor noch ganz kurzer Zeit. War früher die Erforschung der politischen Staatengeschichte der Hauptzweck des Historikers, begnügte er sich kulturhistorische Skizzen am Schlusse eines Zeitabschnittes gleichsam als Zugabe anzuhängen, so soll gegenwärtig das Hauptaugenmerk des Geschichtforschers auf den Gang der Kultur bei den einzelnen Völkern, auf die Heranbildung derselben aus dem Zustande der Kindheit bis zur derzeitigen Entwicklungsstufe gerichtet sein. Wenn der Historiker von ehemals von alten Münzen nur die Regentenchronologie ablas, so sucht der Geschichtforscher von heute aus dem Gepräge, dem innern Werthe und dem Fundorte auf den Kulturgrad und die Handelsbeziehungen der Völker zu schließen, bei denen dieselben gang und gäbe waren.

Diese neue, eigentlich fruchtbringende Richtung der Geschichtforschung befindet sich großentheils erst im Stadium des Quellensuchens. Die historischen Vereine suchen in ihren Museen die Reste vergangener Kulturen zu sammeln, chronologisch zu ordnen und so gleichsam Wegweiser für den Kulturhistoriker aufzustellen.

Der eifrige Forscher in der Kulturgeschichte des deutschen Volkes, Herr Dr. W. Mannhardt machte wiederholt auf einen äußerst reichen Quellenschatz aufmerksam, und bezeichnet mit Recht das Sammeln der deutschen Volksüberlieferung, der Sagen, der Sitten und Gebräuche, des Glaubens und des Aberglaubens als ein dringendes Bedürfniß, das für die Völker- und Sittengeschichte nach ihren verschiedensten Richtungen hin von unberechenbarem Einfluß sein würde. Darauf hinzuarbeiten, daß damit begonnen werde, ehe es zu spät, sei eine heilige Pflicht der Zeit, da man nur zu lange die Sache habe hingehen lassen, und manches schon jetzt unwiederbringlich verloren sei, was noch vor 50 Jahren leicht zu sammeln gewesen wäre. Hiezu sei nöthig, daß von Ort zu Ort alle, auch die unscheinbarsten Ueberlieferungen aufgezeichnet werden; denn nur dann, wenn alle verschiedenen Fassungen der einzelnen Ueberlieferungen gesammelt seien, werde es möglich, die ursprüngliche Form und den ursprünglichen Charakter derselben, sowie ihre eigentliche Heimat nachzuweisen, wodurch sie erst ihren vollen Werth erhalten. Er selbst hat es unternommen, zunächst eine Sammlung der agrarischen Gebräuche und zwar vorzüglich der Erntesitten zu veranstalten.

Von dieser unternommenen Arbeit Mannhardt's liegt uns bereits eine Probe vor, in der eben zu Danzig erschienenen Schrift: „Roggenwolf und Roggenhund. Beitrag zur germanischen Sittenkunde." Mannhardt weist mit unzweifelhafter Sicherheit in den vielverzweigten auf beide deutenden Gebräuchen und Sagen die uralte Anschauung nach, daß der Dämon des Getreides im Ackerfeld sich aufhalte und mit der letzten Garbe gefangen werde, und er erklärt bei dieser Gelegenheit gar manche hineinspielende Vorstellungen und Gebräuche. So wird über den Hund und Wolf als Vertreter des Windes, über die Bezeichnung des Mutterkorns als Wolf, Wolfszahn, über Roggenmutter, Kornmuhme, Graswolf erwünschte Auskunft gegeben und der Sinn einzelner Gebräuche und Spiele erörtert. Der Roggenwolf erscheint ihm als ein Wesen der germanischen Riesensage, das aus derselben Vorstellung hervorgegangen und in ganz ähnlicher Weise ausgebildet worden, wie Fermim und dessen Sippschaft in Skandinavien. Auch der hartnäckigste Zweifel an der hohen Wichtigkeit einer vollständigen und zuverlässigen Sammlung der Volksüberlieferungen, muß dieser Probe gegenüber schwinden.

Wie viel gibt es in Kärnten doch Sagen, Volksgebräuche und Spiele, die noch nirgends aufgezeichnet, deren Bedeutung und Zusammenhang noch nicht erklärt sind; wie viele davon leben nur mehr in der Erinnerung alter Leute und steigen mit diesen unwiderbrinlgich ins Grab! Auf denn ihr Alle, denen deutsche Geschichtforschung am Herzen liegt, sammelt das noch Vor-

handene, entreißt es der Vergessenheit! Welch' lehrreiche Fundgrube muß sich hier aufthun, wo Deutsche, Slaven und Wälsche sich gegenseitig berühren. Durch das vergleichende Studium deutscher, slavischer und romanischer Ueberlief rungen und Gebräuche werden wir erkennen, wie weit ursprünglich romanische oder slavische Sitten, Gebräuche und Glaube bei uns eingedrungen, oder welch' gemeinschaftliches Eigenthum aus der ursprünglichen Stammverwandtschaft, aus altheidnischen, urchristlichen oder mittelalterlich-christlichen Anschauungen sich herschreibt, oder endlich Germanisches bei Romanen und Slaven Aufnahme gefunden, wie ja dasselbe Verhältniß in den germanischen Sprachen den slavischen und romanischen gegenüber vielfach nachgewiesen ist. In dieser Hinsicht wird Kärnten viel wichtiges und interessantes Materiale bieten, und die Sammler desselben werden sich nicht nur um kärntnerische, sondern um allgemeine Geschichtforschung verdient machen.

Die Heiden- oder Hünengräber auf der Dornbacher-Alpe bei Gmünd in Oberkärnten.

Vortrag, gehalten im kärntnerischen Landesmuseum in Klagenfurt am 9. Februar 1866.

Von

M. F. v. Jabornegg-Altenfels,

k. k. Oberlandesgerichtsrath.

In einem der letztern Jahrgänge der „Carinthia" kömmt die Mittheilung vor, daß sich auf der Dornbacheralpe bei Gmünd in Oberkärnten nach der Sage der dortigen Landbewohner viele Heidengräber — sogenannte Hünen-Grabhügel — befinden sollen. Da Grabhügel aus sehr alter Zeit in Kärnten sehr selten sind, so war diese Mittheilung für mich von besonderem Interesse, weßhalb ich vorerst Auskünfte über die Ortslage dieser angeblichen Grabhügel einholte, und nachdem ich diese erhalten, beschloß, selbe an Ort und Stelle zu untersuchen. Ich wählte zu diesem Ausfluge den Monat August v. J. und unternahm die Ersteigung der genannten Alpe in Begleitung eines Geschichtfreundes und vorzüglichen Zeichners.

Zuerst glaube ich einige Worte über die Hünengräber überhaupt vorausschicken zu sollen. Unter Hünengräbern versteht man gewöhnlich alle aus der heidnischen Vorzeit stammenden Grabmale, die theils in größerer Anzahl, und in Reihen geordnet, theils einzeln auf Anhöhen, in Wäldern und in entlegenen Gegenden sich vorfinden, und bald in hohen bald in unbedeutendern Erdaufwürfen bestehen. Sie gehören gewöhnlich den Kelten und Germanen an, obgleich auch die in deutsche Landstriche eingedrungenen Slaven, die Sitten der Germanen nachahmend, ebenfalls wenigstens vereinzelnte ähnliche Grabhügel mögen errichtet haben.

Nach diesem kurzen Absprunge kehre ich zur Ersteigung der Dornbacheralpe zurück, und gebe hier die Resultate der dort gemachten Wahrnehmungen.

Zwischen der Stadt Gmünd und der Ortschaft Radl erhebt sich nahe an der vorbeiführenden Poststraße nach Spittal gegen Westen der steil ansteigende Hattenberg, welcher mit Bauernhöfen und den dazu gehörigen Kulturen bis zur Waldregion hinauf besetzt ist. Nachdem der breite Waldgürtel durchwandert ist, beginnt die baumlose Alpenregion, auf der sich sehr steile Alpenwiesen ausdehnen: dieß ist die Dornbacheralpe.

Die Höhe dieser Alpe ist von einem scharfen Felskamme gekrönt, der in drei steilen Absätzen sich bis zum 7600 Fuß hohen Bartlmon erhebt. Auf dem ersten dieser Absätze, welchen wir nach 3½ Stunden steilen Ansteigens erreicht hatten, befindet sich eine kleine Ebene und ein von der Höhe herabgestürzter Felsblock, wo wir Rast hielten. Unsere zwei Führer und Träger, welche zum Zwecke der Untersuchung der sogenannten Heidengräber mit Grabwerkzeugen versehen waren, bezeichneten uns von diesem Platze aus einen höher gelegenen, etwa 3 bis 400 Schritte entfernten Punkt als die Stelle, wo die ersten Gräber sich befinden sollten. Nach kurzer Rast hatten wir jene Stelle erstiegen. Zwei unbedeutende Erhöhungen rechts und links bilden dort eine kleine Einsattlung, wo wir etwa 40 längliche Erdhügel wahrnahmen, diese Hügel bezeichneten uns die Führer als die Heidengräber, und den Platz als den Heidenfriedhof. Diese Hügel liegen ordnungslos durcheinander, nur einige parallel nebeneinander; sie sind 4 bis 6 Fuß lang, bei 2 Fuß breit, mehrere über 1 Fuß hoch, einige aber, die schief abwärts liegen, schon mehr verflacht, alle sind mit einem Rasen von Heidekraut (erica) und einem steifen kurzen Alpengrase mit braunen Rispen dicht überwachsen, wodurch sie sich von den herum befindlichen, mit niederem grünem Grase bewachsenen Alpenwiesen merklich abheben Diese Hügelchen hatten ganz das Aussehen von Gräbern.

Auf meine Anordnung wurden hier auf zwei verschiedenen Stellen ein

paar dieser Erdhügel von unseren Führern der Länge und Breite nach über 4 Fuß tief geöffnet. Die Arbeiter hatten Mühe, die obere dicht verfilzte Grasdecke zu entfernen. Nach Entfernung dieser Decke kam die schönste schwarze Gartenerde bis 4 Fuß Tiefe zum Vorschein; Gebeine oder Geräthe, wie sich solche in alten Gräbern gewöhnlich vorfinden, wurden in der ausgeworfenen Erde nicht gefunden. Diese Erdhügel schienen seit undenklichen Zeiten nicht geöffnet oder untersucht worden zu sein.

Nach dieser Untersuchung begaben wir uns höher hinauf, wo neben einem Felsenkamme auf einer kleinen Ebene sich wieder 80 bis 100 solcher Hügel neben einander ebenfalls ohne Ordnung befanden; einige davon, die auf einem steilen Wiesenabhange abwärts lagen, waren wahrscheinlich durch die Einflüsse der Witterung schon verflacht, aber dennoch durch das darauf wachsende Heidekraut und durch das zuvor erwähnte Gras sogleich erkennbar. Auch hier ließ ich wieder zwei solcher Hügel eröffnen, aber auch in diesen fand sich nichts Bemerkenswerthes vor; auch in diesen war tiefer Humus.

Es entsteht nun die Frage: sind diese Erdhügel von der Natur gebildet, oder sind sie von Menschenhänden errichtet?

Wenn Ersteres angenommen werden wollte, so ist es nicht wohl erklärlich, wie dieselben so gleichförmig, beinahe von gleicher Länge und Breite durch Regen und dadurch gebildete Bäche ausgewaschen und in diese Form gebracht worden sein konnten, besonders, da zwischen diesen Hügeln keine Rinnsale sichtbar sind, und auch da alles Erdreich mit dichtem Grase überwachsen ist. Nimmt man aber diese Erdaufwürfe als menschliche Werke an, so konnten es nur Gräber gewesen sein; allein dieser Annahme scheint wieder der Umstand entgegen zu stehen, daß darin weder Gebeine noch Geräthe oder Waffen gefunden wurden, welche Funde in sehr alten Grabhügeln gewöhnlich gemacht werden; und dann, wie soll eine so bedeutende und unwirthliche Höhe zu Begräbnißstätten gewählt worden sein? In diesem letzteren Falle müßte man nur annehmen, daß die Kelten als Autochtonen Norikums, wozu Kärnten gehörte, zur Zeit, als die Römer dasselbe (im Jahre 15 vor Chr. Geb.) zu erobern begannen, ihre Alpenheimat und ihre Freiheit gegen die südlichen Eindringlinge hartnäckig zu vertheidigen suchten, aber den wohldisziplinirten und sieggewohnten Legionen endlich doch nicht zu widerstehen vermochten, sich kämpfend auf ihre Alpen zurückzogen, und ihre gefallenen Kampfgenossen dort begruben; wie denn noch heutigen Tages in jener Gegend eine Alpe die „blutige“ heißt, welche Benennung unser gelehrter, aber leider nur zu früh verstorbener Geschichtschreiber Professor Albert v. Muchar in sei-

nem gediegenen Aufsatze über das keltische Norikum auf den Kampf der eingebornen Noriker mit den Römern bezogen hat.

Wie es übrigens gekommen sei, daß diese Hügel, die ich wenigstens für Grabdenkmale halte, weder Gebein noch Geräthe enthalten, muß ich den Umstand anführen, daß auch die Kelten ihre Todten zu verbrennen die Sitte hatten, und über ihrer Asche als Grabdenkmale Hügel aufzuwerfen pflegten. Zur Bekräftigung dieser meiner Bemerkung führe ich die Worte des gelehrten Sprach- und Geschichtforschers Wilhelm Krist in München in seinem Aufsatze an, welchen derselbe in der Augsburger allgemeinen Zeitung (1865 Nr. 311. Beilage) bei Besprechung der vindelizischen Gräber bei Krumbach in Schwaben veröffentlichte; er sagt:

„Man weiß, daß allerdings Griechen und Römer in alten Zeiten „über der Asche ihrer verbrannten Helden hohe Hügel aufschütteten, daß „aber die gleichen Gräber außerhalb Griechenland und Italien fast aus- „schließlich der einheimischen Bevölkerung angehörten, und daß nicht bloß „Germanen, wie noch neuerdings General v. Peuker in seinem bekannten „Werke über das deutsche Kriegswesen der Urzeit aufstellte, sondern „auch Kelten und Scyten auf solche Weise ihre Todten „ehrten."

Hieraus entnehmen wir, daß auch die Kelten, welche Norikum vor der römischen Eroberung bewohnter, ihre Todten verbrannten, und über ihrer Asche Grabhügel aufgeworfen haben.

Wenn man ferners den Volksüberlieferungen, auf welche in Geschichtwerken sich häufig bezogen wird, allen Werth nicht absprechen kann, und örtliche Benennungen sicher auch ihre Bedeutung haben müssen; so erachte ich als weiteren Beleg für meine schon früher ausgesprochene Ansicht, daß nämlich diese Hügel mindestens Grabdenkmale gewesen, anführen zu müssen, daß das umwohnende Landvolk diese Erdaufwürfe allgemein „Heidengräber" und den Ort, wo sie sich befinden, den „Heidenfriedhof" nennt, und daß der nur durch den Radlgraben von der Dornbacheralpe getrennte Hünersberg, welcher auf diese Weise geschrieben schon in alten Urkunden vorkömmt, möglicherweise seinen Namen von den nahen Hünengräbern erhalten haben kann.

Die Sache mag sich aber verhalten, wie sie wolle, so bleibt das Vorkommen dieser Hügel jedenfalls interessant, und es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß — wenn künftig mehrere derselben geöffnet werden *)

*) Wegen Kürze der Zeit konnte ich eine größere Anzahl dieser Hügel nicht öffnen lassen, was jedenfalls mehrere Tage erfordert hätte, und mit der großen Unbe-

— aller Zweifel über ihre einstige Bestimmung durch alterthümliche Funde gehoben werden kann.

Als Beispiel mag Folgendes dienen: Auf dem Plateau oberhalb dem Warmbade bei Villach sind am südlichen Theile bei 60 größere und kleinere runde Erdhügel zwischen 6 bis 14 Fuß im Durchmesser, von denen mehrere die Höhe von 4 bis 5 Fuß erreichen, welche vom Landvolke der Umgegend auch die „Heidengräber" genannt werden.

Ich ließ vor einigen Jahren einen dieser größeren Hügel öffnen, aber auch dort wurden weder Gebeine noch Geräthe gefunden. Auch auf dem nördlichen Theile dieser Hochebene gegen den Ziegelofen und Schrottguß zu, befanden sich eben solche runde Hügel, welche aber wegen des von den Franzosen zur Zeit der Occupation Oberkärntens dort angelegten Napoleonparkes größtentheils abgetragen wurden.

Bei der Abtragung derselben wurden jedoch viele römische Alterthümer, z. B. Münzen, Spangen und Bruchstücke von irdenen Gefäßen u. s. w. gefunden.

Daß übrigens die Grabdenkmale auf der Dornbacheralpe nicht aus der Römerzeit herrühren, glaube ich deßhalb annehmen zu können, weil sie keinen Grund hatten, die Asche ihrer Todten auf diesen Höhen zu bestatten, und darüber Hügel aufzuwerfen und weil so etwas auch nicht ihre Gewohnheit war.

So viel über die Heiden- oder Hünengräber auf der Dornbacheralpe. Am Schluße erübrigt mir nur noch, ein paar Worte über das herrliche Panorama zu sprechen, das sich uns von dieser Höhe darbot. Gegen Norden lag gleich einer Landkarte das von Alpen umgürtete Maltathal mit seinen Ortschaften und Hüttengruppen zu unseren Füßen, in dessen äußerstem westlichen Winkel der 9571 Fuß hohe Sonnblick und der Faschauner-Steck ihre beschneiten Häupter erhoben; dann folgten in der Reihe weiter der vulkanähnliche Melnik und Maltaberg, gegen Nordosten die blutige Alm, die Schwarzwand und der Pressenberg, gegen Osten der Tschernek, und weit hinaus über den sonnigen Terflingerboden in blauer Ferne die Villacheralpe, gegen Süden ob Spittal das Goldeck und uns in dieser Richtung gerade gegenüber der Hünersberg mit dem Riesenthor und der Leierspitze und im Westen der 9364 Fuß hohe Reiseck-Gletscher, endlich zu unseren Füßen südlich in der Tiefe der Radlgraben, in welchen von den eben genannten Alpen zahlreiche Bäche wie Silberfäden in Kaskaden hinabstürzten, deren Rauschen bis in unsere lautlose Höhe drang.

quemlichkeit verbunden gewesen wäre, diese sehr steile Alpe von den höchst gelegenen Bauernhöfen des Hattenberges täglich neuerdings ersteigen zu müssen weil oben keine Sennhütten sich befinden und daher kein Unterkommen zu finden ist

Larvenzustände bei Fischen.

Eine der interessantesten Entdeckungen der Ichthyologien ist wohl die, daß auch Fische gewisse Larvenzustände durchzumachen haben. So wies Max Müller nach, daß ein bis jetzt unter dem Namen Ammoeoctes branchialis bekanntes Fischchen aus der Familie der Rundmäuler Bricken) nur die Larve von Petromyzon Planas, der kleineren Art unserer Flußbricken sei. Sehr wahrscheinlich sind noch viele andere Fische nur Larven, so dürften z. B. Helmichthys und Leptocephalus nur Larvenzustände von Trichiurus sein. — Mit Sicherheit aber hat Steenstrup die Larve der Pleuronectiden oder Schollen aufgefunden. Diese seltsamen Fische schwimmen bekanntlich auf der Seite und haben dieser Einrichtung zufolge ein ganz schiefes Gesicht. Beide Augen stehen auf der oberen Seite und auch das Maul ist aller Symmetrie und allem Schönheitsgefühle zum Trotze vollkommen schief nach oben gezogen. Doch nicht so ist es in der ersten Jugend des Fisches. Zu dieser Zeit ist er ein schönes, normal gebautes Thierchen, das gerade so auf dem Bauche schwimmt, wie es einem Fische zukommt, wie auch alle anderen thun. Jederseits im Kopfe steht ein Auge und beide Körperhälften zeigen dieselbe Zeichnung und Farbe, während bei den erwachsenen Schollen die nach unten gekehrte Körperhälfte einförmig weiß ist. Nach und nach hat aber die Herrlichkeit ein Ende. Das Thier fängt an sich allmählig auf die Seite zu neigen; anfangs nur dann und wann, später aber für immer. Die Neigung wird eine immer größere, und das Auge der einen Seite, wenig Lust zeigend, stets gegen abwärts in das Finstere zu gucken, fängt buchstäblich an, durch den Kopf hindurch neben das zweite zu rücken, dem das Los zufiel, beständig gegen den Himmel gerichtet zu sein. Endlich liegt der Fisch ganz auf der Seite, um sich nimmer wieder aufzurichten; das Auge der unteren Hälfte nimmt seinen Platz neben dem oberen ein, die gegen abwärts gerichtete Seite entfärbt sich und die drollige Scholle ist fertig. Man wird leicht einsehen, welche Schwierigkeiten sich diesen Beobachtungen im freien Wasser entgegenstellen, und daß sie nur gemacht werden können, wenn man Thiere in Aquarien hält, wo sie sich der beständigen Beobachtung nicht entziehen können.

Münzen der Dietrichsteine für Tarasp.

Daß die Linie Nikolsburg des gräflichen Geschlechtes der Dietrichsteine die Herrschaft Tarasp in Engadin besessen, ist eine bekannte Sache, daß aber für diese Besitzung, als dieselbe unter Kaiser Leopold I. reichsunmittelbar wurde, Münzen geschlagen worden sind, ist jedenfalls eine Neuigkeit auf dem Felde der Numismatik, da diese selbst den fleißigen Forschungen des Staatsarchivars Gerold Meier von Koman in seiner Uebersicht der Schweizer-Münzen entgingen.

Obwohl nun diese ehemalige Besitzung der Dietrichsteine unserer Heimat sehr ferne liegt, und auch nicht unsere kärntnerische Linie Hollenburg daran betheiligt ist, so erachte ich doch, den einheimischen Numismatikern und Geschichtsforschern von diesen Münzen mit der Bemerkung Mittheilung zu machen, daß diese einem Aufsatze E. Forcheimer's, abgedruckt im sechsten Hefte des Jahrganges 1865 der Wiener numismatischen Blätter von Dr. G. A. Egger entlehnt ist.

Tarasp (Trasp—Terasp) ehemals ein Besitzthum der Grafen von Montfort wurde im Jahre 1464 an Erzherzog Sigismund, Grafen von Tirol, verkauft und blieb von dort an bei dem Hause Oesterreich, bis Kaiser Leopold I. dasselbe an Ferdinand Josef, Fürsten von Dietrichstein verkaufte und wie schon erwähnt, zu einem reichsunmittelbaren Gebiete erhob, um den Fürsten den Eintritt in den Reichsfürstenstand zu ermöglichen, da dessen Vater Fürst Maximilian wegen Nichtbesitzes eines reichsunmittelbaren Gebietes nur als Personalist in den Reichsfürstenstand eingeführt war.

Nur Ferdinand Josef ließ als Herr der reichsunmittelbaren Herrschaft Tarasp und Reichsfürst Münzen prägen, Medaillen jedoch gibt es auch von anderen Gliedern dieses Hauses.

Ferdinand Josef, geboren 25. September 1636, gestorben 28. November 1698.

Zehnfacher Dukate.

Nr. 1. Dieses Stück ist mit dem unter Nr. 3 beschriebenen Thaler völlig gleichen Gepräges.

Dukaten.

Nr. 2. † **Ferd.** S. R J. **Princ** [9] — **Â. Dietrichstein**. Sein Brustbild von der rechten Seite mit großer Perrücke, langer gestrickter Halskrause und umgehängtem Vließe.

Rev. in Nikolsburg et Dominus in Trasp.

Viergetheiltes mit dem Fürstenhute bedecktes verziertes Wappenschild, worin oben rechts ein Hennenfuß (Hollenburg), links ein Kreuz (das Thalberg-Rotal'sche Wappen), unten rechts ein geschweifter Giebelsparren (zur Erinnerung an das, nach Osterwitz erhaltene Erbmundschenkamt für Kärnten), links eine gewundene, aufrechtstehende, gekrönte Schlange (Finkenstein), und als Mittelschild, das Dietrichstein'sche Hauptwappen (in schreg getheiltem Felde zwei mit dem Rücken gegen einander gekehrte Winzermesser.)

Das Wappen ist von der Kette des Ordens vom goldenen Vließe umgeben, und das daran befindliche Vließ trennt unten die Umschrift, ober dem Fürstenhut klein 16—96.

Thaler.

Nr. 3. **Ferd. S. R. J. Princeps. Â. Dietrichstein.** Brustbild von der rechten Seite mit großer Perrücke, langer gestickter Halskrause und umgehängtem Vließe.

Rev. in Nikolsburg † et † — † Dominus in Trasp. †

Das vorhin beschriebene Wappen in verzierter Einfassung, oben der Fürstenhut, unten das Vließ, welches an einer, das Wappen umgebenden Kette hängt. Ueber dem Fürstenhut klein, 16—95. Von den Fürsten Leopold Ignaz † 1708. — Walter Franz Xaver † 1738 und Karl Maximilian, Erbe Proskaim's † 1782 sind keine Medaillen bekannt. Von Johann Karl Walter, geboren 27. Juni 1728, gestorben 25. Mai 1808, welcher Leslie erbte und den Titel Dietrichstein-Proskau-Leslie annahm, ist nur eine schöne Schulprämien-Medaille für dessen Besitzungen bekannt, unter ihm (1803) kam Tarasp an die helvetische Republik und nach deren Auflösung an den Kanton Graubünden, nachdem die Fürst.n von Dietrichstein entschädigt worden waren. Markus F. Jaborneg.

Georg Graf v. Thurn, k. k. Feldzeugmeister. †

Graf Georg v. Thurn-Vallesassina war der einzige Sohn des in den Transcheen der türkischen Festung Giurgewo gefallenen Generals Grafen Franz v. Thurn. Nach des Vaters frühzeitigem Tode fiel die Obsorge für die Erziehung seiner Mutter anheim, sie aber war eine jener Frauen, die es verstehen aus ihren Söhnen Männer zu machen. Ihr zweiter Gemahl, der

in der gelehrten Welt bekannte florentinische Graf Angelo d'Elci, stand ihr hiebei hilfreich und fördernd zur Seite. Er weckte in seinem talentvollen Stiefsohne den Geschmack an der classischen Literatur und Kunst, dem er bis in sein spätestes Lebensalter treu blieb.

Als im Jahre 1809 Oesterreich sich zum Verzweiflungskampfe erhob gegen seinen und Deutschlands Unterdrücker, griff auch Graf Georg Thurn zu den Waffen. Mit einer auf seinem Familiengute Bleiburg in Kärnten geworbenen kleinen Schaar freiwilliger Landwehr stieß er zu den österreichischen Truppen, welche Chasteler in Tirol befehligte Durch ein widriges Geschik in Gefangenschaft gerathen und in das Innere Frankreichs gebracht, kehrte Thurn nach Abschluß des Friedens in sein Vaterland zurück. Als aber Oesterreich, in der Allianz mit Frankreich seine Rettung suchend, sich anschickte der Fahne des Eroberers zu folgen, trat Thurn mit vielen seiner Gesinnungsgenossen aus den Reihen der Armee und widmete sich neuerdings seinen Lieblingsstudien und dem Umgange mit den ausgezeichnetsten Männern jener Zeit, die er überall aufzusuchen wußte. Aus dieser Epoche stammt eine Reihe von ihm verfaßter Gedichte, an deren zarter Empfindung und vollendeter Form seine Freunde, für welche er sie drucken ließ, sich erfreuten. Doch seine Liebe zum Vaterland ließ ihm sogleich wieder die Waffen ergreifen, sobald er gegen Napoleon sie führen durfte.

In richtiger Würdigung seiner militärischen Kenntnisse und seiner Tüchtigkeit im allgemeinen wurde er in den Generalstab versetzt, bei welchem er als Führer einzelner Colonnen sich hervorragende Verdienste erwarb. Nur eines derselben sei hier besonders erwähnt. Am 29. April 1815 überrumpelte Thurn an der Spitze eines Häufleins Husaren die befestigte Stadt Pesaro, und setzte die 10 000 Mann starke Division des Generals Carascosa in so große Verwirrung, daß sie schleunigst den Rückzug antrat. Für diesen kühnen Handstrich wurde er mit dem Ritterkreuz des Theresienordens geschmückt.

Nach geschlossenem Frieden öffnete sich ihm eine neue Laufbahn, welche seinem Durst nach Wissen und Weltkenntniß Nahrung versprach. Die Höfe von Florenz, St. Petersburg und Stuttgart sahen ihn als Gesandtschaftssekretär, Geschäftsträger und bevollmächtigten Minister. In letzterer Stadt trat er in Berührung mit dem schwäbischen Dichterkreis, zumeist aber mit Gustav Schwab, mit welchem er die Meisterwerke der alten Griechen eifrig studierte. Auch König Wilhelm von Württemberg war ihm wohlwollend gesinnt; da aber dessen Anschauungen und Bestrebungen den Mächten der heiligen Allianz nicht entsprechen mochten, riefen

sie ihre Gesandten vom württembergischen Hof ab. Graf Thurn, der in den Verdacht gebracht wurde, als ob er den liberalen Ideen des Königs allzu sehr zugethan sei, blieb eine Zeit lang, da er die Sendung nach Brasilien abgelehnt hatte, ohne Anstellung. Mit doppelter Freudigkeit kehrte er daher zu dem ihm so lieb gewordenen Soldatenstande zurück, in welchem er auch im tiefsten Frieden interessante Beschäftigung zu finden wußte. Der ausgezeichnete General v. Langenau, der ihn zu schätzen verstand, berief ihn als Chef der militärischen Landesbeschreibung nach Ungarn. Das kaiserliche Kriegsarchiv bewahrt noch die vorzüglichen Arbeiten, welche aus Thurns gewandter Feder stammen! Im Jahr 1830 wurde er zum Obersten in Langenau's Regiment ernannt, welches sich damals in der Bundesfestung Mainz befand. Auch dort gewann Thurn's einnehmendes und ritterliches Wesen gar bald die Achtung und Liebe der vereinigten Bundestruppen.

Im Jahre 1836 zum Generalmajor und neun Jahre später zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, fand ihn das Jahr 1848 in Graz, wo Nugent in dem Moment allgemeiner Rathlosigkeit aus eigenem Antriebe ein Armeecorps zusammensetzte, dem bedrängten Radetzky zu Hilfe zu kommen. Thurn erbat sich die Auszeichnung bei diesem Corps zu dienen, und er übernahm die Führung desselben, als Nugent auf dem Marsch erkrankte.

Es wäre unnütz die Ereignisse jener denkwürdigen Tage von diesem strategischen Marsch angefangen bis zu der Schlacht von Novara, die sein selbstständiger Entschluß zur Entscheidung brachte, und bis zur Einnahme von Marghera und der erfolgreichen Beschießung Venedigs im Jahre 1849 hier zu wiederholen. Sie fanden sich in den Bulletins jener ruhmreichen Feldzüge, in Schönhals' Erinnerungen eines Veteranen, ja selbst in Hirtenfeld's Biographien der Mitglieder des Theresien-Ordens; Radetzky's überströmende Dankesworte, die Anerkennung seiner übrigen Kampfgenossen und endlich das Commandeurkreuz des Theresien-Ordens, womit das Capitel desselben seine Brust schmückte, bezeigten den Antheil, welcher Thurn an dem Erfolge gebührt.

Nach dem Ausgange des Feldzugs wurde er zum Militär-Commandanten in Inner-Oesterreich, nach wenigen Jahren aber zum Präsidenten des obersten Militär-Justiz-Senats ernannt.

Wenn hohe Tapferkeit des echten Soldaten zweite Natur genannt werden kann, wie viel schöner wird sie erst dann, wenn sie, wie bei Thurn, mit der seltensten und liebenswürdigsten Bescheidenheit gepaart erscheint! Der Muth des Helden, die Besonnenheit des Weisen, die Glaubensstärke des Christen, die Milde und Zartheit des edelsten Herzens, die höchste gei-

stige Bildung, die strengste Gerechtigkeit und Pflichttreue, endlich eine Selbstaufopferung ohne gleichen kennzeichneten diesen seltenen Mann ebenso im öffentlichen Leben wie im Kreise seiner Familie und Freunde. Nicht minder als diese wußte ihn auch sein engeres Vaterland zu würdigen. Kärnten, wo Thurn's Familiengüter liegen und er eine Anzahl Eisen- und Steinkohlenwerke besaß, deren Betrieb er sowohl aus dem Feldlager als aus dem diplomatischen Cabinet mit eben so viel Eifer als wissenschaftlichem Verständnisse leitete, weiß, was es seinen Bestrebungen zu danken hat. Die Eisenbahn, welche das schöne Ländchen zu durchziehen beginnt und seinen verlorenen Wohlstand wieder zu beleben verspricht, hat er durch rastlose Bemühungen zu Stande gebracht Ein noch größerer Bau schwebte vor seinem unternehmenden Geist, und er hat dessen militärische Wichtigkeit in einer gediegenen und glanzvollen Schrift zur Geltung zu bringen gesucht. Leider mußte ein Theil dieses Projekts, gleich der Hebung der vaterländischen Industrie im allgemeinen, ein Wunsch bleiben den er mit sich unerfüllt ins Grab nahm.

Im April 1861 entsandte das Vertrauen seines kaiserlichen Herrn den Grafen Thurn nach Kärnten, um als Landeshauptmann den ersten Landtag in Klagenfurt zu eröffnen. Obgleich seine Wirksamkeit als Präsident des obersten Militär-Justizsenats schon seit länger als einem Jahre durch seine Versetzung in den Ruhestand beendigt worden war, und ungeachtet seines vorgerückten Alters, glaubte Thurn diese Aufgabe in solchem Augenblick dennoch auf sich nehmen zu sollen. Doch legte er, sobald er sie erfüllt hatte, diese Stelle nieder, um sich ungetheilt seiner Pflicht in dem neugebildeten Herrenhaus des österreichischen Reichsraths zu widmen, in welches er als lebenslängliches Mitglied berufen wurde. In demselben als Redner aufzutreten hinderte ihn sowohl seine große Bescheidenheit als das Mißtrauen, das er in sein Gedächtniß setzte; doch nahm er an allen Verhandlungen den lebhaftesten Antheil, und die mit überwiegender Majorität ihm zugefallene Wahl in die meisten Komité, welche zur Vorberathung der einzelnen Verhandlungsgegenstände gebildet wurden, bewies die Achtung und das Vertrauen, welches seine Standesgenossen ihm zollten.

Seit der ersten fast zwei Jahre andauernden Sitzungsperiode des Reichsraths hatte seine Gesundheit gelitten, nicht aber die Thätigkeit seines Geistes, oder das rege Interesse, mit welchem er die hoffnungsreichen wie die bedrohlichen Phasen unserer neubegründeten Staatsverfassung bis an das Ende seiner Tage begleitete.

Eine kurze Krankheit führte am 9. Februar 1866, zum tiefsten Schmerz seiner Angehörigen und zahlreichen Freunde, seinen Tod herbei.

Der vorangegangenen holden und geliebten Tochter folgend, ließ er eine trauernde Gattin, vier Söhne und fünf Enkel zurück.

Graf Thurn besaß in seltenem Verein die Vorzüge, die den Soldaten und den Menschen gleichmäßig zieren. Würdig sich anschließend an eine Reihe ruhmreicher Vorfahren, darf er den Besten seiner Zeit zugezählt werden, und möge als einer aus ihnen auch dem nachfolgenden Geschlecht zum Vorbild und zur Nacheiferung dienen!

Am 12. Februar Nachmittags um 2 Uhr fand das Leichenbegängniß in Wien unter großer Entfaltung besondern militärischen Pompes von der Wohnung des Verstorbenen (in der Bräunerstraße Nr. 11) nach der glänzend beleuchteten und schwarz dekorirten Hofpfarrkirche zu St. Augustin statt. Eine halbe Stunde bevor der Sarg im Sterbehause gehoben wurde, füllte sich das Innere der Augustinerkirche mit Militärs aller Waffengattungen und zahlreichen Damen aus der Aristokratie; ferner erschienen die Herren Erzherzoge Albrecht, Rainer, Wilhelm, Sigismund und Heinrich, Herzog von Modena, Prinz Gustav Wasa, Prinz von Württemberg, die Minister Franck und Mensdorff, der kommandirende Feldmarschall-Lieutenant Graf Thun und alle dienstfreien Generale. Die Stabs- und Oberoffiziere der Garnison versammelten sich vor 2 Uhr vor dem Sterbehause und folgten dem Sarge, welcher von 6 Unteroffizieren getragen wurde, in die Kirche. Dort wurde der Leichnam, nachdem er auf einen Sarkophag gestellt wurde, im Beisein der ganzen Pfarrgeistlichkeit in feierlicher Weise eingesegnet. Nach beendigtem kirchlichen Akte wurde der Sarg in den Gala-Todtenwagen gehoben, und der Leichenzug setzte sich in folgender Ordnung in Bewegung: Voran schritten unter Kommando des Generalmajors Prinzen von Württemberg und des Feldzeugmeisters Baron Haugwitz zwei Bataillone des Infanterie-Regiments König der Belgier, diesen folgte eine Batterie, eine Musikbande, eine zweite Infanterieabtheilung, die Dienerschaft mit Trauerflören, das Pferd mit der Trauerschleppe, der eiserne Ritter zu Pferde und dann der von 6 Rappen gezogene Leichenwagen. Am Sarge befanden sich an der Kopf- und an der Fußseite die Orden und Ketten des Verstorbenen, in der Mitte befanden sich Rock, Hut und Säbel. Dem Leichenwagen folgten die Hinterbliebenen und Verwandten, die Erzherzoge und die Generalität. Der Leichnam wurde nach dem Südbahnhofe und von dort zur Beisetzung in der Familiengruft nach Bleiburg überbracht.

Die Beisetzung in Bleiburg fand am Aschermittwoch, also am 16. Februar statt. Der Sarg wurde am Bahnhofe, wo die erste Einsegnung

erfolgte, im feierlichen Kondukt nach der Stadtpfarrkirche gebracht, wo die zweite Einsegnung geschah. Eine Militärmusikkapelle, zu diesem Zwecke eigens von Klagenfurt gekommen, eröffnete den Zug, in welchem sich außer den vier Söhnen des Verewigten auch dessen Nachfolger in der Stelle eines Landeshauptmannes in Kärnten Graf Goëß, dann Fürst Salm, die Spitzen der Bleiburger Behörden, die gräflich Thurn'schen Beamten, die Gendarmerie- und Finanzwachposten, 12 uniformirte Bergknappen, die Gemeindevorstehung von Bleiburg 2c. 2c. befanden. Eine unzählige Menge der bürgerlichen und bäuerlichen Bevölkerung wohnte der feierlichen Beisetzung bei, die bis auf weiters in der Kapelle des neuen Friedhofs zu Bleiburg stattfand, nachdem die Familiengruft im vorigen Jahre beseitigt worden war.

Kleine Mittheilungen.

Der vierzehnte Theil des Wurzbach'schen biogr. Lexikons enthält eine kurze Biographie des Fürstbischofes zu Gurk, Johann Jakob Freiherr von Lamberg, gestorben im Schlosse Straßburg am 7. Februar 1630. L. stammte von der Orteneck'schen Linie, und war ein Sohn des Freiherrn Sigismund, aus dessen erster Ehe mit Siguna Eleonora Freiin v. Fugger. Für den geistlichen Stand bestimmt, wurde er schon im Knabenalter, 1576, Domicellar und 1583 Domherr zu Salzburg und Passau. Erzherzog Karl von Steiermark wählte ihn später zum Aja für seine beiden Söhne Leopold und Karl. Im Jahre 1601 wurde er geheimer Rath und Statthalter der Regierung in Graz und im Jahre 1603 Fürstbischof zu Gurk. Siebenundzwanzig Jahre in dieser Würde thätig, vermehrte er den Besitz des Bisthums in ansehnlicher Weise, indem er die Herrschaft Dürnstein, Pöckstein, Pregrad und andere Güter in Kärnten an das Bisthum brachte. Er war der erste, der das Eisenwerk zu Gurk entdeckte und solches nebst den Schmelz- und Hammerwerken im Jahre 1616 in Betrieb setzte. Er war der 39. Bischof zu Gurk und als Johann der Siebente.

Derselbe Theil des Wurzbach'schen Lexikons des Kaiserthums Oesterreich bringt auch die Biographien der Maler Ritter von Lampi, des Vaters Johann Baptist, und des Sohnes Franz, welch' letzterer im Jahre 1783 in Klagenfurt geboren sein soll. In der Biographie des Lampi sen. heißt es, daß er in Trient ansässig war, daß er sich mit besonderer Vorliebe der Portraitmalerei zuwendete und sich einen glänzenden

Namen machte. Einer Einladung des Grafen Heister, Präsidenten in Innsbruck folgend, begab er sich dahin und erhielt die ehrenvollsten Aufträge. Um die Erzherzogin Maria Anna zu malen, reißte er nach Klagenfurt, wo damals die Prinzessin lebte. Während seines Aufenthaltes in Klagenfurt scheint ihm nun der Sohn geboren worden zu sein, denn in demselben Jahre noch reiste er nach Wien. Klagenfurt wäre demnach zufälligerweise der Geburtsort des als Porträt- und Historienmaler berühmten Franz Ritter v. Lampi geworden, und selbst das ist noch zweifelhaft, denn Rastawiecki in seinem Lexikon polnischer Maler läßt Lampi in Bolzano (Botzen) geboren werden. Im Jahre 1815 oder 1816 traf Lampi in Warschau ein, wo es ihm so wohl gefiel, daß er seinen bleibenden Wohnsitz daselbst nahm. Ob er wieder einmal in Klagenfurt war, wird nicht erzählt. Sein ältester Bruder Johann Baptist war ebenfalls ein berühmter Maler, der unter Anderem den Kaiser Franz viermal in Lebensgröße malte, darunter einmal für Laibach. J.

In der Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien am 11. Jänner l. J. gab das wirkliche Mitglied Herr Professor Kner eine Abhandlung, welche sämmtliche bisher in den der Triasgruppe angehörigen bituminösen Schiefern von Raibl in Kärnten aufgefundenen fossilen Fische umfaßt. Die „Beiträge zur triasischen Fauna und Flora von Raibl", welche Professor Bronn im Jahre 1858 veröffentlichte, waren eine der letzten Arbeiten dieses verdienstvollen Forschers und zugleich die erste und einzige, in welcher einige der daselbst vorkommenden Fischreste beschrieben und abgebildet wurden. Doch umfaßte sie nur drei Gattungen mit je einer Art und noch kurze Angaben über eine vierte und unbestimmt gebliebene Art, und überdieß standen dem Verfasser auch von diesen wenigen nur ziemlich unvollkommene Exemplare zu Gebote (mit Ausnahme von Belonorhynchus). Professor Kner war hingegen durch die Liberalität, mit welcher ihm von dem Reichsgeologen Herrn Dionys Stur und seinem verehrten Freunde Direktor Hörnes die reichen Sammlungen der kaiserlichen geologischen Reichsanstalt und des kaiserlichen Hofmineralienkabinets zur Benützung überlassen wurden, in die Lage gesetzt, nicht nur die Zahl der nunmehr bekannt gewordenen Raibler Fische auf das Dreifache zu erhöhen, sondern unter den neuen Gattungen deren kennen zu lernen, die für die fossile Ichthyologie überhaupt von ganz besonderem Interesse sind und die Ganoiden als eine sogenannte natürliche Ordnung in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen lassen.

Die von Abbildungen begleitete Abhandlung umfaßt nebst den von Bronn bereits beschriebenen drei Gattungen und Arten noch folgende Gattungen und Arten: Graphiurus dinotopterus (Pinselschwanz — der Glanzpunkt aller Vorkommnisse daselbst); Peltopleurus splendens, Ptycholepis avus, Megalopterus raiblianus, Orthurus Sturii, Pholidophorus microlepidotus und eine zehnte Art, die vielleicht Bronn's unbestimmten Ganoiden entspricht, aber ebenfalls nicht sicher zu ermitteln ist, da sie in stark verdrückter Lage weder die Kopfform noch die Rücken- und Afterflosse genugsam erkennen läßt.

Meteorologisches.

Witterung im Jänner 1866.

Unser Welttheil war im vergangenen Monat dem Einflusse süd-westlicher und westlicher Luftströmungen ausgesetzt, also durchschnittlich ungewöhnlich warm. Nur ein Mal, am 23., sank im äußersten Norden in Heparanda das Thermometer auf —20·5, während es zugleich in St. Petersburg —0·9, in Moskau +1·5 zeigte, die tiefste beobachtete Temperatur betrug in Moskau —16·8, in St. Petersburg —12·2 am 28.; an mehreren Tagen war in ganz Europa um 7 Uhr Früh die Temperatur nirgends unter Null. — Vom 8. bis 11. wehte der südwestliche Luftstrom sehr heftig, an diesen Tagen wütheten an den westlichen Küsten (Frankreich, England) furchtbare Stürme, die sehr verderblich waren (Untergang des Auswandererschiffes „London" im Golf von Biskaya)

Wir in Kärnten, wo wir in diesen Tagen dem Centrum des kleinsten Luftdrucks ziemlich nahe waren, verspürten wenig von diesen Stürmen, die nur starke Niederschläge brachten. (Am Hochobir brausten heftige Südwest-Stürme.) Ueberall war es ungewöhnlich warm, die tiefsten Temperaturen traten auf Wieienau —11·1, Bad-Villach —10·3, St. Peter —10·2, Klagenfurt —9·7, Michelsdorf und Gottesthal —9·0, sonst zwischen —7 und —8·0. am Hochobir —8·0 Die mittlere Temperatur war in Bad Villach —3·2, Klagenfurt und Michelsdorf —3·0, sonst bei oder über —2·0, an höhern Orten geschützter Lage höher, Hausdorf —0·8, Maltein —0·1, in Lölling gar +1·2 In der Ebene traten viel Nebel auf und setzten die Temperatur herab.

Die Niederschläge waren sehr gering 3 à 6 Linien, in Klagenfurt 13·0, in Raibl 35·3''', Saifnitz 27·2'''. Würmlach 25·3''.

Für Klagenfurt waren die Mittel folgende (die eingeschlossenen sind die normalen): Luftdruck 322·1 (320·7), Luftwärme —3·0 (5·1), Niederschlag 13·0'' (17·3). Bewölkung 5.8 (5·9), Tage mit Nebel 26 (9). In den letzten 53 Jahren war eilf Mal der Jänner wärmer, nur in drei war die größte Kälte noch geringer als heuer —9·7, 1853 (—8·3), 1831 (—5·5), 1817 (—6.8).

Mittheilungen aus dem Geschichtverein.

Der kärntnerische Gechichtverein hielt am 31. Jänner d. J. seine Generalversammlung für das Verwaltungsjahr 1865, bei welcher, einschließlich des Vereinsausschusses, 11 Mitglieder zugegen waren.

Zu dem vom Vereins-Sekretär vorgetragenen Rechenschaftsberichte wurde bedauernd mitgetheilt, daß die Ausgabe des zehnten Heftes der Vereinsschrift „Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie" unliebsam verzögert worden sei und vor dem Monate März 1866 kaum erfolgen werde.

Hierauf wurde der zufriedenstellenden Resultate erwähnt, deren das naturhistorische Museum und der Geschichtverein als gemeinschaftliche Herausgeber der „Carinthia" im Jahre 1865 sich zu erfreuen hatten, und beigefügt, daß der Fortbestand dieses Blattes in materieller wie in literarischer Beziehung wenigstens für die nächste Zukunft gesichert erscheine.

Lebhaftester Dank wurde dem Herrn Universitätsprofessor Dr. Karlmann Tangl ausgesprochen für die unermüdete, hingebende Thätigkeit, womit er die Fortsetzung des Handbuches der Geschichte Kärntens fördert, von welcher nun das zweite Heft im Drucke erschienen ist, das dritte unter der Presse liegt und das Manuskript des vierten Heftes bereits in Händen der Geschichtvereins-Direktion sich befindet. *). Bei diesem Anlasse wurde der Generalversammlung, mit Bezugnahme auf deren vorjährigen Beschluß, die schriftliche Aeußerung der Buchhändler und Buchdruckereibesitzer Herren Gebrüder Leon, über die von Seite des Vereinsausschusses mit ihnen eingeleiteten Verhandlungen wegen zu beschleunigender Drucklegung der Fortsetzungshefte mitgetheilt, zufolge welcher die Herren Leon sich bereit erklären, „wenn die Druckerei nicht allzusehr mit dringenden Arbeiten beschäftiget sein würde, wöchentlich einen ganzen Druckbogen erscheinen zu lassen", sobald Herr Dr. Tangl als Verfasser die Korrektur in der von ihm angegebenen Zeit zu bewirken im Stande wäre."

Bezüglich der vom Geschichtvereine unternommenen Untersuchung der im Keutschacher-See aufgefundenen Pfahlbaute wurde auf die in der „Carinthia" vom Jahre 1865 veröffentlichten Resultate der im Sommer 1865 fortgesetzten Durchforschung dieser Pfahlstelle hingewiesen, welche immerhin interessant sind und zu möglichst eingehender Durchführung der begonnenen Untersuchungen ermuthigen und auffordern.

Als eine besonders erfreuliche Errungenschaft wurde die vom hohen k. k. Finanzministerium erlangte Genehmigung bezeichnet, daß die in den Archiven der Staatsherrschaften Arnoldstein und Millstatt noch befindlichen Urkunden und sonstigen Schriften unter der Bedingung, daß der Geschichtverein die genaue Verzeichnung derselben veranlasse, an das Vereinsarchiv abgetreten werden dürfen, dem zu Folge die Millstätter Archivalien bereits nach Klagenfurt überführt worden sind und deren Verzeichnung im Zuge ist.

Hienächst wurde mitgetheilt, daß der Vereinsausschuß auf den ihm von Seite des hohen Landesausschusses wiederholt ausgesprochenen Wunsch, daß das bisher zur Aufbewahrung der Lapidar-Monumentensammlung des Geschichtvereines benützte eben-

*) Laut vor Kurzem eingelangter Mittheilung des Herrn Verfassers Dr. K. Tangl, ist auch das Manuskript des fünften Heftes bereits vollendet.

erdige Lokale im Landhause für den eigenen Gebrauch der Landschaft geräumt und dafür der Platz längs der nördlichen Umfangmauer des Landhaushofes zur Aufstellung dieser Monumente adaptirt werde, eingehend an den hohen Landtag die Bitte gerichtet habe. es möge dem Geschichtvereine zur Errichtung einer für diesen Zweck sich eignenden Halle ein Beitrag aus dem Domestikalfonde bewilliget werden, daß zenge der in der Landeszeitung veröffentlichten Landtagsbeschlüsse, diesem Gesuche durch die Zusicherung eines Beitrages von 800 fl. (in vier Jahresraten) huldreichst bereits erfreuliche Gewährung gegeben worden sei und daß sofort die fragliche Dislozirung der Lapidar-Monumentensammlung wahrscheinlich noch im Laufe des Jahres 1866 werde in Angriff genommen werden können.

Auch die inneren Lokalitäten des Geschichtvereines werden, wie der Vortragende berichtet, im Jahre 1866 ein — diesen Räumen wie dem ganzen Vaterlande zur hohen Zierde gereichendes aufnehmen — die Porträtbüste des verstorbenen Vereinsdirektors und hochgefeierten heimatlichen Geschichtforschers, des eigentlichen Gründers des kärntnerischen Geschichtvereines, Gottlieb Freiherr von Ankershofen, deren Ausführung in Marmor eine Gesellschaft aufrichtiger warmer Freunde und Verehrer des edlen Hingeschiedenen dem vaterländischen Bildhauer Hanns Gasser übertragen hat, für welchen hehren Zweck über Bitte des Geschichtvereins-Ausschusses auch das hohe k. k. Staatsministerium aus dem Künstlerstipendienfonde des Jahres 1865 einen Beitrag von Achthundert Gulden huldreichst bewilliget und angewiesen hat

Mit lebhaftestem Danke wurde der Beiträge gedacht, mit welchen auch im Jahre 1865 der hohe kärntnerische Landtag und die löbliche Direktion der kärntnerischen Sparkasse den Geschichtverein gütigst unterstützt haben, sowie der zahlreichen werthvollen Geschenke Erwähnung gemacht, mit welchen die Vereinssammlungen von wohlwollenden Vaterlandsfreunden und Gönnern bereichert worden sind.

Warmer Dank wurde auch den Vereins-Gaukorrespondenten für ihre ersprießliche Thätigkeit ausgesprochen.

Die Vereinsbibliothek ist auch im Jahre 1865 sehr fleißig besucht und sind im Laufe des Jahres an 1140 Leseparteien Druckwerke ausgeborgt worden.

Der Verein hat im Jahre 1865 ein Ehrenmitglied und sechs ordentliche Mitglieder durch den Tod verloren; freiwillig ausgetreten sind drei Mitglieder; dagegen hat der Verein wieder sechs Mitglieder durch Neubeitritt erhalten. Demzufolge zählte derselbe am Schlusse des Solarjahres 1865 47 Ehrenmitglieder und 403 ordentliche Mitglieder.

Die Einnahmen der Vereinskasse betrugen im genannten Jahre 1467 fl. 7 kr, die Ausgaben 1438 fl. 56 kr.; der schließliche Kassarest wurde mit 28 fl. 51 kr. beziffert

Auf den Eingang des Rechenschaftsberichtes hinweisend, brachte das Vereinsmitglied Dr. Weil die in der Auflage der Vereinszeitschrift wiederholt eingetretenen Verzögerungen nochmals zur Sprache und knüpfte hieran den Antrag: Es möge von der Generalversammlung der Wunsch ausgesprochen werden. daß die Vereinszeitschrift wenn der Vereinsausschuß das wissenschaftliche Materiale hiezu rechtzeitig zu beschaffen in der Lage ist, jährlich längstens in der zweiten Hälfte des Dezembers, jedenfalls vor dem Jahresschlusse erscheinen möge. Um dies zu erreichen, möge der Vereinsausschuß beauftragt werden, mit den Buchhändlern und Buchdruckern Gebrüder Leon und von Kleinmayr in Klagenfurt und Hoffmann in Villach Offertverhandlungen einzuleiten, in welchen obiger Termin für das Erscheinen der Zeitschrift ausdrücklich zur

Bedingung gestellt werden soll. Bei gleichen Anboten solle den Herren Leon, als den bisherigen Druckern der Vereinsschrift, der Vorzug gegeben werden.

Das Vereinsmitglied Dr. Hussa stellte den Zusatzantrag: daß bei der Offertverhandlung eine Konventionalstrafe für den Fall festgesetzt werden solle, wenn das Buch binnen der vereinbarten Frist nicht zur Ausgabe fertig sei, welchem Antrage auch Dr. Weil sich anschloß. Sämmtliche Anträge wurden von der Versammlung mit Stimmeneinhelligkeit zu Beschlüssen erhoben.

Hienach brachte der Vereinsdirektor im Namen des Vereinsausschusses folgende Herrn zu Ehrenmitglieder des Vereines in Vorschlag:

Herrn Dr. Heinrich Costa, Direktor des historischen Vereines für Krain zu Laibach;

Herrn Peter Hitzinger, Dechant und Pfarrer in Adelsberg;

Herrn Ludwig Baron Hohenbichel, genannt Heufler zu Rasen, k. k. Ministerialrath, Besitzer mehrerer Gelehrtenmedaillen 2c., in Wien; und

Herrn Dr. Cornelius Will, Archivar des germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, — deren Ernennung sofort mit Stimmeneinhelligkeit beschlossen wurde.

Der kärntnerische Geschichtverein hat in dem jüngsthin verstorbenen k. k. Feldzeugmeister 2c. 2c. 2c. Herrn Grafen Georg von Thurn-Vallesassina *) eines seiner ältesten großmüthigsten Mitglieder verloren. Wie allen Interessen des Heimatlandes hatte der hohe edle Verblichene auch dem Geschichtvereine, welchem er seit 1845 als ordentliches Mitglied angehörte, stets seine regste wohlwollendste Theilnahme geschenkt. Sein Andenken wird, wie überall in Kärnten, auch in den Reihen der Vereinsmitglieder verehrt bleiben.

Mittheilungen aus dem naturhistor. Landes-Museum.

Mitglieder:

Mit Tod abgegangen sind. Herr K. Niederist, k. k. Bergrath und Ausschußmitglied des Museums, Herr J. Weißenhof, Apotheker und Gaukorrespondent des Museums. An beiden verlor das Museum zwei verdienstvolle Mitglieder. Herrn Niederist verdankt es eine vollständige geognostische und bergmännische Aufstellung über das Bleierzvorkommen von Raibl und Herrn Weißenhof, eines der ältesten Mitglieder des Museums, hat dasselbe jährlich durch Einsendung interessanter ornithologischer Vorkommnisse aus der Gegend von St. Veit und einen namhaften Jahresbeitrag (10½ fl.) unterstützt. Beide haben zu jeder Zeit aufs Bereitwilligste Hand geboten, wo es sich um die Förderung der Aufgaben des Museums gehandelt hat. Endlich ist in Herrn Peter Spieß ein Mitglied gestorben, welches dem Museum seit seiner Gründung angehörte.

Ausgetreten sind die Herren: J. Krnetschnigg, L. Jaffer, J. Aigner und Waltuschnigg.

Neu beigetreten sind: Freiherr v Spinetti, Jahresbeitrag 5 fl., Herr Friedrich v. Ehrenwerth, Berg- und Hüttenadjunkt in Heft (2 fl.), Herr J Nacht, Handelsmann in Feldkirchen (2 fl.).

*) Siehe oben.

Jahresbeiträge gingen ein für 1865:

Vom Gau Pölling: Herr Ferdinand Seelaub, Gaukorrespondent, 2 fl., Herr K. Plankensteiner 2 fl., Herr Fr. Münichsdorfer 2 fl. 10 kr., Herr W. Prinzhofer 5 fl.

In Klagenfurt: Herr Merby 2 fl., Herr Hiebler 2 fl.

Vom Gau Prävali: Herr V. Aubreasch 5 fl., Herr Pfarrer Valentin Bergmann 2 fl., Herr F. Daguer 3 fl., Herr Pfarrer L. Deutschmann 2 fl., Herr Dr Dwortschek 3 fl, Herr C. Hofbauer 2 fl., Herr Fr. Jessernigg 2 fl., Herr J. Petschnig 2 fl., Herr A Pichler 2 fl, Herr M. Raffelsberger 5 fl., Herr J. Ullmann 2 fl.

Vom Gaue Bleiberg: Herr J. Kohautek 3 fl, Herr Dom. Moro 3 fl. 15 kr, Herr J. Niederlist 4 fl.. Herr Pfarrer J. Cuderka 4 fl., Herr P. Potiorek 2 fl., und für Museum- sammt Carinthiabeitrag Herr Pfarrer J. Böhm 5 fl., Herr G. Kröll 6 fl. 15, Herr Josef Sorgo 8 fl. Herr Fr. Erwein, Gaukorrespondent 6 fl

Vom Gau Feldkirchen: Herr J. Domenig 2 fl., Herr J. Jessernigg 2 fl., Herr Pfarrer Fr Oman 2 fl. 10 kr., Herr Pfarrer D. Pacher 2 fl. 10 kr., Herr J. Pacher 3 fl., Herr K. Prohaska 2 fl, Herr Dr. Rembold 2 fl, Herr K. Strehl 2 fl., Herr Pfarrer Wassertheuer 2 fl., Herr M. von Webern 2 fl., Herr Th. v Webenau, Gaukorrespondent 3 fl.

Für 1866 Herr J. Nacht 2 fl.

Die löbliche Direktion der kärntnerischen Sparkasse hat auch für das Jahr 1866 einen Beitrag von 300 fl. edelmüthig gewidmet, wofür hiemit der öffentliche Dank ausgesprochen wird.

Geschenke an Naturalien.

Herr Josef Ullepitsch eine Suite Insekten, darunter 27 Arten Hemipteren und mehrere unbestimmte Neuropteren und Hymenopteren.

Herr Dietlen, Werkführer in der mechanischen Lehrwerkstätte, drei Holtafeln von Juniperus sabina.

Herr Alois Weiß, Archivar, eine lebende weiße Maus

Herr Gustav Graf v. Egger einen weißgefleckten Kitzbock.

Herr Dr. Baron Aichelburg einen Bandwurm.

Herr Hauptmann v. Garzarolli einen Korallenschwamm aus dem adriatischen Meere bei Rovigno.

Herr Anton Ohrfandl einen bei zwei Fuß langen Pflanzenabdruck aus dem Kohlenbau zu Keutschach.

Vermehrung der Bibliothek im Schriftentausche.

1. Von der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften in München: 1. Dr. Naegeli, Entstehung und Begriff der naturhistorischen Art; 2. v. Liebig, Induktion und Deduktion.

2. Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. 1864 I., Nr. 7—10, II. Nr. 8—10; 1865 I. Nr. 1—3, II. Nr. 1—3 sammt Register zu den Bänden 43—50; Denkschriften, 24 Band.

3. Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel IV. 1 Heft.

4. Leopoldina 1865, Nr. 7, 8.

5. Achtzehnter Jahresbericht (1865) des naturhistorischen Vereines in Augsburg.

6. Institut royal météorologique zu Utrecht. Meteorologische Waarnemingen in Nederland vom Jahre 1864.

7. Sechster Jahresbericht (1863 und 1864) des naturhistorischen Vereines in Passau.

8. Bulletin de la société vaudoise des sciences naturelles. Tom. VIII. Nr 53.

9. Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moskou 1865 Nr. 3.

10. Von der Provinzial-Utrecht'schen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft:

a) Harting, l'appareil episternal des Oiseaux.

b) Semper, Entwicklungsgeschichte der Ampularia polita.

c) Knappert, Bijdragen tot de ontwickelingsgeschiedenis der Zoetwater-Planarien.

d) Claparéde, Recherches sur l'evolution des Araignées.

e) Verslag van het Verhandelde in de allgemeene Vergadering. 1864 & 1865.

Roheisen- und Blei-Preise im Jänner 1866.

Eisen-Preise.

Per Zollzentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlenroheisen 2 fl. 55 kr. — 2 fl. 70 kr., Cokes-Roheisen affinage 2 fl. 10 kr. — 2 fl. 40 kr., graues 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 40 kr., Schottisches Nr. 1 2 fl. 40 kr. — 2 fl. 50 kr., Stabeisen grobes 5 fl. 25 kr. — 6 fl.

Schlesisches Cokesroheisen loco Hütte 2 fl. 17½ kr., Holzkohlen-Roheisen 2 fl. 45 kr., Walzeisen loco Breslau 5 fl. 50 kr. — 5 fl. 75 kr., geschmiedetes 6 fl. 38 kr.

Auf österreichische Meiler à 10 Wiener Centner berechnet:

Köln: Holzkohlenroheisen 28 fl. 60 kr. — 30 fl. 26 kr., Cokes-Roheisen affinage 23 fl. 50 kr. — 26 fl. 89 kr., graues 25 fl. 20 kr. — 26 fl. 88 kr., Schottisches Nr 1 26 fl. 88 kr. — 28 fl., Stabeisen grobes 58 fl. 80 kr. — 67 fl. 20 kr.

Schlesisches Cokesroheisen loco Hütte 24 fl. 30 kr., Holzkohlen-Roheisen 27 fl. 45 kr., Walzeisen loco Breslau 61 fl. 60 kr. — 64 fl. 40 kr., geschmiedet 71 fl. 40 kr.

Blei-Preise.

Per Zollcentner Köln: Raffinirtes Weichblei 10 fl. — 10 fl. 12 kr., Hartblei 9 fl. 25 kr. — 9 fl. 75 kr., Goldglätte 9 fl. 30 kr. — 9 fl. 75 kr., Silberglätte 8 fl. 70 kr. — 9 fl.

Berlin: Blei blieb unverändert fest bei starker Ausfuhr; Sächsisches 10 fl. — 10 fl. 12 kr., Tarnowitzer 10 fl. 12½ kr.

Auf Wiener Zentner berechnet:

Köln: Raffinirtes Weichblei 11 fl. 20 kr. — 11 fl. 34 kr., Hartblei 10 fl. 36 kr. — 10 fl. 92 kr., Goldglätte 10 fl. 42 kr. — 10 fl. 92 kr., Silberglätte 9 fl. 74 kr. — 10 fl. 8 kr.

Berlin: Sächsisches Blei 11 fl. 20 kr. — 11 fl. 34 kr., Tarnowitzer 11 fl. 34 kr.

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ludwig Jäbleib. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

№ 3. März 1866.

Ein Verkommener.

Erzählung von Ludwig Ißleib.

Der Frühling war in's Land gezogen. Allüberall war ein Grünen und Blühen, ein Duften und Schimmern, ein Singen und Klingen, ein Streben und Werden, als ob ein gütiger Gott die alte Erde wieder in den frischen blüthenreichen Garten Eden verwandeln wollte, den die Urahnen des Menschengeschlechts in so leichtfertiger Weise verschleudert hatten. Und nirgends ist der Frühling schöner, angenehmer, als im scandinavischen Norden.

Es war ein herrlicher Maitag des Jahres 1819. Die Natur prangte in der üppigsten Lenzpracht und lockte die Menschen hinaus „aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern, aus der Straßen quetschender Enge“, in das herrliche Grün der Wiesen und Gärten, schimmernd im Sonnenlicht.

Durch die Gothengaden, die belebteste Straße Copenhagens, schlenderte ein junger Mann wie in Gedanken verloren. Er schien es nicht zu beachten, daß ein lachender Himmel sich über Stadt und Land wölbte, daß der Sonne goldne Strahlen selbst den Koth in der Straße erglänzen machten, daß zuweilen ein frischer aromatischer Lufthauch von den Gärten her wehte und mit der dumpfen Atmosphäre in den Straßen zu ringen begann. Er schien es auch nicht zu merken, daß die an ihm vorübereilende Menge ihn bald rechts bald links stieß, denn Jedermann haftete die nothwendigsten Geschäfte abzuthun, um die Mittagsstunden dann in den prächtigen Baumgängen auf den Wällen oder unter den herrlichen Linden des Rosenburger Gartens verbringen zu können. Er ging unbekümmert um das, was um ihm geschah, wie ein Traumwandler, nur wenn er an den Königsneumarkt kam, blieb er stehen und starrte einen Moment lang hinüber nach dem Palais nächst der Königstraße, um dann seinen Rückweg wieder anzutreten.

Der junge Mann war zwar ganz modisch gekleidet, aber die Art und Weise, wie er die Erzeugnisse der Toilettenkunst trug, bewies, daß er nicht

als Stutzer brilliren wollte. Es war etwas Salopes in seinem Anzuge und auch seine Bewegungen verriethen, daß er aller Ziererei abhold sei. Seine Erscheinung hatte etwas Sympathetisches an sich: blondes langes Haar umrahmte ein fast mädchenhaft zartes Gesicht, das durch zwei blaue Augen an sanftem Ausdruck noch gewann. Aus seinen interessanten Zügen sprach ein Gemisch von Schwermuth und Schwärmerei. Jedenfalls war es eine interessante Persönlichkeit.

Nachdem er einigemal den Turnus durch die Straßen wiederholt hatte, bog er in eine Seitengasse ein, und auf einen freien Platz gekommen, trat er in ein Haus. Da er der Held unserer Erzählung ist, so haben die Leser das Recht, ihm zu folgen, und sie gelangen mit ihm in den zweiten Stock in ein großes lichtes Zimmer, das offenbar seine Wohnung war, denn er warf Hut und Stock auf einen Tisch und setzte sich an ein Fortepiano, dem er reizende Akkorde und Melodien entlockte.

Unordnung und Liederlichkeit galten einmal als das beste Erkennungszeichen eines genialen Geistes, weßhalb denn auch viele sogenannte Künstler mit Ostentation ein recht ungeregeltes Leben führten, um ja vom Publikum für genial gehalten zu werden, wie die Schüler Liszt's auch meist lange Haare tragen, weil sie darin die Virtuosität ihres Meisters suchen. Die Unordnung jedoch, welche in diesem Zimmer herrschte, war keine gesuchte, das sagte man sich auf den ersten Blick, denn dieß Chaos aus den heterogensten Gegenständen bestehend, war ein allmählig gewordenes, das Resultat angeborner Nachlässigkeit. Notenhefte, zerbrochene Porzellantassen, Kleider, Hüte, Gipsfiguren, Bücher, Schreibmaterialien, Brieffragmente, das lag alles so wirr durcheinander, daß es dem Schöpfer dieser Wildniß selbst schwer ward, sich durchzuwinden. Er machte jedoch kurzen Prozeß — er schob, was ihm in den Weg kam, mit dem Fuße beiseite.

Nachdem er eine Weile gespielt hatte, nahm er einen Bogen Papier und schrieb Noten. Zuweilen machte er einige Griffe auf dem Instrumente, gleichsam um zu hören, wie das klinge, was er geschrieben. In weniger als einer Viertelstunde war die Skizze fertig. Er spielte jetzt das Ganze — es war eine einfache, aber ungemein innige, rührende Melodie. Der Componist schien mit sich selbst zufrieden zu sein, denn er spielte die Melodie öfter, indeß seine Augen in schwärmerischer Verzückung leuchteten. Dann begann er den Text hinzuzuschreiben, und weil er ihn nicht ganz im Gedächtniß hatte, so erhob er sich, murmelnd: wo hab ich denn nur — in dem Chaos zu suchen. Die Notenhefte, die Kleider, die Bücher, sie flogen nach allen Seiten; endlich zog er ein etwas abgegriffenes, geschriebenes Heft hervor und blätterte darin. Und als er gefunden, was er gesucht, ging er zum Tische

und schrieb die Skizze recht sauber ab, Noten und Text. Und als er ganz zu Ende war, schrieb er darüber: Lied, komponirt von — Louis Böhner.

Böhner — sein ganzer Name war Johann Ludwig Böhner — war kein Däne, obschon sein Exterieur ihn wenig von den blonden Nordlandssöhnen unterschied; er war ein Thüringer Kind, am 8. Januar in Töttelstedt bei Gotha geboren. Da er frühzeitig musikalische Anlagen verrieth, so nahm sich der tüchtige Organist Kittel in Erfurt seiner an. Später trieb er unter der Leitung J. M. G. Fischers Harmonielehre, unter Kluge, etwas Generalbaß und Orgelspiel. Er wurde dann in Jena, in dem Hause des Buchhändlers Frommann Lehrer und unterrichtete da auch die Minna Herzlieb, welche Göthe bekanntlich in seinen „Wahlverwandschaften" als Ottilia verewigt hat. Ein Concert in E, das er während seines Aufenthaltes in Jena schrieb, gilt als seine hervorragendste Composition. Es dauerte nicht lange, so genoß Böhner den Ruf eines Pianoforte- und Orgelvirtuosen, und da der Herzog von Gotha sich für ihn interessirte, so gab er ihm ein Reisestipendium. Böhner zog nun concertirend und gefeiert durch Süddeutschland und die Rheingegenden, ging zu Anfang des Jahres 1819 nach Hamburg und kam von da nach Copenhagen. Da sein Ruf ihm schon vorausgeeilt war, so ward es ihm nicht schwer, bei Hofe spielen zu dürfen. Man überhäufte ihn mit Lob und Ehrenbezeigungen; eine Prinzessin sogar begehrte von ihm unterrichtet zu werden. Dieß war der Grund, weßhalb er sich länger in der Hauptstadt Dänemarks aufhielt, als es sonst seine Gewohnheit war.

Als Böhner mit der Reinschrift seiner Composition zu Ende war, rollte er sie zusammen und umhüllte sie sorgfältig mit einem reinen weißen Bogen Papier. Dann rückte er vor dem Spiegel sich flüchtig die Cravatte zurecht, strich mit der Hand über sein blondes Haar, nahm Hut und Stock und ging wieder fort. Er schritt festen Ganges durch die Gothengade nach dem Kongens Nytorv (Königsneumarkt), wendete sich links nach der Königstraße und ging direkt in das Palais, das er vor einer Stunde nur von ferne anzublicken gewagt hatte. Unter dem Portale angelangt warf er noch einen Blick auf die Uhr, schritt dann an dem salutirenden Portier vorüber, die mit Teppichen belegte breite Stiege hinan und trat in einen Vorsaal, wo ein Diener ihn schon zu erwarten schien. Dieser geleitete ihn durch eine Reihe prächtiger Zimmer, die Böhner aber schon zu kennen schien. Vor einem Gemache angelangt, aus welchem Pianofortetöne klangen, blieb Böhner stehen, während der Diener ihn meldete und dann gleich darauf einließ.

Es war ein äußerst elegantes, aber durchaus nicht mit Pracht überladenes Gemach. Oellandschaften in breiten Goldrahmen schmückten die

Wände, in den Fensternischen standen eine Menge Topfgewächse und Blumen, die mit ihrem Duft die Atmosphäre erfüllten. Ein zierlicher Schreibtisch, ein allerliebstes Arbeitstischchen mit allerlei Stickereirequisiten, eine Staffelei mit einer angefangenen Farbenscizze, und ein schönes Pianoforte, deuteten darauf hin, daß die Bewohnerin eine Dame, und zwar eine kunstliebende sei.

Prinzessin Ch. bewohnte diese Räume. Sie war keine Schönheit, dazu mangelte ihren Zügen die Regelmäßigkeit. Dennoch galt sie als die anmuthigste, liebenswürdigste Erscheinung am Hofe Friedrichs VI. Geist und Güte waren die Eigenschaften, mit denen sie alle Herzen eroberte.

Sie trat dem sich verbeugenden Böhner mit der gewinnendsten Freundlichkeit entgegen und sagte mit einem Tone, der fast wie Vorwurf klang: Warum so spät?

„Hoheit werden gütigst verzeihen", antwortete Böhner, „so eben erst schlägt die Stunde, ich wollte nicht zu früh erscheinen."

„„Sie kommen nie zu früh,"" bemerkte die Prinzessin mit reizender Unbefangenheit, „„schon seit einer Stunde üb' ich, und kann mir selbst gestehen, ich habe etwas gelernt. Da hören Sie.""

Sie nahm wieder an dem Instrumente Platz, und Böhner stellte sich hinter ihren Sessel. Die Prinzessin wollte eben mit ihrem Spiel beginnen, als aus dem Nebengemache eine ältliche Dame hereinrauschte. Böhner, der schon einige Seitenblicke nach der Thüre geworfen, schien sie erwartet zu haben, er verbeugte sich, die Dame machte einen tiefen Knix und rauschte dann wieder in's Nebengemach zurück. Es war die Aja und Gesellschafterin der Prinzessin, die auf diese Weise kundgab: ich bin in der Nähe!

Der Unterricht nahm seinen Verlauf. Die Prinzessin spielte gewandt und nicht ohne Gefühl. Böhner fand wenig zu corrigiren — oder war er mit seinen Gedanken nicht bei ihrem Spiele? Er stand sinnend, seine Blicke ruhten mehr auf der vor ihm sitzenden reizenden Frauengestalt, als auf den Noten; sie folgten wohl bisweilen den weißen feinen Fingern, welche über die Tasten glitten, aber sein Ohr hörte die Töne nicht. Als die Prinzessin geendet und sich erhob, sagte er leise: Hoheit, ich bewundere Sie!

Die Prinzessin that, als überhörte sie die Schmeichelei, ging einige Male auf und ab, Fragen an Böhner richtend, von denen dieser einige sehr ungeschickt beantwortete, ließ sich dann in einen Fauteuil nieder, Böhner bedeutend, er möchte ihr etwas vorspielen.

Böhner spielte; in Tönen sagte er, was sein Inneres erfüllte, und was in Worten auszudrücken ihm nicht möglich war. Er begann mit einigen Akkorden, die er verhallen ließ, worauf ein heiteres Allegro folgte, das in einen schwärmerischen Andantesatz mündete und mit einer Melodie endigte, welche so süß, so innig klang, daß die Prinzessin rief: „das ist schön — das ist himmlisch! Was war das für ein Lied? Mich dünkt ich hätt' es schon einmal irgendwo gehört."

„Das nicht, Hoheit", sagte Böhner, das mitgebrachte Notenblatt hervorziehend und der Prinzessin überreichend: „ich habe es vor einer Stunde erst geschrieben und lege es in Dero Hände als ein Zeichen meiner tiefergebensten Verehrung."

Die Prinzessin nahm das Blatt und sagte mit verbindlichem Lächeln: „ich werde es als theure Erinnerung an das Vergnügen, das Sie mir bereiteten, bewahren."

Sie machte hierauf eine entlassende Bewegung, indem sie bemerkte: „Auf Morgen, aber nicht zu spät."

Als Böhner die Prinzessin verlassen, nahm diese hastig das Notenblatt und trat in die Fensternische. Glühende Röthe übergoß ihr zartes Antlitz, als sie die Worte las; ihre Hand zitterte. Als sie zu Ende war, machte die Röthe einer furchtbaren Blässe Platz, ihr Blick ward starr, ihr Auge feucht. So stand sie eine Weile, dann legte sie das Notenblatt zusammen und barg es in ihrem Schreibtische.

Als Böhner am nächsten Tage kam, ward ihm die Kunde, die Prinzessin sei unwohl und werde ihn erst in einigen Tagen wieder empfangen können.

Stunden der Qual waren es, die Böhner nun verlebte. Jeden Augenblick erwartete er den Diener, daß er ihn zu der Prinzessin rufen werde, und da er nicht erschien, so gab ihm seine ohnedieß lebhafte Phantasie die seltsamsten Ursachen für das Unwohlsein der Prinzessin an. Bald dachte er sich, sie sei tief beleidigt und erzürnt über seine Kühnheit, denn daß das Lied an sie gerichtet, das mußte sie doch merken; bald bildete er sich ein, nur der Mangel an Kraft, ihre eigenen Gefühle zu verbergen, halte sie ab, ihn zu empfangen; bald sah er im Geiste die alte strenge Aja, wie sie das Lied entdeckt und sich finster zwischen ihn und die Prinzessin drängte, und was derlei Hallucinationen mehr waren.

Böhners Geist war nur zu geneigt Capriolen zu machen, welche die Linie des gesunden Menschenverstandes überschritten; das hatte er bereits einige Jahre vorher in Bamberg bewiesen, wo er mit dem genialen und bizarren E. F. A. Hoffmann allerlei unsinniges Zeug trieb.

Zwar überschreitet es sicherlich die Grenzen des Wahren, was ihm Hoffmann in den „Lebensansichten des Kater Murr" andichtet; denn dort figurirt Böhner als Capellmeister Kreisler; aber ganz ohne ist die Behauptung nicht, daß der Umgang mit den Hoffmann'schen Geistern, — unter denen auch der Weingeist eine sehr bedeutende Rolle spielte — seinem Verstande einen starken Riß beigebracht habe.

Tag und Nacht umschlich Böhner das Palais. Stundenlang starrte er nach den Fenstern; in jede Equipage, welche das Thor verließ, senkte er seine forschenden Blicke, welche von Tag zu Tag immer unheimlicher glühten. War die Prinzessin wirklich krank? Oder war es nur Ausrede? Wer konnte ihm Auskunft geben? Ach, er war krank! Fieberhaft pochten seine Pulse. Die Ungewißheit folterte ihn fürchterlich.

Eines Abends hielt es ihn nicht länger. Er eilte an dem Portier vorüber die Stiege hinan — den Diener wollte er nur fragen. — Der Vorsaal war leer. Er ging durch das zweite, durch das dritte Zimmer — Niemand da.

Plötzlich hörte er Pianofortespiel — sie spielte, er kannte ja ihren Anschlag. Er lauschte; er fühlte wie ihm heiß ward, wie seine Kniee wankten, da — da — war es Täuschung? Nein. — Sein Lied — leise — leise —

Blau ist das Blümelein
Das heißt Vergißmeinnicht,
Das Blümlein leg' an's Herz
Und denk' an mich —

Die Melodie quoll ihm wie Labsal des Himmels in die Seele. Sein Antlitz leuchtete wie verklärt.

Unwiderstehlich zog es ihn weiter.

— — — — — — — — — — — — — — —

An einem Sommerabende, zu später Stunde, erschien im Gasthofe „zum schwarzen Mohren" (als ob es auch weiße Mohren gäbe) in Gotha ein sonderbarer Fremder. Er trug einen blauen Frack mit Metallknöpfen, eine Nankinghose, eine Mütze mit breitem, weit vorragendem Lederschirm und Schuhe. Er war von der Reise ganz staubig, verlangte aber trotz seines wenig glänzenden Exterieur „ein Paar" Zimmer im ersten Stock. Im „Mohren", einem Gasthause mittleren Ranges, wo meist die Marktbesucher der nächsten Umgebung, seltener aber ein hervorragender Fremder einzukehren pflegte, war man über eine solche Forderung frappirt, weil der Fremde gar nicht darnach aussah, als ob er über bedeutende Geldmittel zu verfügen hätte. Der Zimmerkellner machte daher ein ganz merk-

würdiges Gesicht — es gibt Kellner, die darin eine Virtuosität entwickeln und deßhalb für Badeorte wie Ischl sehr gesucht sind — kam aber bei dem Fremden, der die Grimasse sofort begriff, schön an. „Denkt Ihr vielleicht, ich wär' ein Lump, der nicht fünf Groschen besitzt? Etwa weil ich zu Fuße angekommen und nicht vorgefahren bin? Ich reise, wie mir's gefällt. Ich werde in Zukunft immer zu Fuße gehen, man kann mehr denken dabei, weil das Gehirn nicht erschüttert wird. Also Zimmer herrichten, Lichter anzünden, viel Lichter! Ich zahle Alles, ich kann zahlen, da seht her Ihr ungläubigen Schafsköpfe!"

Bei dieser kräftigen Apostrophe zog er einen Beutel heraus, der mit Goldstücken gefüllt war. Natürlich änderte das die Situation sofort, Wirth und Dienerschaft katzenbuckelten, daß es schon gegen alle Menschenwürde war, denn sie glaubten sicher, der Fremde sei ein spleenbehafteter Engländer, der nicht nach Pfunden, sondern schon nach Centnern zu tariren sei.

Was doch Gold für eine magische Wirkung übt, und erst dieses, sagte der Fremde zu sich. Man öffnete und illuminirte die ganze Enfilade und der Fremde, ohne die Kleider zu wechseln — echt englisch, dachte der Kellner, aber der Fremde hätte ja gar keine Kleider wechseln können, weil er nicht ein Loth Gepäck mit sich führte — wandelte mit seinen staubigen Schuhen in den Zimmern auf und ab, gestikulirend und dunkle Reden murmelnd, die der Kellner wieder für echtes Englisch hielt — weil's gar so unverständlich war. Am nächsten Tage schloß sich der Fremde ein und ward erst Abends wieder sichtbar, um den Spaziergang durch die beleuchteten Zimmer wieder aufzunehmen.

Indessen war es doch bekannt geworden, was für ein närrischer Kauz sich im „Mohren" einlogirt habe, und die Neugierigen liefen herbei, um durch eine Glasthüre den vermeintlichen Engländer zu sehen, der das Geld nur für das sonderbare Vergnügen ausgab, in glänzend beleuchteten Zimmern zu promeniren.

Der Zufall wollte, daß ein vorübergehender Herr, dem die hell erleuchtete Fensterreihe und der lachende Menschenschwarm auffiel, sich nach der Ursache erkundigte und dann sich auch unter die Zuschauer mischte. Er hatte aber kaum den vermeintlichen Engländer erblickt, als er ausrief: Mein' Seel', das ist Böhner! Wie kommt denn der hieher und in welchem Zustande! Und sofort begab er sich zu dem Lichtwandler. Der schien erfreut, als er ihn sah, setzte aber den Spaziergang ruhig fort, so daß sich der Andere genöthigt sah, mit zu promeniren. Auf die Frage, wo er so plötzlich herkomme, antwortete Böhner: Von da drunten, 's heißt Hamburg, das Nest.

Und als der Freund weiter fragte, ob er mit der Post oder mit Privatgelegenheit angekommen sei, sah ihn Böhner groß an und erwiderte: „Zu Fuß bin ich hermarschirt. Es war ein wenig weit, das ist wahr. Aber, thut nichts. Bin direkt nach Hannover gegangen, von da bin ich, na, wart' einmal, ja von Hannover bin ich nach Osterode über Sondershausen hieher. Und nun bin ich da, ja!"

Die kurze und wenig klare Beschreibung der Reiseroute machte den Freund stutzig. „Wo hast du denn deine Effekten?" fragte er.

„Effekten?" antwortete Böhner. „Was brauch' ich Effekten? Ich hab' keine. Aber Gold hab' ich. Da kann man Alles damit kaufen. Sieh' her, einen ganzen Beutel voll, und wie das funkelt, gelt? Es ist zwar schon ein Loch hineingebohrt, denn die Wirthe sind Schufte, sie geben selten etwas heraus. Aber es wird noch lange dauern bis das Ding da leer sein wird. Du, wenn du wüßtest, was das für Gold ist. Hi! hi! hi!"

„Aber Mensch", rief entsetzt der Freund, dem der Geisteszustand Böhner's immer offenbarer ward, „deine Noten, deine Manuscripte, deine Compositionen, wo hast du die?"

„„Hier,"" sagte Böhner und deutete auf seine Stirne. Hier sitzen die Musikanten. Ich brauch' keine Noten, ich hab' ja das Alles im Kopf. O! 's steckt viel drinnen in solch' einem kleinen Kopf. Und erst hier (auf das Herz deutend). Wenn nur der Dämon nicht wär'!""

„Was für ein Dämon?"

„„Nun, der mich immer forttreibt, so daß ich nirgends bleiben kann. Seit meiner Jugend überfällt mich zuweilen eine Unruhe, die unbeschreiblich ist. Alles beengt, Alles bedrückt mich. Die Zimmer, die Häuser, die Straßen, sie fallen mir auf den Kopf, und erst wenn ich draußen im Wald bin, fühl' ich mich wieder frei. Diese Unruhe überkommt mich oft mitten im Vergnügen, im Genusse des Schönen und dann erscheint mir plötzlich Alles so leer, so fad, so elend und nichtig, und dann — muß ich fort. Ich glaub' ich bin krank.""

„Ich glaub' es auch", sagte der Freund.

Böhner fuhr fort: „Ich sehne mich nach Ruh' und Frieden, und finde sie nicht. Wahnsinniges, unerklärliches Verlangen! Das möcht ich mir erwerben, was die Leute Glück nennen; aber das gibt's für mich nicht. Einmal glaubte ich schon, ich hätt's an allen vier Zipfeln. Dummheiten! Es war ein Traum, ein böser Traum — —

Böhner sprach immer leiser, immer mehr in sich selbst gekehrt, so daß der Freund ihn zuletzt gar nicht mehr zu verstehen vermochte. Nur das Eine sah er: Böhner war geisteskrank!

Er ging, um diese traurige Kunde in jene Kreise zu bringen, von denen er wußte, daß sie sich für den Armen interessirten. Der Herzog, dem man es auch sofort mittheilte, befahl, daß Böhnern alle ärztliche Hülfe und Pflege zu Theil werde. Dabei mußte man mit aller Vorsicht zu Werke gehen, damit er selbst nichts merke, denn er würde bei dem ihm innewohnenden Eigensinne allen Anordnungen zuwider gehandelt haben. Der Freund nahm ihn zu sich ins Haus, dort ward ihm die liebevollste Behandlung, und nach einigen Wochen schien es, als ob der normale Zustand seines Geistes wiedergekehrt sei. Um einen Rückfall möglichst zu verhüten, gab man ihm Beschäftigung und der Herzog verlieh ihm eine ehrenvolle Stellung, in der er als Musikdirector und Capellmeister wirken konnte.

Ein halbes Jahr ohngefähr hatte er das Amt zu allgemeiner Zufriedenheit bekleidet, da — eines schönen Morgens war Böhner verschwunden. Alle Nachforschungen, wohin er sich gewendet, blieben erfolglos. Endlich brachte man in Erfahrung, daß er den Thüringerwald durchwandere, bald da, bald dort sich aufgehalten und durch sein närrisches Gebaren Aufsehen erregt habe.

Und so war es auch. Böhner hatte sich auf die Wanderschaft begeben — für sein ganzes übriges Leben. Er zog in Thüringen von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt, ruhelos — heimatlos. Im Sommer und Winter, im Sturm und Wetter, im Regen und Sonnenschein wanderte er durch das Land, bald da, bald dort verweilend, nirgends bleibend. Und immer erschien er in dem gleichen Anzuge, der sich gar nicht abzunützen schien. So kannte man ihn allüberall, und überall fand er freundliche Aufnahme. Es ist ein biederes, menschenfreundliches Volk, das die grünen Thäler Thüringens bewohnt, es thut gerne wohl. Jedermann hatte Mitleid mit dem Armen und spendete ihm, was er nöthig hatte. Seine Bedürfnisse waren gering; anfangs bestritt er sie mit den Erträgnissen seiner Concerte, die er in den größeren Orten veranstaltete, später lebte er von der Colportage von Musikalien. Es gab eine Zeit, in der er ein sehr beliebter Concertist war, trotz seiner Schrullen. Sein Spiel war eminent, brillant, und dann war es der kranke arme Böhner, den man durch den Besuch der Concerte unterstützte. Da und dort machte man Versuche ihn dauernd zu fesseln; es gelang nicht. Sein „Dämon" trieb ihn fort; wandern war sein Loos — ein zweiter juif errant.

Das war aus dem gefeierten Virtuosen, aus dem berühmten Piano- und Orgelspieler, aus dem hoffnungsvollen Talente seit seiner Flucht aus Kopenhagen geworden. Was eigentlich dort geschehen, was ihn wie mit

Furien davon gejagt, was seinen Verstand trübte, das ist nie recht aufgehellt worden. Man flüsterte von einem Rencontre mit einer Prinzessin. Er selbst lehnte entschieden ab, Aufschlüsse zu geben, er ward zornig und betrachtete Jeden als Todfeind, der ihn nur darnach fragte. Durch das regellose Wanderleben kam er immer mehr herunter, besonders als er begann den innerlichen Dämon mit Spiritnosen zu bekämpfen, wodurch er wieder bei Vielen das Mitleid verscherzte. Ach, sie wußten ja Alle nicht, was er litt; sie betrachteten ihn als unverbesserlichen Vagabunden.

Bei alledem war Böhner fleißig, er componirte viel, Clavierconcerte, Sonaten, Lieder 2c., die meist von Körner in Erfurt verlegt wurden und bei dem Publicum entschieden freundliche Aufnahme fanden. Die Kritik ließ wohl manche Rücksicht walten, hatte aber doch noch viel auszustellen. Böhner war Autodidact, er hatte nie tiefe und umfassende Studien gemacht. Bei Kittel und Kluge hatte er nur kurze Zeit Unterricht genossen. Spohr hatte ihm zwar einige Aufmerksamkeit geschenkt, die sich jedoch auch nicht über flüchtige Anleitung erhob. Böhner betrat zu früh die damals noch goldene Laufbahn eines concertirenden Virtuosen. Was er componirte, trug zwar den Stempel der Originalität, hielt aber den strengen künstlerischen Anforderungen gegenüber wenig Stand; neben wirklich großen und schönen Gedanken, die eines Beethoven würdig wären, gab es seichte, geschmacklose und bizarre, oft leere und unverständliche Stellen. Seine Compositionen waren getreue Spiegelbilder seines inneren Lebens, das ja aus einem unlösbaren Conflict von Gegensätzen bestand. Sein Geist war unausgesetzt musikalisch beschäftigt. „Nur einen Engel des Lichts gibt es“, pflegte er zu sagen, „der Macht hat über den bösen Dämon in mir, das ist der Geist der Tonkunst, der aus mir selbst sich siegreich erhebt und vor dessen mächtiger Stimme alle Schmerzen, alle Martern irdischer Bedrängniß verstummen.“ Und Bedrängniß hatte ihm das Leben genug gebracht. Wie oft war er nicht im Stande sich ein Nachtlager im Gasthause zu bezahlen, wie oft schlief er im Gemeindearmenhause neben dem ärgsten Gesindel. Da malte er sich mit Kreide auf den Tisch oder auf eine hölzerne Lade eine Claviatur und schrieb seine Melodien nieder. So entstand, als er einst längere Zeit im Gemeindearmenhause seines Geburtsortes Töttelstedt krank lag, sein berühmtes „Ave Maria“ in As, das seinerzeit von allen Concertisten mit Vorliebe gespielt wurde.

In den ersten Jahren nach seiner Rückkehr aus dem Norden war Böhner unstäter, verdrießlicher, unzugänglicher. Der „Dämon“ packte ihn öfter und stärker. Wenn er spielte, besonders wenn er ins Phantasiren

kam, geschah es oft, daß er unsicher wurde, nach einem Motiv, nach einer Melodie suchte, und da er sie nicht fand, unwillig abbrach, die Mütze ergriff und spornstreichs davon rannte. Das geschah sogar einmal in einem von ihm in Arnstadt veranstalteten Concerte.

Einst wanderte er in den ersten Stunden des Vormittags durch die Straßen Langensalza's, eine Rolle mit Noten unter dem Arme, denn er colportirte seine eigenen Werke, die ihm Körner zu diesem Zwecke überließ. Oft mochte das das eigentliche Honorar sein. Da vernahm er aus einem Hause Pianofortetöne. Er blieb stehen und lauschte; man spielte eine seiner Compositionen. War es nun, daß ihm die Auffassung nicht gefiel, oder war es, daß ihn sein Dämon dazu verleitete, er eilte in das Haus und den Tönen nach, trat ohne weitere Entschuldigung in das Zimmer, wo ein junges Mädchen am Clavier saß, und sagte rund heraus: „Falsch, grundfalsch, ich werde Ihnen einmal zeigen, wie das Ding gespielt werden muß." Das verblüffte Mädchen machte ihm Platz, und er spielte „das Ding", spielte, als es zu Ende war, weiter, ohne darauf zu achten, daß aus dem nächsten Zimmer ein Herr mit mehreren Damen trat, die den schäbig aussehenden Fremden mit erstaunten Blicken betrachteten. Böhner's Spiel ward immer leidenschaftlicher, er fugirte einige Motive mit Meisterschaft und verlor sich dann in süßen, wundervollen Melodien. Die Zuhörer lauschten hingerissen — plötzlich brach das Spiel ab. Böhner hatte die gesuchte Melodie nicht gefunden; er nahm seine Mütze und seine Noten und ging ohne Gruß mürrisch in sich hinein redend davon.

Unzählige Anekdoten und Geschichten cursiren in Thüringen über das närrische Leben und Treiben des wandernden Musikers, der eine wahrhaft naive, kindliche Natur war, die Alles glaubte, was ihm erzählt wurde. Daß er dadurch oft das Opfer höchst überflüßiger Späße wurde, braucht wohl nicht gesagt zu werden. Einmal wanderte er von Gotha über Suhl nach Hildburghausen. In Schleusingen gerieth er in eine heitere Gesellschaft, die ihn erst freundlich bewirthete, dann aber, da sie seine Schwäche kannte, ihm weiß machte, in dem Walde, den er zu passiren habe, gebe es Klapperschlangen. Nun war Niemand um sein Leben mehr besorgt, als Böhner; er fürchtete den Tod, ja, er konnte es nicht einmal hören, wenn Jemand davon sprach. Seltsam, daß der arme, verrückte Musiker mit solcher Liebe am Leben hing, das ihm doch wahrlich keine Rosen auf den Weg gestreut hatte. Der damalige Redacteur der „Dorfzeitung", ein Witzbold, hatte sich einmal den Spaß gemacht und die Nachricht gebracht, Böhner sei gestorben. Zugleich hatte er einen kleinen Nekrolog daran geknüpft, der für Böhner viel Ehrenvolles und

Schmeichelhaftes enthielt. Trotzdem war dieser wüthend; er verzieh dem Redacteur diesen Scherz nie und faßte einen solchen Haß gegen das Blatt, daß er es der Vernichtung preisgab, wo er es nur fand.

Das Märchen von den Klapperschlangen glaubte er natürlich sofort, und um der Gefahr zu entgehen, nahm er einen Platz im Postwagen. Das Fahren aber war dem an das Wandern gewohnten Manne, der damals über 50 Jahre zählte, höchst ungewohnt, und als der gefährliche Wald passirt war, sprang er zum Schrecken der anderen Passagiere plötzlich aus dem Wagen, verstauchte sich aber hiebei den Fuß so, daß er nun fahren mußte. In Hildburghausen angekommen, konnte er sich nicht fortbewegen und ein mitleidiger Briefträger nahm ihn huckepack auf den Rücken und trug ihn in die dicht neben der Post befindliche Kesselring'sche Buchhandlung, deren Besitzer ihn früher immer freundlich aufgenommen hatte. Dießmal aber war es demselben nicht möglich, weßhalb er den Briefträger ersuchte den lahmen Musiker in den ersten Gasthof der Stadt „Zum sächsischen Haus" zu tragen und ihn dort auf seine Kosten zu bequartieren. Der Briefträger that's; der Weg führte an der Schule vorüber, deren Pforten sich unglücklicherweise gerade öffneten, um die liebe Jugend zu entlassen. Die erblickte kaum den Briefträger mit seiner sonderbaren Last, als sie schreiend und lachend die Cavalcade begleitete. Böhner, sich darüber ärgernd, focht wie ein rasender Roland und versetzte mit seiner Notenrolle dem andrängenden Bubenvolke nach rechts und links Hiebe, worauf das Geschrei und Gelächter nur noch stärker wurde. Roß und Reiter waren froh, als sie den Gasthof erreicht hatten.

Wie gesagt, lebte Böhner oft in Bedrängniß; knurrte sein Magen, so componirte er; der Geist der Tonkunst half ihm auch dieß ertragen, wie er sagte. Hatte er aber Geld, so vergeudete er es auf die unverantwortlichste Weise. An einem Morgen nach einem Concerte, das ihm eine hübsche Summe eingebracht, ließ er sich den Kaffee in einem prachtvollen Porcellanservice auftragen und warf dasselbe dann zum Fenster hinaus. Ein reicher Jude in Hildburghausen schenkte ihm, von Mitleid bewegt über den dünnen Anzug, in welchem der wandernde Musiker mitten im Winter erschien, Tuch zu einem Mantel. Böhner nahm es, schlug es wie eine Toja um sich und stolzirte einen Tag lang damit durch die Stadt. Abends verkaufte er es im nächsten Dorfe an den Wirth.

Am liebsten weilte Böhner in den Dörfern des Thüringer Waldes. Mit den Bauernmädchen schäferte er sogar und ließ sich von ihnen Lieder vorsingen. Darum gelang es ihm auch so gut in vielen seiner Lieder den rechten Volkston zu treffen. Einst kehrte er Abends in einem solchen

Walddorfe ein. Da es ein regenigter Tag gewesen und seine Kleider ganz durchnäßt waren, so machte er sich's, nachdem er den Dämon mit einigen Gläsern „Nordhäuser“ beschwichtigt, beim Ofen bequem. Des Wirths Töchterlein gab eine Spinnstube und in das Surren der Räder mischten sich die frischen Stimmen der Mädchen. Böhner hörte zu; viele der Lieder waren ihm schon bekannt, andere weckten seine Erinnerung. Es war ein musikalisches Träumen, das ihn befiel. Er schloß die Augen; sein Geist wiegte sich in Tönen und Melodien — der Dämon schien gewichen. Eben hatten die Mädchen den Schlußrefrain einer jener einfachen, herzigen Weisen gesungen, deren Entstehung Niemand weiß, die sich von Mund zu Mund fortpflanzen und unvergänglich sind, wie die Poesie selbst, als Böhner sich in furchtbarer Aufregung erhob, sich an den Tisch drängte, ein Blatt Papier aus der Tasche zog und mit zitternder Hand hastig Noten schrieb. Die Mädchen kicherten, sie kannten ihn und seine Schrullen schon.

Als Böhner mit Schreiben fertig war, überflog er das Geschriebene und sprach mit krampfhaft schluchzender Stimme zu sich selbst, so daß es aber die Mädchen hörten: „Endlich hab ich sie wieder! Endlich! O, wie lange habe ich darnach gesucht!“ Thräne um Thräne rann über die gefurchten Wangen.

Die Mädchen blickten stumm, die Räder surrten nicht, eine Weile herrschte tiefe Stille in der Stube. Endlich fragte eines der Mädchen schalkhaft: „Haben Sie etwas verloren, Herr Capellmeister?“ So nannte man ihn allgemein.

„Ich hatte etwas verloren“, entgegnete Böhner bewegt, „doch nun ist es wieder gefunden. O wie leicht, wie froh fühl' ich mich jetzt!“

„Das muß etwas sehr Wichtiges sein,“ bemerkte der Schalk von vorher. „Darf man es nicht wissen?“

„Warum nicht?“ sagte Böhner. „Ich hab' einmal vor langer, langer Zeit ein Lied geschrieben und die Melodie vergessen, und eben als ihr vorhin sangt, fiel sie mir wieder ein.“

Die Mädchen lächelten; es schien ihnen das eine neue Narrheit zu sein. Böhner aber kam plötzlich eine Idee; er sagte zu den Mädchen: ich will euch das Lied lehren, wenn ihr mir versprecht, es heute so oft zu singen, bis ihr es auswendig könnt.

Gut, riefen die Spinnerinnen, wir wollen. Das wird gewiß ein Spaß werden, sagte die schelmische Sprecherin wieder.

Böhner zog ein schmutziges, halb zerfetztes Heft aus der Tasche, schrieb einige Male den Text ab, gab ihn den Mädchen und sang dann die Melodie

vor. Die Mädchen hörten aufmerksam zu, summten beim zweiten Male schon mit, und, da es ihnen ausnehmend gefiel, hatten sie es bald begriffen. Böhner konnte seine Bewegung nicht verbergen, als sie zweistimmig in ihrer Weise ihm dann das ganze Lied vorsangen. „So", sagte er zu sich, „jetzt wird es nicht wieder vergessen werden." Und halbleise sang er mit:

Ach, wie wär's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann,
Hab' dich so herzlich lieb
Das glaube mir!
Du hast das Herze mein
Ganz mir genommen ein,
Daß ich kein' Andre lieb
Als dich allein.

Blau ist das Blümelein,
Das heißt Vergißnichtmein,
Das Blümlein leg' an's Herz
Und denk' an mich!
Stirbt Blum' und Hoffnung gleich,
Wir sind an Liebe reich,
Denn die stirbt nie in mir,
Das glaube mir.

Wär' ich ein Vögelein,
Bald wollt' ich bei Dir sein,
Scheut' Falk' und Habicht nicht,
Flög' schnell zu dir!
Schöß' mich ein Jäger todt,
Fiel ich in deinen Schoß.
Säh'st du mich traurig an,
Gern stürb' ich dann.

Am 28. März 1860 trat Böhner seine letzte, große Wanderschaft an, von der er nicht wieder kehrte. Der Ruhelose, er fand endlich die lang ersehnte Ruhe — im Grabe.

Sein Name wird vergessen werden, seine Werke werden verloren gehen — nur das süße, innige Lied nicht, das wird bestehen — so lange das Volk noch Lieder singt — das Thüringer Volkslied!

Märchen aus Kärnten.

Mitgetheilt von J. Egger.

Die drei Raben.

Es war einmal eine alte, „fuchsteufelwilde" Mutter, die hatte drei Söhne. Eines Tages verlangten dieselben nur Brod, erhielten aber statt desselben die gewöhnliche Antwort: „Dös schwärz'n Rab'n, schaut's, dås weiter kommts." Da flogen sie urplötzlich als Rabengestalten durch das Fenster fort. Die einzige zurückgebliebene Schwester zog ihren Brüdern sogleich, ohne ein Wort zu sagen, nach. Sie kam da in einen Wald zu einem Einsiedler und fragte ihn, ob er nicht drei Raben gesehen habe. Er gab ihr den Ort ihres Aufenthaltes an und das Schwesterchen ging wieder die Wanderung weiter, um dahin zu gelangen. Sie erfuhr von ihren Brüdern, daß sie dieselben erlösen könne, wenn sie sieben Jahre nichts rede als „Ja" oder „nein"; wenn sie das nicht thun wolle, würde es ihr schlimm ergehen.

Nun zog sie wieder fort und nahm von der Nacht überrascht, in einem hohlen Baumstocke ihr Nachtlager. Während der Nacht fuhr ein Graf durch den Wald, und als er in die Nähe dieses Baumstockes kam, fingen seine Hunde laut zu bellen an, und wollten nicht mehr weiter. Da ging der Graf um nachzusehen zum Stocke, fand die Uebernachtende und nahm sie mit sich auf sein Schloß. Sie gefiel ihm so sehr, daß er sie dann heirathete, wie sehr auch seine Mutter, eine gar schlimme Frau, der Verbindung entgegen war. Ein halbes Jahr verfloß, die Gattin ward gesegneten Leibes, der Graf mußte noch vor der Entbindung seiner Gemahlin ins Feld ziehen; er trug seiner Mutter auf, seines Weibes sorgsam Acht zu haben und das Neugeborne mit Sorgfalt zu pflegen, was immer es sei. In Verlauf weniger Wochen gebar sie einen wunderschönen Knaben. Die Alte aber legte im Einverständniß mit der Hebamme, während die Gräfin ihrer Sinne ohnmächtig dalag, einen jungen Hund ihr in das Bett, den Knaben aber befahl sie ins Wasser zu werfen. Hierauf schrieb sie dem Grafen, daß seine Gemahlin einen Hund geboren hätte, den er hoffentlich wohl nicht werde leben lassen. Seine Antwort gebot jedoch, denselben zu pflegen bis er nach Hause zurückkehre. Dreimal wiederholte die böse Mutter diese Verläumdung, so daß der Graf, der seine Gemahlin über Alles liebte, zuletzt doch so aufgebracht wurde, daß er dem Vorschlag der Mutter folgend den Befehl gab, die Gräfin auf dem Scheiterhaufen lebendig zu verbrennen. Der Scheiterhaufen

stand schon in Flammen und sie sollte eben auf denselben geführt werden, als drei Reiter, jeder auf einem weißen Schimmel herangesprengt kamen und Einhalt geboten. Jeder von ihnen hatte ein Knäblein auf dem Arme. Die Reiter aber waren ihre drei Brüder, die aus ihrem Zauber gelöst waren, die drei Knaben die Söhne des Grafen, welche ausgesetzt worden waren. Die Gräfin durfte nunmehr auch wieder reden und erzählte, was alles während des Grafen Abwesenheit vorgefallen sei. Die Alte aber wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Zeitgeist.

Von

Fercher v. Steinwand.

Bewegt sind wir von Hast und Bängniß,
Wir fühlen halb im Fieberdrang,
Wir überholen das Verhängniß
In seinem dumpfen Donnergang.

Wir glauben nur dem Truggeräusche,
Wir beben, wenn ein Rabe schreit,
Wir fordern's, daß ein Wicht uns täusche,
Denn Ohnmacht ist der Fluch der Zeit.

Wir eilen, den hinauszustoßen,
Der einer Wahrheit Huld erzeigt,
Es ist Verleumdung alles Großen,
Was prahlend unserm Schooß entsteigt.

Wo widersteht ein Herz entschlossen
Und gibt der Tücke nicht den Preis?
Wo hat der Treubruch nicht Genossen,
Der Meineid nicht ein Lorberreis?

Wo fehlt's dem Flachkopf an Verklärern,
Dem Denker an Verschmach und Hohn,
Dem glatten Schurken an Ernährern,
Dem Ehrenmann an Sünderlohn?

In Sinn und Sucht für Mahl und Magen
Gilt einzig Brod uns als Gebot,
Wir toben, jagen nach Behagen
Und schelten feig auf Kampf und Noth.

Das Geld, auf das wir brennend lauern,
Ist unser Schicksal, unser Gott,
Der Arbeit weih'n wir ein Bedauern,
Der Armuth schlechtverhehlten Spott

Es rührt uns jeder Troßgeselle,
Der gaukelnd auf der Bühne weint,
Wir blicken scheel, wenn auf die Schwelle
Des Nachbars eine Sonne scheint.

Wir schwärmen um die Narrenschelle,
Wir meinen, was die Mode meint,
Kein Mahnruf rückt uns von der Stelle,
Kein Machtwink findet uns vereint

Wir sind nur reg', uns anzuranken,
Versagt ist uns der sichre Tritt,
Wir tasten, haschen, wünschen, wanken,
Und Argwohn äfft uns Schritt für Schritt

Heut ringen wir nach hohen Rechten
Und taumeln einen Freiheitstanz,
Doch morgen flattern wir und flechten
Um's Haupt der Tyrannei den Kranz.

Und seh'n wir uns genug betrogen,
Da wird gewogen und gezählt,
Der Himmel wird zu Rath gezogen
Und jeglicher Altar gequält.

Umsonst ist euer frommes Beben,
Umsonst ist euer Ruf nach Licht,
So lang es eurem innern Leben
An einem schönen Stern gebricht!

Wir flieh'n zuletzt zur trübsten Quelle
Und trinken dort statt Wahrheit Wahn,
So wirft uns jede Schicksalswelle –
Wann endlich in die rechte Bahn?

Was frommt's, daß unsre feine Sitte
Vom Schein beseelter Bildung strahlt?
Es ist der Sieg der rohen Tritte,
Mit dem die Zeit am liebsten prahlt.

Was frommt's, daß wir mit falscher Liebe
Belagern jedes Wissens Spur?
Wir steh'n im Sold der schlechten Triebe
Und bleiben Knechte von Natur.

Wie soll ein Genius sich verkünden,
Ein Göttersohn zu dieser Frist?
Durch welches Wort ein Volk entzünden,
Dem der Verzicht ein Labsal ist?

Wie soll er ein Geschlecht noch adeln,
Das nur den Stümper nicht verhöhnt?
Wie den Verrath am Guten tadeln,
Wo der Verrath nur wird gekrönt?

Dich wird auch keiner mehr erquicken!
Was auch die Kunde rauscht und weht,
Du wirst im Redestaub ersticken,
Bevor ein edler Bau ersteht.

Wohin auch deine Geister schwanken
Mit blütenlosem Wanderstab,
Du wirst verschmäht hinunterkranken
In ein beschämend ödes Grab!

Denn wo zum Dom der Kunst ein Thürmchen
Ein sich'rer Meister kundig fügt,
Da nährt die Falschheit ihre Würmchen,
Indem sie krittelnd rügt und lügt.

Wer läßt ein Tiefgefühl uns fühlen?
Wer richtet männlich uns're Kraft?
Und was die Würmer nicht zerwühlen,
Wer schirmt es uns vor Acht und Haft?

O würde d'rum in höhern Räumen,
Was klug gethan wird, wohlgethan!
O dürften wir mit schönen Träumen
Dem Pfortenring der Zukunft nah'n!

Doch Weise, so von Weisheit starrend,
Daß ihre Weisheit niemals thaut,
Gemüther, hart und blind beharrend,
Wo die sich stau'n — wer traut? wer baut?

Sie hassen's, hoch sich zu vergaben,
Sie dreh'n sich schillernd nach dem Schein,
Denn Jeder will nur haben, haben
Und keiner, keiner will was sein.

Was Jubel, wenn wir uns entschwingen
Für kurze Zeit dem alten Schmerz!
Um uns für immer loszuringen,
Ach, wie so klein ist unser Herz!

Wohl möchten wir die Welt verbessern,
Wer ist es, der bei sich beginnt?
Wir sondern, spalten wie mit Messern,
Wer ist es, der sich selbst entrinnt?

Wer schöpft ein Wort aus tiefem Bronnen?
Wer spricht ein ernstes Wort aus Pflicht?
Wer schielt nicht nach den Purpursonnen?
Wer trotzt dem Trotz in's Angesicht?

Doch du, vermess'ne Feuerseele,
Die manchen dunklen Flor zerriß,
Sieh' zu, daß dir der Trost nicht fehle,
Wir Andern fehlen dir gewiß.

Bei jedem Wirbelwind von Plagen,
Der über uns're Häupter tobt,
Den Freund und Nachbar anzuklagen,
Darin allein sind wir erprobt.

Wie kranke Kellermäuse lungern
Die jungen Herrn und thun gescheit,
Den Tüchtigern, daß sie verhungern,
Vergönnt man zum Verhungern Zeit.

O lüd' ein Gottmensch uns're Sünden
Noch einmal liebevoll sich auf!
O stieg' ein Rothbart aus den Gründen
Und stieß' uns mit des Schwertes Knauf!

Denn das sind dumpfe, herbe Tage
Und ihr Gefolg ist wilder Streit,
Sie winken einem Schicksalsschlage,
Ein Volk zu fällen vor der Zeit.

Deutsche Studien.

I. Jakob und Wilhelm Grimm.

(Fortsetzung.)

In ungestörter Eintracht und herzinniger Gemeinschaft wandelte das Brüderpaar des Lebens Bahn; sie saßen in Kassel und Göttingen in derselben Bibliothek, in Berlin in derselben Akademie, bewohnten ein Haus, und hatten eine gemeinsame Werkstätte, ihre Büchersammlung. — Auch ihre höchste Lebensthätigkeit, die wissenschaftliche, war einem Gebiete zugewendet, der deutschen Philologie; hier wirkten sie Anfangs in wunderbarer, geistiger Gemeinschaft, und haben sie später auch verschiedene Wege eingeschlagen, so lagen dieselben doch so nahe, daß sie sich nie aus dem Auge verloren. — Am Ende ihres reichen Lebens begegnen sie sich wieder, um den Aufbau des großen Nationalwerkes zu beginnen, über dem sie der Tod ereilte. — Jakob war der größere von beiden, das bahnbrechende, weitaussehende Genie; Wilhelm hat sich ein engeres Gebiet gewählt, das er mit gediegenen Talente beherrschte.

Wilhelm Scherer, einer der jüngsten Jünger der Wissenschaft, die Grimm zu ihren Begründern zählt, hat in seiner Studie über „Jakob Grimm" *) bisher die gründlichste und allseitigste Charakteristik dieses Gelehrten geliefert. Er unterscheidet in seinem wissenschaftlichen Wirken drei Perioden, die vorgrammatische bis 1819, die grammatische bis 1840 und die nachgrammatische. — In der ersten sucht Grimm inmitten gleichstrebender Genossen seine eigenthümliche Stellung, in der zweiten tritt er aus ihrer Reihe heraus und schafft, als ein Unabhängiger und Selbstständiger, Neues, in der dritten sucht er die Arbeiten anderer oder seine eigenen zu überbieten, zusammenzufassen, zu vervollkommnen. — Die erste war die vorbereitende, die zweite die gründende, die dritte die ausbauende.

Die berühmten Brüder waren keine Wunderkinder, der Geist, der dem Jahrhunderte eine Leuchte werden sollte, erwachte erst spät; bis in ihr reifes Mannesalter blieben sie von fremden Einflüssen abhängig. —

Erst durch Savignys Vorlesungen an der Marburger Universität lernte Jakob kennen, was Wissenschaft sei, und Ludwig Tieck's Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter (1803) öffneten ihm den ersten Einblick in die alte deutsche Welt. — Diese Anregung war bestimmend für der Brüder ganzes Leben. — Die altdeutschen Studien begannen sich aber aus dem Gesammtleben der Nation loszuringen und wurden von der romantischen

*) Berlin 1865 Der Verfasser ist Docent an der Wiener Universität.

Schule mit manchem künstlichen Schimmer verklärt. — Ein deutsches Herz zog Jakob und Wilhelm zum Vaterlande; ihr ungetrübtes Gemüth wandte sich dem Volke zu. So wurden sie deutsche Philologen. — Ihre literarische Thätigkeit begannen sie 1807 mit Aufsätzen im „neuen literarischen Anzeiger“ und setzten sie im nächsten Jahre fort in Arnim's „Zeitung für Einsiedler.“ In dieser Zeit beschäftigte sie auch schon der Plan, eine umfassende Sammlung deutscher Sagen und Kindermärchen herauszugeben. — Diese waren das erste Hauptwerk, mit dem die Brüder gemeinschaftlich vor das deutsche Publikum traten, und bildeten durch etwa fünf Jahre den Mittelpunkt ihres literarischen Strebens. — Die reine und unentweihte Poesie des Volkes war es, die sie zuerst anzog, jenen Saadi'schen Rosengarten des deutschen Geistes, in welchem die Blüthen alter und neuer Zeit die heftigsten Stürme in ungebrochener Frische überdauert haben. — Die Brüder nahten diesen zarten und duftigen Feld- und Waldblumen der deutschen Poesie mit dem innigsten Verständniß und dem feinsten Gefühle. — Sie suchten diese Naturkinder nicht kunstgemäß zuzurichten, wie es der Pagenhofmeister Musäus (1785) und noch Ludwig Tieck (1795) in ihren „Volksmärchen“ gethan; ihre Aufgabe war es, in der Wiedergabe den Reiz natürlicher Einfalt zu wahren, und das gelang ihnen, wie Niemanden vorher. — 1812 erschien so der erste Band jener reinen Sammlung von Kinder- und Hausmärchen, welche, wie es schon Herder gewünscht, mit allem Reichthum zauberischer Weltscenen, sowie mit der ganzen Unschuld einer Jugendseele begabt, ein Weihnachtsgeschenk für die junge Welt künftiger Generationen bildeten. — Durch etwa sechs Jahre hatten die Brüder in ihrer Heimat, in der Main- und Kinziggegend der Grafschaft Hanau unermüdlich gesammelt, - und waren endlich dem Drängen ihres Freundes Arnim gefolgt, das Vorhandene zu bieten und auf Vollständigkeit zu verzichten. — 1814 folgte schon der zweite Band. — Bei anderthalbhundert Märchen waren auf diese Weise dem Dunkel entrissen. Ein ganzes kleines Völkchen war wie aus einer Verzauberung gelöst und trat ans Tageslicht. Alle die lieben Gestalten, Rothkäppchen, Dornröschen, Schneewitchen, Däumling, Hänsel und Gretel und wie sie sonst heißen, die bis dahin in den Spinnstuben, in den traulichen Ecken der Ofenbänke ein kümmerlich Dasein gefristet hatten, kamen hervor und erhielten eine sichere Stelle im Herzen der Nation. — Und dieß war fortan und ist der erste Schimmer der Poesie, welcher die aufwachenden Seelen deutscher Kinder umzieht.

Von den Märchen hatten die Grimm zuerst die Sagen deutlich geschieden. — Die Sage haftet stets an etwas Bekanntem und Bewuß-

tem, an einem Orte oder durch die Geschichte gesicherten Namen. Das Märchen steht beinahe nur in sich selber fest, ohne äußeren Halt. Die Sage ist historischer, das Märchen phantastischer. — Das Volk liebt es, ein großes und übermächtiges Gegenwärtiges, sei es ein historisches Ereigniß oder ein Natur- und Kunstgegenstand, mittelst seiner Phantasie zu fassen und mit Zuthaten geschmückt den spätern Geschlechtern zu überliefern. — Mit den Märchen bilden die Sagen ein unschätzbares nationales Gut, ohne das edle Völker verkümmern müßten. — So faßten die Brüder ihre „deutschen Sagen" auf, welche 1816 und 1818 den Kindermärchen folgten und seither wie diese ein Gemeingut gebildeter Familien geworden sind.

Die Sagen und Märchen fanden ungetheilten Beifall und das Vorgehen der Brüder eifrige Nachahmung. Die deutsche Literatur ist nun reich an ähnlichen Sammlungen, wie vielleicht keine zweite, und erst neuerlich sind dieselben durch Vernalekens „Oesterreichische Kinder- und Hausmärchen" vermehrt worden.

Was sonst von den Arbeiten Grimm's in die vorgrammatische Periode fällt, hat nicht jene weitgreifende Bedeutung, soll hier also nur kurz erwähnt sein. — Jakob lieferte 1810 sein erstes selbstständiges Werk in dem Büchlein „Ueber den altdeutschen Meistersang", dem sich 1812 eine Abhandlung „Ueber Mythos, Epos und Geschichte" anschloß. — Mit Wilhelm gemeinsam publizirte er 1815 die „Lieder der alten Edda" und gab von 1813—1816 eine Zeitschrift für deutsche Alterthumskunde unter dem Titel „Altdeutsche Wälder" heraus, die es aber nur auf drei Bände brachte. — Das ganze Interesse der Brüder schien auch hier noch in der Volkspoesie, den Mythen und Sagen konzentrirt.

Da erschien das Jahr 1819 und mit ihm der erste Band von Jakob Grimm's „Deutscher Grammatik". Der Eindruck dieses Buches auf die betheiligten Zeitgenossen war geradezu überwältigend. — Sein Inhalt erschien als etwas absolut neues, er brachte Tageslicht wo früher Finsterniß gewesen. — Besonders Friedrich Richter (Jean Paul) war unerschöpflich an enthusiastischen Bezeichnungen des Buches: Grimm's Meistergrammatik, dieses deutsche Sprachheronum, diese grammatische Polyglotte für Deutsche und ihre Völkervettern, dieses heilige Reliquiarium der Zungenvorzeit, dieser grammatische Riesengoliath u. s. w. — Auch die wissenschaftliche Welt war von einstimmiger Bewunderung erfüllt. Benecke nannte das Buch in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" eine Naturgeschichte der Sprache und meint: Daß uns eine deutsche Grammatik noth that, haben wir alle gefühlt, daß unser Wunsch auf eine solche

Art würde erfüllt werden, hat wohl keiner geahnt, denn keiner hat sich die Arbeit in dem Umfange gedacht. — Das Merkwürdigste ist, daß dieses gewaltige Geisteskind unvorbereitet und vollendet, wie Minerva aus Jupiters Haupte, aus dem Geiste des Forschers sprang. — Nie früher hatte er über derlei Gegenstände geschrieben, kaum daß in den „altdeutschen Wäldern" er ein erwachendes Interesse an grammatischen Erörterungen zeigte. — Erst 1818 thut Grimm der Grammatik gegen Benecke zum erstenmal Erwähnung und ein Jahr darauf ist der Riesenbau in seinen Grundzügen fertig. — Die erste tiefere Anregung in dieser Richtung war ihm zwar schon 1812 durch Wilhelm von Humboldt gekommen, der eine Schrift „über baskische Sprache und Nation" ankündigte und die wahre Methode für die Untersuchung und Zergliederung der Sprache schilderte. — Humboldt's Programm war für Grimm das lösende Wort; was jener zuerst forderte, hat dieser zuerst geleistet, seine Methode wurde ihm der Leitstern für grammatische Arbeiten. Aber sie gediehen anfangs nur langsam; noch 1816 waren seine Ansichten so unreif, daß Professor Haupt in Berlin in einer Vorlesung einmal (1858) sagen durfte: „J. Grimm konnte 1816 noch nicht dekliniren und drei Jahre später kommt der erste Band seiner Grammatik, eine auf deutschem Gebiete unerhörte Erscheinung, von der aus erst die Wissenschaft sich allmählich gestaltet hat. Das ist sein unsterbliches, unverwelkliches Verdienst."

Die Arbeit an der deutschen Grammatik zieht sich durch Jakob Grimm's beste und reichste Mannesjahre, von seinem zweiunddreißigsten bis etwa zum fünfundfünfzigsten und bildet für diese Zeit den festen Hintergrund seiner gesammten Thätigkeit, wie die Sagenforschung für die Zeit seiner aufstrebenden Jugend. — Der erste und zweite Band, der 1826 erschien, sind noch in der Kasseler Bibliothek geschrieben, der dritte machte halbgedruckt die Uebersiedlung nach Göttingen mit, und trat 1831 in die Oeffentlichkeit, der vierte ist wenige Wochen vor dem Ereignisse abgeschlossen, das den Verfasser für immer von Göttingen vertrieb (1837). — Die dritte Ausgabe des ersten Bandes endlich wurde wieder in Kassel gearbeitet, wohin sich der Vertriebene zurückgezogen und kaum ein halbes Jahr früher beendet, als er von neuem seine Heimat verließ, um in Berlin zu den verdienten Ehren zu gelangen.

Den Inhalt des Grimm'schen Werkes näher zu erörtern und dadurch den ungeheuern Fortschritt zu erweisen, den die Sprachwissenschaft damit gethan, ist hier nicht der Ort. — Es genüge darauf hinzuweisen, daß Grimm Adelung's ganzes „Ausführliches Lehrgebäude der deutschen Sprache", wie es seit 1782 bestand und als mustergiltig anerkannt wurde, von Grund aus zertrümmerte, und sein System auf ganz neuen Fundamenten aufrichtete. —

Indem er die Sprache als natürlichen Organismus von Lauten auffaßte, kam er zu ganz andern Resultaten, als jene, welche sie nach logischen Prinzipien meistern zu können meinten. — Ihm wurde zuerst der historische Entwicklungsprozeß der Laute klar, und er sah im jetzigen Stande nicht das ein für allemal gegebene, sondern nur das neueste Stadium des Werdens und Umbildens. — So wurde Jakob Grimm der Gründer der historischen Schule der deutschen Sprachlehrer. — Zwar hat unabhängig von ihm noch 1829 Karl Ferdinand Becker eine sogenannte philosophische Schule begründet und rasch Anhang gewonnen. Doch hat diese heute sich bereits überlebt, und zählt nur mehr vereinzelte Anhänger. Grimm's Methode wird bald die allein herrschende sein in Wissenschaft und Unterricht. — Ihr Einfluß hat sich auch bereits auf die Behandlung fremder Sprachen erstreckt und die europäische Wissenschaft dankt dem deutschen Geiste einen großartigen Fortschritt.

In der grammatischen Periode zeigt sich Grimm's Geist am glänzendsten, seine Kraft am gewaltigsten und seine Thätigkeit am vielseitigsten. — Ueber die Grammatik stellte er damals noch drei, nicht minder Epoche machende Werke: die deutschen Rechtsalterthümer (1828), den Reinhart Fuchs (1834), und die deutsche Mythologie (1835).

Das erste hängt noch mit seinem Studium der Volkspoesie zusammen; denn es geht nicht von juristischen Begriffen aus, sondern faßt nur das sinnliche Element des Rechtslebens zusammen, die Sitten und Gebräuche, die symbolischen Handlungen, die Rechtssprüchwörter, kurz die poetische Gestaltung der juridischen Formen. — „Wir sehen über dem steinernen Richterstuhl die blühende Linde", sagte darum Uhland von dem Buche. — Es bildet eine wichtige Ergänzung der Wissenschaft vom deutschen Rechte. — Eben so originell ist das zweite Werk. — Grimm, der gewohnt war, den Volksgeist in seinem stillen Schaffen zu belauschen, fühlte auch zum erstenmale den frischen Walbduft aus den Märchen von Reineke und Isengrimm. — Er sieht in ihnen alte, naive Volksdichtung, die auch die Thiere des Waldes in ihren Zauberkreis zieht, der erst später der Geist der Ironie eingeimpft wurde. — Er vindicirt den Deutschen die Ausbildung der Thiersage und des Thierepos, das er weit über die äsopische Fabel setzt. — Grimm's „Mythologie" hat fast aus Nichts eine Welt erschaffen. — Vor ihm ahnte man kaum, daß es außer den nordischen, die schon Klopstock gefeiert, auch eine deutsche Mythe gebe. Die spärlichen Berichte der lateinischen Geschichtsquellen erlaubten keine weiteren Schlüsse. — Nun war mit einem Male im frisch pulsirenden Leben der Gegenwart, der Poesie und dem Aberglauben des Volkes eine reiche

Fundgrube mythischer Reste aufgethan und die alten Göttergestalten zogen leibhaftig vor der Phantasie des gegenwärtigen Geschlechtes vorüber. — Außer der Grammatik hat die Mythologie vielleicht am mächtigsten die Forscher angeregt und man hat seitdem fast jeden Winkel des deutschen Vaterlandes nach Göttern und Göttinnen durchforscht. — Ich nenne hier nur ein auf Oesterreich bezügliches Werkchen: „Die Mythen und Bräuche des Volkes in Oesterreich" von Theodor Vernaleken.

Die Früchte der nachgrammatischen Periode (seit 1840) liegen in der „Geschichte der deutschen Sprache" (1848) und den seit 1864 von Müllenhofs herausgegebenen „Kleineren Schriften" Jakob Grimms vor. — Die „Geschichte" hält nicht, was der Titel verspricht. Nicht eine Geschichte der Sprache wollte er schreiben, sondern nur „tiefer als bis dahin geschehen die Geschichte aller germanischen Völker aus der Quelle unserer Sprache tränken" — In einer Reihe von Abhandlungen bringt er Aufschlüsse über die ältesten historischen Zustände des deutschen Volkes aus seiner Sprache, das Wort erläutert die Sache. — Dabei betont er die enge Verwandtschaft der deutschen mit den übrigen indoeuropäischen Sprachen und führte der Geschichtforschung neue und reiche Hilfsmittel in der etymologischen Deutung der Worte zu. — Die „kleineren Schriften," von denen zwei Bände bereits erschienen sind, bieten einen interessanten Einblick in Grimms verschiedenartige Thätigkeit. Wir sehen ihn in seinen akademischen Abhandlungen einzelne Punkte seiner Wissenschaft näher beleuchten, in seinen Reden bei verschiedenen Anlässen sein reiches Gemüth und den ernsten Geist strenger Sittlichkeit hervorkehren, den ein gewisses poetisches Ahnen bis in sein Alter verklärte. — Diese Schriften sind geeignet, in die weitesten Kreise zu dringen und den unnahbaren Gelehrten auch dem Herzen des Laien nahe zu bringen. — Mit dem Hauptwerke der letzten Periode, dem „Deutschen Wörterbuch" tritt Jakob wieder im Vereine mit Wilhelm, wie einst mit den Märchen, vor die Nation. — Bevor wir dieses würdigen, wollen wir noch Wilhelm's stilleres Wirken verfolgen, und sehen, wie er sich mit seinen eigenthümlichen Vorzügen neben seinem großen Bruder behauptete, um schließlich noch mit ihm an die größte Aufgabe ihres gemeinschaftlichen Lebens zu gehen.

(Schluß folgt.)

Wie im Kärntnerland die Wässer sind benannt.

Während Schriften, Steine und die letzte Kunde bewohnter Stätten nur bis in gewisse Zeiten hinauf von unserem Vertrauen begleitet sein können, fassen wir, möchte ich sagen, ein Herz zu den Bergen und Flüssen, welche vor allem Anderen dagewesen sein mochten, wie ältere Hausleute, die von mehr Sachen zu erzählen wissen. Oft verstehen wir sie nicht mehr, obwohl sie fleißig und unverfänglich sprechen; hie und da verstehen wir ihren Wink und gehen dorthin, wohin sie uns weisen. Alsdann finden wir meist einen Schatz verborgen; freilich aber gehen wir gar schlecht, wenn wir irre gehen. Gewiß hat, wer mehrmal über die kärntischen Flußnamen nachgedacht, ihnen Aehnliches schon in manchem Fremdlande gefunden, und das mußte ganz eigens anmuthen. Ist es uns erlaubt das nasse Gebiet etwas trocken zu behandeln, so haben wir allerdings hie und da ein Körnlein.

Die Drau, der Hauptfluß unseres Landes in einer Strecke von 20 Meilen, hat nicht nur den beiden Grenzmärkten und Grenzburgen Ober- und Unterdrauburg den Namen gegeben, sondern es erinnert auch an sie das Drauhofen, die Drau oder Dräue des Steirer Unterlandes und Alles, was wie Treffen klingt. Gewiß ist Nachdenkenden schon oft genug die mögliche Verwandtschaft der heimischen Flußbezeichnung nicht nur mit Traun aufgefallen (der österreichisch-steierischen mit ihren Traungau, Traunsee, Traunkirchen, so wie der baierischen mit ihren Traunwalchen und Traunstein) als noch viel mehr mit Trave, Travemünde, Travenhorst im Holsteinischen, um hier von der Drone, Nebenfluß der Mosel, ganz zu schweigen. Es ist entschieden, daß nicht aus der Sprache der Deutschen, nicht der Slaven und Kelten die Erklärung für diese weitläufig angewendete Flußbenennung geschöpft werden kann und Bopp hat in seinem Sanskritwörterbuche nachgewiesen, daß alle diese Namensreihen zurückzuführen sind auf Dravas, was so viel heißt als „fließend". Der weiche Mitlaut hat sich eben auch in unserer Dialektbezeichnung des Hauptflusses verhärtet und es ist schon von Dr. Lexer hervorgehoben, daß die Formen Trô, Trog mit Trô- und Trogtal dem alten lateinischen Traba entsprechen. Auf diese Weise ist nach der Volksaussprache die Verwandtschaft mit Traun und Trave u. dgl. noch anschaulicher. Betrachten wir jetzt die Nebenwässer der Drau, so haben wir, die entschieden wendisch genannten ausschließend, in den Namen mancher auch mancherlei Anklänge an Erscheinungen in den fernsten Gauen. Wie der Gussenbach bei Sachsenburg,

nennt sich alterthümlich ein Fluß Gussach im niederländischen Südbeveland und der Mersebnrger Gusau oder Gausau; weiters der Ockernebenfluß Gosa bei Goslar; wie der Gailfluß mit Gailthal, Maria Gail, Gailitz u. s. w. und wohl nach dem keltischen „Schlund" nennen sich Gailingen bei Schaffhausen, vielleicht Gellersen bei Pyrmont und Gellješhausen unterhalb Göttingen. Abel hat die alten Namen Geila, Geilmod, Gailrat auf das Lustige ausgedeutet. Die Verwandtschaft des Gailnebenflusses Gösfering mit dem Gussenbach fällt auf. Noch eilt rechts in die Drau die Mieß (diese Schreibart scheint richtiger zu sein als Miß; das dialektische Wort hat Lexer ganz unberücksichtigt gelassen); die Mieß hat ein Verwandtes nächst dem aus dem Niebelungenliede bekannten Pöchlarn, Miesenburg nämlich. So wenig hier an das Moos zu denken sein dürfte, so wenig möchte man auf Namen hinweisen, deren ursprüngliches Miß in Meiß, z. B. bei Meissau, übergegangen ist. Ob hieher das alte Sulzmiscen in der Lahngegend gehöre, ob man Verwandtes zu jener Miß-Sylbe vor sich habe, über deren Bedeutung selbst der berühmte Forscher Forstemann nicht ins Reine gekommen, kann hier nicht weiter untersucht werden. Zunächst interessant ist das Erscheinen zweier Grazbäche, der eine ist Nebenfluß dieser genannten Mieß an der steiermärkischen Grenze und eben von Windischgraz herankommend; der andere ist unmittelbarer Nebenfluß der Drau von links her, nächst Steinfeld. Mag das Bezeichnungswort auch, wie der obenerwähnte Gelehrte voraussendet, ein sehr dunkler Stamm sein, das ist gewiß, Graz ist zunächst ein Wassername und nach dem Wasser mag erst später der eine und andere Ort genannt worden sein. Dieß festgehalten mag die Ableitung für Ortsnamen aus dem slavischen Gradec gleichgiltig scheinen. Mißtrauischer möchte man die Ansicht eines andern deutschen Gelehrten aufnehmen, der Name sei gegeben von einem Fische dieser Wässer, althochdeutsch genannt chresso, Kresse. An unsere beiden Bachnamen erinnern nun der „Grazbach" bei „Graz", 2 Grötzingen in Würtemberg, der Kresbach bei Tübingen, der hinwieder gleich dem Kressenbach bei Salmünster an den Kroisbach bei Graetz mahnen könnte, ferner Grazberg bei Hersfeld, das geschichtlich so oft und früh genannte Graslab in Obersteier und die zwei Grettstadt bei Coburg oder Schweinfurt, für welche die alte Schreibweise Grazzesstat erhalten ist. Schade, daß eine ältere Namensform für den Stigleierbach bei Sachsenburg nicht bekannt ward, vielleicht ist er nur eben ein Nikolaierbach, wie es einen Karls-, Lorenzen-, Oswaldi- und Valentinbach gibt. Am linken Draunfer noch weiter herab begegnen wir der Möll mit ihrer Wässergesellschaft. So wenig ihre Bezeichnung von den Mühlen,

mit denen sie wohl wenig oder gar nichts zu schaffen hat, hergeleitet werden kann, so wenig hat sie Gleichbenanntes an der Seite; was sonst vor Alters wie Moll, Moill, Mull klang, ist größtentheils in Mühl übergegangen und hiefür finden sich freilich Dutzende von Beispielen. Ganz erhalten hat sich, was wir suchen, nur in Ort Möllenbeck bei Rinteln, in Mölsen bei Eisenach, Möllendorf im Anhaltischen. Unser Molzbüchl aber, nicht allzu fern von der Möllmündung, gehört wie der unterösterreichische Ort Mold zum Althochdeutschen molte, Erde, Staub. Der Seitenbach Namens Wöllabach hat einen Namensvetter im Welpbach nächst Holzminden. Vom Fragantbach wären alte Formen sehr erwünscht. Die Lieser nun, welchen Namen (dazu den Liesganip's) Pott von Leise ableitet, was in unseren Thälern nicht eben zutrifft, findet der deutsche Wanderer wieder unterhalb Trier als Mosel-Nebenfluß; deren alter Name klingt noch im 11. Jahrhunderte als Lesura. Nahebei stellt sich auch ein Liesenich ein und diesem entspricht wieder der obersteirische Liessingbach. Ein Liesborn ist in Westphalen bei Lippstadt. Eine der eigenthümlichsten und wohl auch der ältesten Bezeichnungen führt der Maltabach, wie das Thal Malta, Pfarrort Maltein. Es ist kein Zweifel, daß alle diese Ableitungen, selbst wenn eine derselben alt malentine lautet, gleich wie bei Maltern in Tirol, Malterdingen in Altbreisgau, Maltern bei Luzern von dem Begriffe des Zerreibens gerade so herrühren, wie das hochdeutsche Mörtel vom althochdeutschen Morter. Nun weiß man, daß in unserem Lande ein Unterschied der Aussprache zwischen „Malta" (Mörtel) und „Malta" (dem Bache) nicht ist, höchstens für ersteres abwechselnd noch die Bezeichnung maltar eintritt. Zeuge dessen Lexer in seinem kärntnerischen Wörterbuche S. 185. An das, was der Italiener noch Malta nennt, den Schlamm, was das Gothische mit mulda bezeichnete, der Staub, wird dem Wanderer höchst augenfällig und abwechselnd erinnert, wenn er gleich hinter Maltein in die Thalmulde tritt und hier in trockener Zeit weite Staubwüsten in Umgebung des Wildbaches betrifft, kurz nach Ueberschwemmungen aber schlammige Ablagerungen wie weitläufige Mörtelbecken bemerkt. Wenn man hiezu noch die sprachlichen Urtheile Grimm's hält, so möchte man fast verleitet sein, für die ähnlich hausende, erdbodenzerreibende Möll an ein Aehnliches zu denken. Da ist dann freilich jene Thätigkeit ganz nahe gelegt, welche auch in der Mühle vor sich geht und wäre die Verwandtschaft der Möll mit allen Mühlflüssen und Mühlbächen erklärt. Maledin ist ferner der Name eines kärntnerisch-italienischen Grenzbaches, Malingerbach, der im Italienischen Molendino (Mühlbach) heißt. Dieß möchte der schlagendste Beweis sein Der Radlbach, Zufluß der Malta, hat seinen Genossen in zweien Stodach bei Go-

burg, alt Radaha; anklingt Dorf Radlach im Oberdrauthal, auch gibt es einen steirischen Bach, vom Radl kommend; der Kremsbach seine bekannten Gespanne in der Krems, Nebenfluß der Traun, der Donau, wie wir denn Kremsorte in der Steiermark und in Oesterreich haben. Der Leobnerbach mit seinen Zugehören in Steiermark und Oesterreich. Dem Loigenthal an der Olz dürfte wohl nach Pott den slavischen Sprachforschern anheimfallen.

In ausschließlich slavischen Kreisen bewegt sich wohl die Gurk, wiewohl sie zur Stunde schon weitaus auch durch reichlich germanisirtes Land fließt. Ich kann mich der Vermuthung nicht begeben, daß der alte Flußname verloren gegangen ist und nur der jüngere, slavische in der Form Gurca und Aehnlichem in die Urkunden überging. Denn in keltischer Sprache ist gewiß der Hauptfluß so gut benannt gewesen, wie der Nebenfluß Glan, den sicherlich kein einsichtsvoller Slave für sich in Anspruch nimmt. Das Verschwinden muß dann noch vor das achte Jahrhundert hinauf gesetzt werden. Der deutsche Sprachforscher Chr. W. Glück hat alle bei Cäsar vorkommenden keltischen Namen gesammelt (München 1857) und gefunden, daß fast überall, wo Kelten wohnten, der Flußname Glan vorkömmt, was so viel als klar, rein bedeutet, entsprechend den deutschen Lauterbächen. Das trifft nun bei uns zu. Der Name Glan erscheint noch bei Salzburg, Münster, Osnabrück, als Glon nächst der Sahn, nächst der Mangfall und der Ammer, sowie in Dorf Glon bei München, Glondorf bei Augsburg. Dialektisch heißt unser Fluß eigentlich auch Glon, und wir verstehen unter Glan ausdrücklich nur Funken.

Rücken wir endlich an das östlichste Flußgebiet Kärntens, so tritt uns mit der Lavant wieder einer der interessantesten Flußnamen von Kärnten entgegen. Er kommt in Gebieten vor, die sich eben deutscher als sie dermalen sind, nicht denken lassen; gleichwohl ist Slavisches in den Nebenbächen nicht leicht zu verkennen. Unsere Urkunden geben uns keine weiteren Aufklärungen. Die Zeit, wo man auf lavare, das Goldwaschen dachte, ist vorbei. Es würde aber auch der Hinweis auf das gothische hlaupan (althochdeutsch hlaufan), welches allerdings für einen Fluß eine bezeichnende Eigenschaft sein kann, mit wenig Beifall aufgenommen werden, wenn nicht ein sicheres Beispiel vorläge, daß alles, was heute wie Laufen klingt (Laufen bei Heilbronn, bei Schaffhausen, bei Salzburg, Hallstadt, Rotweil, das Laufenthal an der Alz) einmal wie laban, lapan geschrieben worden sein kann. Für das heutige Laumendahl bei Düsseldorf hat man aus dem 9. Jahrhunderte die sichere Schreibart Lapanheldi, das was nun in unseren Urkunden als Labanta frühzeitig vorkömmt, in

Osttirol, wie in diesen Blättern erst jüngst erwähnt wurde, sich wiederholt, tritt auch inmitten England's auf; beim größeren Kreise des Verkommens muß auch die Muthung weiter zurückgehen und wo finden wir denn Rath als im Keltischen? Unter der Lavant in Flüssen hat der Töplitzbach und vielleicht der Prössingbach slavische Bezeichnung; deutsch sind der Waldensteiner-, Kamp-, Weißen- und Arlingbach, der letztere ein guter Erlenbach (wie Erlach, Erlaf, würde im 9. Jahrhunderte etwa Erlinbah gelautet haben), endlich der Granitzbach aus dem Granitz- (Gränz-) Thale.

Zum Schlusse erübrigen uns noch zwei Grenzflüsse gegen Süden, die Fella und die Kanker. Die erstere ist schon entschieden den Slaven überlassen worden. Nicht mit Recht, denn deutsche Sprachforscher und zwar gründlich bewährte, haben sich nicht nur des Ortes Veldes versichert, sondern auch in gutdeutschem Land nördlich von Tegernsee ein Fellach nachgewiesen, vor 800 Jahren Velloh, auch Velbah geschrieben; dazu Vela als Waldnamen, alles Anklänge auf das Feld. Die Kanker hingegen besitzt in deutschen Landen nichts Aehnliches und da auch Gank-Hofen bei Landshut mit der Ableitung aus dem althochdeutschen gagan durchaus nicht entspricht, so ist der Bachname unzweifelhaft den Slaven zu überlassen. Solche Betrachtungen, die sich dem Wanderer leicht aufdrängen, beleben uns unerwartet die todte Karte des Kronlandes, und vom Anspruchslosen zum Begründeten fortgeführt würden sie uns Aufklärungen über Verschiedenes zollen, was dem Geschichtforscher, dem Sprachkundigen bisher im Dunkel gelegen hat. Immerhin möge Vertrauen uns über den Wässern erhalten und wir brauchen nicht bei jedem Zweifel schon unterzusinken wie die Rheinwandlerin Ritza zu Coblenz. D. F. P.

Ueber die Bewegung des Nahrungssaftes in den Pflanzen.

Im Jännerhefte des heurigen Jahres brachte die Carinthia eine Abhandlung „über das Saftsteigen in den Pflanzen" in der anerkennenswerthen Absicht, die Aufmerksamkeit auf eine der wichtigsten Erscheinungen im Leben der Pflanze zu lenken. Da diese Abhandlung in einiger Beziehung zu den von mir in dieser Richtung gemachten und in der Regensburger „Flora", Jahrgang 1840, veröffentlichten Beobachtungen

steht, so dürfte eine kurze Besprechung der hiebei erzielten Resultate gerechtfertigt erscheinen.

Meine Beobachtungen verfolgten nicht so sehr das Ziel die Kräfte zu ermitteln, durch die das Saftsteigen in den Pflanzen bewirkt wird, als vielmehr die Gesetze und Bedingungen kennen zu lernen, unter welchen das Aufsteigen und Sinken des Nahrungssaftes in den Pflanzen überhaupt stattfindet.

Zu diesem Zwecke eignen sich insbesondere solche Pflanzen, bei denen der aufsteigende Saft an den Ausläufern der Nerven, an den Samenlappen, den Stengel-, Kelch- und Blumenblättern in Gestalt kleiner Wassertröpfchen hervortritt, um entweder ausgeschieden oder von der Pflanze wieder eingesogen zu werden. Diese Erscheinung kommt in den Frühlingsmonaten, wo die Lebensthätigkeit der Pflanzen ihre vollste Kraft erreicht, häufig vor, und was man gemeinhin als Thau zu bezeichnen pflegt, ist bei näherer Betrachtung in vielen Fällen eben nur der an den Nervenausläufern der Blätter hevortretende Nahrungssaft. Ich machte meine Beobachtungen zu wiederholten Malen an sehr vielen solchen Pflanzen, fand jedoch unter den einheimischen keine so empfindlich und zu derlei Versuchen so geeignet als das gemeine Springkraut, Impatiens noli tangere, die allgemein bekannte Pflanze, die in Kärnten an schattigen Orten und an den Ufern der Bäche und Flüsse im Gebüsch überall häufig vorkommt. Ich hatte Gelegenheit die Erscheinungen am Springkraut im Freien zu beobachten, an Stellen, wo diese auch in anderer Beziehung interessante Pflanze in Gruppen zu Hunderten von Exemplaren in aller Ueppigkeit heranwuchs. Außerdem hatte ich jährlich unter anderen 15—20 Pflanzen der Impatiens in Töpfen verpflanzt in meiner Wohnung, um nach Bequemlichkeit zu jeder Zeit vom ersten Aufkeimen bis zum Verwelken der Pflanze Beobachtungen anstellen zu können.

Es braucht wohl nicht bemerkt zu werden, daß Alles, was derlei empfindliche Pflanzen uns von ihrem inneren Lebensprozesse gleichsam verrathen und mit den Augen verfolgen lassen, sich in analoger Weise in der ganzen Pflanzenwelt nach feststehenden Gesetzen wiederholt.

Das Steigen des Nahrungssaftes und zwar bei den empfindlichen Pflanzen bis zu jenem Grade, daß er in Tröpfchen hervortritt, findet insbesondere im Frühling statt und dauert bis zu jener Zeit, wo die Pflanze den Gipfelpunkt ihres Wachsthums erreicht. Dieses Saftsteigen geschieht zur Nachtzeit, wodurch die während des Tages von der Pflanze aufgenommene Luft verdrängt wird. In den ersten Morgenstunden zwischen 2 und 3 Uhr erscheinen die Tröpfchen an allen Nerven und bleiben bis

gegen 9 Uhr unverändert, worauf sie dann oft auffallend schnell verschwinden und zwar nicht in Folge einer Verdunstung, sondern sie treten durch die Oeffnungen, an denen sie erschienen, wieder in die Pflanze zurück. Diese Erscheinung, die bei normalen Verhältnissen täglich regelmäßig wiederkehrt, findet ihre Erklärung im Sinken des Nahrungssaftes, so daß außer dem zur Nachtzeit eintretenden Steigen des Saftes auch das bei Tage sich einstellende Sinken und Zurücktreten desselben im Leben der Pflanze berücksichtigt werden muß.

Die Regelmäßigkeit im Auf- und Absteigen des Saftes erleidet durch längere Dürre oder durch anhaltenden Regen, besonders aber durch den Südwind, eine vorübergehende Störung. In dem ersten Falle bleibt das Hervortreten der Tröpfchen aus, was auch beim Eintreten des Südwindes der Fall ist. Fällt hingegen ein anhaltender Regen, so treten die Tröpfchen sogleich hervor, sie bleiben jedoch Tag und Nacht unverändert an den Nerven haften. Das Springkraut zeigt eine so große Empfindlichkeit, daß bei eintretendem Regenwetter die im Zimmer oder an den Fenstern in Töpfen befindlichen Exemplare, wenn sie auch vom Regen durchaus nicht berührt wurden, doch die Tröpfchen sogleich hervortreten ließen, und zwar auch dann, wenn die Erde in den Töpfen ziemlich ausgetrocknet war. An den meisten Pflanzen erreichen diese Tröpfchen nie jene Größe, daß sie durch ihre eigene Schwere herabfallen würden, während bei einigen, wie z. B. an den Samenlappen des Sommergetreides, an den Blättern des gemeinen Schneeballs, Viburnum Opulus u. a. m., sich die Tropfen durch ihre Schwere lostrennen und durch neue ersetzt werden.

Alle diese Erscheinungen, die uns an heiteren Frühlingsmorgen die Pflanzen in entzückender Lebensfrische vorführen, da wir alle ihre Blätter wie mit Perlen besetzt erblicken, stehen mit der Lebensthätigkeit der Pflanzen im innigsten Zusammenhange. Haben sich die letzten Blüten entfaltet, und beginnt einmal die Samenbildung, so wird das Hervortreten des Saftes immer seltener und hört endlich ganz auf, selbst wenn man durch künstliche Reizmittel auf die Pflanze einwirkt. Sie hat ihre Aufgabe gelöst, ihre Lebensthätigkeit und das damit in engster Verbindung stehende Auf- und Absteigen des Nahrungssaftes ist im Abnehmen begriffen und verschwindet im Herbste mit dem Absterben oder Verwelken der Pflanzen ganz und gar. Wenn also die Frage, durch welche Kräfte die Bewegung des Saftes in der Pflanze bewirkt wird, naturgemäß gelöst werden soll, so muß die geheimnißvolle Lebensthätigkeit der Pflanze vor Allem als ein Hauptfactor dabei in Anschlag gebracht werden.

Das Saftsteigen geschieht ferner immer nach den nämlichen Gesetzen und zwar so, daß der durch die Wurzel aufgenommene Nahrungssaft in senkrechter Richtung zuerst bis zum obersten Gipfel der Pflanze emporsteigt und sich von da abwärts in die nächsten Zweige und so weiter in die mittleren und zuletzt in die zu unterst stehenden ergießt. Ich machte diese Beobachtungen unter Anderen auch wieder am Springkraut. Ich setzte die in den Töpfen gezogenen Exemplare ohne sie zu begießen durch mehrere Tage den Strahlen der Sonne aus, so daß sie die Blätter zusammenrollten, alle Zweige hängen ließen und die Stengel selbst schlaff und welk über die Töpfe herabhingen, da die ausgetrocknete Erde den Pflanzen keine Nahrung zuführen konnte. Erhielten nun diese Exemplare die gehörige Menge Wasser, so wurden die Wirkungen des aufsteigenden Saftes sehr bald sichtbar, denn in der kurzen Zeit von 20 bis 30 Minuten gewannen die Pflanzen ihr gewöhnliches Aussehen und alle Spur des früheren Dahinwelkens war verschwunden. Das Saftsteigen aber geschah jederzeit auf folgende Weise. Zuerst war an den obersten Theilen der Pflanze das Eintreten des aufsteigenden Saftes bemerkbar, die Blätter der obersten zarten Knöspchen gewannen zuerst ihre natürliche Frische und ließen oft schon die Tröpfchen erscheinen, während die unteren Theile der Pflanze noch im welken Zustande verharrten. Endlich erholten sich auch die Zweige mit ihren Knospen und Blättern nach abwärts, bis sich zuletzt die untersten Blätter am Stengel der Pflanze entrollten, ihre normale Stellung einnahmen und an ihren Kerbzähnen die Tröpfchen hervortreten ließen. Dabei richteten sich die Pflanzen wieder auf und standen durch einige Zeit wie neu gekräftigt da, jeden Morgen mit Tröpfchen besetzt, so lange nämlich die durchnäßte Erde die erforderliche Feuchtigkeit darbot. Wenn ich an einem und demselben Exemplare ein oberes und ein unteres Blatt quer durchschnitt, so sah ich immer an der Narbe des durchschnittenen Hauptnervs des oberen Blattes das Tröpfchen zuerst erscheinen, dann kamen die nächsten Seitennerven und so weiter bis zur Basis des Blattes, während sich am unteren Blatte zwar diese Erscheinung in der nämlichen Folge, jedoch immer später als am oberen einstellte. Doch auch diese Versuche gelangen nur in der Zeit der oben erwähnten eigentlichen Lebensthätigkeit, war diese vorüber, so konnten sich die Pflanzen, wenn sie einmal durch Entziehen der Feuchtigkeit welk geworden, nicht mehr erholen.

Alle diese Beobachtungen, die selbstverständlich mit Hilfe der Chemie, Physik und Meteorologie noch weiter begründet und erläutert werden sollen, gewähren doch in den allgemeinen Umrissen, wie sie hier mitge-

theilt werden, einen Blick in die Lebensthätigkeit der Pflanzen. Alle, die sich mit der Pflanzenzucht befassen, seien es Landwirthe, Gärtner oder Forstmänner, werden vielleicht ein Vergnügen daran finden, ihr Augenmerk diesen wichtigen und doch Jedermann zugänglichen Erscheinungen zuzuwenden und daraus die Erklärung für manches eigenthümliche Vorkommen in der Cultur der Pflanzen zu schöpfen. Sehr interessant müßte ferner eine Beobachtung der Alpenpflanzen in dieser Beziehung sein, insbesondere wenn man sie mit den analogen Erscheinungen der übrigen Pflanzengruppen in Verbindung bringen würde.

Prof. R. Graf.

Ferdinand Steinringer, †
Abt von St. Paul im Lavantthale.

Das Benediktiner-Stift St. Paul hat einen schweren Verlust dadurch erlitten, daß sein ehrwürdiger, greiser Abt Ferdinand Steinringer am 2. März dieses Jahres die Seinigen verließ, um in's ewige Vaterland zu wandern. Obwohl ich mich nicht dazu berufen fühle, auch nur eine Lebensskizze des seligen Abtes, meines nun dahingeschiedenen Vorstehers, zu schreiben, so sehe ich mich doch genöthigt, diese ehrenvolle, aber für mich schwierige Aufgabe zu lösen, da mir die Aufforderung dazu von der Direktion des kärntnerischen Geschichtvereines, dessen Mitglied und Gönner Abt Ferdinand war, wiederholt zukam. Ich habe bloß die eine Bitte, die geehrten Leser möchten diese Skizze, zu welcher das Materiale in sehr kurzer Zeit zusammengesucht werden mußte, mit Wohlwollen aufnehmen.

Ferdinand Steinringer, Sohn des Josef Steinringer, bürgerlichen Schneidermeisters, und dessen Gattin Genoveva, gebornen Egger, wurde am 9. Juni 1796 zu Klagenfurt geboren und erhielt bei der heiligen Taufe den Namen Maximilian. Seine Gymnasial-Studien begann er im Herbste 1807 und vollendete dieselben 1813 mit vorzüglichem Erfolge. Nachdem er 1815 die zwei philosophischen Lehrkurse mit Vorzugsnoten absolvirt hatte, trat er in das Benediktiner-Stift zu St. Paul ein, legte am 28. Oktober 1818 die feierlichen Gelübde ab und wurde am 19. September 1819 nach mit Auszeichnung zurückgelegtem dritten Jahrgange der Theologie vom Fürstbischofe von Lavant, Leopold II. Maximilian Grafen

v. Firmian, zum Priester geweiht. — Nach Vollendung der theologischen Studien, wurde er im Herbste 1820 Professor der Grammatikal-Klassen in Klagenfurt, welche Stellung er, geliebt von seinen Schülern, bis 1826 einnahm. Vom Herbste 1826 bis 1828 war er Professor der Religionswissenschaft am Lyceum zu Klagenfurt und übernahm, als Meinrad Aman nach dem Tode des Fürstabtes Berthold Rottler die Abtwürde erhielt, im zweiten Semester 1827 die Lehrkanzel der Philosophie an der genannten Lehranstalt, die er bis zum Ende des Schuljahres 1840 inne hatte. In allen diesen Stellungen gewann er sich die Liebe und Achtung seiner Schüler durch sein leutseliges Betragen, seine immer an den Tag gelegte Liebe zu denselben und seine großen umfassenden Kenntnisse, verbunden mit einem deutlichen, lichtvollen Vortrage. Besonders gelang es ihm als Professor der Philosophie den Geist seiner Schüler durch Gründlichkeit des Vortrages und logische Schärfe zu bilden und dieselben für die Wissenschaft zu begeistern. Es war aber auch die Philosophie sein Lieblingsfach, daher er sich mit derselben auch als Abt bis zu seinem Tode beschäftigte, wie dieß sein unten angeführtes Werk beweist.

Nach dem Tode des Abtes Meinrad Aman wurde Ferdinand Steinringer von der Mehrzahl seiner Mitbrüder, deren Liebe er sich durch geselligen Umgang und seine hervorragenden Kenntnisse zu erwerben wußte, am 10. September 1840 zum Abte von St. Paul erwählt und am 27. September desselben Jahres benedicirt.

Das durch die Wahl zur Abtwürde bekundete Vertrauen seiner Mitbrüder suchte Abt Ferdinand durch rastlosen Eifer in der Erfüllung seiner schweren Berufspflichten und durch große Sorgfalt, die er auf alle Zweige seines Amtes verwendete, zu rechtfertigen. Wenn es ihm nicht in Allem durch die fünfundzwanzigjährige Periode seiner Thätigkeit als Abt gelungen ist, die Wünsche zu erfüllen, und deßwegen im Jahre 1848 düstere Wolken über den Horizont des Stiftes dahinzogen, so müssen wir die menschliche Schwäche, hauptsächlich aber die Verhältnisse beklagen und immer anerkennen, daß das redliche Streben nach dem Besten der Zielpunkt war, nach welchem er fortwährend hinblickte.

Er suchte als Abt den religiösen Sinn durch Wort und That zu nähren und zu erhöhen, indem er selbst mit dem guten Beispiele voranging, immer an den religiösen Uebungen, außer wenn schwerere Kränklichkeit ihn hinderte, den eifrigsten Antheil nahm und keine Mühe scheute, um dieser Pflicht seines Amtes zu genügen. So leitete er selbst, nachdem 1846 die geistlichen Exercitien im Stifte eingeführt worden waren, dieselben mehrere Male in St. Paul und im Collegium zu Klagenfurt und betrat oft die

Kanzel, selbst in den letzten Jahren seines Lebens, wo ihm Schonung dringend empfohlen ward, um den Gläubigen die Worte des Heiles zu verkünden. Zwei seiner Kanzelreden, die eine zur Weihe eines neuen Altarbildes in der Collegiumskirche zu Klagenfurt, die andere am Schlusse des Jahres 1850 in der Domkirche daselbst gehalten, erschienen im Drucke. Wie sehr ihm die religiöse Erziehung der Jugend, vorzüglich in St. Paul, am Herzen lag, beweist die Einführung der Schulschwestern daselbst. Auf seinen Vorschlag wurde 1856 im Kapitel einstimmig die Berufung derselben trotz der damit verbundenen Auslagen beschlossen, um die Erziehung und den Unterricht der Mädchen in den Schulgegenständen, wie auch in den nothwendigsten weiblichen Arbeiten, ihnen zu übergeben. Als Anerkennung seiner Thätigkeit in Bezug auf die Hebung der religiösen Bildung wurde Abt Ferdinand vom Fürstbischofe von Lavant, Anton Martin Slomschek, zum Lavanter Consistorialrathe ernannt.

Da der Hauptzweck des Stiftes in dem Unterrichte der Jugend besteht, so wendete er auch darauf sein Augenmerk. Welche Sorgen ihm die Pflicht machte, die Lehrstellen an der Theologie und den Gymnasien zu Klagenfurt und St. Paul mit Lehrkräften zu besetzen, welche nach den neuen Gesetzen geprüft sind, und so den Wünschen der geistlichen und weltlichen Obrigkeit zu genügen, kann sich der geehrte Leser vorstellen, wenn er unsere Zeitverhältnisse berücksichtigt. Abt Ferdinand ermunterte daher immer seine Kapitularen und Kleriker zur wissenschaftlichen Thätigkeit und hatte seine größte Freude daran, wenn er einen oder den andern mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt fand. Er sendete trotz der großen Auslagen seit 1850, der Zeit der Reorganisation der Gymnasien und Einführung der neuen Gesetze über die Gymnasial-Lehramts-Prüfung, jährlich zwei oder wenigstens einen, in diesem Schuljahre sogar drei Kapitularen auf die Universitäten nach Wien und Graz, um ihre Studien für das Gymnasial-Lehramt zu machen. Er leistete in Berücksichtigung der schwierigen Lage auch Anderen gerne Aushilfe und sendete 1842 drei Kapitularen in das neu errichtete Benedictiner-Stift St. Stephan zu Augsburg, um daselbst Aushilfe am Gymnasium zu leisten. Er sorgte auch für die Hilfsmittel, welche dem wissenschaftlichen Streben nothwendig sind, indem er am Gymnasium zu St. Paul die nothwendigen Werke und die zum Verständnisse der Naturwissenschaften nothwendigen Instrumente und Sammlungen auf Kosten des Stiftes herbeischaffen ließ. Erst kurz vor seinem Tode und zwar mit Erlaß vom 8. Jänner 1866 wurde demselben von Seite der hohen k. k. Landesbehörde die Anerkennung dafür ausgesprochen, daß er weltlichen Hilfslehrern am Gymnasium zu St. Paul

für den unentgeltlichen Unterricht in freien Gegenständen Remunerationen ertheile. Die dem Stifte vom Apotheker Traunfellner zu Klagenfurt unter gewissen Bedingungen vermachte naturwissenschaftliche Sammlung, bestehend aus einem sehr reichen Herbarium, einer schönen oryktognostischen Sammlung und einer vorzugsweise botanischen Handbibliothek, überließ er mit Zustimmung des Kapitels 1850 dem neuentstandenen naturhistorischen Museum in Klagenfurt zum Unterrichte der Jugend. Die wissenschaftlichen Schätze des Stiftes öffnete er Gelehrten gewöhnlich mit Liberalität. Dieß bezeugten die kärntnerischen Geschichtschreiber Gottlieb Freiherr von Ankershofen und Heinrich Hermann, welchen Bibliothek und Archiv zur Benützung für das Handbuch der Geschichte Kärntens jederzeit offen standen. Dieß bezeugen Briefe von dem ausgezeichneten Geschichtforscher und Archivar am k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive zu Wien, dem Chorherrn von St. Florian Josef Chmel. Ebenso erhielten kurz vor seinem Tode die Universitäts-Professoren Dr. Theodor Sickel in Wien und Dr. Friedrich Maassen in Graz werthvolle Manuscripte und Urkunden zur Benützung.

Abt Ferdinand trat selbst auch als Schriftsteller auf. Es erschienen von ihm, außer den obenerwähnten Predigten, im Drucke folgende drei Schriften:

1. Ein Nekrolog seines Vorgängers in der Abtwürde, Meinrad Aman. Klagenfurt 1840.
2. Im Verlage der k. k. Schulbücher-Verschleiß-Administration zu St. Anna in Wien 1843 das Werkchen: „Kurze Geschichte des Herzogthums Kärnten als Anhang zur Geschichte des österreichischen Kaiserstaates", welches mit einem an den seligen Abt herabgelangten Erlasse des hohen k. k. Guberniums ddo. 28. Mai 1842 von der k. k. Studienhofcommission als Lehrbuch für die Gymnasien in Kärnten genehmigt wurde.
3. Versuch einer Kennzeichnung des Menschen als Natur- und Geist- oder als Sinnen- und Vernunft-Wesen für denkende Christen. Wien 1864.

Aus Pietät gegen Trudpert Neugart ließ er auch zwei Manuscripte desselben dem Drucke übergeben, nämlich den zweiten Theil der Historia Monasterii St. Pauli, enthaltend die Series Abbatum und den zweiten Theil des Episcopatus Constantiensis, welcher mit Beigabe kritischer Zusätze und noch ungedruckter Urkunden vom Archivsdirector Dr. Mone in Karlsruhe bei Herder in Freiburg 1862 erschien.

Wie Wissenschaft und Kunst meistens Hand in Hand gehen und einander unterstützen, so besaß Abt Ferdinand auch einen großen Kunstsinn. Zur Beförderung der Kunst ließ er in mehreren Abtheilungen Kunstschätze des Stiftes theils an den Alterthumsverein in Wien, welcher denselben als Anerkennung zu seinem Mitgliede ernannte, theils an das k. k. Museum für Kunst und Industrie daselbst zur zeitweiligen Ausstellung absenden. Am meisten aber machte er sich um die Kunst verdient durch die im Jahre 1852 vorgenommene gründliche Restauration der Stiftskirche in St. Paul. Die Fenster dieser im romanischen Style erbauten Kirche waren viereckig, was einer Aenderung aus dem 17. Jahrhunderte zuzuschreiben ist; die Quadersteine, aus denen der Hauptbau besteht, waren hin und her unterbrochen und andere Steine eingefügt; die Säulenschäfte im Innern mit den Capitälern und Sockeln, so wie auch die Gesimse theilweise abgeschlagen; die Mauerverputzung uneben, so daß der Staub sich hineinlegen konnte. Alle diese und noch mehrere andere Uebelstände wurden mit großem Kostenaufwande gehoben und die Aenderungen dem Style gemäß vorgenommen. Mit dieser Restauration noch nicht zufrieden, sorgte Abt Ferdinand mit Einwilligung des Capitels auch für weitere Ausschmückungen. Durch den bekannten Maler Hanson aus Altona ließ er zur Verzierung des Presbyteriums und des 1843 neu hergestellten Winteroratoriums passende Bilder malen. Für vier Seitenaltäre besorgte er neue Altarbilder, welche Ritter v. Hempl 1852 malte. Zur Herstellung eines harmonischen Geläutes wurden 1853 die drei kleineren Glocken weggenommen und dafür drei neue von Samassa in Laibach gegossen. In demselben Jahre ließ er prachtvolle Kreuzwegstationen in Relief aus dem rühmlichst bekannten Mayer'schen königl. priv. artistischen Institute für kirchliche Arbeiten in München für die Stiftskirche kommen. 1851 bestellte er für die zwei Seitencapellen Schnitzwerke, und zwar die schmerzhafte Mutter Gottes und den auferstandenen Heiland, vom Bildhauer Stolz in Tirol. 1859 beauftragte er den Peter Rumpel, Orgelbauer zu Stein bei Laibach, eine neue Orgel mit 22 Registern auszuführen. Auch auf die St. Erhards-Kirche (die alte Pfarr- und Friedhofkirche) wendete er sein Augenmerk. Im Jahre 1863 ließ er dieselbe von Außen wiederherstellen. Als die Pfarrgemeinde 1864 neue Glocken für diese Kirche besorgte, so unternahm Abt Ferdinand aus Freude darüber auch die Restauration im Innern. Das Collegium zu Klagenfurt sollte 1864 ebenfalls mit einem Kunstwerke versehen werden. Es ist dieß der im Oratorium daselbst stehende gothische Flügelaltar, dessen Schnitzwerke der Bildhauer Meluitzky, dessen Gemälde aber der Historienmaler Ludwig

Mayer in Wien lieferten. Auch seine musikalischen Kenntnisse verwerthete Abt Ferdinand zur Verherrlichung des Gottesdienstes. In seinen jüngeren Jahren spielte er bei den feierlichen Aemtern entweder die Flöte oder er betheiligte sich am Gesange; in den späteren Jahren blieb er meistens bei der Violine oder Viola.

Seine außerordentliche Thätigkeit zeigte sich auch auf dem Gebiete der Administration der Stiftgüter. Er erkannte einen bedeutenden Vortheil darin, die Victringhofer Meierei in der Grazer Vorstadt in Marburg aufzuheben, die Grundstücke in einzelne Bauparcellen vertheilt zu veräußern und dafür zur Arrondirung der übrigen Besitzungen Huben, besonders aber Weingärten, anzukaufen. Er erhielt zur Ausführung dieses Planes die Erlaubniß der Behörden, so daß Marburg eine ganze Reihe neuer Häuser, die zur Verschönerung der Stadt bedeutend beitragen, dem Abte Ferdinand verdankt, das Stift aber seine wichtigste Ertragsquelle, den Rebengrund, dadurch vermehrte. Er kaufte im September 1860 die sogenannte Hofmühle bei St. Paul und ließ dieselbe mit großem Kostenaufwande als Kunstmühle neu herstellen, dabei aber auch eine Bretersäge, Oel- und Mostpresse sammt einer Dreschmaschine anbringen. Auch Arrondirungen des Grund und Bodens durch Tausch wurden mehrere vorgenommen.

Auf die Oekonomie im Allgemeinen, die Viehzucht und die Obstbaumzucht insbesondere hatte Abt Ferdinand ein vorzügliches Augenmerk gerichtet Da er mit Ausnahme der nothwendigen Geschäftsreisen sich größtentheils in St. Paul aufhielt, so suchte er auch den Titel eines Mitgliedes der k. k. kärntnerischen Landwirthschafts-Gesellschaft durch die That zu verdienen. Es war ihm nicht genug, Capitularen als Oekonomen anzustellen, mit diesen Berathungen zu halten und sie zur Thätigkeit und Verbesserung der Wirthschaft zu ermuntern, sondern es verging kein Tag, an welchem er nicht selbst nachgesehen und Anordnungen getroffen hätte. Er interessirte sich sehr für alle zur Verbesserung der Oekonomie erfundenen neuen Werkzeuge und Maschinen und machte mit einigen Versuche, um zu erproben, ob sie für diese Gegend zur Einführung geeignet seien und ein Nutzen, bessere Cultivirung der Aecker oder eine Erleichterung der Arbeit, dadurch erzielt werden könnte. Die Viehzucht wurde unter ihm bedeutend gehoben, wozu die Alpenweiden an der nahe gelegenen Choralpe eine günstige Gelegenheit boten. Einen Beweis dafür liefert der Umstand, daß der vom Stifte im Mai 1857 zur Ausstellung der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien gesandte 2½jährige Stier, Mariahofer oder Lavantthaler Race, mit der silbernen Medaille

ausgezeichnet wurde. In Bezug auf die Obstcultur führe ich vor Allem das Urtheil an, welches ein Correspondent der „Draupost" bei Gelegenheit der Todesanzeige des Abtes Ferdinand fällte. Er sagt: „Was die Obstcultur in Kärnten, besonders aber in dem schönen Lavantthale anbelangt, so gebührt dem seligen Abte in Bezug auf Hebung und Ausbreitung derselben und in Bezug auf Veredlung der Obstbäume unstreitig der erste Rang." Wer das Lavantthal und besonders St. Paul in den letzten Jahren besucht hat, wird erklären müssen, daß er mit diesem Urtheile einverstanden sei. Die ganze Umgebung des Stiftes ist durch die Sorgfalt des Abtes Ferdinand in einen Obstgarten verwandelt, dessen Bäume nicht ordinäres, sondern durchaus veredeltes Obst, zum Theile von den ausgezeichnetsten Sorten, liefern. Es war eine Unterhaltung und Erholung für den verstorbenen Abt, von einem Obstbaume zum andern zu gehen und jeden zu untersuchen. Er studirte ordentlich auf Plätze, wo noch Obstbäume mit glücklichem Erfolge gesetzt und welche Sorten dort angepflanzt werden könnten. Mit diesen großartigen Anpflanzungen stand eine entsprechende Baumschule in Verbindung, welche nicht bloß den eigenen Bedarf, der sich jährlich auf mehrere Hunderte bezifferte, deckte, sondern auch für die weitere Verbreitung durch Verkauf oder Schenkungen von jungen veredelten Bäumen hinreichte. Um diesen Erfolg zu erzielen, stand Abt Ferdinand aber auch mit den berühmtesten Autoritäten in Oesterreich und Deutschland in Verbindung. Um nur ein Paar anzuführen, so erwähne ich hier den Freiherrn Babo, Director der Obst- und Weinbauschule zu Klosterneuburg bei Wien, und Eduard Lukas, Director des pomologischen Institutes zu Reutlingen in Württemberg. Sobald er nur von einer neuen Obstsorte oder Varietät erfuhr, so scheute er keine Kosten, um sich in den Besitz von Zweigen zu setzen. Einen Beweis von den vielen durch ihn gezogenen Obstsorten vorzüglicher Güte lieferte Abt Ferdinand bei der Ausstellung der k. k. kärntnerischen Landwirthschafts-Gesellschaft im October 1862, bei welcher ihm wegen Reichhaltigkeit und Vorzüglichkeit der Obstsorten der erste Preis zuerkannt wurde. Der Eifer für die Verbreitung der Obstcultur in Kärnten erlaubte ihm aber nicht, diesen Preis anzunehmen. Er verzichtete darauf zu Gunsten der folgenden mit einem Preise zu betheilenden Aussteller und begnügte sich mit der Anerkennung.

Auch bedeutende Bauten nahm Abt Ferdinand während seiner Regierung vor. Alle, selbst größere, mit bedeutenden Kosten verbundene Reparationen an Gebäuden weglassend, muß ich doch folgende Neubauten erwähnen. Das Wirthschaftsgebäude zu St. Paul war am 4. December 1839 kurz vor dem Tode des Abtes Meinrad Aman abgebrannt, wurde

während der Vacatur 1840 neu gebaut und im ersten Jahre der Regierung des Abtes Ferdinand vollendet. Welch elende Gebäude bis 1845 auf der südöstlichen Seite des Stiftes standen, wird Jedem, der vor diesem Jahre St. Paul besuchte, bekannt sein. Im Jahre 1845 begann Abt Ferdinand die Demolirung des alten Schulhauses und der zum Theile hölzernen Nebengebäude und ließ 1846—1848 das sogenannte Neugebäude im Anschlusse an den Convent auf der Ostseite, theils für die Pfarrhauptschule, theils zur Erweiterung des Conventes, aufführen. Die den Conventhof zwischen der Kirche und dem Neugebäude abschließenden Holzhütten wurden gleichzeitig abgerissen und ein ebenerdiges Wohngebäude für Dienstleute mit der Fronte gegen Süden hergestellt. Dadurch wurde ein schöner ebener Platz, die sogenannte Terrasse, gewonnen. Zwei Mal traf das Stift unter Abt Ferdinand das Unglück, daß durch boshafte Hand Meiereigebäude in Brand gesteckt wurden. In der Nacht vom 16. auf den 17. März 1849 wurden die beiden Meiereien in Kolnitz und Zocklhof angezündet, und es konnte aus denselben nur mit größter Anstrengung das Vieh, mit Ausnahme einer Anzahl Schafe, gerettet werden. Abt Ferdinand baute 1849 und 1850 die Meierei am Zocklhof, 1853—1855 die zu Kolnitz wieder auf. In der Nacht vom 11. auf den 12. Juni 1864 wurden von einem irrsinnigen Burschen die Wirthschaftsgebäude in St. Paul in Flammen gesetzt. Trotz der schnellen und eifrigen Hilfe verbrannte das Dach des weitläufigen Gebäudes mit allen Futter- und Strohvorräthen, so wie auch einem großen Theile der Oekonomie-Werkzeuge und Wägen. Das Vieh wurde bis auf eine Anzahl Schweine gerettet, welche durch den Umsturz einer Feuermauer, die einen Theil des Gewölbes durchschlug, erschlagen wurden. Auch das Collegium zu Klagenfurt hatte sich seiner Vorsorge in dieser Beziehung zu erfreuen. Außer bedeutenden Verbesserungen im alten Gebäude baute Abt Ferdinand 1846 und 1847 das neue Wohngebäude auf der Süd- und Westseite dazu. Auf den steierischen Besitzungen des Stiftes wurden 1845—1847 das große Meierhaus mit den Wirthschaftsgebäuden zu Lembach bei Marburg und 1864 bis 1865 die Wirthschaftsgebäude zu Peßnitzhofen ganz neu aufgebaut. Von der großen Restauration an der Stiftskirche und dem Baue der Hofmühle ist schon oben gesprochen worden.

Außer dieser vielseitigen eifrigen Thätigkeit zeigte sich beim Abte Ferdinand auch Sinn für Wohlthätigkeit. Alle kleineren Acte, wodurch sich derselbe manifestirte, übergehend, erwähne ich bloß die mit Acceptations-Urkunde des Gemeinderathes von Klagenfurt ddo. 28. März 1862 angenommene Pfründenstiftung im Bürgerspitale daselbst. Auch seine

letztwilligen Wünsche geben Zeugniß davon, indem er seine Ersparnisse zu kleinen Legaten an stiftliche Diener und die Armen und zu anderen wohlthätigen Zwecken bestimmte.

An den öffentlichen Anlehen des Staates säumte Abt Ferdinand nie insoweit sich zu betheiligen, als es die Vermögensumstände des Stiftes erlaubten. So wurde, um nur ein Beispiel anzuführen, zum Nationalanlehen vom Jahre 1854 eine für das Stift bedeutende Summe gezeichnet. Die Kanzlei-Localitäten für die k. k. Bezirks- und Steuerämter zu St. Paul und Eberndorf wurden dem Staate auf den Antrag des Abtes für das Decennium 1850—1860 unentgeltlich überlassen.

In Folge dieser allseitigen nützlichen Thätigkeit wurde dem seligen Abte auch die Auszeichnung zu Theil, daß Se. k. k. Apostolische Majestät unser allergnädigster Kaiser Franz Joseph I. mit Allerhöchstem Cabinetsschreiben vom 3. April 1860 denselben mit dem Ritterkreuze des Ordens der eisernen Krone dritter Classe zierte.

Schon mehrere Jahre mit einem Herzleiden behaftet, fühlte Abt Ferdinand, daß seine körperlichen Kräfte bedeutend in Abnahme begriffen seien. Dieser Umstand führte ihn auf den Gedanken, die Abtwürde niederzulegen. Er erklärte diesen seinen Entschluß im April 1865 dem versammelten Kapitel im Collegium zu Klagenfurt in Gegenwart Sr. fürstlichen Gnaden des hochwürdigsten Fürstbischofes Dr. Valentin Wiery. Auf eine schriftliche Bitte, welche von beinahe allen Kapitularen des Stiftes unterfertigt ward, und worin diese die inständigste Bitte aussprachen, Abt Ferdinand möchte seine Würde bis zum Tode behalten, zu seiner Erleichterung aber so viel als möglich von den Geschäften Anderen übertragen, nahm er die beabsichtigte Abdankung zurück. Er machte aber alle Schritte, um wenigstens vor seinem Tode noch eine Inventirung des Stiftvermögens zu veranlassen, damit er persönlich die nothwendigen Erläuterungen geben könnte. Diese Inventirung wurde im Sommer des vergangenen Jahres wirklich durchgeführt. Zu seiner Erleichterung veranlaßte er außer anderen Anordnungen noch eine neue Dekanswahl, da der bisherige Dekan und Superior zu Klagenfurt, P. Moriz Roßbacher, wegen seines Alters auf erstere Würde resignirte. Die Wahl fiel auf den bisherigen Subdekan und Gymnasialdirektor zu St. Paul, P. Othmar Gachowetz, der vom hochwürdigsten Fürstbischofe nach dem Tode des Abtes Ferdinand im Einverständnisse mit der Regierung auch zum Administrator des Stiftes für die Zeit der Vacatur ernannt wurde.

Anfangs Oktober 1865 verließ der in seinen Gewohnheiten einfache, leutselige Abt Ferdinand St. Paul, um sich nach Klagenfurt in die Nähe

seines Arztes zu begeben. Er sollte St. Paul und seine ihm lieb gewordenen Obstpflanzungen nicht mehr sehen. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Klagenfurt nahm sein Leiden, das in eine allgemeine Wassersucht überging, so überhand, daß er das Bett hüten mußte. Bevor aber diese den höchsten Grad erreicht hatte, sollte die bedeutende körperliche Schwäche seine Auflösung herbeiführen. Nach dem Zeugnisse der Aerzte hatte er bloß durch seine strenge Diät dieses hohe Alter erreicht. Trotz der körperlichen Schwäche blieb ihm sein reger Geist bis zum letzten Augenblicke. Am 2. März Nachmittags 5 Minuten vor 5 Uhr verschied er nach Empfang der heiligen Sterbsakramente ganz ruhig und sanft, und wurde am 4. März in dem Grabe seines Vorgängers in der Abtwürde auf dem Friedhofe zu St. Ruprecht beerdigt. Se. fürstliche Gnaden der hochwürdigste Fürstbischof führte unter Assistenz des hochwürdigen Domkapitels den Condukt. Die allgemeine Achtung, die der verstorbene Abt genoß, manifestirte sich beim Leichenbegängnisse durch die Anwesenheit aller hohen Civil- und Militär-Behörden, der ganzen Stadtgeistlichkeit und vieler Landgeistlichen, der gesammten Schulen und einer sehr großen Anzahl von Bürgern.

R. J. P.

P. Beda Schroll.

Ueber den Antikenfund auf dem Magdalensberge bei Ottmanach im Februar 1866.

Schon bei wiederholten Anlässen ist das Bedauern ausgesprochen worden, daß die geringen Einkünfte des vaterländischen Geschichtvereines die so wünschenswerthe planmäßige Durchforschung der durch häufigere, reichere Anticaglienfunde ausgezeichneten einzelnen Punkte unseres Heimatlandes bisher nicht gestattet haben und — ohne außerordentlichen Beihilfen — auch für die nächste Zukunft nicht ermöglichen werden.

Um so eifriger war die Vereinsvorstehung immer bestrebt, über wichtigere derartige Vorkommnisse möglichst schleunige und verläßliche Kunde zu erhalten, um, wenn möglich, die aufgefundenen Alterthumsgegenstände für das Vereins-Museum erwerben und, wenn dieß nicht zu erreichen war, doch jedenfalls den Fund und insbesondere auch die Fundstelle wissenschaftlich untersuchen und beurtheilen zu können.

Der Geschichtverein hat auf diese Weise selbst aus den von Klagenfurt entfernteren Gegenden Kärntens Mittheilungen über interessante Anticaglienfunde und auch diese letzteren selbst erhalten, indem die aufgeklärten Finder und Eigenthümer selbst in warmer Vaterlandsliebe diese dem — seit seinem mehr als zwanzigjährigen Bestehen wohl schon in allen Theilen des Landes bekannt gewordenen und mit reger Theilnahme unterstützten und getragenen vaterländischen Vereine zuwendeten, oder uneigennützige Vaterlands- und Wissenschafts-Freunde ließen demselben zeitrecht Nachricht zugehen, damit Seitens der Vereinsleitung die zur wissenschaftlichen Ausbeutung oder zur Erwerbung und Erhaltung des Fundes für das vaterländische Geschichtmuseum das Geeignete eingeleitet werden konnte.

Zudem sind die vierhundert Mitglieder des Geschichtvereines in allen Gegenden des Landes zerstreut, das eintretende Mitglied übernimmt statutengemäß die Verpflichtung, dem Vereine in jeder möglichen Weise nützlich und förderlich zu sein, und überdieß hat die Vereinsdirektion schon wiederholte Male mittelst Aufruf in den öffentlichen Blättern an alle Landsleute die Bitte gerichtet: es möge, wer Alterthümer was immer für einer Gattung oder sonstige interessante Gegenstände, Urkunden, Bücher 2c. 2c. auffindet oder wegzugeben Willens wäre, in patriotischer Rücksichtnahme hievon vor allen Anderen dem vaterländischen Geschichtvereine Kenntniß geben und diesem — zu Nutzen und Frommen des Heimatlandes — das Verkaufsrecht zugestehen, wie denn auch in der That selbst Seitens der politischen Landesbehörde in einigen vor deren Forum gelangten Fällen dieses Recht dem Vereine in richtiger Auffassung gewahrt und zugesprochen worden ist.

Die Vereinsvorstehung darf also mit gutem Bewußtsein das öffentliche Zeugniß beanspruchen, daß von ihrer Seite nichts vernachlässigt sei, um — unter den bestehenden Verhältnissen — dem in früherer Zeit ohne Verschulden so vieler wissenschaftlicher Schätze verlustig gegangenen und so vielfach zu Gunsten anderer Länder ausgebeuteten Vaterlande wenigstens dasjenige zu erhalten, was ein günstiger Zufall oder die Hand eines glücklichen Forschers und Finders noch hie und da zu Tage fördert.

Wir haben dieß vorausgeschickt, um für den gegenwärtigen Fall wie für allfällige künftige ähnliche Vorkommnisse von dem Geschichtvereine den Vorwurf der Lauheit und Nachlässigkeit abzuwenden, verwahren uns hiebei aber nachdrücklich gegen eine Auslegung, als wollten wir durch das Gesagte den Eifer und die Theilnahme irgend eines verehrlichen Vereinsmitgliedes verdächtigen.

Was nun den bereits mehrerwähnten Fund vom Magdalensberge anbelangt, so hatten wir in jüngster Zeit die Befriedigung, von dem geehrten Mitgliede des Geschichtvereines, Herrn Gutsbesitzer Gantschnigg in Ottmanach genaue, ausführliche Mittheilungen sowohl über diesen Fund als über die Fundstelle selbst zu erhalten, welchen wir das Nachstehende entnehmen.

Der Besitzer der Gradischnighube am Magdalensberge beschäftigte sich durch ungefähr drei Wochen mit Nachgrabungen auf seinem Grundeigenthume, in Folge deren er — und zwar in geringer Entfernung von der vom seligen Geschichtvereins-Direktor Freiherrn Gottlieb von Ankershofen als der Fundort der berühmten, die Hauptzierde des k. k. Antikenkabinets in Wien bildenden Antinous-Statue aus Bronce bezeichneten Stelle, — am südlichen Abhange des sogenannten „Lugbüchels" einen zimmerähnlichen Raum von beiläufig 7 Schuh im Gevierte aufdeckte, zu welchem durch zwei ihn südlich begrenzende Scarpmauern ein Eingang führt. Das Gemäuer ist 1½ Schuh dick und 4 Schuh hoch, ohne Spuren einer Wölbung, am Sockel mit schönen behauenen Platten eines, in der Nähe des Magdalensberges nicht vorkommenden Kalksteines besetzt; der Fußboden ist mit Estrich belegt. An der nördlichen, dem Eingange gegenüberstehenden Mauer dieses Gemaches befinden sich vier, je 1½ Kubikschuh messende Abtheilungen, welche durch 1¾ Zoll dicke Tafeln aus gebranntem Thone gebildet und mit eben solchen, aber mit „Falzen" zum Einschieben versehenen Tafeln bedeckt waren. Nebst diesen Abtheilungen fanden sich in der östlichen Grundmauer Ueberreste einer thönernen Röhrenleitung, in deren Nähe ein kleines, aus Elfenbein schön geschnitztes Figürchen (sammt dem daran befindlichen, zur Einfügung in ein Piedestal bestimmten Stiele gleichen Materiales kaum 1½ Zoll hoch) gefunden wurde, welches ein nacktes Weib darstellt, das sich mit beiden Händen die aufgelösten Haare rauft. — Spuren von Malerei fanden sich nur auf einigen von der östlichen Wand abgefallenen kleinen Mörtel- (Verwurf-) Stücken, welche, nach Wegräumung des feuchten Schuttes, sich gleich dem übrigen Vorwurfe von selbst vom rohen Gemäuer ablösten.

Daß irgend eine Urne aufgefunden worden, sowie der in einem früher veröffentlichten Berichte besprochenen Glasglocke (über der kleinen Frauenstatuette) erwähnt die Mittheilung des Herrn Gantschnigg mit keinem Worte, welcher zufolge diese Erzählungen jeder thatsächlichen Grundlage entbehren.

Ungefähr 150 Schritte von diesem blosgelegten Bauwerke entfernt fand der Gradischnigbauer einen großen wohlerhaltenen Grabstein aus feinkörnigem Kalksteine mit gut leserlicher Inschrift. — Der Stein hat 5 Schuh 2 Zoll Höhe und eine Breite von 2 Schuh 3 Zoll; in dem, beiderseits von Halbsäulen getragenen, Giebelfelde sind zwei gegen einander ansprengende Reiter, deren einer mit Schild und Speer bewehrt ist, in Basrelief abgebildet. Die zwölfzeilige Inschrift lautet:

C . VETTIVS . Q . F . _ POL . EQ . LEG . VIII.
AVG . _ ANN . XLIIX . STIP . XXVIII . _
IDEM . QVAESTOR . _ VETERANO-
RVM . _ ET . Q . VETTIVS . Q . F . _
POL . FRATER . Q . LEG . _ VIII . AVG.
ANN . XL . ST . XX . _ H . S . E . _ M . MET-
TELVS . Q . LEG . _ VIII . AVG . ET . PAR-
RIVS . HER . _ CV . . . . . . TEST . POSVERVNT.

Wir haben also das gemeinschaftliche Grabmal zweier Brüder: C (Cajus) Vettius und Q. (Quintus) Vettius, — beide Söhne des Q. Quintius und Angehörige der Tribus Pollia*) vor uns, deren Ersterer, Ritter der achten Legion (welche den Beinamen „Augusta" führte), zugleich Quaestor (Kriegszahlmeister) der Veteranen**), 48 Lebens- und 28 Dienstjahre gezählt hatte, — Letzterer aber, Quästor***) der achten Legion, 40 Jahre alt gewesen war und 20 Dienstjahregehabt hatte, welchen beiden dieses (gemeinschaftliche) Grabmahl (Heroum) nach ihrem testamen-

*) Schon Servius Tullius veranstaltete die Eintheilung sämmtlicher römischer Ländereien in dreißig Bezirke (Tribus), deren Zahl in späterer Zeit bis auf 35 vermehrt wurde. Die in den Tribus eingezeichneten Bürger dienten in den Legionen. Die einzelnen Tribus führten eigene Namen, wie z. B. Tribus, Camilia, Palatina, Pollia, Pomptina, Poblitia etc.

**) Veteranen hießen die ausgedienten Krieger, welche auf den Ruf einzelner Parteihäupter von neuem unter die Waffen traten und oft einen großen Theil des römischen Heeres bildeten. Sie bildeten im Frieden eine eigene Klasse von Bürgern.

***) Die militärischen Quästoren waren die Schatzmeister und zugleich Führer der Kriegskassen, als welche sie auch die Privatgelder der Soldaten bewahrten und den Sold auszahlten.

tarisch ausgesprochenen Willen M. (Marcus) Metellus, Ritter der achten Legion und Parrius errichtet haben. *)

Die immerhin ziemlich bedeutende Entfernung der Stelle, wo der Stein lag, von dem besprochenen Gemache läßt vermuthen, daß dieses nicht die Grabstätte der beiden Legionäre war, zumal Herr Gantschnigg, wie gesagt, von Urnen oder sonstigen Beigaben einer Leichenstätte nichts erwähnt.

Eine eingehende kritische Besprechung dieses sehr interessanten Monumentes würde den Raum und die Tendenz dieses Blattes überschreiten, wird aber jedenfalls später für die Jahresschrift des Geschichtvereines vorbereitet werden.

Die übrigen Anticaglien, deren in der früheren Mittheilung gedacht wurde, nämlich: Die Lanzenspitze, die kleine Pfanne, Nägel und eine thönerne Fratze, — sind nicht in dem oben geschilderten Raume, sondern schon früher zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten aufgefunden worden und stehen sonach zu diesem neuesten Funde in keinerlei Beziehung. Herr Gantschnigg hatte beabsichtet, diese Alterthümer sowohl, als das kleine Elfenbein-Figürchen und den Grabstein anzukaufen und selbe dem vaterländischen Geschichtvereine als Geschenk zu geben. Dieses wohlwollende Vorhaben, für welches wir dem geehrten Vereinsmitgliede jedenfalls zu warmem Danke verpflichtet sind, wurde leider durch die weit überspannten Preise vereitelt, die der Finder für sein Eigenthum stellte und auch der Geschichtverein als Käufer kaum hätte acceptiren können. Daß der Besitzer des Fundes später auf einen Anbot einging, der den Normalwerth des Grabsteines weit überstieg, ist begreiflich.

Uebrigens hat Herr Gantschnigg bei diesem Anlasse die erfreuliche, beruhigende Versicherung ausgesprochen, daß der prachtvolle antike Gorgyphus, welcher vor zwei Jahrzehenten auf dem Magdalensberge ausgegraben wurde und noch in seinem Besitze sich befindet, ungeachtet der ihm für selben schon von Seite mehrerer Kunst- und Antiken-Kabinete gebotenen sehr hohen Kaufspreise, dem Vaterlande nicht entzogen werden wird, welcher patriotische, hochherzige Entschluß wohl gewiß die lebhafte Anerkennung aller Heimatgenossen verdient.

Schließlich kann noch beigefügt werden, daß von Seite der Direktion des Geschichtvereines alle zweckfördernd scheinenden Schritte eingeleitet worden sind, um den Herrn Käufer dahin zu vermögen, daß er — in wohlwol-

*) Die Sylbe „HER." könnte auch durch „Heredes" interpretirt werden. Es hieße dann, daß Mettelus und Parrius als Erben aus dem Testamente die Errichtung des Grabmahles besorgten.

lender Rücksichtnahme auf das Heimatland seiner Familie — dem Vereine die durch den vorläufigen Kaufsabschluß erworbenen Anrechte auf diesen Fund abtreten und demselben sofort das Verkaufsrecht überlassen möge. Ueber den Erfolg dieser Bestrebungen werden wir im nächsten Hefte der „Carinthia" den Vaterlandsfreunden Mittheilung geben.

Am 20. März 1866. G

Kleine Mittheilungen.

Unser verehrter Landsmann Professor Dr. Karlmann Tangl, der Fortsetzer des Baron v. Ankershofenschen Geschichtwerkes über Kärnten, hat neuerdings die Freunde österreichischer Geschichte mit einer Abhandlung über die Römerdenkmale zu Töplitz bei Warasdin in Kroatien, erfreut. Beim Gebrauche der dortigen Heilquelle hatte er Gelegenheit, diese Denkmale genau zu studieren, und der Umstand, daß bisher über die meisten derselben nur theilweise, häufig unrichtige Auslegungen pubblicirt wurden, veranlaßte ihm, die Frucht seiner Mühe der kaiserlichen Akademie zu übergeben, welche sie auch im XXXIV. Bande des „Archiv für Kunde österreichischer Geschicht-quellen" veröffentlichte, worauf wir hiemit die Geschichtfreunde unseres Vaterlandes aufmerksam machen.

Ein aus Kärnten gebürtiger, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Konstanz am Bodensee aufässiger Künstler kann jetzt nachgewiesen werden. — In dem Bürgerbuche von Konstanz (s. Correspondenzblatt der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, 1865, S. 55) heißt es: „31. Jänner 1582, Hans Moringer, ein Bildhauer aus Kerndten, ist auf seine Bitt zum Bürger angenommen, insoferne seine Briefe genugsam erscheinen und ist ihm hiezu Zeit gegeben bis zur Frankfurter Herbstmeß. Am 2. April 1582 bringt Hans Moringer die Briefe seiner ehlichen Geburt, Herkommens und Wohlverhaltens, damit der Rath zufrieden gewesen. Gleichwohl hatte er wegen der Entlassung aus der Leibeigenschaft keinen Schein und sagte deswegen, es sei dies nicht gebräuchlich in seinem Lande. Der Rath ließ es dabei bleiben und erachtete es für unnöthig."

Meteorologisches.

Witterung im Februar 1866.

Im vergangenen Monat war der westliche Theil unseres Erdtheiles von warmen südlichen Luftströmungen bespühlt, während weiter im Osten, schon in Rußland, mehr noch in Persien, Kaukasus andauernde Kälte herrschte. England, Frankreich, Deutschland, somit auch wir hatten bei schwachem Luftdruck einen ungewöhnlich warmen Februar; im Nord und Ost trat nach dem Thauwetter des Jänners um den 10. bis 15 Februar anhaltende Kälte auf, am 14. waren in Heparanda (63° n. B.) — 22·4, Petersburg — 16·4, Moskau — 15·2, Nikolaieff — 13·0, diese Kälte dauerte mit einer kleinen Ermäßigung um den 20. bis Ende des Monats, ja tief in den März hinein, am 28. notirte Heparanda — 21·8, Petersburg — 14·0, am 12. März Heparanda noch — 23·3.

In Kärnten war, wie gesagt, der Februar warm, in Lölling Mittel + 2·60, Maltein + 2·04, sonst an den meisten Beobachtungsstationen zwischen + 1 und 2 Grad, in Wiesenau nur + 0·85, am Jaukenberg — 2·21, am Hochobir — 2·38. Die Niederschläge waren an den meisten Orten wohl über den normalen, doch nicht viel. Bemerkenswerth ist das ausgedehnte, durch mehrere Stunden währende Gewitter am 28., das vorzüglich in dem Kalkalpenzuge niederging, sein Centrum aber jenseits derselben hatte. es ist das einzige Gewitter, das noch im Februar beobachtet wurde.

Die Eigenthümlichkeit der Witterung charakterisirt sich in folgenden Abweichungen von der normalen in Klagenfurt. Der Luftdruck war um 0·5 zu nieder, die Luftwärme um 3·5 zu hoch, der Niederschlag um 1·5 Zoll über dem normalen Seit 1813 war der Februar nur in 2 Jahren noch wärmer 1843 (+ 1·96) und 1817 (+ 2·02). Am 8. war die Schneelage, die am 12. Jänner fiel, verschwunden. Dauer derselben 24 Tage (normal 83.) Am 14. neue Schneelage bis 19. verschwunden.

Faßt man die Monate Dezember, Jänner, Februar zusammen als Winter auf, so war dieser heuer einer der mildesten; die mittlere Temperatur desselben war — 1.95, während die normale — 3·47 ist. Wärmer oder nahezu so warm war er nur in folgenden Jahren 1863 (— 1·94), 1853 (— 1·17), 1846 (— 1·67), 1843 (— 0·87), 1840 (— 0·82), 1826 (— 1·38) und 1817 (0·96). Doch finden wir nur noch ein Jahr 1834 verzeichnet, wo so wie heuer, im ganzen Winter die Temperatur nie unter — 10° fiel.

Mittheilungen aus dem naturhistor. Landes-Museum.

Mitglieder:

Gestorben ist: Herr Serafin v. Blumfeld, Sectionschef des k. k. Handelsministeriums in Wien.

Neu eingetreten sind die Herren: Dr. Barth. Dreschnig und Josef Egger, beide in Villach.

Jahresbeiträge gingen ein für 1865:

Vom Gaue Bleiberg: Herr Gustav Adolf Hardt für Museums- nebst Carinthia-Beitrag 5 fl.

Von den Gauen Spittal und Sachsenburg: Herr Hugo Freiherr v. Aichelburg, Dechant, 2 fl., Herr Alexander Ebner, Apotheker und Kaufmann, 3 fl., Fräulein Marie Ebner in Spittal 3 fl., Herr Kaspar Kamptner, Gaucorrespondent und Forstmeister in Sachsenburg, 2 fl. 10 kr., Herr Johann Perscha, Bergverwalter in Oberdrauburg, pro 1864 und 1865 4 fl.

Vom Gaue Gmünd: Herr Graf Constantin v. Lodron 10 fl 50 kr., Herr Benedict Kluch, Oberförster, 3 fl, Herr Josef Lax, Gastwirth, 3 fl. Herr Franz Werdowatz, Verwalter in Eisentratten, 3 fl., Herr Paul Kohlmayr, Gaucorrespondent und Pfarrer in Maltein, 1 fl 50 kr.

Vom Gaue Villach die Herren: Daniel Frhr. v Aichelburg 3 fl, Dr Barth. Dreichnigpro 1866 2 fl., J. Egger, Kaufmann, pro 1866 3 fl., Alois Feldner 2 fl., Dr. Fr. Feldner 3 fl., J. Feldner 2 fl., Ferd Fercher 3 fl., Karl Ghon 3 fl., Götz, Güter-Inspector in Paternion, 2 fl., Paul Hauser 3 fl., Franz Kasmanhuber 3 fl., Anton Moritsch 5 fl., Anton Pichler 2 fl., Anton Puschl, Hauptschul-Director, 2 fl., A. Wittmann, k. k. Ingenieur, 2 fl., Johann Raupl, Dechant, 2 fl., Pfarrer Josef Turkowitzer 5 fl., Leopold Bernouille 2 fl.

Vom Gaue Wolfsberg die Herren: Johann Ritter v. Egzarten 3 fl, Marcus Gaßmayer 2 fl., Rudolf Gussenbauer, Dechant, 3 fl., Johann Hackhofer 2 fl., Hugo Henkel Graf v. Donnersmark 31 fl. 50 kr., Emil Heyrowsky 2 fl., Dr. Karl Löschnigg 2 fl., Franz Lorber 2 fl., August Nedermann, k. k. Bezirks-Vorsteher, 2 fl., Alois Offner, Gewerk, 2 fl., Josef Ottitsch, Grundbesitzer in St. Andrä, 2 fl., Dr. Karl Nußheim 2 fl., Director Thomas Scherl 5 fl. 25 kr., k. k. Notar Josef Schnerich 2 fl., Wilhelm Schnerich 2 fl., Andreas Sortsch 2 fl., Gottfried v. Stenitzer 3 fl., Wilhelm Semen 2 fl., Josef Weitzendörfer 2 fl., Josef Weitzendörfer jun. 2 fl., Johann Weindorfer 2 fl., Dr. Wilhelm Werner 2 fl., Ignaz Zintl 2 fl.

Vom Gaue St. Veit die Herren: Johann Hönigschmidt, Caplan, 2 fl., Moriz Seyerl, Werksinspector, 5 fl., Dr. Johann Tambor 2 fl., Werzer, k. k. Bezirks-Vorsteher, 3 fl. 15 kr.

Geschenke an Naturalien.

Herr Pfarrer Paul Kohlmayr eine Suite Kryptogamen, meist aus dem Maltathale, und mehrere sehr seltene Phanerogamen.

Marcus Freiherr v. Jabornegg widmete zur Ergänzung der Insecten-Sammlung für Studirende 60 Arten sehr gut erhaltener Käfer.

Vermehrung der Bibliothek im Schriftentausch.

1. Vom Vereine für Naturkunde in Nassau: Jahrbuch. 17. und 18. Heft.

2. Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. Jahrg. 1865, Band 15.

3. XXV. Jahresbericht und 20. Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Oesterreich ob der Enns vom Museum Francisco-Carolinum in Linz.

4. Notizblatt des Vereines für Erdkunde und verwandte Wissenschaften zu Darmstadt und des mittelrheinischen geol. Vereines. III Folge, IV. Heft, 37—48.

5. „Lotos", Zeitschrift für Naturwissenschaften, vom naturforschenden Vereine „Lotos" in Prag. 15. Jahrg.

6. Amtlicher Bericht über die 39. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Gießen im September 1864.

7. Achter Rechenschaftsbericht des Ausschusses des Vorarlberger Museums-Vereines in Bregenz 1865.

8. Neues Lausitzisches Magazin. Herausgegeben von Dr. Titus Wilde. 42. Bd.

Herr Archivar Alois Weiß spendete eine Photographie Wulfen's nach einem Porträte in unserem historischen Vereine. Ausgeführt von Prof. J. Reiner.

Herr F. Erwein, Apotheker in Bleiberg, schickte am 5. März ein röthlich-gelbes Pulver an das naturhistorische Museum und begleitete dasselbe mit folgender Mittheilung:

„Am 28. Februar hatte es in Bleiberg abwechselnd mit einem lauen Regen in großen Flocken geschneit Abends dauerte der mit Regen vermischte Schneefall fort und kurz nach Mitternacht entlud sich in nächster Nähe ein heftiges Gewitter mit starkem Blitz und Donner. Am Morgen des 1. März zeigte die Decke des frischen Schnee's eine schwache, rostbraune Farbe, während unter derselben der Schnee vollkommen rein und weiße war. Auf den Dächern, in den Gärten, auf den Feldern, auf den Abhängen des Dobratsch und des Erzberges, überall hatte der Schnee die gleiche Farbe, an einigen Stellen schwächer, an anderen, besonders in den Furchen, auffallend stärker. Ich sammelte eine Partie Schnee in der Weise, daß ich die Oberfläche abstreifte, ließ diesen in einem vollkommen reinen, gut verdeckten Gefäße ohne Anwendung von Wärme zerfließen und ruhig absetzen Es bildete sich ein bedeutender, in seinen obern Partien voluminös, am Boden des Gefäßes aber schwerer und fast körnig aussehender Bodensatz. Nach vorsichtigem Abgießen des überstehenden, schwach getrübten Wassers, wurde der Rückstand auf einem Filter gesammelt und war das abfließende Wasser vollkommen klar. Der ganze, von einer Schneemenge, welche 20 Maß Wasser ergab, gewonnene Niederschlag, wog 83 Grane oder $^{11}/_{64}$ Loth. Die Ausdehnung, in welcher die Schneedecke die erwähnte Färbung hatte, kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben, gewiß aber ist, daß sie sich mehr als eine deutsche Meile längs des Bleiberger Thales erstreckte und auch über Heiligen Geist reichte.

Jenes scheinbar homogene und sehr feine Pulver von gelb-röthlicher Farbe zeigt bei näherer Untersuchung Staub von kalkigen, thonigen und quarzigen Gesteinen und Spuren von organischen Resten (nach der Ansicht von Dr. Hartmann Holz- oder Bastzellen) in länglicher Form, aber gerade die Bestandtheile nicht, welche man der Nähe der Bleischmelzwerke wegen am meisten vermuthen möchte. Es gelang jedoch nicht, die Felsarten sicherzustellen, welche das Materiale jenes Staubes geliefert.

Berichtigung. Im Februar-Hefte 1866 der Carinthia Seite 79, Zeile 12 von oben soll heißen: statt Herr Pfarrer Johann Onderka: „Herr Johann Onderka, k. k. Hüttenschaffer."

Roheisen- und Blei-Preise im Februar 1866.

Eisen-Preise.

Per Zollzentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlenroheisen 2 fl. 55 kr. — 2 fl. 70 kr., Cokes-Roheisen affinage 2 fl. 10 kr. — 2 fl. 40 kr., graues 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 40 kr., Schottisches Nr. 1 2 fl. 55 kr. — 2 fl 62 kr., Stabeisen grobes 5 fl. 25 kr. — 6 fl.

Schlesisches Cokesroheisen loco Hütte 2 fl. 18 kr. — 2 fl. 20 kr., Holzkohlen-Roheisen 2 fl. 45 kr. — 2 fl 50 kr., Walzeisen loco Hütte 4 fl. 50 kr., geschmiedetes 5 fl. 25 kr. — 5 fl. 75 kr.

Auf österreichische Meiler à 10 Wiener Centner berechnet:

Köln: Holzkohlenroheisen 28 fl. 60 kr. — 30 fl. 26 kr., Cokes-Roheisen affinage 23 fl. 50 kr. — 26 fl. 89 kr., graues 25 fl. 20 kr. — 26 fl. 88 kr., Schottisches Nr. 1 28 fl. 57 kr. — 29 fl. 45 kr., Stabeisen grobes 58 fl. 80 kr. — 67 fl. 20 kr.

Schlesisches Cokesroheisen loco Hütte 24 fl. 40 kr., — 24 fl. 60 kr., Holzkohlen-Roheisen 27 fl. 50 kr., — 28 fl. 80 kr., Walzeisen loco Hütte 50 fl. 45 kr., geschmiedet 58 fl. 85 kr. — 64 fl. 40 kr.

Blei-Preise.

Per Zollcentner Köln: Raffinirtes Weichblei 10 fl. — 10 fl. 12 kr. Hartblei 9 fl. 25 kr. — 9 fl. 75 kr., Goldglätte 9 fl. 30 kr. — 9 fl. 75 kr., Silberglätte 8 fl. 70 kr. — 9 fl.

Berlin: Blei blieb lebhaft in Frage; Sächsisches 10 fl. 22 kr. — 10 fl. 25 kr., Tarnowitzer 10 fl. 25 kr.

Auf Wiener Zentner berechnet:

Köln: Raffinirtes Weichblei 11 fl. 20 kr. — 11 fl. 34 kr., Hartblei 10 fl. 36 kr. — 10 fl. 92 kr., Goldglätte 10 fl. 42 kr. — 10 fl. 92 kr., Silberglätte 9 fl. 74 kr. — 10 fl. 8 kr.

Berlin: Sächsisches Blei 11 fl. 34 kr. — 11 fl. 48 kr., Tarnowitzer 11 fl. 48 kr.

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ludwig Jßleib. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

№ 4. April 1866.

Die Liebe im Gebirge.

Eine Dorfgeschichte aus den Karpathen. Von Dionys Grün.

Rum — tum — rumtumtum! — So rollt die elastische Morgenluft die ersten fernen Trommelwirbel durch die Sonntagsstille daher in das Ohr der vor dem Schenkhause harrenden Menge, und der stattliche, hoch-aufgepflanzte Richter hat Mühe, mit vorgestreckten Armen den überall herandrängenden Haufen einzudämmen, um den herannahenden seltenen Gästen einen erklecklichen Raum zu lichten.

Rum — tum — rumtumtum! — Näher hallt es. Die Bursche werfen trotzig die Köpfe auf. Einer und der andere kratzt sich sorglich unter dem Hute. Die Dirnen begucken flüchtig ihren Putz und stecken flüsternd die Köpfe zusammen. Auf allen Gesichtern lauert Erwartung.

Rum — tum — rumtumtum! — Ha! da sind sie schon, und biegen von der Straße ab um die Ecke des Schenkhauses herum auf den von dem Richter mit Würde vertheidigten Platz. Fünfundzwanzig an der Zahl. Welch' ein stattliches Heer!

„Halt!" Der Ruf hätte einen rollenden Felsblock im Sturze aufhalten können. Da stehen sie wie angewurzelt. Ein Mann so viel ihrer sind. Das ist Disciplin. Die Wirkung hievon gibt das allgemeine Verstummen kund.

„Grad' aus!" Nur weit oben aus tiefem Walde wagen die unschuldigen Lüfte einen leisen Widerhall.

„Rechts g'schaut!" Das war fatal! Die jungen Soldaten meinten gerade auf der linken Seite etwas Rechtes zu schauen, denn da hatte eben die liebe weibliche Dorfjugend im vollen Sonntagsputze Posto gefaßt, um vor Kirchgang noch die wilden Helden in Augenschein zu nehmen, von deren Heldenstücken und Heldentücken so manche hörenswerthe

Kunde auch in dieses ferne Thal gedrungen; zumal aber in das für alles Heldenthum so zart empfängliche Ohr der lieben Töchter Eva's.

Ganz vornan stand des Nachtwächters Lise, von allen Dirnen im Dorfe wegen den üppigen braunen Haarflechten beneidet, welche ihr wie zwei Schlangen der Verführung der sanft ansteigenden Wölbung entlang, die das knappe Mieder dämmt, hinunterfallen, und mit einem Wangenpaar dazwischen, an Rundung und Frische mit den schönsten Aepfeln wetteifernd, die jetzt eben roth und voll in des Pfarrers Garten am Baume hangen.

Sie dehnte ihr elastisches Hälschen bald weit aus, um vom äußersten Flügel her einen Schönen in ihr Augennetz einzufangen und zog, sobald sie ihn erwischt, es eben so hastig wieder ein, flüsterte ihrer Nachbarin etwas Schalkhaftes ins Ohr, indem sie flink mit dem Finger nach der Gegend zeigte, wo jene ihn zu suchen habe.

Ganz hinten, die Letzte beinahe, stand auch des Richters blasse Leonore, deren züchtiges, stilles Thun allen Müttern und Vätern im Dorfe bei den Ermahnungen an ihre Töchter als Stempel und Exempel zu dienen pflegte, bis auf eine in das Dunkel eines undurchdringlichen Familiengeheimnisses hinein verlaufende unsichere, und zuweilen doch wieder auftauchende Kunde, an deren Wahrheit zu glauben aber keinem ehrlichen Menschen einfallen konnte. Sie stand ganz abgesondert und nur, wenn zwischen der beweglichen Palissade eine günstige Lücke sich zeigte, sandte sie, ohne ihrer Gemessenheit dabei etwas zu vergeben, flüchtig einen spionirenden Blick hindurch.

Auf der andern Seite standen die Bursche dicht gedrängt beieinander. Die weißen Sonntagshemden über der hochgewölbten Brust glänzten hell im Sonnenscheine, und die am breitgekrämpten Hute in weitem Bogen emporstrebende Hahnfeder zeigte symbolisch die kühne Richtung ihres Muthes an.

Mitten vor der Front aber stand der Richter hochaufgerichtet vor dem kommandirenden Feldweibel, die Linke auf den hohen Ehrenstab gestützt, mit der Rechten den Hut halb vom Haupte lüftend, noch im Zweifel darüber, ob er der Würde seines Amtes nicht zu viel v e r g ä b e, oder dem Grauen n a c h g e b e n solle, das ihn vor dem herabhangenden martialischen Schnurrbarte faßte.

Bei der Einquartierung machte sich der lahme William besonders viel zu schaffen. Er hatte heute sein Ehrenkreuz an den Sonntagsrock geheftet. Beim Rühren der Trommel streckte sich sein kürzeres Bein. Mit Ungeduld hinkte er um die gereihten Soldaten bald hinten bald

vorne herum, und kaum daß sich die Front gelöst, als er mitten unter ihnen war, so vielen als er konnte die Hand schütteln, in vollster Geschäftigkeit allen auf einmal ihre angewiesenen Quartiere zu zeigen bereit. William war nämlich zwölf Jahre Soldat gewesen und erst vor vier Jahren mit einem lahmen Bein zu seiner alten Mutter heimgekehrt, die er jetzt mit seiner Hände Fleiß ernährte, indem er seinen kleinen Acker fleißig baute und gleich vielen Andern im Dorfe bei reichen Nachbarn oder beim Pächter zur Arbeitszeit um Taglohn arbeitete. Von seiner Sauberkeit und Ordnungsliebe wußte man sich im Dorfe viel zu erzählen: Wie sein Bett noch immer soldatisch schlicht ohne Flaum und Feder aufgezogen stehe, wie seine Kammer in allen Winkeln rein gefegt und mit einem Spiegel versehen sei; wie er auf seinem Vieh kein Stäubchen dulde und selbst seine Ackergeräthe mit soldatischer Genauigkeit streng zu Rathe hält. Seine Arbeit war sehr gesucht im Dorfe und oft bewundert. Die Furchen auf seinem Acker standen schnurgerade, wie nach der Trommel aufmarschirt. Er selbst hielt auf seine Person sehr viel. Man sah ihn keinen Tag unrasirt und sein Wamms, obgleich nach Stoff und Schnitt dem der anderen Bauern gleich, mußte ihm doch etwas knapper anliegen. Vor Allem aber hat man ihn noch niemals betrunken gesehen.

Diese Umstände, und noch mehr vielleicht Williams Art zu sprechen und sich zu benehmen, welche gegen die ungeschickte Zudringlichkeit der übrigen Bursche so vortheilhaft abstach, sagte man, hätte des Richters Lenore gleich vom Anbeginn ihm geneigt gemacht; denn daß William lahm war, darüber durfte sie leicht hinwegsehen, denn sitzend war William, obgleich in den Jahren schon etwas vorgerückt, der schönste Mann, und man konnte auf den ersten Blick ihm anmerken, daß er in der Welt gewesen. Der Richter sah ihn auch in früherer Zeit gerne bei sich, weil er so artig von der Welt und den großen Herren darin zu erzählen wußte. — Als sich aber der Nachtwächter einmal das Maul verbrannt, er habe in der Nacht von Macarius auf Genovefa in später, vorgerückter Stunde William aus des Richters Scheune und nicht allein herauskommen sehen, wurde ihm beim nächsten Viertel von dem Nachtwächterlohne abgezogen, weil er schlecht und nicht pünktlich rufe, was daher rühre, daß er sich öfter von den Freiern, die zu seiner Tochter allnächtlich kommen, berauschen ließe. Martin wußte ganz wohl, wofür er das hinzunehmen habe. Schweigen, sagte er, ist der Deckel zum Hafen. — William aber wurde der fernere Besuch untersagt, ja nicht einmal zur Arbeit wurde er beim Richter mehr zugelassen.

Man sprach nachher noch mehr, als man Lenore plötzlich zu einer Muhme tiefer ins Gebirge mit ihrer Mutter sich entfernen sah — und das eben ist die dunkle Geschichte, deren oben Erwähnung geschah; — aber darüber waren schon drei Jahre vergangen und, wie gesagt, es konnte keinem redlichen Menschen im Dorfe einfallen, an Lenoren irgend einen Makel zu suchen. Im Gegentheil, Lenore konnte William gar nie lieb gehabt haben, denn warum wiche sie allerorten ihm jetzt aus?

Des Abends konnte man heute die Baßgeige etwas früher als sonst an Sonntagen aus dem Schenkhause brummen hören. Schuster Niklas hat sie heute um einen Ton höher aufgezogen und der Cantor hatte große Noth gehabt seinem Altschüler, den Soldaten zu Ehren, eine Art von Walzer einzustudiren. Aus allen Winkeln des Dorfes kamen alsbald die Dirnen hervor, die mit ihren knappen Miedern und kurzen reichfaltigen Röcken ein recht schmuckes Aussehen hatten. Droben vor dem weitgeöffneten Thor des Schenkhauses standen die Bursche jedoch etwas verlegen, da die Stube schon voll Soldaten steckte.

„Nu, was steht ihr da, guckt in die blaue Luft hinaus und laßt die da drinnen den leeren Wänden fiedeln?" fragte des Nachtwächters Lise, die, als sie ankam, gleich neues Leben und Bewegung unter die Bursche brachte.

„Ja wohl, den leeren Wänden!" entgegnete der lange Michel und wackelte wichtig mit dem Kopfe. „Geh' hinein, wirst's auch nicht daneben thun, wie die andern."

„Was? Ihr meint doch wohl nicht gar die Soldaten!" rief Lise, als sie eben Einen wieder in das Schenkhaus hineingehen sah. „Sie werden Euch doch nicht fressen; denn so viel ich, Ihr Eseln, vom Fleischer Mertens weiß, ist es nur das Ochsenfleisch, auf das sie so gewaltig gingen." Und bei diesen Worten packte sie den nächsten besten der Bursche, flink mit ihm in die Stube hinein, und leicht wie der Bogen auf des Cantors Fiedel, tanzte um ihren Burschen herum, bald ihn rücklings fliehend und nach sich lockend, bald ihn stürmisch fassend, und ihn schwindlig schnell im Kreise sich mit ihm umdrehend, während sie ihm einen Esel um den andern noch in das Ohr nachsandte. Die Soldaten winkten beifällig einander zu.

Durch ihr Beispiel aufgemuntert gewannen auch die andern, Einer nach dem Andern Muth und bald war die Tanzstube von Tänzern und Zuschauern dermaßen angefüllt, daß man diese von jenen nicht mehr unterscheiden konnte, weil eines das andere mit fortbewegte, durcheinanderschob und wollend oder nicht in den Wirbel hinein zog. Niklas mußte,

um seine Baßgeige vor einem gefährlichen Rippenstoß zu wahren, sich auf den langen eichenen Tisch hinaufsetzen, wohin ihm bald die andern drei nachfolgten, ohne sich deßhalb in ihrem Spiel unterbrechen zu lassen.

Auch die Soldaten hatten sich in den Tanz gemischt, und nachdem sie zuerst einige Körbe eingesteckt, war es wieder des Nachtwächters Lise, die ihnen Aufnahme und Duldung verschafft, dadurch, daß sie der Reihe nach mit Einem nach dem Andern tanzte. Nur der lahme William, der dort im Winkel an einem Tische mit den Soldaten Brüderschaft trinkend saß, und seines lahmen Beines wegen nicht tanzen konnte, dauerte sie recht in die Seele.

William war noch niemals an einem Sonntage beim Tanze und überhaupt gar selten im Wirthshause gesehen worden; heute aber hatte ihm sogar seine Alte zugeredet, die, geschmeichelt durch seine schnelle Vertraulichkeit mit den Soldaten, ihn sogar dahin begleitet hatte. Er saß obenan. Seine Wangen glühten, und weil die Soldaten ihm wacker zutranken und er in seiner Gutmüthigkeit geglaubt hatte, einen zu beleidigen, wenn er nicht nach guter Sitte ihm auf gleiche Weise Bescheid gethan, so hatte der Wein es bald über seine Sinne gewonnen. In dieser zweifachen Gluth der Freundschaft und des Weines schmolz die Eisrinde um sein Herz, das lustige Soldatenleben, die Tage der Jugend und der ersten Kraft tauchten in seiner Erinnerung auf; seine Augen funkelten, wohl hundert Mal reichte er sich mit den Soldaten die Hand über den Tisch. — Ach er war so schön! Wenigstens fand ihn des Nachtwächters Lise heute besonders so liebenswerth. Selbst der neue Walzer, der eben begonnen, vermochte nicht, sie von einem Winkel hervorzulocken, wo sie von dem gewaltigen Ofen geschützt mit vorgeneigtem Kopfe ihm im Verborgenen mit Rührung zusehen und zuhören konnte. Und als William sogar über treulose Liebe zu raisonniren begann, da stieg ihr das Wasser in die Augen, heiße Thränen, Mitleidsthränen perlten über ihre runden Wangen herab und sie nahm sich fest vor, alles an ihm zu sühnen, was ihr Vater durch voreiliges Ausplaudern Unglimpfliches an ihm gethan.

Es konnte nicht lange währen, daß sie von den Burschen vermißt wurde. Sie suchten sie auf, und als sie lange vergeblich nach der Ursache ihres Kummers forschten, konnte man deutlich etwas von „Soldaten“ murmeln hören. Da mußte denn Lise freilich rasch andere Saiten aufziehen. „Ihr Schlingel“, hub sie an, „habt Ihr mir heute einen labenden Trunk gereicht? Da stehe ich und kann verschmachten.“ „Wenn's das ist!“ Dabei schauten die Bursche beschämt einander an, und in einem Nu waren zwanzig Gläser miteinander um den Vorzug im Streit. Lise

nippte aus einem und schön und ruhig, wie die Flur nach erquickendem Regen sah sie wieder drein und schwebte lieblich im Tanze.

William war in seiner Phantasie um etliche Jahre zurück; er vergaß ganz sein lahmes Bein; er war rüstig, er war wieder Soldat. Endlich sprang er empor von seinem Sitze und sich auf seinem gesunden Beine wiegend fing er an zu singen:

„Jetzt geht der Marsch in's Feld
Frisch auf Kameraden — — —"

Ein ganzes Babel von allerlei Melodien in allen möglichen und unmöglichen Tonarten verschlang seine Stimme, bis der Korporal, dem Williams wohlklingender Tenor besonders zu Herzen gedrungen sein mochte, Stillschweigen gebot. „Haltet ein! Kameraden! Der William mag eines singen. Eines von den delikaten, wofür seine Stimme ganz eingerichtet ist. „Ein Liebeslied!" „Ein Liebeslied!" erscholl es fast gleichzeitig aus allen Kehlen, worauf dann ein schallendes Gelächter erfolgte. „Ein Liebeslied" — „wartet" — „höret!" —

Ein aufmerksamer Beobachter konnte in dem Augenblick einen Schatten über Williams Antlitz hinwegziehen sehen; doch rasch griff er nach dem Glase und mit einer Art von Verzweiflung stürzte er dessen Inhalt bis zur Nagelprobe in die Kehle hinab; der Schatten war vorüber, mit einer bei William gar selten wahrzunehmenden Ironie blinzte er den Soldaten bedeutungsvoll zu und das neugefüllte Glas in seiner Rechten hin und her wiegend sang er:

Ein' adelige Dam'
Die schläft bei ei'm Soldaten
Aus lauter Liebesflamm.

„Aus lauter Liebesflamm" tönte es voll mit einer besonderen Genugthuung wieder, darauf sogleich tiefe spannungsvolle Stille erfolgte.

Es klingt ihr in den Ohren:
Soldaten sind geboren
Aus ritterlichem Stamm.

Etwas wie Gesang unter rasendem Freudengejohle war der Refrain zu diesem letzten Theile der Strophe. Die Gläser erklangen. Der Name William wurde laut und anhaltend ausgerufen. William war

überglücklich. Und als so eben der Soldatenwalzer zum zweiten Male wieder angefangen hatte, da hielt er's nicht länger aus; er erhob sich von seinem Platze und bewegte sich der Charybdis der tanzenden Menge zu. Lise sah ihn, und sobald sie seiner nur habhaft werden konnte, faßte sie ihn und mit einer wahren Pietät der Schwäche seines Beines nachgebend, tanzte sie mit ihm einmal in die Runde — aber die Menge verstand sie nicht, hielt ihr Beginnen für Muthwillen und brach in ein schallendes Gelächter aus. Da — mitten unter dieser ausgelassenen Lust erdröhnte es im Saale wie verhaltenes Donnerkrachen. Der jüngste Tag hätte man glauben können, sei eben angebrochen. Schuster Niklas, der im Uebermaß seiner Freude, daß der Walzer so gut gerathen war, seinem Genie ein Gläschen mehr gebracht hatte, war mit sammt der Baßgeige von seinem Olymp heruntergefallen, und alle die schnarchenden Melodien, welche in dem Bauche derselben für den heutigen Abend noch ungeweckt schlummerten, flohen aufgeschreckt wehklagend in alle Lüfte auseinander. Niklas behauptete, der Cantor habe ihm einen Puff gegeben; der Cantor seinerseits behauptete im Recht gewesen zu sein, da Niklas aus dem Walzer in den Schnittertanz hineingerathen sei, den sie im vergangenen Herbste vor der anwesenden Grundherrschaft exekutirt hatten.

Während dieses Streites suchte Lise mit William die Thüre zu erreichen und da — stößt sie auf Williams Mutter, die von Lisens Spott benachrichtigt, herbeigeeilt kam, das Mädchen gewaltig anschrie und scheltend von Williams Seite scheuchte. Das arme Mädchen wußte keine Entschuldigung vorzubringen, wehmuthsvoll sah sie den Heimkehrenden nach, ließ noch draußen im freien Mondlichte angelangt kein Auge von ihnen, bis das zweifelhafte Dunkel tief unten im Dorfe sie ihren Augen entzog — da hörte sie ihren Vater gerade die zwölfte Stunde rufen und ohne in die tumultante Stube noch einmal umzukehren, ging sie still und betrübt nach Hause.

Das Knarren der Rädchen am Ackerwagen, das Knallen der Peitschen, das schallende Horn des Hirten, das Läuten der Herdeglocken, das Fahren und Rufen im Dorfe kündigten den Werktagsmorgen an. William rieb sich die Augen und merkte, daß er heute länger als sonst geschlafen. Eilig kleidete er sich an und bat seine Mutter, heute die Kammer aufzuräumen. Die Alte machte ein betrübtes Gesicht und brockte ihm die verdrießliche Geschichte mit Lisen Stück für Stück in die Morgensuppe. William nahm schweigend seinen Spaten und schwankte verdrießlich vor die Thüre des Pächters hin, wohin die zur Tagesarbeit aufgebotene Menge

sich gewöhnlich in aller Frühe einzustellen pflegte, um von da auf den zu bestellenden Acker hinausgeführt zu werden. Er fand auch da bereits den bunten Haufen von Mägden und Burschen, die, sämmtlich mit ihren Geräthschaften bewaffnet, in lautem Geplapper sich durcheinandertummelten. Auch da mußte William von unberufenen guten Freunden wieder vernehmen, was seine umständliche Mutter ihm soeben schon aufgetischt und was beim Erwachen ohnedieß sich als die erste Erinnerung vom gestrigen Abende in seinem Gedächtnisse vorgefunden.

Der Pächter kam und der Zug bewegte sich ins Freie. Das Land lag in seiner jungfräulichen Morgenschöne von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne geröthet vor ihnen und die Mädchen stimmten einen fröhlichen Gesang an.

Auch Lise war schon lange da gewesen, hielt sich aber unter dem Haufen versteckt. Jetzt hat sie sich den Moment erlauscht, nahte dem etwas zurückgebliebenen William im Rücken und mit der Rechten den Spaten über ihrer Schulter haltend klopfte sie mit der Linken den nichts ahnenden und sachte vor sich hinhinkenden furchtsam an: „William! William! Bist du böse William?" William entzog ihr seine Achsel und hinkte einige Schritte rascher vorwärts. „Sei klug!" bat sie ihn, hinter ihm herlaufend. „Dirne! klug genug, um dir aus dem Wege zu gehen." Wäre ich gestern nur nicht betrunken gewesen, nicht ungezüchtigt solltest du mich genarrt haben. „Wer sagt dir's, lieber William, daß ich dich habe narren wollen? du tanztest ja so artig, so — „Scher' dich zum Satan! Hattest du keinen Andern um dich durch ihn bei den Soldaten in Ansehen zu bringen?" Dieser Vorwurf und aus Williams Munde traf tief in des Mädchens Herz und es war für diesen Tag um ihren Frohsinn geschehen.

Solche und ähnliche Vorwürfe, zu denen Lisens freimüthiges, sorgloses Wesen Veranlassung gab, wurden von Müttern und Töchtern gierig aufgefangen und weiblich ausgenutzt. Die Väter eiferten sehr gegen das Tanzen mit den Soldaten, denen man sich hüten müsse auch nur den Finger zu reichen, weil sie sonst unfehlbar sogleich die ganze Hand erschnappen; da hieß es aber gleich: Ja, die Lise habe alles angefangen; hätte Lise nur nicht den Anfang gemacht! — denn jetzt sei es nicht mehr zu ändern. Die Bursche blieben vor der Hand neutral. Sie sahen wohl ihren ausgedehnten Wirkungskreis, hatten aber selbst dabei nichts verloren, weil sie fortfuhr, allen nach wie vor der Reihe nach die Köpfe zu verrücken. Nur der gekränkte William trug ihr seit jenem Abende einen Haß nach, und was das Mädchen noch tiefer schmerzte, er schien sie sogar zu verachten.

Dagegen hatte des Richters Lenore an gutem Rufe ungemein und über die Maßen gewonnen. Es hatte sie keiner seit der Ankunft der Soldaten beim Tanze gesehen, obgleich sie schön und leidenschaftlich tanzte. Den Feldweibel, welchen der Richter in Ermanglung einer sonstigen, nur einigermaßen respectirlichen Behausung bei sich, in seine Dachkammer hatte aufnehmen müssen, wußte sie, Wunder wie gut durch ihre Strenge, in Zaum zu halten. Soldatenschule hatte sie ihm bequemt in der Scheune, den Rapport in der Laube vor der Thüre zu halten, und Anderes mehr. Gewiß, es gehöre nichts Weniges dazu, so einem schnurrbärtigen Bramarbas zu trotzen. In der Weise sprach man über sie im Dorfe. Aber böse Menschen gibt es überall — und als einmal der Feldweibel an einem Sonntage bei der Kirchenparade mit abrasirtem Schnurrbarte erschien, auf den er, wie die Soldaten betheuerten, sonst ein großes Stück gehalten, bezogen es jene auf Lenoren und mühten sich ab, eine ähnliche Schnurrbartrevolution als normal, und zwar kurz nach Williams Heimkehr schon da gewesene Ereigniß von eigenthümlicher Verknüpfung darzuthun. Wie gesagt, es ist kein Mensch so unschuldig auf Erden, er hat seine Feinde. Die Wenigsten jedoch glaubten an solches Gerede, so wenig ein ehrlicher Mensch an die Geschichte mit der Muhme im Gebirge glauben mochte.

Unter solchen Ergebnissen und Erlebnissen ging dem übrigens harmlosen, guten Völkchen bei Freud und Kummer, Mühe und Genuß der liebe wechselvolle Sommer dahin. Daß die Menschen sich gegenseitig so das Leben verbittern, gehört wohl auch in die weise Weltordnung mit hinein; wie sollten anders die Süßigkeiten, die hie und da auch Eines dem Andern bereitet, so tief und so voll empfunden werden. Auch müssen die Menschen sich gegenseitig ihre Fehler vorrücken, die eigenen liegen einem zu knapp an, und man sieht gar leicht darüber hinweg; da ist es denn zweckmäßig, daß andere ihn darauf aufmerksam machen oder, wie man zu sagen pflegt, ihm einen Spiegel vorhalten. Daß so ein Spiegel manchmal ein Vexirspiegel ist, und Einem eine schiefe Nase anmuthet, die man in Wirklichkeit gar nicht hat; ei, was liegt daran! So packe sich jeder nur bei der eigenen Nase, und freue sich, wenn er sie gerade und wohlproportionirt mitten im Gesichte sitzend findet.

(Schluß folgt.)

An Clara Schumann.

Im weißen Kleid, bekränzt die Haare,
Bescheiden-festlich angethan
Wie eine Priest'rin zum Altare
Voll Weihe schreitest Du heran;
Ein tönend Opfer wird begangen,
In Geisterferne späht Dein Blick
Nach Ihm, den ach! im Jugendprangen
Entrissen Dir ein herb Geschick!

Den Meister, dem ein hohes Streben,
Dich treue Neigung eng verband.
Die Saiten sprangen mit Erbeben,
Und kraftlos niedersank die Hand;
Doch Du beschlossest auszudauern
Nach großer, starker Seelen Art —
Wohl Dir und uns! ein müssig Trauern
Blieb Dir durch Göttergunst erspart.

Und wenn im Taumel der Zerstreuung
Manch' wundes Herz den Kummer wehrt,
In ewigfrischer Schmerzerneuung
Ein anderes sich stumm verzehrt:
Suchst Deines im melod'schen Wallen
Der Töne himmlischen Erguß
Dir selbst zum Troste, und uns Allen
Zu unvergeff'nem Hochgenuß!

Den Ruhm des Einen liebend mehren,
Und was er tiefen Sinnes schuf
Mit Zauberanmuth hold verklären
O edelherrlicher Beruf! —
Und darin kennst Du kein Ermatten
Dir ward Erinn'rung süße Pflicht:
Ist's doch die Stimme Deines Gatten,
Die Antwort gebend zu Dir spricht!

Sein Genius ist's, der durch die Klänge
Dir freundlichernst entgegenwinkt,
Wenn all' das lauschende Gedränge
Ringsher im Saal vor Dir versinkt!
Von Seinen Flügeln fortgetragen
Weilst Du allein im Heiligthum —
Und wehmuthleise, voll Entsagen
Herüberklingt's: Warum, warum?

Ernst Rauscher.

Frauen und Dichter.

(Ein Albumblatt)

Zwischen Dichtern herrscht und Frauen
Gar ein alter ew'ger Bund,
Den in gläubigem Vertrauen
Tausend Lieder geben kund.

Wenn in unermeßne Ferne
Dichtersehnsucht schweift nach Glück,
Leiten holde Augensterne
Auf die Erde sie zurück.

Echo nur aus Frauenherzen,
Das in uns're Seele dringt,
Sind die Freuden all' und Schmerzen
Denen uns're Leier klingt.

Ist die Muse, der wir dienen,
Treugesinnt mit Seel' und Leib,
Jemals anders uns erschienen
Denn als hohes Götterweib?

Seit der „Frauenlob" geschlagen
Seine Harfe stolz und froh,
Seit Petrarca's gold'nen Tagen
War und ist, und bleibt es so!

Mich den Hohen zu vergleichen,
So vermessen bin ich nicht;
Nimmer ihren Schwung erreichen
Wird mein stammelndes Gedicht.

Doch wenn ihm Ein Frauenlächeln,
Eine Frauenthräne glänzt:
Träum' ich, daß mit kühlem Fächeln
Lorbeer meine Stirn' umkränzt.

Eduard Mautner.

Nächtliche Lockung.

Wenn ich in stiller Mitternacht
Oft deiner Reize ganze Fülle,
Des Zwanges frei und jeder Hülle
Mit süßem Schmerze hab' bedacht —
Dann ging durch meiner Seele Gründe
Die Ahnung einer schweren Sünde.

Und ob ich noch mich schuldlos weiß:
Es faßt mein Herz mit blut'gem Wehen,
Weil ich mir's schaudernd muß gestehen,
Die einz'ge aller Sünden sei's,
Die ich allnächtlich könnt' erneuen,
Doch ewig nimmermehr bereuen.

Epigramme und Sprüche.

Von Ludwig Ißleib.

Der große Haufen hält nie still,
Wenn man ihm denken lehren will;
Mit täuschendem Präambulum
Nur kirrt man noch das Publikum.

Wenn einer recht das Maul voll nimmt,
Und alle Saiten höher stimmt
Und singt eine grausige Melodie
Dann sagen sie: Ein Kraftgenie!

Sie schwatzen viel von Poesie —
Was sie nicht kennen bereden sie.

Mir behagen besser die Krallen
Der Thierchen, die kratzen, miauen,
Als mir die Finger gefallen
Von schriftstellernden Frauen.

Hat Einer nicht das Zeug zum Dichten,
Schreibt er Romane und Geschichten,
Als ob dazu nicht noch viel mehr
Poet'scher Kraft vonnöthen wär'.

O käm' einmal Einer mit Geist und Geschick
Und nähm' unter'n kritischen Stahl — die Kritik!

Ich bin ein Sünder, ich sag' es frei,
Gesündigt hab' ich mancherlei;
Ein Trost nur ist, der mir geblieben:
Ich hab' für keine Clique geschrieben.

Richtest nach Hohem du den Blick,
Wirst als vermessen gelten,
Doch wählst du dir bescheidnes Glück
Wird man dich Gimpel schelten

Welch' Ueberzeugung einer trägt,
Wir achten sie und das Bekennen;
Nur wenn er sich nicht zu uns schlägt,
Droh'n wir mit Galgen und Verbrennen.

Philister hier, Philister dort;
Man kann vor ihnen sich nicht retten!
Sie schmeicheln dir mit glattem Wort
Und schlagen dich dabei in Ketten;
Denn ihre größte Freude ist
Wenn ihnen homogen du bist.

Sie strotzen alle von Complimenten —
Wenn sie nur etwas mehr Artigkeit kennten.

Man sagt, er hat das beste Streben,
Doch stößt er Manchem vor den Kopf —
Genirt ihn das, so zeigt er eben,
Daß er bei alledem ein Tropf.

Die Frau von Geist und Bildung kann
Nicht lieben einen dummen Mann.
Und die, die einen solchen freit
Thut's sicher nicht aus Eitelkeit.

Wie schlecht die meisten Männer sind
Das weißt du schon mit sechszehn Jahren?
Dann bist du nicht für mich, mein Kind,
Du bist zu klug und — zu erfahren.

Wem Leidenschaft im Herzen glüht
Der muß es redlich meinen;
Das Wort, das ihm vom Munde sprüht
Kann heuchelnd nicht erscheinen.
Es bricht hervor in Lieb' und Zorn;
Und mag's auch hart erklingen,
Es gleicht dem klaren Silberborn
Den's treibt hervorzuspringen.

Das ist der Liebe Preis und Glück:
Sie tritt dich an im Augenblick,
Du mußt sie nähren
Mit Deinen Zähren
Und groß sie ziehen
Mit Schmerz und Mühen,
Mit Sorgen und Qualen
Und — mit dem Herzblut sie bezahlen!

Deutsche Studien.

I. Jacob und Wilhelm Grimm.

(Schluß.)

„Unter Sippen und Blutverwandten dauert ja die lebendigste vollste Kunde und ihnen stehen von Natur geheime Zugänge offen, die sich den anderen schließen. Nicht allein leibliche Eigenheiten und Züge haben sich einzelnen Gliedern eines Geschlechtes eingeprägt und zucken in wunderbarer Mischung nach, sondern dasselbe thut auch die geistige Besonderheit, daß man oft darüber staunt. — Mir erscheint nun, daß dieser edle, die Menschheit festigende und bestätigende Hintergrund seine größte Kraft hat zwischen Geschwistern, stärker sogleich als zwischen Eltern und Kindern."

Mit diesen Worten beginnt Jacob Grimm seine Rede auf Wilhelm, die er in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1860 gehalten. Darauf erzählte er ihr trauliches Zusammenleben im väterlichen Hause, in den langsam schleichenden Schuljahren und der Studienzeit,

von ihrer gemeinsamen Neigung zur Erforschung einheimischer Sprache und Dichtkunst und ihren ersten gemeinschaftlichen Arbeiten. Es schien, als sollten die Brüder das Leben hindurch in einander aufgehen, denn die Verschiedenheiten ihres Wesens deuteten sich anfangs nur leise an. Selbst als sie 1811 mit selbstständigen Werken auftraten, bewegten sie sich auf verwandtem Boden. Jacob hatte „über den altdeutschen Meistersang" gesprochen und Wilhelm übersetzte dänische Volkslieder. Aber als sie an eine Ausgabe des „Hildebrandtliedes" und der „Edda" gingen, merkten die Brüder, daß sie sich über manche Punkte nicht einigen konnten, und in den „Altdeutschen Wäldern" sah man ihre Individualitäten sich deutlich gegen einander abgrenzen. — Wilhelm beschränkte sich auf Sagenforschung und Publicirung noch ungedruckter Texte, Jacob dagegen zeigt hier die ganze Vielseitigkeit seines Geistes. — So trat allmählich jene Wendung ein, welche ihre wissenschaftliche Thätigkeit für geraume Zeit auf verschiedene Bahnen lenkte. — Die Brüder waren sich über den Abstand ihrer Naturen erst jetzt klar geworden. — Jacob äußert sich darüber folgendermaßen:

„Von Kindesbeinen an hatte ich etwas von eisernem Fleiße in mir, den ihm schon seine geschwächte Gesundheit verbot, seine Arbeiten waren durchschlagen von Silberblicken, die mir nicht zustanden. Seine ganze Art war weniger gestellt auf Erfinden als auf ruhiges, sicheres Insichausbilden. Alles, so viel in den Gang seiner eigenen Forschungen einschlug, beobachtete er reinlich und strebte es zu bestätigen, das Uebrige blieb ihm zur Seite. Fünde sind jedoch bedingt dadurch, daß nahe und fern gesucht werde: Wilhelm mochte nicht aufs Gerathewohl ausgehen. Ich weiß, den Ulfilar, Otfried, Notker und andere Hauptquellen vom ersten bis zum letzten Buchstaben genau zu lesen hat er nie unternommen noch vollführt, wie ich es oft that und immer wieder thue, niemals ohne zu entdecken. Ihm genügte Stellen aufzuschlagen, die er im besonderen Falle zu vergleichen hatte. Ihm gewährte Freude und Beruhigung sich in der Arbeit gehen, umschauend von ihr erheitern zu lassen; meine Freude und Heiterkeit bestand eben in der Arbeit selbst. Wie manchen Abend bis in die späte Nacht habe ich in seliger Einsamkeit über den Büchern zugebracht, die ihm in froher Gesellschaft, wo ihn Jedermann gern sah und seiner anmuthigen Erzählungsgabe lauschte, vergingen; auch Musik zu hören machte ihm große, mir nur eingeschränkte Lust."

Seit Jacob sich vollständig der Grammatik zugewendet hatte, ging Wilhelm seinen eigenen Weg. — Aber seine besten Leistungen fallen auch

in die Zeit, in der Jacob seine Thatkraft am großartigsten entfaltete. Schon 1821 erschien in Göttingen sein Werk über „deutsche Runen", in welchem er die Deutschen über ihre alte, nationale Buchstabenschrift belehrte. — Unsere heutigen Schrift- und Druckzeichen haben sich bekanntlich aus dem Lateinischen entwickelt und heißen erst deutsch, seit die übrigen Nationen zu den älteren und reineren Formen des Lateins zurückkehrten. — In den Runen aber besaßen unsere Vorfahren ein eigenes, wenn auch dem griechischen verwandtes Alphabet. — In diesem schrieb Ulfilar um 380 n. Chr. G. seine gothische Bibelübersetzung, das älteste germanische Sprachdenkmal. Sonst waren diese Zeichen nur für Inschriften, Zauber und Weissagungen verwendet. — Wir kennen ein altsächsisches, angelsächsisches und altnordisches Runenalphabet. — Ihr Gebrauch ist früh durch die lateinische Schrift der Mönche verdrängt worden, aber noch leben die Ausdrücke: Buch, Buchstabe, entwerfen, lesen fort, die nur aus dem Gebrauche der Runen zu erklären sind. — Die ersteren deuten auf das Holz der Buche hin, in das man die Zeichen eingeschnitten; entwerfen ist ursprünglich so viel als auf den Boden hinstreuen, wie es die alten Germanen nach den Berichten des Tacitus gethan, und lesen heißt sammeln und aufheben (auflesen, Aehrenlese, Weinlese). Die beiden Grimm's haben später über den sogenannten deutschen Druck den Stab gebrochen und den lateinischen als den schöneren und zweckmäßigeren empfohlen, ohne bis jetzt durchzudringen. Nur die rein wissenschaftliche Literatur bedient sich desselben fast ausschließlich.

1829 folgte Wilhelms Hauptwerk „die deutsche Heldensage" das vor allen den Ruhm seines Namens begründete. Schon in den „altdeutschen Wäldern" hätte er alle Anspielungen und Erwähnungen der Nationalsage gesammelt, wie sie durch die ganze Literatur des Mittelalters zerstreut sich vorfinden, und dadurch den Grund zu einer Geschichte der großartigsten Volksdichtung gelegt, deren sich der Deutsche rühmen kann. — Dieses Werk verbreitete neues Licht über einen der wichtigsten Punkte unseres Alterthums und schloß einen wahren Nibelungenhort poetischer Ideen auf. — Das Nibelungenepos, das seit drei Jahren (1826) in Lachmann's Ausgabe vorlag, erhielt hiemit einen großartigen Hintergrund, der es erst in seiner wahren Bedeutung erscheinen ließ. — Man erkannte in Siegfried v. Hager wie in Brünhild ehrwürdige Göttergestalten, die im Geiste des Volkes Menschen geworden; man hörte in den Liedern von Dietrich und Etzel Nachklänge der stürmischen Zeit der germanischen Völkerwanderung. — Es lag auch zu Tage, wie diese mythischen und historischen Sagen im Munde des Volkes durch Jahrhun-

derte fort sich entwickelten, bis ein gewaltiger Geist daraus das einheitliche Kunstwerk gestaltete. — Wilhelm Grimm hatte Lachmann's Werk ergänzt und dessen Theorie durch die gründlichste Forschung gestützt. — Es ist seither ein heftiger Streit entbrannt über diese Theorie und Lachmann herb genug verketzert worden, aber Grimm's Forschungen hat noch kein Gegner etwas Ebenbürtiges an die Seite gestellt. — Seine Beweise sind im Wesentlichen noch nicht entkräftigt, wohl aber seither bereichert worden. — Die Bedeutung dieses Werkes steigt mit dem wachsenden Interesse der Nation an ihrer schönen alten Heldendichtung; es kann nie veralten.

Anders verhält es sich mit seinem zweiten Hauptwerke, der Ausgabe von „Vrîdanke's Bescheidenheit" (1834), das sein eigentliches Lieblingswerk gewesen zu sein scheint. — Freidank ist der bedeutendste didaktische Dichter des 13. Jahrhunderts und seine „Bescheidenheit" war ein wahres Volksbuch geworden. — Grimm wollte den kernigen Spruchdichter wieder ins Publicum einführen und stellte seinen Text aus vielen Handschriften wieder her. — Aber er gerieth auch auf den Einfall, den Namen Freidank für ein Pseudonym statt Walther von der Vogelweide anzusehen, und setzte nun seinen ganzen Scharfsinn ein, um die Identität Walther's und Freidank's zu beweisen. — Obwohl es ihm nie völlig gelang, hielt er doch mit Vorliebe an dieser Hypothese fest. — Grimm hat hierin einen Gegner an Professor Pfeifer in Wien gefunden, der, wie uns scheint, mit Erfolg die Persönlichkeit Freidank's vertheidigte.

Außer Freidank hat Wilhelm noch andere mittelhochdeutsche Dichtungen herausgegeben und zahlreiche Abhandlungen für die Akademie der Wissenschaften in Berlin geschrieben. Eine der wichtigsteu darunter ist die Geschichte des Reimes, die das Eintreten dieses musikalischen Elementes in die moderne Poesie aufklärt.

Wilhelms letzte Arbeit galt wieder dem gemeinschaftlichen Werke der Brüder, dem „deutschen Wörterbuche".

Dieses nationale Unternehmen ist noch nicht zu Ende gediehen, aber es hat schon seine eigene Geschichte. — Es ist seinem Ursprunge nach volksthümlich, wie kein anderes Werk der Art. — Nicht durch eine kaiserliche oder königliche Akademie ist es begründet, nicht auf Staatskosten herausgegeben; durch warme Theilnahme des Volkes allein ist sein Erscheinen möglich und sicher geworden. — Es war im Jahre 1838, nachdem ein deutscher Fürst zwei edle Männer ins Elend getrieben, weil sie ihren Bürgereid heilig hielten, daß die Weidmann'sche

Buchhandlung in Leipzig die beiden Brüder aufforderte, ein neues Wörterbuch zu schreiben. — Diese für die ganze Nation berechnete Arbeit sollte den Märtyrern ihrer Ueberzeugung ein gesichertes Auskommen verschaffen — Sie gingen mit Eifer auf den Plan ein und Jakob berichtete schon im August 1838 darüber an Lachmann. — Das Werk sollte alles in sich begreifen, was die hochdeutsche Sprache vermag, nach der Ausprägung, die sie in drei Jahrhunderten durch Dichter und tüchtige Schriftsteller erhalten. Ferner sollte die heutige Spracherklärung der Vortheile theilhaftig werden, die aus erhöhter Forschung hervorgegangen sind, und die historische Betrachtung der Sprache sollte auch in das Volk eingeführt werden. — Was man vor hatte, war eine Riesenarbeit und auch für Grimm'sche Schultern zu schwer. — Da stellte sich die große Zahl der Jünger ein, um die Meister wenigstens mit der Handlangerarbeit des Sammelns zu unterstützen. Der Eifer und die Uneigennützigkeit waren beide beispiellos. — Und doch vergingen volle vierzehn Jahre, bis (1852) die erste Lieferung erschien. — So ist das Werk aus der Initiative und der Kraft des Volkes hervorgegangen. Die Männer an der Spitze leiteten und ordneten. — Sie starben über dem Werke, aber ihr Plan steht so sicher und fest, daß auch andere Kräfte ohne Zagen ausbauen können.

Nach der Absicht der Verfasser sollte das „deutsche Wörterbuch“ auch im edelsten Sinne ein Volksbuch werden. — Ein Heiligthum der Sprache sollte es gründen, ihren ganzen Schatz bewahren, allen zu ihm den Eingang offen halten. Fände bei den Leuten die einfache Kost der heimischen Sprache Aufnahme, so könnte, meinten sie, das Wörterbuch zum Hausbedarf, und mit Verlangen, oft mit Andacht gelesen werden. — Warum sollte sich nicht der Vater, heißt es in der Vorrede, ein paar Wörter ausheben und sie Abends mit den Knaben durchgehend zugleich ihre Sprachgabe prüfen und die eigene auffrischen? — Die Mutter würde gerne zuhören. — Und am Schlusse ruft Jakob seinem Volke zu: „Deutsche, geliebte Landsleute, welches Reiches, welches Glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgethane Halle eurer angestammten, uralten Sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr. Noch reicht sie über den Rhein in das Elsaß bis nach Lothringen, über die Eider tief in Schleswig-Holstein, am Ostseegestade hin nach Riga und Reval, jenseits der Karpathen in Siebenbürgens alt dakisches Gebiet. Auch zu Euch, ihr ausgewanderten Deutschen, über das salzige Meer, gelangen wird das Buch, und euch wehmüthige, liebliche Gedanken an die Heimat-

sprache eingeben oder befestigen, mit der ihr zugleich unsere und euere Dichter hinüberzieht, wie die englischen und spanischen in Amerika ewig fortleben." Dem Wörterbuche kam das Publikum mit großer Theilnahme entgegen und es fand eine außerordentliche Verbreitung; die Absicht der Verfasser hat es dennoch nicht erreicht und Jakobs schöne Worte verhallten bisher fast wirkungslos — Es bewährte sich der Ausspruch des englischen Geschichtschreibers Bukle, daß in Deutschland zwischen der gelehrten und der bürgerlichen Welt eine große Kluft bestehe, und daß eine die andere nicht verstehe. — Die Männer, welchen die höchsten wissenschaftlichen Ideen geläufig waren, trafen den Ton nicht, in dem man zum Volke sprechen muß, um gehört zu werden. — Das Wörterbuch fiel zu gelehrt aus. — Man hatte auch die Rücksichtslosigkeit, den berühmten Urhebern das und noch Anderes, was minder begründet, vorzuwerfen und den ganzen Werth des nationalen Unternehmens in Frage zu stellen. Aber schon heute sind diese hämischen Gesellen verstummt, und das Wörterbuch schreitet rüstig vorwärts. Trotz des ausgesprochenen Mangels wird sein Wort nicht nur durch alle Jahrhunderte ungeschmälert bleiben, sondern von Generation zu Generation zunehmen, je mehr die historische Auffassung der Sprache die jetzt gangbare schulmeisterliche verdrängt. — Es ist nach einem so vortrefflichen und vollständigen Plane entworfen, daß man in alle Zukunft nicht mehr daran denken wird, die Fundamente noch einmal neu zu legen, sondern daß man alles Neue und Zuwachsende in diesen Bau einheimsen wird. — Das Grimm'sche Wörterbuch wird alle früheren verdrängen, wie seine Grammatik alle anderen verdrängt, wird aber selbst durch kein neues ersetzt werden können. — Nur in einzelnen Nebentheilen umgestalten, hie und da ergänzen läßt sich ein solches Werk und diese Aufgabe ist ein Vermächtniß der Grimm an ihre Schüler, aber in seinen Grundlagen wird es unerschüttert bleiben, so lange die deutsche Zunge noch rein „klingt."

Als die Brüder an die Arbeit gingen, zeigte es sich bald, daß die frühere Gemeinsamkeit sich nicht mehr herstellen lasse und daß jeder selbstständige Partien übernehmen müsse. — „Die erste Woche sollte mein sein", sagt Jakob in der Vorrede. — „Ich will A nehmen, nimm du B. — Das kommt mir zu bald, versetzte Wilhelm, laß mich mit D beginnen." — So geschah es. — Wilhelm sollte es nicht über diesen Buchstaben hinausbringen, Jakob förderte das Werk noch bis zum Worte „Frucht", dann sank auch er ins Grab. — Die weitere Ausführung hat Professor Hildebrand in Leipzig übernommen, schon früher der thätigste Mitarbeiter der Grimm.

Als 1846 zu Frankfurt am Main deutsche Historiker, Juristen und Philologen zu der ersten Versammlung der Germanisten sich trafen, machte Uhland den Vorschlag, zum Präsidenten den Mann zu wählen, „in dessen Hand schon seit so vielen Jahren alle Fäden der Wissenschaft vom deutschen Volke zusammenlaufen, von dessen Hand mehrere dieser Fäden zuerst ausgelaufen sind." — Lauter Zuruf und stürmischer Beifall stellte darauf Jakob Grimm an die Spitze der Versammlung. — Damit hat man aber seine Stellung für alle Zukunft bezeichnet; immer wird dieser schlichte Mann als großes Muster an der Spitze der deutschen Philologie leuchtend einherschreiten und nachkommenden Jahrhunderten wird er ein Lehrmeister sein. — Auch von ihm gilt das Wort des Dichters: Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend, unendlich Licht mit seinem Licht verbindend. — Und wie der göttliche Polydeutes einst seinen sterblichen Bruder Castor in den Olympos zog, so wird Jakobs Ruhm auch den Namen Wilhelm umstrahlen, und vom deutschen Philologen der Zukunft wird man sagen können:

Durch die Fluthen leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar. (Schiller.)

Wien. Professor A. Egger.

Der Kohlweißling.

Man braucht nur hineinzugreifen ins volle Leben, man findet es überall interessant. Das gilt auch vom Thierleben, ja gerade das Leben der untern Thierklassen bietet des Interessanten viel, viele noch ganz ungelöste Räthsel. Angezogen zunächst von den größern und auffallenderen Erscheinungen der höher entwickelten Thierklassen hat man darüber das an sich eben so interessante und für uns nicht minder bedeutende Leben der Insekten lange vernachlässigt; und doch umfaßt auch diese Thiergattung nicht nur einige Thierchen, die, wie die Biene, Seidenraupe u. a. uns von Nutzen sind, sondern sie enthält auch die meisten und die gefährlichsten Feinde, die wir überhaupt in der Thierwelt haben. Nachdem Bär und Wolf auch in unseren Alpen fast zur Mythe, — wenigstens seltene Erscheinungen geworden, was will denn der Schaden noch viel sagen, den Fuchs und Marder unsern Hühnerställen zufügen, oder Geier und Falken unter den Lämmerherden und Taubenschaaren anrichten, gegen

die unermeßlichen Verheerungen, welche alljährlich durch Insektenfraß in unsern Gärten und Feldern sichtbar werden?

Freilich ist die in diesem Blatte unlängst besprochene Ameise das ganz vornehmlich bewunderungswürdige Insekt, das Musterbild des Fleißes und der Arbeitsamkeit; dennoch sind auch andere Insekten immer noch interessant genug, daß wir nur auf Gerathewohl irgend eines auswählen und unseren Lesern vorführen dürfen, ohne befürchten zu müssen, daß er daran nicht Anziehendes genug finden möge. Wir wollen heute einen unserer kleinen Feinde dazu ausersehen, den dem Leser wohlbekannten Kohlweißling (Pieris brassicae).

Sicherlich kennt ihn der Leser zur Genüge, einen der gemeinsten Schmetterlinge, der in den Sommermonaten bis in den Herbst hinein in ungeheurer Anzahl in unseren Gärten und Feldern herumschwärmt, er kennt ihn nicht nur, sondern hat sich an dem muntern Gaukelspiele der flatternden Falter vielleicht gerne ergözt, ohne zu ahnen, daß er ein arger Feind von uns ist und unsere wohlschmeckenden Gemüse uns vor der Nase seiner nimmer müden Freßlust zum Opfer bringt. Wir haben im Jahre 1856 auf einer Reise, die wir bis Marburg und nach Tirol zu machen hatten, rechts und links der Straße kein Krautfeld bemerken können, das nicht bis auf die ganz kahlen und harten Blattrippen und Strünke der Kohlpflanzen vollkommen aufgefressen gewesen wäre, alle damit bepflanzten Felder auf Meilen in der Ausdehnung hatten die gefräßigen Abkömmlinge jenes Falters vollständig aufgezehrt.

Anscheinend ganz zwecklos, nur scherzend und spielend flattert er von Pflanze zu Pflanze, selten lange auf einer weilend. Hat er jedoch auf der Unterseite eines Kohlblattes Platz genommen, dauert sein Verweilen länger; man könnte glauben, er stille seinen Hunger. Wer jedoch seinen Bau besser kennt, der weiß zum voraus, daß er mit seinen Freßwerkzeugen nicht das Geringste vom Blatte genießen kann, denn diese bestehen nur aus einer Rollzunge, womit er saugen, aber nicht beißen und kauen kann. Seine Nahrung besteht auch nur aus Blumenhonig, den er mit jener Zunge aus den Blüthen saugt.

Sieht man genauer nach, so findet man dort, wo er gesessen, eine Anzahl Eier, die er auf der Unterseite des Blattes abgesetzt hat, aus welchen sich nach ein paar Tagen Raupen entwickeln, deren einzige Nahrung eben die Kohlblätter sind, auf denen sie ausgekrochen.

Was veranlaßt die Thiere, ihre Eier gerade auf die Blätter der Kohlpflanzen und deren untere Seite zu legen? — Die Falter, die bald nach der Paarung sterben, sehen nie einen ihrer ausgekrochenen Nachkommen; sie, die

leicht von Blume zu Blume flattern und nur von deren Nektar sich nähren, können nicht die entfernteste Ahnung von der Lebensweise der Raupen haben, die auf eine Pflanze consignirt sind und deren einzige Beschäftigung und Aufgabe das Fressen ist; was bestimmt sie also, von Pflanze zu Pflanze fliegend, gerade nur auf den Kohl ihre Brut abzulagern? Es ist der Instinkt, oder wenn wir dies vieldeutige Wort umschreiben wollen, doch nur das, trotz Vogt, Büchner, Darwin ꝛc. nicht zu umgehende und zu bezweifelnde eigenthümliche Walten und Schaffen der Natur nach dem ursprünglichen Schöpfungsplane und dem ewigen Gedanken der Ordnung und Erhaltung der Welten. Nach diesen ewigen Schöpfungsgedanken richten und ordnen sich alle Veränderungen in der veränderlichen Welt, auch wir Menschen müssen, ohne davon eine klare Erkenntniß zu haben, nach ihm unser Erdenwerk vollbringen; Wesen, die so über uns, wie wir über den Insekten stehen, würden die unbewußte Zweckmäßigkeit unseres Schaffens und Wirkens gerade so bewundern können, wie wir es mit dem Falter thun, der ohne Ahnung davon zu haben das verständigste und zweckmäßigste zur Fortpflanzung seiner Art in Ausführung bringt.

Zu den Eiern unseres Thierchens zurückkehrend finden wir sie am Kohlblatte wohlgereiht in Häufchen von 10 bis 20, sie sind gelb, der Länge nach gerinft, kaum $1/2$ Linie lang und $1/8$ breit. Nach wenigen Tagen sind die Eier an der Spitze geplatzt, die ausgekrochenen kleinen Räupchen sitzen ganz ruhig auf den Eierschalen und haben diese nach ein paar Stunden aufgezehrt. Sie sind schmutziggelb, weißbehaart. Der Kopf schwarz und dick. Anfangs noch beisammensitzend, beginnen sie, sobald die Eierschalen aufgezehrt, Löcher in die Blattfläche zu fressen und zerstreuen sich über die ganze Pflanze. Damit sie bei Erschütterungen vom Winde oder durch andere Ursachen nicht herabfallen, befestigen sie sich mit einem Faden aus ihrem Munde an der Pflanze, um daran sich wieder hinaufarbeiten zu können.

Die Raupen wachsen nun rasch, färben sich dunkler, der Wachsthum wird durch Häutungen unterbrochen, indem sie eine Zeit lang keine Nahrung zu sich nehmen, durch Dehnen und Winden die Haut über dem Kopfe sprengen und in einem neuen Kleide, der Farbe nach dem alten ganz ähnlich, sich aus dieser hervorarbeiten. Alsbald widmen sie sich mit erneuerter Energie ihrer alten Beschäftigung, dem Fressen. Nach vier solchen Häutungen ist die Raupe völlig ausgewachsen und $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, sie braucht dazu 15 bis 20 Tage. Direkte Messungen haben ergeben, daß sie in 24 Stunden das Doppelte ihres Gewichtes verzehrt.

Die völlig ausgewachsene Raupe stellt nun das Fressen ein, wird unruhig, kriecht hin und her und verläßt endlich die Pflanze ganz und gar, die

ihr bisher Wohnung, Schutz vor Sturm und Näße und Nahrung gegeben hat. Sie sucht am liebsten einen senkrechten Gegenstand, Baumstamm, Pfähle, Wand einer Mauer oder eines Hauses, um hier ihrer Verwandlung entgegenzuharren. Man sieht an solchen Häusern, die in der Nähe eines Krautfeldes liegen, die ganzen Wände mit Raupen bedeckt; nicht selten kommen sie auch in ebenerdige Zimmer.

Was verleitet nun das Thier, den bisherigen Wohnort zu verlassen und sich an ganz unwirthbaren Gegenständen anzusiedeln? Es ist wieder jener sogenannte Instinct, der es leitet gerade das zu thun, was zu seiner Erhaltung das Nothwendige und Zweckmäßigste ist, ohne daß es davon ein Verständniß hat oder auch nur haben kann. Die vollkommen erwachsene Raupe spinnt sich nämlich ein und verbringt die Zeit der Winterkälte, der sie nicht zu widerstehen fähig ist, als Puppe. Würde sie nun an der Pflanze selbst diese Verwandlung vollführen, so würde die Puppe mit der Pflanze in Schnee, Kälte und Stürmen des Winters zu Grunde gehen, während diese an ihrem neuen Standorte davor völlig geschützt ist.

Sobald die Raupe also ein taugliches Plätzchen gefunden, überzieht sie es mit mehreren Lagen feiner Fäden, die sie aus dem Munde herausspinnt, und befestiget sich mit einem Bündel Spinnfäden und den Füßen an ihre Unterlage. So vorgerichtet spinnt sie sich völlig zur Puppe ein und ist in diesem halb leblosen Zustande geeignet, die größten Kältegrade ohne Gefahr für ihr Leben zu überdauern. Diese Puppen sind grüngelb und schwarz getüpfelt.

Wie wir schon oben erwähnt, sind in einigen Jahrgängen gegen Mitte Septembers von großen Pflanzungen von Kohl, Kohlrabi, Kraut nur die kahlen harten Blattrippen übrig und von den Raupen und Puppen solche Massen vorhanden, daß sie ganze Wände benachbarten Mauerwerkes überziehen. Man wäre nun versucht zu glauben, daß im nächsten Frühjahre eine noch größere Menge Kohlweißling sich zeigen, die Raupen sich in Massen vermehren würden. Und doch ist dem nicht so, sondern nicht selten im nächsten Jahre eine geringe Menge zu bemerken. Die Natur hat in ihrem, genau dem ewigen Schöpfungszwecke entsprechenden Schaffen und Walten, dafür gesorgt, daß zwar durch keine Erdenmacht irgend eine Thierart völlig von der Erde vertilgt werden, aber auch keine sich so vermehren und ausbreiten könne, um andere in ihrer Existenz zu bedrohen. So auch bei unserer Raupe. Es kommen nicht nur nie in zwei aufeinander folgenden Jahren dieselben Witterungszustände und genau in demselben Momente wieder, die der Entwicklung des Insectes so günstig sind, meist zeigen sich im zweiten Jahre eben so verderbliche;

außerdem aber stellt sich mit der Vermehrung eines Insectes eine größere Menge seiner Feinde ein und setzt dieser wohlthätige Schranken.

Betrachtet man nämlich die an Wänden und Steinen haftenden Puppen und Raupen genauer, so findet man, daß die meisten von Schmarotzerthierchen bewohnt sind oder waren und durch diese ganz zerstört worden sind; auch neben ihnen findet man noch Häufchen gelber, mit seidenartigen Fäden übersponnener Körperchen, die das Volk für Raupeneier hält und zu zerstören sich beeilt, die aber gerade die Puppen von raupenzerstörenden Insecten und daher sehr nützlich sind. Diese Feinde der Raupen sind kleine Wespen, Schlupfwespen genannt, sie legen ihre kleinen Eier in die Haut der Raupen und die daraus entstandenen Larven zehren einzig und allein von dem Fettkörper derselben, ohne jedoch (wieder ein Zug jenes wunderbaren Instinctes) die Eingeweide anzugreifen, so daß die Raupen fortleben und fressen und häufig noch bis zur Verpuppung gelangen. Erst um diese Zeit sind die Larven der Wespen ausgekrochen, fressen sich aus der Raupe heraus und verpuppen sich neben dieser, jene erwähnten Häufchen bildend, während die Raupe, dadurch tödtlich verwundet, mit ihren letzten Kräften ihren Mördern eine dichte Decke von seidenen Fäden spinnt, womit sie die Puppenhäufchen der Wespen einhüllt und so vor den Einflüssen der Winterkälte und den Nachstellungen ihrer Feinde sichert. Ist dieß Liebeswerk vollbracht, sinken sie todesermattet hin und sterben.

So wird den Feinden einer Pflanzengattung ein anderer Feind entgegengestellt, um das wunderbare Gleichgewicht im Haushalte der Natur aufrecht zu erhalten.

Die Puppen, welche den Nachstellungen der Feinde, den Unbilden der Witterung entgangen, bleiben den ganzen Winter hängen. Im Frühjahre jedoch sprengt der darin ausgebildete Schmetterling die Puppenhülle, bleibt in der Nähe derselben sitzen und bewegt langsam die beiden Flügelpaare, die ihm so wunderbar in seiner dunklen Hülle gewachsen, bald aber fliegt er fort, von Blume zu Blume, bis die Weibchen ihre Eier gelegt.

Hat der Leser nach allem Angeführten unsere Eingangs aufgestellte Behauptung, daß auch das Leben des Kohlweißlings, eines der unansehnlichsten und gemeinsten Gliederthiere, unser Interesse in Anspruch nehme, nicht begründet gefunden? Sind nicht seine wechselvollen Metamorphosen, wie sie in der Insectenwelt überhaupt vorkommen, in hohem Grade geeignet unser sinnendes Denken fesselnd in Anspruch zu nehmen? Von den Eiern, die klein, unansehnlich und leblos einem Sandkorn gleich, kriecht

der häßliche Wurm aus und — kann nichts und thut nichts als — fressen, fressen so lange bis ihn völlig ausgebildet Todesmattigkeit überfällt und er als Raupe zu Ende gelebt hat. Da beginnt sie ihr Todtenhemd aus dem Gespinnste zu weben, das sie bei sich trägt, streift ihre Haut noch einmal ab und macht sich ihren Sarg zurecht, in welchem sie ohne Bewegung und Nahrung ruhigen Todesschlummer schläft, aber eine seltsame, wundervolle Verwandlung besteht. Oeffnet man die Puppe, ist die Raupe als solche verschwunden, sie ist einer vollständigen Auflösung in elementare Stoffe verfallen, aus denen sich ein neuer, ganz umstalteter Thierkörper zusammensetzt. Denn kommt die Wärme des Lenzes, so öffnet sich der Sarg und demselben entsteigt der schöne Schmetterling, der, kaum noch an den Wurm erinnernd, aus dem er hervorgegangen, seine Schwingen, die in wenigen Minuten sich entfalten, regt und, ganz entgegen der Raupe, kaum einer Nahrung bedarf und nur dazu bestimmt scheint, um in den warmen Frühlingslüften von Blume zu Blume zu flattern, ja selbst eine fliegende Blume zu sein.

Zu diesem allgemeinen Interesse kommt noch die nicht minder wundervolle instinctive Vorsicht und Sorge, die das Thierchen als Falter für die junge Brut, die er niemals sieht, und andererseits wieder als Raupe für die Puppe und Schmetterling hegt. Daß es in manchen Jahren unsere Kohl- und Krautpflanzuugen total vernichtet, bringt es wohl bei gewissen Leuten in Achtung, und wenn dieß noch nicht genügt, so wollen wir diesen ein Factum berichten, daß dieses unscheinbare Thierchen dennoch einzugreifen im Stande ist in die Speicher des modernen Dampfwagens und einen Eisenbahnzug zum Stehen gebracht hat, ein Factum, das uns Allen unglaublich wäre, wenn es nicht von einer gewichtigen Autorität, dem Präsidenten des entomologischen Vereines in Stettin, Herrn A. Dohrn, erzählt würde.

Dieser Herr war im Sommer 1854 auf einer Fahrt von Wien nach Prag, als der Zug, bald nachdem er eine kleine Station in Mähren verlassen hatte, anfing langsamer zu laufen und endlich ganz in Stillstand kam. Was einem Elefanten nicht gelingen würde, hatten die Raupen bewirkt. Auf der linken Seite des Eisenbahndammes befanden sich Felder, an denen kahl abgefressene Kohlstrünke Zeugniß gaben von der nimmersatten Freßluft besagter Raupen; auf der rechten Seite des Dammes aber prangten Rübenfelder in reichem Blätterschmucke. Schaaren von Millionen Raupen befanden sich auf der Wanderung von links nach rechts, bedeckten Damm und Schienen in solcher Menge, daß sie übereinander wegkrochen und mit der schmierigen Masse der Tausende von kleinen Fettkörpern die

Räder der Locomotive und die Schienen so einhüllten, daß sie nicht mehr Reibung genug besaßen und den Dienst versagten, noch ehe die an 200 Fuß breite marschirende Colonne der auswandernden Thiere durchbrochen war. Erst nach zehn Minuten war man dieses Hindernisses Herr geworden. —r.

† Franz Seraphin von Blumfeld,

Sectionschef im k. k. Ministerium für Handel und Volkswirthschaft, gestorben am 9. März 1866. (Aus der „Wiener Zeitung".)

Das Leben eines Staatsmannes, der nicht eigentlich als leitende, sondern zumeist als arbeitende Kraft, nach vielen Richtungen hin anregend und vermittelnd, thätig war, ist mit seinem Berufszweige so innig verwachsen, daß man das Gefüge desselben durchsichtig und lückenfrei vor Augen haben muß, um die individuellen Züge deutlich zu erkennen. Es kann aber nicht unsere Absicht sein, eine Geschichte der neueren und neuesten Handelspolitik Oesterreichs zu schreiben oder auch nur einzelne Hauptmomente derselben treffend anzudeuten. Die Lösung dieser interessanten und wichtigen Aufgabe muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, in der man mit einiger Befriedigung auf die Schäden der letzten Jahrzehente und auf die Versuche sie zu heilen wird zurückblicken können. In der Lebensskizze des jüngst verstorbenen Sektionschefs von Blumfeld, die wir hier zu entwerfen versuchen, kann eben deßhalb die politische und administrative Wirksamkeit des Beamten viel weniger hervorgehoben werden, als deren Bedeutung es verdiente. Dafür möge es uns vergönnt sein, die Eigenart des gedankenvollen, durch vielseitige Bildung hervorragenden Menschen etwas näher ins Auge zu fassen.

Blumfeld wurde am 18. September 1808 in Spittal in Kärnten geboren. Sein Vater, der nachmalige Hofrath und Vicepräsident der obersten Justizhofstelle, Leopold von Blumfeld begann damals seine richterliche Thätigkeit als Landesgerichtspfleger auf der genannten Domaine des Fürsten Porzia. Auch von mütterlicher Seite war Kärnten Blumfeld's Heimatland und noch vor der Familie von Blumfeld (ehedem Fiorentin) gelangte die Familie von Fradenegg zu einer hervorragenden Bedeutung in der Administration und Gerichtspflege der illyrischen und lombardo-venezianischen Länder. Die Mutter, geborne Anna von Fradenegg,

eine geistvolle und ungemein regsame Frau, übte den nachhaltigsten Einfluß auf die Ausbildung Seraphins und seiner Brüder. Die schönen Landschaften Kärntens, früher literarischer und musikalischer Unterricht und eine gesunde, im Boden wurzelnde Familientradition wirkten bestimmend auf den Geist des Knaben, der im Jahre 1816 in Klagenfurt seine Schulstudien begann. Schon im Dezember 1817 übersiedelte Blumfeld's Vater nach Venedig, wo die Organisation der österreichischen Justizbehörden ihm anfangs viele Schwierigkeiten, bald aber hohe Befriedigung gewährte.

Noch heute gedenkt man in der alten Lagunenstadt des eben so strengen als freundlichen Justizmannes und zählt ihn zu den wahrhaft populären Beamten jener Zeit. — S. setzte seine Schulstudien am Ginnasio Communale fort und wußte sich in die Sprache so rasch einzuleben, daß er schon in der ersten Klasse besonderes Lob erhielt und bald einer der ausgezeichnetsten Schüler des Gymnasiums wurde. Für die musikalischen und historischen Studien fand S. in Venedig reiche Nahrung und der Sinn für Malerei und bildende Kunst wurde in dem Knaben, der überdieß eine seltene Handfertigkeit für allerlei Kunstgewerbe verrieth, so lebendig, daß er gleich seinem jüngeren Bruder Emil (gest. 1857 als Finanzprokurator in Venedig) eine künstlerische Laufbahn würde eingeschlagen haben, wenn nicht die Anschauung jener Zeit und die Familienüberlieferung ein frühzeitiges Eintreten in den Staatsdienst gebieterisch gefordert hätten.

Die im Jahre 1825 in Paris begonnenen juristischen Studien setzte Blumfeld 1827 in Wien fort; am 6. Februar 1830 trat er als Conceptspraktikant bei der damaligen k. k. Zollgefällsadministration ein und wurde auch im selben Jahre bei der Staatsgüteradministration in Verwendung gezogen. Allerdings mag der Contrast zwischen Venedig und Wien, zwischen allgemein literarisch-künstlerischen Bestrebungen und dem Zollgefällsdienst nicht wenig befremdend auf den jungen Mann gewirkt haben. Er war auch weit entfernt davon, sich der Verwaltung im altösterreichischen Sinne ausschließlich zu widmen. Im Jahre 1828 hörte er Erziehungskunde, 1831 Geschichte der Philosophie bei Exner, 1829 Alterthumskunde bei Steinbüchl. Eben damals entspann sich die innige Freundschaft, die Exner mit Blumfeld und fünf bis sechs anderen begabten jungen Männern verband. Der nachmalige Reformator des österreichischen Unterrichtswesens war der geistige Mittelpunkt dieses ausgezeichneten Kreises, dessen stille philosophische Thätigkeit sich in weit größerer Verbreitung fühlbar machte als man gewöhnlich meint. Insbesondere wirkte Exner selbst als Lehrer, erst an der Wiener, dann an der Prager Universität,

zwischen 1830 und 1847 in hohem Grade förderlich auf die Reife des öffentlichen Geistes in Oesterreich. Er und seine Freunde waren und blieben die eigentlichen Altliberalen unseres Staates im besten Sinne des Wortes.

Die geistige Thätigkeit Blumfeld's nahm damals eine rein gelehrte Richtung. Der Fond an positivem Wissen, den er von der Schule mitbrachte und den er während seiner Praxis als jugendlicher Beamter der k. k. Hofkammer fortwährend bereicherte, verschmolz mit den philosophischen Studien jenes Kreises zu einer eigenthümlichen harmonischen Grundlage. Blumfeld wollte Professor eines philosophisch-historischen Faches werden. Allgemeine Geschichte zog ihn am meisten an und mancherlei Manuscripte geben Zeugniß von der Klarheit seines Gedankenganges. Manche Sätze, die jetzt in Bukle's „History of the civilisation" von Tausenden gelesen werden, finden sich beinahe gleichlautend in den Aufzeichnungen wieder, die der junge Hofkammerpraktikant in seinem einsamen Studierstübchen gemacht hat. Doch wie hätte er mit den Traditionen der österreichischen Bureauwelt brechen sollen?

Mancherlei Herzensneigung, das feste Band, das ihn ans elterliche Haus und einige ausgezeichnete Familien Alt-Wiens fesselte, kleine Reisen durch die Alpenländer und Oesterreichisch-Italien, so wie auch manche interessantere Berufsarbeit zogen ihn stets wieder in die gewohnten Lebensformen.

Am 24. November 1835 wurde er zum „unbesoldeten überzähligen Hofsekretär" bei der k. k. Hofkammer ernannt, 1837 ging er als wirklicher Gubernialsekretär nach Venedig. Realistische Studien verwebten sich hier aufs neue mit seiner literarischen, nur im engsten Freundeskreise bekannten Thätigkeit. Schöne Aphorismen und Reflexionen in Prosa und in Versen entstanden in jener Zeit und wechselten mit umfassenden Excerpten aus historischen und volkswirthschaftlichen Werken. Was hätte eine geregelte Verarbeitung der Realien in diesem ausgezeichneten Geiste damals nicht auszurichten vermocht! So wie der Entwicklungsgang desselben war, mehr ahnungsweise als klar bewußt der Politik der materiellen Interessen Oesterreichs zugewandt, blieben viele Seiten lückenhaft und wurden diese Mängel später Grund zu lange dauernden Verstimmungen des Gemüthes und zu übermäßiger Anstrengung, um in den Jahren der Reife zu bewältigen, was eine neue Welt erforderte.

Im September 1842 ging Blumfeld als wirklicher Hofsekretär nach Wien zurück und arbeitete unter Kübecks Leitung in Zoll-, Eisenbahn- und Schifffahrtsangelegenheiten. Die beschränkten Anschauungen jener

Periode theilte Blumfeld keineswegs. Mancherlei Aufzeichnungen beweisen, wie er neben den italienischen Angelegenheiten sowohl den Handel Oesterreichs nach dem Orient als auch die Bedeutung der ersten Eisenbahnen zu würdigen wußte. Zusammenstellungen von Produktions- und Verkehrszahlen aus Oesterreich mit den Tabellen anderer Länder zeigen klar den Geist seiner Bestrebungen und eine interessante Denkschrift über Entwicklung der Dampfschifffahrt, der Kohlen- und Eisenindustrie Englands würde, wenn publicirt, Blumfeld einen Platz unter den Schöpfern der deutschen Volkswirthschaft gesichert haben. Indeß das Schlimmste der damaligen Verhältnisse für die Gesammtheit lag darin, daß sich die wenigen Beamten dieser Art an die Erfolglosigkeit ihrer geistigen Kraftanstrengung gewöhnen und als bloße Theile einer Maschine mußten fühlen lernen.*)

Am 29. Mai 1848 wurde Blumfeld vom Minister Dobelhoff dem ehrwürdigen Ministerialrathe v. Esch als Secretär beigegeben. Der erste Keim eines selbstständigen Ministeriums für Handel, Ackerbau und Gewerbe war gelegt.

Nach dem früher Erwähnten ist es leicht erklärlich, wie Freiherr von Bruck, kaum berufen, um diesen Keim zur Entwicklung zu bringen, Blumfeld sofort zum Ministerialrathe und zu einem seiner vertrautesten Rathgeber in Handelssachen erwählte (13. Februar 1849). Der eigentliche Berufszweig desselben war nun der auswärtige Handel und das Consularwesen, doch gab es dabei vielerlei Unterbrechungen und Störungen. Kurz nach seiner Ernennung mußte Blumfeld nach Italien, um mit den obersten Militärbehörden über die Wiederherstellung der Handelsthätigkeit Venedigs zu conferiren. Die hohe Einsicht des verewigten Feldmarschalls Radetzky erleichterte sehr wesentlich das Gelingen dieser Mission. Unmittelbar darauf führte Blumfeld während eines Urlaubes für Freiherrn v. Czoernig das Vicepräsidium und im Sommer desselben Jahres während der Abwesenheit des Grafen Wimpffen das Präsidium der Central-

*) Bezeichnend für die Zustände jener Zeit, der alles fehlte, was den Aufschwung eines Staates bewirken kann, ist der Umstand, daß die Studien der aufgeklärten Männer in Deutsch-Oesterreich und die kraftvollen Bestrebungen Stephan Széchenyi's außer aller Berührung blieben. Erst auf weiten Umwegen, durch den verewigten Erzherzog-Palatin und den Staatskanzler Fürsten Metternich, wurde eine amtliche Verbindung der betreffenden Hofkammerdikasterien mit der in Pest sich concentrirenden Bewegung hergestellt. Mit warnender Stimme wies Blumfeld in freundschaftlichem Gespräche über die neuesten politischen Veränderungen auf die schweren Geburtswehen hin, unter denen die ersten Sprößlinge einer österreichischen Staatswirthschaft zur Welt kamen.

seebehörde. Diese zeitweiligen Geschäfte, wie unangenehm sie als Unterbrechungen der organisatorischen Thätigkeit Blumfelds auch sein mochten, hatten doch mancherlei günstige Folgen für ihn. Nebst vielerlei Praxis in Seeangelegenheiten und der genauesten Kenntniß der Zustände unserer Adriahäfen brachten sie ihm auch eine höchst wohlthätige Aufheiterung des Gemüthes, welches durch den plötzlichen Tod seines älteren Bruders schwer bedrückt war. Ein qualvoller nervöser Kopfschmerz, mit schweren Zufällen von Melancholie wechselnd, hatte ihn nach diesem Familienunglück erfaßt und die Aerzte fürchteten für die Erhaltung seiner Denkfreiheit. Der Aufenthalt an der See und jener Wechsel der Geschäfte stellten ihn so weit her, daß er im September 1850 zu seiner eigentlichen Thätigkeit im Ministerium zurückkehren konnte.

Um diese Skizze nicht allzu breit anzulegen, verzichten wir auf weitere Andeutungen über Blumfeld's Wirken im Handelsamte, welches bekanntlich nach Bruck's Ausscheiden mit vielerlei Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Eine wesentliche Aufgabe war Blumfeld im Jahre 1855 durch seine Abordnung zur ständigen Zollconferenz im k. k. Finanzministerium geworden. Vorzugsweise beschäftigten ihn die Zustände der inländischen Zuckerindustrie, deren Gedeihen er nach Möglichkeit begünstigte. Minder erfreulich war ihm seine im November desselben Jahres erfolgte Abordnung als Regierungscommissär bei Regelung der Finanzen der k. k. pr. Donaudampfschifffahrtsgesellschaft. Doch unterzog er sich diesem Geschäfte durch volle drei Jahre und hatte dabei alle Consequenzen der Zinsengarantie von Staatswegen durchzumachen und in Details einzugehen, die ihm um so peinlicher erscheinen mußten, als er gleichzeitig (1856 und 1857) als Vertreter Oesterreichs in der Donauuferstaaten-Commission und als deren Präsident fungirte. Die wichtigen Verhandlungen dieser Commission so wie die Arbeiten der in Galaz constituirten europäischen Donau-Commission nahmen Blumfeld's Thätigkeit im vollsten Maße in Anspruch und wir glauben nicht zu irren, indem wir behaupten, daß er sich inmitten dieser beiden für Oesterreich so wichtigen Körperschaften recht eigentlich in seinem Elemente befand.

Das Aufblühen des Donauhandels, die Befreiung der Schifffahrt von ihren natürlichen und staatlichen Hindernissen, die Herstellung von günstigeren Beziehungen zu den unteren Donauländern, als den naturgemäßen Absatzgebieten österreichischer Erzeugnisse, schwebten ihm als unverrückbare Ziele vor, und es ist wahrlich weder seine Schuld noch die seines Organs in der europäischen Donau-Commission, des dermaligen Herrn Sectionschefs v. Becke, wenn die Interessen Oesterreichs nicht in

höherem Maße zur Geltung kamen und die Früchte der kostspieligen Saat von 1854 bis 1857 allzuspärlich ausfielen. Nicht ohne Wehmuth blickte er später auf die hohen Orden, mit denen die Souveräns der Conferenzstaaten und andere mit Oesterreich in Handelsverträge getretene Mächte (Niederlande und Persien) seine Brust geziert hatten. Die Politik der materiellen Interessen, die einen Staat wie Oesterreich für die Opfer entschädigen konnte, mit denen er seine Stellung im europäischen System zu bezahlen hatte, — sie gelangten nicht genugsam, wenigstens in den entscheidenden Augenblicken nicht, zur Geltung.

Das Jahr 1860 brachte die Auflösung eines selbstständigen Handelsamtes und Blumfeld wurde dem Ministerium der Finanzen zugewiesen.. Auch nachdem jenes im Frühjahre 1861 wieder hergestellt worden, erhielt Blumfeld sein ursprüngliches Departement (Auswärtiges, Consulate u. s. w.) nur mit den Einschränkungen wieder, die dasselbe im Laufe des Jahres erfahren hatte. Neuerliche Arbeiten in der Zollcommission, vorzugsweise die Elbezoll-Convention, dann der Gesetzentwurf über die Benützung, Leitung und Abwehr der Gewässer und die Vorbereitungen zu den jetzt bereits theilweise vollzogenen Handelsverträgen nahmen seine Kraft vollauf in Anspruch.

Nachdem er zu wiederholten Malen als Sectionschef und schließlich in der ministerlosen Zeit (zweite Hälfte des Jahres 1865) als Minister-Stellvertreter fungirt hatte, wurde er bei der jüngsten Organisirung des Handelsamtes (Anfang Dezember 1865) zum wirklichen Sectionschef ernannt. Mit schönen Hoffnungen und einem bei dem geschwächten Zustande seiner Gesundheit kaum zu erwartenden Aufschwunge aller Kräfte trat er in die neue Aera ein. Die seither unermeßlich angewachsenen Schwierigkeiten schreckten ihn nicht, war ja doch in seinem edlen Freunde Freiherrn v. Wüllerstorf ein Mann gefunden, der die Grundsätze einer gesunden Handelspolitik mit Energie vertreten konnte. Allein über die Nachhaltigkeit der eigenen physischen Kräfte hatte er sich getäuscht. Ein heftiges Kopfleiden, mit Störungen der Unterleibsfunctionen zusammenhängend, ließ ihm seit Neujahr wenig freie Tage. Geschäfte der verschiedensten Art drängten, principielle Schwierigkeiten in Fragen der Zollgesetzgebung machten sich schwer genug fühlbar; die Jahreszeit erlaubte keine Brunnencur, durch die er oft Linderung gefunden; er selbst glaubte sich eine kurze, ihm zu wiederholten Malen angebotene Zurückgezogenheit von den Arbeiten nicht gönnen zu dürfen. Aufs Aeußerste überreizt, verloren seine geistigen Fähigkeiten den Zusammenhang, eine momentane Gedächtnißschwäche erschreckte ihn und machte, daß er seine Angehörigen und

Freunde eher mied als aufsuchte. Ein reifartig schnürender Kopfschmerz scheint ihn am letzten Tage seines Lebens in unerträglicher Weise gequält und ihm in der Nacht vom 8. auf den 9. März die Besinnung derart geraubt zu haben, daß er einen einzigen Gedanken fassen und für einige Secunden festhalten konnte, den schrecklichen Gedanken sich mit einem Male von seinen Leiden zu befreien.

Doch wenden wir uns ab von dem Gedanken an das gräßliche Ende eines Mannes, der, ganz dazu angethan noch lange segensreich für sein Vaterland zu wirken, die entsprechende Stellung dazu erst in einem Zeitpunkte erreichte, wo er sich in trüben Stunden selbst für verbraucht, seine ganze Laufbahn für eine verfehlte halten mochte. Betrachten wir lieber noch einzelne Momente aus seinem Ideenkreise, der weit und schön genug vor uns liegt.

Ob Blumfeld Schutzzöllner war, ob Freihändler, die Frage dürfte kaum zu entscheiden sein. Er war eben kein Theoretiker, sondern ein edler Patriot und Kenner der österreichischen Zustände wie Wenige. Nie konnte er sich dazu entschließen, einen heimischen Industriezweig so zu begünstigen, daß die Mehrzahl der Staatsbürger dadurch wäre benachtheiligt worden, und nie sympathisirte er mit einer Maßregel, die, ohne effectiven Nutzen für die Gesammtheit zu verheißen, eine einzelne Industrie, und wäre es die kleinste gewesen, schädigen mußte. Im wohlverstandenen Interesse des Staates suchte er die Communicationen so viel als möglich zu fördern und ertrug mit Gewissensruhe die Verwünschungen einer großen und mächtigen Classe von Industriellen, die, um Personen und einzelne Capitalien zu retten, die Verlängerung von an sich unhaltbaren Zuständen durch Schutzzölle und Einfuhrsverbote anstrebte. Allerdings litt er im Gemüthe unter solchen Conflicten, denn jener Grad von Rücksichtslosigkeit, den der Staatsmann gleich dem Feldherrn haben muß, um große Erfolge zu erreichen, war mit seiner gefühlvollen und bedächtigen Natur schwer verträglich. Aber niemals ließ er sich von seinem Gefühle leiten und mit derselben Entschiedenheit wußte er die dringlichsten Vorstellungen von befreundeter Seite wie die Angriffe der Gegner abzuweisen. Die überaus kümmerliche Entwicklung des österreichischen Handelsstandes und die Hauptursache derselben, der Mangel an mercantilen Kenntnissen und Unternehmungsgeist, beunruhigten ihn fortwährend. „Wir haben ja keine Kaufleute, sondern nur Börsespeculanten und mehr als die Hälfte unserer Industrie fristet sich nur durch die Entwerthung der Valuten." So sprach er oft zu Freunden, längst bevor das massenhafte Zusammenbrechen vermeintlichen Wohlstandes diese Schäden offenkundig machte.

In allgemein politischer Beziehung war ihm jede Art von Radicalismus gründlich verhaßt. Von der allmähligen Reform, zumeist auf dem Wege des Unterrichts und einer belehrenden freien Presse, hoffte er allein dauernde Erfolge. Mit wahrem Schmerze beklagte er jedes Hinderniß, welches sich den volkswirthschaftlichen Fachstudien und dem Unterrichte der arbeitenden Classe entgegenstellte. — An schönen Parlamentsreden wußte er eben so gut wie an schwungvoll geschriebenen Leitartikeln die Form und die Wärme des Ausdrucks zu schätzen, doch hörten wir ihn mehr als einmal die Lückenhaftigkeit der Thatsachenkenntniß bedauern, auf der sich manche Erörterungen bewegten. Aufs Schärfste verurtheilte er jenen Mangel an patriotischer Einsicht, welcher Betrachtungen nach der Schablone parlamentarischer Treibreden an Stelle von fachgemäßen Erörterungen über einzelne Industriezweige, über Eisenbahnen, Schulen und andere Landesangelegenheiten nur allzuoft erscheinen ließ.

Trotz solcher abfälliger Urtheile über das politische Leben in Oesterreichs jüngster Vergangenheit war er jedoch keineswegs frei vom Ehrgeize selbst als Volksvertreter zu wirken. Kurz vor Ende des Jahres 1862 candidirte er in den Kärntner Städten und Märkten Spittal, Gmünd, Greifenburg, Obervellach und Oberdrauburg und wurde von ihnen als Abgeordneter gewählt. Um einzelne dieser Flecken hatte er sich manches patriotische Verdienst erworben, namentlich um seine Vaterstadt Spittal, die er bei Sammlung von Geldmitteln zum Kirchenbau unterstützte und die er trotz der Geringfügigkeit seines Vermögens mit einem schönen, vom Herrn Dombaumeister Schmid entworfenen Brunnen zierte.

Seit 1861 war er ihr Ehrenbürger. Daß ihm seine Wirksamkeit im Landtage eine wahre Befriedigung verschafft hätte, glauben wir verneinen zu müssen. Er hielt nur eine größere Rede darin, am 18. März 1863, wo es sich darum handelte, die Regierung gegen eine Reihe von Anschuldigungen in Angelegenheit der Kärntner Eisenbahn zu vertheidigen und den Schutz, den Erstere der heimischen Eisenindustrie gewähren könne, ins rechte Licht zu setzen. Nicht ohne Bitterkeit äußerte er sich später über einzelne Erscheinungen, die, wenn auch leicht erklärlich, doch ein trauriges Zeugniß geben für die schwache Lebensfähigkeit mancher Gewerbszweige, so z. B. über die in derselben Session eingebrachte Petition eines Theiles der Bleigewerke um Erniedrigung, eines anderen Theiles um Erhöhung (!) des Frachttarifs für Rohblei.

Seinem Lande von ganzem Herzen ergeben, hatte er doch für den Particularpatriotismus nicht die mindeste Sympathie. Was ein gewiegter

Volkswirth und Handelspolitiker vom österreichischen Nationalitätsstreit hielt, wäre wohl überflüssig zu erwähnen.

Doch Eines wollen wir nicht verschweigen Blumfeld war, obwohl von religiöser Schwärmerei weit enfernt, von religiösem Gefühle aufrichtig durchdrungen. Nie duldete er leichtfertige Reden in seiner Gegenwart. Achtung vor dem Glauben war ein Grundsatz, dessen Befolgung er von Jedermann verlangte.

Eine der freundlichsten Episoden in den letzten Lebensjahren Blumfeld's bildete seine im Frühlinge 1862 unternommene Reise nach Rom. Die mittelalterliche Kunst, die Antike und die Natur zogen ihn gleichmäßig an. Die mitgebrachten Sammlungen von Photographien und Stahlstichen durchblätternd, erzählte er oft und gerne von den Stunden, die er vor Rafael's Loggien zugebracht, von manchen erst in neuerer Zeit gefundenen altrömischen Resten und von seinen Ausflügen nach den Albaner Bergen. Mit wahrer Rührung gedachte er der erhabenen Milde des heiligen Vaters, von dem er in besonderer Audienz einer langen Unterredung über die Handelsbeziehungen Mittelitaliens gewürdigt worden.

Wer Blumfeld an Tagen, wo er nicht leidend war, besuchte, mußte wohl staunen über seine beinahe jünglingshafte Frische und Elasticität. Voll Interesse für jeden Gegenstand der schönen so wie der gelehrten Literatur, selbst Aufdringliche mit dem feinsten Tacte behandelnd, gegen Freunde immer warm und offen, voll Hingebung für Alles, was den Staat oder seine Familie betraf, schien dieser Mann das Geheimniß ewiger Jugend zu besitzen. Selbst in Stunden, wo er schwer an Migräne litt, war er nicht unzugänglich. Doch hinterließ jede Arbeit zu solcher Zeit die übelsten Folgen für seine Gesundheit. Bei weiser Schonung hätte er gewiß ein hohes Alter erreicht.

Der Musik und der musikalischen Literatur blieb er bis an sein Ende treu, ungern fehlte er in einem der größern Concerte und Streichquartette des letzten Winters. Noch drei Tage vor seinem Tode wohnte er einer musikalischen Soirée bei Baron S. bei, blieb aber nur kurze Zeit. Sein leidender Kopf vertrug die Musik nicht mehr. Hätten seine Freunde das gewußt, so mußten sie das Aergste befürchten.

Blumfeld lebte als Hagestolz; zwei ältliche Dienstleute bildeten seinen ganzen Hausstand. Doch sah er ungemein gerne Gesellschaft, war der liebenswürdigste und heiterste Hauswirth. Den Söhnen seiner verstorbenen Brüder widmete er einen großen Theil seines Einkommens und freute sich innig, wenn einer oder der andere von ihnen die zärtliche Fürsorge des Oheims durch günstige Studienerfolge lohnte. Zu seiner in Graz

lebenden Schwester stand er in den innigsten Beziehungen. Sie war in jeder Beziehung seine Vertraute, leider in den letzten Wochen nicht, wo er sie aus Schonung für ihre Gesundheit über seine Leiden völlig zu täuschen wußte.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf Alle die Todesnachricht und wirkte erschütternd im weitesten Kreise.

In der That, am Grabe Blumfeld's trauern nicht nur Verwandte, die ihre moralische und materielle Stütze verloren, und einzelne Freunde. Die Industrie- und Handelswelt des ganzen Reiches, Alle, denen es um das Gedeihen der materiellen Interessen des Vaterlandes zu thun ist, trauern mit ihnen.

Die jüngere Generation, die hinsichtlich der Realien auf einem festen, für Jedermann zugänglichen Boden steht, möge billig und pietätvoll jene wenigen Männer beurtheilen, die sich unter dem Drucke der alten Zustände als Autodidacten zu jener geistigen Höhe emporgearbeitet hatten, von der aus sie einen weiten Gesichtskreis beherrschten. War an manchen Seiten die Fernsicht getrübt, gab es hie und da ein Hinderniß, das zu fällen alte Gewöhnung sie abhielt, hatte die vielgebrauchte und nur allzuoft erfolglos geschwungene Art ihre Schärfe verloren, so tadle man nicht vorschnell, bedenke vielmehr, daß diese Wächter des öffentlichen Wohles eine lange bange Nacht auf ihrer Warte standen, daß das ersehnte Licht endlich nicht von der Sonne kam, sondern von einer sturmgepeitschten Feuersglut, deren Qualm nur hie und da das Morgenroth einer besseren Zukunft durchscheinen ließ. Man bedenke dieß und tadle nicht, sondern erprobe die eigene Kraft im Ringen nach den Zielen, die jene ins Auge gefaßt hatten, ohne zu erleben, daß man auch nur die näheren völlig erreicht hätte. — Einen der Edlen, deren Ideale Oesterreichs schwer gefügiger Wirklichkeit weit vorangeeilt waren, der Besten einen haben wir ins Grab gelegt. Er ruhe im Frieden! —

Kleine Mittheilungen.

(Temperatur-Abnahme mit der Höhe. — Blitzableiter.) Professor Dr. Dellmann veröffentlichte in einem in jüngster Zeit erst erscheinenden größeren Werke mehrere Artikel meist meteorologischen oder ähnlichen Inhaltes, wovon die zwei nachfolgenden des interessanten Inhaltes wegen es allerdings verdienen, der größeren Verbreitung halber hier in diesen Blättern reproduzirt zu werden. Der erste trägt die Ueberschrift: „Abnahme der Temperatur mit der Höhe." Da heißt es nun ferner: „Die Versuche, welche in den letzten Jahren in England mit Luftballons in ziemlicher Anzahl angestellt worden sind, haben folgende Resultate ergeben:

	Höhendifferenz.			Temperaturabnahme.	
Von	5000 — 6000	Fuß	englisch	1·22	Grad
„	6000 — 7000	„	„	1·20	„
„	7000 — 8000	„	„	1·16	„
„	8000 — 9000	„	„	1·16	„
„	9000 — 10000	„	„	1·16	„
„	10000 — 11000	„	„	1·16	„
„	11000 — 12000	„	„	1·16	„
„	12000 — 13000	„	„	1·11	„
„	13000 — 14000	„	„	0·98	„
„	14000 — 15000	„	„	0·93	„
„	15000 — 16000	„	„	0·93	„
„	16000 — 17000	„	„	0·84	„
„	17000 — 18000	„	„	0·80	„
„	18000 — 19000	„	„	0·80	„
„	19000 — 20000	„	„	0·67	„
„	20000 — 21000	„	„	0·58	„
„	21000 — 22000	„	„	0·58	„
„	22000 — 23000	„	„	0·44	„
„	23000 — 24000	„	„	0·58	„
„	24000 — 25000	„	„	0·49	„
„	25000 — 26000	„	„	0·44	„
„	26000 — 27000	„	„	0·44	„
„	27000 — 28000	„	„	0·44	„
„	28000 — 29000	„	„	0·36	„

Die vorstehenden Zahlen sind die Mittel aus allen Versuchen. Da die Reihe noch manche Unregelmäßigkeiten enthält, so ist die Zahl der

Versuche noch nicht groß genug gewesen. Uebrigens übertrifft sie an Genauigkeit bei weitem alle Angaben, welche bisher über diesen Gegenstand bekannt geworden, da die einzelnen Versuche mit der größten Sorgfalt gemacht wurden.

Gegen die bisherigen Annahmen wurde bei diesen Versuchen stets gefunden, daß starke Luftströmungen in den höheren Schichten der Atmosphäre fehlen. Die höchste Höhe, welche je erreicht worden, betrug bei diesen Versuchen 1·92 deutsche Meilen. Von 6 mitgenommenen Tauben wurden 4 in verschiedenen Höhen freigelassen, eine in der Höhe von etwa einer deutschen Meile, welche wie ein Stein hinabfiel. Von den beiden zur Erde mitgebrachten war die eine todt, die andere erholte sich allmählig. Es beträgt somit nach dieser Tabelle die Temperaturabnahme von 5000 bis 29000 englische Fuß die Summe von 19·63 Graden.

Im 2. Artikel „Blitzableiter" spricht der Verfasser wie folgt:

„Am 18. Februar 1860, Abends von 6 bis 10 Uhr, wüthete ein Gewittersturm über Belgien und einem Theile von Rheinpreußen, schlug in 22 Kirchen ein und in noch einige andere Gebäude, veranlaßte 14 Feuersbrünste und 2 Kirchen brannten vollständig ab. Von allen diesen Kirchen hatte nur eine einzige einen Blitzableiter, und diese war auch die einzige, welche unbeschädigt blieb. Diese Thatsachen veranlaßten die Behörden, den Gemeindevorständen die Errichtung von Blitzableitern auf den Kirchen dringend zu empfehlen, und die belgische Akademie, zweckmäßige Vorschläge, welche die Wissenschaft billigen muß, zur Verbesserung der Blitzableiter zu machen. In Rheinpreußen wurde vielfach eine neue Einrichtung bei Blitzableitern seitdem eingeführt und in populären Blättern sogar empfohlen, welche die Brüsseler Akademie mit Recht verworfen hat. Es ist nämlich ein Drahtseil statt des massiven eisernen Konduktors. Man will diese Einrichtung dadurch rechtfertigen, daß sie eine bessere Leitung gewähre als die alte, und beruft sich dabei auf die Telegraphenleitungen. Die Telegraphendrähte haben aber einen galvanischen Strom, sie haben Elektricität von geringer Spannung zu leiten, weßhalb die geringste Unterbrechung der Leitung die Bewegung verhindert. Durch den Blitzableiter strömt aber Elektricität von sehr starker Spannung, und Jeder weiß, wie leicht der Blitz von einem Leiter zum andern überspringt. Deßhalb ist auch die Untersuchung der Güte einer Blitzleitung mittelst eines galvanischen Stromes ganz unzuläßig. Eine Blitzableitung kann sehr gut sein, ohne diese Probe zu bestehen.

Das Drathseil hat aber als Blitzleitung zwei bedeutende Fehler. Der eine besteht darin, daß der Regen zwischen die einzelnen Drähte

eindringt und Rost verursacht. Ob das nur an einem oder vielen Punkten der ganzen Leitung geschieht, ist gleichgültig und wie leicht geschieht es bei Anwendung aller Vorsicht wenigstens an einem Punkte. Da das Rosten im Innern des Seiles geschieht, kann es nicht einmal bemerkt werden. — Der zweite Fehler ist der, daß ein Seil aus einzelnen Drähten unmöglich mit der Auffangstange und mit der Bodenleitung so verbunden werden kann, daß alle einzelnen Drähte mit beiden in gleiche metallische Berührung kommen. Dadurch wird veranlaßt, daß beim Einschlagen auch ungleiche Mengen Elektricität durch die einzelnen Drähte gehen. Da man die Seile ohnehin dünn nehmen muß, damit sie nicht theurer werden als Stangen, so wird also leicht beim Einschlagen durch einen oder mehrere Drähte zu viel Elektricität gehen, d. h. mehr als sie aushalten können. Einzelne Drähte werden also sehr leicht durchschmelzen, wodurch das Seil bald vollständig untauglich wird.

In der englischen und französischen Marine hat man seit 10 Jahren einen Blitzableiter von dem Engländer Snow Harris eingeführt, welcher sich vortrefflich bewährte; viele Menschen sind durch denselben bereits gerettet und große Summen gespart worden." — Es ist daher sehr zu bedauern, daß der Herr Verfasser des vorstehenden Artikels die praktische Einrichtung und Beschaffenheit eines solchen preiswürdigen Assekuranzmittels gegen die Luftelektricität nicht näher beschrieben und angegeben hat, wie ein solches bei größtmöglichst geringen Kosten herzustellen sei, sondern bloß andeutete, wie es nicht sein soll. Aber auch dieser Fingerzeig ist schon des Dankes werth. Vielleicht erfahren wir es noch künftighin, oder vielleicht ist es sonst Jemanden bekannt, der es zu publiziren den guten Willen hat. Raimund Kaiser.

(Ein frisch vom Himmel gefallener Meteorstein.) Am 25. August v. J. fielen in Algier Meteorsteine nieder. Ein Eingeborener, der einen solchen Stein in einer Entfernung von etwa 20 Schritt niederfallen sah, gibt darüber, nach einer Mittheilung des Herrn Daubrée in der Akademie der Wissenschaften zu Paris wörtlich folgende Beschreibung.

„Es war etwa Mittag, als ich vom Walde heimkehrend plötzlich ein heftiges Krachen wie von mehreren Kanonen hörte. Ich erschrack und blickte nach allen Seiten. Es konnte kein Donner sein, denn kurz vorher war der Himmel ganz heiter gewesen. Fast in demselben Moment vernehme ich ein Knattern in der Luft. Ich blickte in die Höhe, ich sah eine Wolke und etwas Schwarzes, das auf meinen Kopf zustürzte. Ich beugte mich zur Erde und empfahl Gott meine Seele, weil ich dachte,

ich müßte von dem Gegenstande, der vom Himmel fiel, zermalmt werden. Aber im Moment fiel der Körper neben mir nieder und wirbelte eine Staubwolke auf. Ich lief nach dem Orte und sah einen Stein. Indem ich ihn aus dem Loche, das er gemacht hatte, herausziehen wollte, mußte ich sofort meine Hand zurückziehen, denn er war ungemein heiß. Ich wartete einige Zeit, dann suchte ich andere Leute mit Hacken und wir zogen Abends den Stein heraus, nachdem er fast ganz abgekühlt war u. s. w."

Zur selben Stunde des 25. August sah man in einem andern Bezirke von Algier in einer Entfernung von 4800 Meter von diesem Orte einen zweiten Stein niederfallen. Wahrscheinlich aber sind noch mehrere Steine mit diesen beiden gesehenen niedergefallen, aber in diesen wenig bevölkerten Gegenden entzogen sie sich der Beobachtung und bleiben in ihren Löchern stecken, bis sie zufällig wieder entdeckt werden.

Der erste Stein, über dessen Niederfallen der oben wörtlich angeführte Bericht vorliegt, hatte eine unregelmäßige Gestalt und ein Gewicht von etwa 27 Kilogramm oder 50 Zollpfund. Das Loch, das er in der Erde zum großen Theil in einer Schicht von hartem Kalkstein gemacht hatte, war 50 Centimeter oder 19 Zoll rh. tief und hatte ganz glatte Wände.

Ein etwa 13 Pfund schweres Stück dieses Steines kam nach Paris und wurde von Herrn Daubrée untersucht. Es besteht danach im Ganzen aus einer steinigen, aschgrauen, feinkörnigen Masse, die Glas leicht ritzt. In ihr sind eine große Anzahl von Körnern mit metallischem Glanz eingestreut, welche theils stahlgraue, magnetische Nickeleisenkörner, theils bronzegelbe krystallinische Schwefeleisen- und messinggelbe Schwefelkieskörner, theils endlich schwarze Körner von Chromeisen sind.

Die einschließende Steinmasse besteht der Hauptsache nach aus kieselsaurer Magnesia und kieselsaurem Eisen und zeigt unter dem Mikroskop kleine durchsichtige Krystalle, welche in den verschiedensten Formen von den andern Bestandtheilen durchzogen und abgerieben sind.

Aehnliche Spuren von starker Reibung sieht man an größern durch den Stein verlaufenden ebenen Flächen in den Streifen, die sie zeigen.

An der Oberfläche ist der Stein mit einer Glasur überzogen, die an einzelnen Stellen, wo sie kleine Spalten vorfand, gegen das Innere vorgedrungen war.

Ein kleines Stückchen, das nicht mit Glasur bedeckt, zeigt, wenn es in der Löthrohrflamme stark erhitzt wird, denselben Glanz und ganz dasselbe Aussehen, wie es der ganze Meteorstein beim Durchgang durch die

Erdatmosphäre darbietet, und überzieht sich ebenso wie der ganze Stein mit einer dünnen Glasur.

Die interessanteste Entdeckung an diesem Meteorstein ist jedoch, daß in demselben das Vorkommen von in Wasser löslichen Salzen festgestellt ist. Obschon eine gründliche chemische Prüfung noch nicht vorgenommen ist, so ist das Vorhandensein von Chlornatrium (Kochsalz) und kohlensaurem Natron sicher nachgewiesen. Nun ist zwar das Vorkommen des Natriums in den Himmelskörpern schon durch die Spectralanalyse ermittelt worden, aber die Verbindungen des Natriums konnte uns die Spectralanalyse nicht verrathen. Wir müssen daher dem vom Himmelsraume kommenden Boten für seine Nachricht, daß dort das Natrium sich eben so mit dem Chlor zum Kochsalz verbunden hat, wie auf unserer Erde, um so dankbarer sein, weil diese Botschaft eine ganz frische und deßhalb ungefälschte war und weil unsere Erde in ihrem Verwandtschaftsgrade zu den Himmelskörpern dadurch einen weitern Schritt vorwärts gemacht hat.

(Ueber die Einnahmen und Ausgaben der Meere.) Wie jeder geregelte Haushalt hat auch jedes Meer ein Einnahme- und ein Ausgabekonto. In das erstere müssen die Wassermengen eingetragen werden, die ihm durch den niederfallenden Regen und von den einmündenden Flüssen zugeführt werden. Seine Ausgaben hingegen bestehen in der Verdunstung, die fortwährend an seiner Oberfläche stattfindet.

Ueber das Verhältniß, in dem die Einnahmen und Ausgaben zu einander stehen, hatte der Amerikaner Maury die Ansicht aufgestellt, daß sich beide gerade decken, daß also jedem Meere durch Regen und von den Flüssen jährlich so viel Wasser zugeführt wird, als es in jedem Jahre durch die Verdunstung verliert.

In einer sehr interessanten Arbeit hat nun der Naturforscher Nowak am Caspischen Meere die Probe auf dies Exempel gemacht. Er berechnete zuerst als erste Einnahmsquelle die Regenmenge, die diesem Meere jährlich zugeführt wird und fand dieselbe so groß, daß sie die ganze Oberfläche des 8400 deutsche □Meilen großen Meeres mit einer Wasserschicht von 27 Zoll Dicke bedecken würde. Dazu addirte Nowak die Wassermenge, die die Flüsse zuführen, und zwar bringt die Wolga allein jährlich 273.000 Millionen Cubikmeter Wasser und alle übrigen Flüsse zusammen mindestens ebensoviel. Vertheilte er diese in Cubikmetern gefundene Wassermenge der bequemen Rechnung wegen wieder über die ganze Meeresoberfläche, so gab sie eine Schicht von 42½ Zoll

Dicke. Im Ganzen also erhält das caspische Meer jährlich eine Wassermenge, die über seine ganze Oberfläche vertheilt, den Wasserspiegel um 69½ Zoll erhöhen müßte. Den Wasserverlust durch Verdunstung bestimmte er nach den für das mittelländische Meer beobachteten Zahlen. Dort beträgt die jährliche Verdunstung eine Wasserschicht von 36½ Zoll. Nahm nun Nowak für die Verdunstung des caspischen Meeres dieselben Werthe an, und dieß durfte er, weil beide Meere ungefähr unter denselben Breitegraden liegen, so kam er nach Abzug der Ausgaben von den Einnahmen zu dem Resultat, daß der Wasserspiegel jährlich um 33 Zoll steigen muß.

Es folgte demnach aus dieser Berechnung, daß die Ansicht von Maury über die Gleichheit der Einnahmen und Ausgaben für das caspische Meer wenigstens eine falsche sei.

Aber auch das Resultat, das Nowak erhielt, daß nämlich das Meer jährlich um 33 Zoll steige, stimmt mit der Wirklichkeit nicht überein. Vielmehr hatte er selbst neben anderen Forschern gefunden, daß das Niveau des caspischen Meeres jährlich wenn auch um eine kleine Größe sinkt. Es drängte sich also die Frage auf, wo die so bedeutenden überschüssigen Wassermengen hingerathen?

Nowak gibt darauf in seiner Arbeit folgende Antwort: Das überschüssige Wasser fließt durch Spalten des Meeresgrundes nach einem großen unterirdischen Hohlraum. In diesem Hohlraum, den wir uns in sehr großer Tiefe denken müssen, wird das Wasser durch die ungeheure Hitze des Erdinnern theils chemisch zersetzt, theils in einer großen Circulation nach den fernsten Gegenden getrieben, um die vielen Quellen der Erdoberfläche zu speisen. Da nun die Quellen ihr Wasser den Flüssen anvertrauen, die es wieder dem Meere zuführen, so sehen wir hier ein gutes Muster eines praktischen Wirthschaftssystems verwirklicht, denn es werden hier die Ueberschüsse der Haushaltung dazu verwendet, die Einnahmequellen zu vermehren.

(Ueber das Verkommen der Arbeiter in den großen Städten Englands) hat ein Manchester Arzt, Dr. Morgan, eine Broschüre veröffentlicht, die großes Aufsehen erregt. Der Verfasser glaubt aus der übermäßigen Zusammenhäufung der Bevölkerung in den großen Städten den vollständigen physischen Verfall des englischen Volkes voraussehen zu müssen. Gestützt auf langjährige ärztliche Erfahrung und ein sorgfältiges Studium der Gesundheitsstatistik, entwirft er von dem typischen Fabriksarbeiter Manchesters folgendes traurige Bild: Dem Arbeiter fehlt es an dem physischen Kerne und sein Muskelsystem besitzt selten die rechte Spannkraft. Sein Puls, der bei der geringsten Aufregung oder

Anstrengung die größten Veränderungen zeigt, bekundet die Schwäche des Herzens. Seine Füsse sind kalt, die Blutadern geschwollen und er ist dem Schwindel unterworfen. Seine Lippen sind blaß und die Wangen blutlos, Nervenkrankheiten sind bei ihm häufig und Zähne, Augen, Haar, Haut und Drüsen, Alles beweiset die Abwesenheit der rechten Spannung des Nervensystems, worauf die gesunde Thätigkeit des leiblichen Organismus so wesentlich beruht. Bei denen, welche auf dem Lande geboren und erzogen sind und erst in einem späten Alter nach Manchester und den anderen großen Städten ziehen, zeigen sich diese Symptome des Verfalles zwar weniger als bei den inmitten der verderblichen Einflüsse aufgewachsenen, aber auch bei ihnen erschienen sie in einem Grade, den man als eine nationale Calamität betrachten müsse. Der Verfasser weist dann aus vergleichenden Tabellen nach, um wie viel größer die Sterblichkeit und um wie viel kleiner die Anzahl der Geburten in den großen Fabriksstädten als auf dem Lande ist, und führt dafür drei Hauptmomente an. Zuerst die verdorbene Luft in den Häusern, Fabriken und Straßen der Städte, insbesondere Manchesters. Die Phänomene, welche sich durch meteorologische Beobachtungen in letzterer Stadt herausstellen, sind überraschend. In der Mitte der Stadt ist die Durchschnittstemperatur im Winter acht Grad höher, im Sommer fünf Grad niedriger als in den äußeren Theilen. Die Erklärung davon sei leicht. Eine dichte Masse schädlicher, gasiger Dünste, welche die wärmsten Strahlen der Sommersonne nicht zu durchdringen vermöchten und die im Winter die Ausstrahlung der Erdwärme verhindert, hänge beständig über der Stadt. Ozon, das geheimnißvolle Lebenselement, wird in der Mitte der Stadt nie wahrgenommen, während es in den Vorstädten in beträchtlicher Quantität zu gewinnen ist; was der Luft an Ozon abgeht, wird durch Schwefel ersetzt. Kein alkalinischer Regen fällt im eigentlichen Manchester und enthält der Regen so viel Säure, daß ein Tropfen das Lackmuspapier zu färben hinreicht, und die Sterblichkeit zeigt sich durchaus am größten, wo die Luft am meisten mit organischen Unreinigkeiten versetzt ist. Zu der vergifteten Atmosphäre kommt als zweite Ursache die Syphilis, woran die Bevölkerung von Manchester in furchtbarem Grade leide. In dem Zeitraume von zwei Jahren sind nach Dr. Morgan allein in den öffentlichen Anstalten 6000 Fälle bei Armen zur Kenntniß gekommen. Ein dritter Umstand, woraus sich der Verfall, die unzähligen Fälle von frühem Tode und von kinderlosen Ehen in der Arbeiterbevölkerung erklärt, sei das unmäßige Branntweintrinken, das in den großen Städten Englands ungleich verbreiteter als auf dem Lande und besonders auch, was auf dem Lande verhältniß-

mäßig selten, bei dem weiblichen Geschlechte vorkomme und dieses unter das Thier herabwürdige. Solchen Einflüssen seien die in den Großstädten zusammengedrängten Millionen unterworfen, die sich noch beständig vom Lande derart recrutiren, um die Bevölkerung des Letzteren zu einer stationären zu machen.

Meteorologisches.

Witterung im März 1866.

Der vergangene Monat war durch schwachen Luftdruck, hohe Luftwärme, besonders aber durch reichliche Niederschläge gekennzeichnet. In Klagenfurt waren die Mittel dieser Witterungselemente folgende: (die eingeschlossenen sind die normalen) Luftdruck 317·2 (319·5), Luftwärme + 3·6 (+ 1·4), Luftfeuchtigkeit + 82 (77), Niederschlag: Schnee 1·1 (0·9), Regen 3·1 (0·7) Zoll hoch. Tage mit Niederschlägen 19 (10). Es wurde seit 1813, wo die Beobachtungen beginnen, nie im März so viel Niederschlag beobachtet. (3·9 im Jahre 1865 war das meiste, wovon aber nur 0·3 Regen, alles Uebrige Schnee war). Wärmer war der März 1863 (3·7), 1862 (3·6), 1859 (4·3, der wärmste), 1846 (4·3), 1836 (4·0), 1822 (4·1). So tiefer Barometerstand wurde nur 1855 (317·0) beobachtet.

An den übrigen Beobachtungsstationen war der März überall warm und reich an Niederschlägen. Die mittlere Wärme war in Lölling, Micheldorf, Tiffen, Gottesthal, Sachsenburg über + 3, an den meisten übrigen um 2·5; in St. Peter 1·4t, am Hochobir — 3·4 (Mittel aus 20 Jahren — 4·6). Die Wärme erreichte überall ein Maximum von nahe + 10 und ein Minimum von — 2 bis 4 Grad, am Hochobir — 8·0, am Jaukenberg — 10. — Die Niederschläge kommen an den meisten Orten denen von Klagenfurt nahe, erreichten jedoch in den Kalkalpen eine enorme Höhe: Saifnitz 9·7, Würmlach in Raibl gar 15·2 Zoll (welche Menge nur im September 1864 noch übertroffen wurde).

Die durch den niederen Barometerstand, hohe Luftwärme und die häufigen als Regen auftretenden Niederschläge weisen auf das Vorherrschen der südwestlichen Luftströmung hin, an höheren Beobachtungsorten, bei uns am Hochobir wurden diese direct und häufig auch als Stürme verzeichnet, so am 1. Nachts und Morgens, am 3. und 4., am 9., wo der Schnee bei starkem Südweststurm in Massen fiel, vorzüglich aber vom 16. bis 20., wo der Sturm fast ununterbrochen anhielt.

Im hohen Norden von Europa herrschte im ganzen Monat strenge Kälte (besonders um den 12. bis 14., wo in Haparanda — 22·2, Petersburg — 20·0, Hörnesand [Schweden] — 17·0 beobachtet wurden) und hielt den ganzen Monat an, indem noch am 27. in Haparanda — 17·6, Hörnesand — 16·0, Petersburg — 11·0 notirt sind.

Mittheilungen aus dem Geschichtverein.

Mit Tode abgegangen sind die Vereins-Mitglieder: Se. Excellenz Herr Georg Graf v. Thurn-Vallesassina, k. k. geheimer Rath, Feldzeugmeister 2c. 2c. 2c., und der hochwürdige Herr Ferdinand Steinringer, Abt des Stiftes St. Paul, in welchen beiden der Geschicht-Verein den Verlust vorzüglich gütiger, großmüthiger Gönner und Förderer seiner Interessen zu beklagen hat.

Ausgetreten ist das Vereins-Mitglied: Herr Josef Baron v. Grimschitz, pens. k. k. Statthaltereirath.

Als Geschenke sind dem Geschicht-Vereine gütig gewidmet worden:

1. Von dem im August 1865 verstorbenen Herrn Johann Czehan, k. k. Oberstlieutenant in Pension 2c. 2c., durch testamentarische Verfügung:

a) Viaggio di Anacarsi il Giovine nella Grecia. Dot Sgr. G. J. Barthèlemy. Atlante 1835.

b) Disegni di monumenti storici Veneziani esistenti presso il Signor D. Zoppatti di Venezia.

c) Documente, betreffend die Kriegsereignisse der Jahre 1809, 1813—1815, 1820, 1848 und 1849.

d) Große Bronce-Medaille auf Fürst Karl v. Auersperg.

e) 2 Kupfermünzen der römischen Republik von 1849.

f) 17 Stück Schwefelabgüsse verschiedener Medaillen und 7 Stück Gypsabgüsse von antiken Gemmen.

g) 2 kleine Mauerstücke mit Malerei aus dem Zollfelde.

2. Vom Herrn Doctor Anton Schmidt, pensionirten k. k. Ministerial-Secretär 2c.: Newe Bergkwergs Ordnung Bambergischer herschafften in Kerndten. Anno 1550 auffgericht (sehr seltenes Druckwerk).

3. Vom Herrn Felix Mathias Klatzer, Beamten der kärntnerischen Handelskammer:

a) Erste Sammlung nützlicher Unterrichte, herausgegeben von der k. k. Gesellschaft des Ackerbaues und nützlicher Künste im Herzogthume Krain, auf das Jahr 1770.

b) Eine Sammlung von Partezetteln und Telegrammen.

c) Lithographirte Bildnisse der chinesischen Familie Cung Atai.

d) 1 Silberstück: 1½ venetianische Lire, 1802, — und 1 Abdruck einer Medaille in Kupfer.

4. Vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen:

a) Dessen Mittheilungen, III. Jahrgang, Nr. 4—6; IV. Jahrgang, Nr. 1—3.

b) Beiträge zur Geschichte Böhmens.

c) Jahresbericht für 1864/65.

5. Vom Herrn P. Beda Schroll, Capitular und Archivar des Stiftes St. Paul: die von ihm mitgetheilten Lehenverzeichnisse des Benedictinerstiftes St. Paul in Kärnten aus dem 15. Jahrhunderte.

6. Vom Herrn Dr. Karlmann Tangl, jubilirten k. k. Universitäts-Professor 2c. in Graz: die von ihm verfaßte Schrift: „Römerdenkmale zu Töplitz bei Warasdin in Kroatien."

7. Vom Naturhistorischen Landes-Museum von Kärnten: dessen Jahrbuch, siebentes Heft.

8. Vom Museum Francisco-Carolinum in Linz: dessen 25ften Jahresbericht und die 20ste Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Oesterreich ob der Enns.

9. Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften: Neues Lausitzisches Museum, 42ster Band.

10. Vom historischen Vereine in Bamberg: dessen 28sten Jahresbericht für 1864/65.

11 Die Märchen des Siddhi-Kür. Kalmükischer Text mit deutscher Uebersetzung und einem kalmükisch-deutschen Wörterbuche, herausgegeben von B. Jülg. (Geschenk vom Herrn Herausgeber, Ehrenmitgliede des Geschicht-Vereines.)

12. Von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich:

a) Fortsetzung und Schluß der Geschichte der Abtei Zürich.

b) Mittheilungen, Hefte 27, 28, 29; enthalten die Glasgemälde im Kreuzgange zu Kloster Wettingen (mit Illustrationen).

Die römischen Ansiedlungen in der Ostschweiz (mit Illustrationen).

Ueber alte Oefen in der Schweiz, namentlich im Canton Zürich.

c) Jahresberichte Nr. 17, 18 und 21.

13. Vom germanischen Museum in Nürnberg: Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit, Nr. 1, Jahrgang 1866 (mit 1 Illustration).

14. Von der historischen Gesellschaft in Basel: Beiträge zur vaterländischen Geschichte, 8ter Band (mit Kunstbeilagen).

15. Von der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde: Vereins-Mittheilungen für 1863 und 1865.

16. Vom Vereine für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M.:

a) Archiv für Frankfurt's Geschichte und Kunst, dritter Band (mit Abbildungen).

b) Oertliche Beschreibung der Stadt Frankfurt am Main, von J. G. Batton, 3tes Heft.

c) Johann David Passavant; ein Lebensbild von Doctor Adolf Cornill; 2 Hefte.

d) Mittheilungen des Vereines an die Mitglieder, 2 Hefte.

17. Von der k. baierischen Akademie der Wissenschaften: Sitzungsberichte für 1865, 2 Hefte.

18. Vom Voigtländischen Alterthums-forschenden Vereine in Hohenleuben: dessen Jahresberichte Nr. 34 - 36.

19. Von der k. k. statistischen Central-Commission in Wien: Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik, XII. Jahrgang, 2tes und 3tes Heft.

20. Vom Herrn Leopold v. Hueber, Vorstande des kärntnerischen Landesbauamtes 2c. 2c.:

a) Neue Feuer-Ordnung der Haupt-Statt Clagenfurt, Anno 1693.

b) Der Reise-Secretär, von Fr. Raffelsberger.

c) Wegweiser durch Europa, von Franz Raffelsberger.

d) Deutsch-lateinisches Lexikon von Weißmann, 1758.

21. Vom Herrn Peter Freiherrn v. Sardagna, k. k. Major in Pension: Militär-Schematismus des österreichischen Kaiserstaates für 1863.

22. Vom Herrn Ignaz Mayer, k. k. Hauptmann in Pension 2c. 2c.:

a) Landshandveste des Erzherzogthumbs Khärndten (sehr wohl erhaltenes Exemplar).

b) Der Feldzug der österreichischen Armee in Italien im Jahre 1848.

c) Oesterreichs tapfere Söhne, Erinnerungen aus Italien und Ungarn von 1848 und 1849 eines Veteranen (verfaßt vom Herrn Geschenkgeber).

d) Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813, von einem höheren Offizier der preußischen Armee, 1ter Band.

e) Allgemeiner Bericht des eidgenössischen Oberbefehlshaber über die Bewaffnung und den Feldzug von 1847 (mit 6 Plänen).

f) Oesterreichisch-militärische Zeitschrift, 3 Bände.

g) Abrichtungs-Reglement für die k. k. Linien-Infanterie, 1843. Mit 1 Band Pläne.

h) Exercier-Reglement für die k. k. Linien-Infanterie, 1844.

i) Die Manövrir-Instruction der k. k. Infanterie in Kürze dargestellt von Fr. von Enhuber, 1842.

k) Mars und Psyche, der Kriegerstand. Abendstunden eines Veteranen (Manuscript); verfaßt von J. J. Mayer, k. k. Hauptmann in Pension und Besitzer des Militär-Dienst- und Verdienstkreuzes, 1858.

23. Vom Herrn Anton Ritter von Millesi, k. k. Finanz-Procuraturs-Adjuncten in Klagenfurt: Sammlung des baierischen Bergrechtes mit einer Einleitung in die baierische Bergrechts-Geschichte, von Johann Georg Lori, 1764.

24. Vom Herrn Lorenzo d'Orlandi, Director des k. k. Museums in Cividale; Ehrenmitgliede des kärntnerischen Geschicht-Vereines &c.: Carceri Romane in Cividale, rilevate dall' ingegnere A. Nussi, 1861 (mit 1 Heft Illustrationen).

25. Vom Herrn Johann Abermann, Pfarrer zu Glanhofen:

a) Sancti Caroli Borromei Instructiones Pastorum, 1762.

b) Confirmationsbrief für den Pfarrer Lukas Markowitz zu Glanhofen ddo. 19. Mai 1769.

26. Vom Herrn Achatz, Studirenden:

a) 16 Stück Original-Urkunden auf Pergament (1 aus dem 15ten, 9 aus dem 16ten, 3 aus dem 17ten und 2 aus dem 18ten Jahrhunderte), darunter 10 mit anhängenden Siegeln, und 5 Urkunden auf Papier (1 aus dem 16ten, 1 aus dem 17ten, 3 aus dem 18ten Jahrhunderte).

b) 2 Aquarell-Gemälde (Heiligenbilder), mit aufgelegten Seidenblumen eingerahmt (Arbeit aus dem 18ten Jahrhunderte).

27. Vom Herrn Johann Nepomutzky, jubilirten Chorregenten der Stadthauptpfarrkirche St. Egyden in Klagenfurt: die Büste weiland Seiner Eminenz des Fürstbischofes von Gurk, Franz Xaver Altgrafen von Salm-Reifferscheid, aus weißem Marmor verfertigt vom Bildhauer Johann Propst, Anno 1802.

28. Vom Herrn Franz Franzißi, Gleismüller-Beneficiaten &c. in St. Veit: 2 alterthümliche Figuren aus Holz geschnitzt (St. Elisabeth und ein Bettler) aus dem 17ten Jahrhunderte.

29. Vom Herrn Josef Welwitsch, Pfarrer zu Wachsenberg: ein in der Ruine der alten Veste Rauchenkatsch gefundenes kleines Pulverhorn aus Eisen mit eingelegten silbernen Figürchen (aus dem 16ten Jahrhunderte).

30. Vom Herrn Professor Dr. Karlmann Flor, Ausschuß-Mitgliede des kärntnerischen Geschicht-Vereines: Abklatsch eines Runen-Kalenders, welcher auf einem dem germanischen Museum in Nürnberg aus Kopenhagen zugekommenen Holzstabe sich befindet.

31. Von Frau Franziska Weiß, Beamtenswitwe: ein Uhrkasten und ein Bild mit Seidenblumen verziert, beide Stücke aus dem 18ten Jahrhunderte.

32. Vom Herrn Thaddäus Holler, Studirenden: 1 antike Silbermünze (Diva Faustina) und 1 antike Kupfermünze (Tit. Claudius), beide aus dem Zollfelde.

33. Vom Vereine für Landeskunde von Niederösterreich in Wien: Blätter für Landeskunde von Niederösterreich, Jahrgang 1865, Nr. 7—18.

34. Vom Herrn Josef Schmid, Bezirks- und magistratlichen Wundarzte &c. in Klagenfurt: die Schlüssel vom inneren und äußeren St. Veiter-Thore der Festung Klagenfurt (besonders willkommenes Geschenk).

Ankäufe.

Ernst Förster's „Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei", 241ste bis 250ste Lieferung.

Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, 11ter Jahrgang, 1tes Doppelheft.

Dr. J. C. Bluntschli's deutsches Staats-Wörterbuch, 91stes und 92stes Heft.

Landes-Regierungsblatt für das Herzogthum Krain (enthält das alphabetische Ortschaftenverzeichniß von Krain).

Uebersicht der Gerichts- und politischen Landeseintheilung des Kronlandes Tirol und Vorarlberg.

Zur Geschichte deutscher Volksrechte im Mittelalter, von A. Fr. Gfrörer, 2ter Band.

Klagenfurt wie es war und ist, von Heinrich Hermann.

Zwei kleine Pulverhörner (eines mit eingelegten Elfverzierungen, eines aus Elfenbein) aus Landskron.

Mittheilungen aus dem naturhistor. Landes-Museum.

Der Jahresbeitrag pro 1866 wurde von folgenden Mitgliedern entrichlet:

Die Herren: Se. Hochw. J. M. Achatz, infulirter Dompropst 2 fl. 10 kr., Dr. Arnold Freiherr von Aichelburg 3 fl. 15 kr., Dr. Ritter von Aichenegg in Wien 10 fl., Dr. Karl Birnbacher 5 fl., Arthur Breycha, Staatsanwalt-Substitut 3 fl., Dr. Johann Burger, k. k. Gymnasialdirektor 5 fl., Frau Pauline Burger 3 fl., die Herren: Reinhold Ritter von Buzzi 2 fl., Karl Clementschitsch, Kaufmann 2 fl., Albert Freiherr von Dickmann 5 fl. 25 kr., Eugen Freiherr von Dickmann's Erben 10 fl. 50 kr., Anton Dolar, Kaufmann 3 fl., Graf Gustav v. Egger 42 fl., Frau Gräfin Nothburga von Egger 10 fl. 50 kr., die Herren: Johann Einlcher, Kaufmann 2 fl., Dr. Joseph Erwein, Hof- und Gerichtsadvokat 4 fl. 20 kr., Ferdinand Fortschulgg 5 fl., Dr. Constantin Ritter von Fradeneck, Medicinalrath 5 fl., Frau Franziska v. Fradeneck 3 fl., die Herren: Jos. v. Frauendorf 2 fl., Dr. Adolf Gaggl 2 fl., Fräulein Maria von Gallenstein 2 fl. 10 kr., Herr Simon Geyer, Vicebürgermeister 2 fl. 10 kr., Frau Rosine Glas 2 fl., Se. Excellenz Graf Anton von Goëß, Landeshauptmann 5 fl. 25 kr., Fräulein Susanna Grelptner 3 fl. 15 kr., die Herren: Ferdinand Hauser, kaiserlicher Rath 5 fl., Dr. Paul Hauser 5 fl., Paul Freiherr von Herbert und Baronin Maria von Spinette 84 fl., die Herren: Sigmund Hofmann, Kaufmann 2 fl. 10 kr., Jakob Holler, Sparkasse-Adjunkt 2 fl. 10 kr, Dr. Ludwig Horrath, Hof- und Gerichtsadvokat 4 fl. 20 kr., Leopold von Hueber, Ingenieur 5 fl. 25 kr., Adalbert von Hummelauer 5 fl. 25 kr., Gabriel Jessernigg, Kaufmann 5 fl., Fräulein Pauline Jessernigg 6 fl., Herrn Ferdinand von Kleinmayr's Erben 4 fl. 20 kr., die Herren: Dr. Kraßnigg, Professor 5 fl., Joseph Krippel 2 fl., Georg Kreiner, Kaufmann 3 fl., Lukas Kronig, Berghauptmann 3 fl. 15 kr., Karl Kumpf 2 fl., Eduard Liegel, Buchhändler 3 fl. 15 kr., Eduard Freiherr von Lizlhofen, k. k. Oberst in Prag 5 fl., Ferdinand Ritter von Lizlhofen, k. k. Hofrath in Ofen 3 fl., Eduard Löffler, Inspector 2 fl., Dr. Joseph Luggin 3 fl., Bernhard Maintinger, Kaufmann 2 fl., Alois Maurer, Apotheker 3 fl., Joseph Maurer Söhne 2 fl., Franz Mayr 2 fl., Frau Franziska Menner 5 fl.. Herren Gebr. R. v. Moro 26 fl. 25 kr., Fräulein Josephine von Moro 4 fl. 20 kr., die Herren: Leopold Ritter von Moro 3 fl. 15 kr., Max Ritter von Moro 5 fl. 25 kr., Thomas Ritter von Moro 10 fl. 50 kr. Frau Franziska von Moser 2 fl. 10 kr., die Herren: Paul Mühlbacher 20 fl., Viktor Nagel, Kaufmann 2 fl., Anton Ohrfandl, Kaufmann 3 fl., Eduard von Preschern 5 fl. 25 kr., Georg Prettner 2 fl., J. Ritter von Rainer 21 fl., Fräulein Clementine von Rainer 3 fl., Maria von Rainer 3 fl., Herr Eduard Rauscher 5 fl. 25 kr, Se. Durchlaucht Fürst Rosenberg 12 fl., Michael Rothauer, Kaufmann 5 fl., Frau Auguste von Scheidlin 5 fl. 25 kr., Se. Hochwürden Herr Ferdinand Steinringer, Abt von St. Paul 10 fl. 50.

Geschenke an Naturalien:

Herr Dr. Dreer in Triest überschickte zwei Stücke Lava von der bei Santorin neuentstandenen Insel Aphroessa, welche Herr Schiffslieutenant Baron Lemotte, Kommandant des k. k. Kanonenbotes Reka von dort mitbrachte.

Markus Freiherr von Jabornegg übergab abermals 90 Arten meist seltener und sehr gut präparirter Coleopteren in 237 Exemplaren.

Lukas Kopper, Museumsdiener, ein ungewöhnlich großes Ei einer Hausgans.

Vermehrung der Bibliothek im Schriftentausch.

1. Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. IV. 2
2. Sitzungsberichte der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften zu München. 1865. II. 3 4.
3. Bulletin de la société des sciences naturelles de Neuchatel. Tom. VII.

Roheisen- und Blei-Preise im März 1866.

Die Preise vom rheinländischen und schlesischen Eisen und Blei behaupteten im März denselben Stand wie im Februar, bloß die Bleipreise zu Berlin gingen bei lebhafter Nachfrage etwas höher.

Eisen-Preise.

Per Zollzentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlenroheisen 2 fl. 55 kr. — 2 fl. 70 kr., Cokes-Roheisen affinage 2 fl. 10 kr. — 2 fl. 40 kr., graues 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 40 kr., Schottisches Nr. 1 2 fl. 55 kr. — 2 fl 62 kr., Stabeisen grobes 5 fl. 25 kr. — 6 fl.

Schlesisches Cokesroheisen loco Hütte 2 fl. 18 kr. — 2 fl. 20 kr., Holzkohlen-Roheisen 2 fl. 45 kr. — 2 fl 50 kr., Walzeisen loco Hütte 4 fl. 50 kr., geschmiedetes 5 fl. 25 kr. — 5 fl. 75 kr.

Auf österreichische Meiler à 10 Wiener Centner berechnet:

Köln: Holzkohlenroheisen 28 fl. 60 kr. — 30 fl. 26 kr., Cokes-Roheisen affinage 23 fl. 50 kr. — 26 fl. 89 kr., graues 25 fl. 20 kr. — 26 fl. 88 kr., Schottisches Nr. 1 28 fl. 57 kr. — 29 fl. 45 kr., Stabeisen grobes 58 fl. 80 kr. — 67 fl. 20 kr.

Schlesisches Cokesroheisen loco Hütte 24 fl. 40 kr., — 24 fl. 60 kr., Holzkohlen-Roheisen 27 fl. 50 kr., — 28 fl. 80 kr., Walzeisen loco Hütte 50 fl. 45 kr., geschmiedet 58 fl. 85 kr. — 64 fl. 40 kr.

Blei-Preise.

Per Zollcentner Köln: Raffinirtes Weichblei 10 fl. — 10 fl. 12 kr. Hartblei 9 fl. 25 kr. — 9 fl. 75 kr., Goldglätte 9 fl. 30 kr. — 9 fl. 75 kr., Silberglätte 8 fl. 70 kr. — 9 fl.

Berlin: Blei blieb lebhaft in Frage; Sächsisches 10 fl. 25 kr. — 10 fl. 50 kr., Tarnowitzer 10 fl. 50 kr.

Auf Wiener Zentner berechnet:

Köln: Raffinirtes Weichblei 11 fl. 20 kr. — 11 fl. 34 kr., Hartblei 10 fl. 36 kr. — 10 fl. 92 kr., Goldglätte 10 fl. 42 kr. — 10 fl. 92 kr., Silberglätte 9 fl. 74 kr. — 10 fl. 8 kr.

Berlin: Sächsisches Blei 11 fl. 48 kr. — 11 fl. 76 kr., Tarnowitzer 11 fl. 76 kr.

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ludwig Jbleib. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

№ 5. Mai 1866.

Die Liebe im Gebirge.

Eine Dorfgeschichte aus den Karpathen. Von Dionys Grün.

(Schluß.)

Der Herbst war herangekommen. Die Berge hatten ihre graue Haube angezogen. Der Bäume Füße waren zugedeckt; die Felder lagen öde, aber die Speicher waren gefüllt und der Familienkreis zog an den langen Abenden sich immer enger zusammen. Die Weibsleute saßen am Spinnrocken, Großmutter schabte die Kartoffeln, die Mutter schürte das Feuer; von den Mannsleuten brachte einer die Filzstiefeln für den Winter in Ordnung; der Andere ging ab und zu und hatte bei dem Vieh im Stalle zu thun. Unter diesen Hantirungen war wohl in den meisten Häusern Nachtwächters Lise der Gegenstand des Gespräches; wie sie an den Soldaten hange und seit zwei Wochen gar ein drei Jahre altes Kind im Hause beherberge, das ihr Vater in einer stürmischen Nacht irgendwo in einem abgelegenen Dorfwinkel gefunden haben wollte, das Niemand kannte und welches Lise mit wahrer Muttersorge warte und pflege. Freilich war es ein Aergerniß, daß Lise erst achtzehn Jahre zählte und seit dem Tode ihrer früh verstorbenen Mutter keinen Tag von des Vaters Seite gekommen war; aber was? Keine Mutter ist so grausam, ihr Kind in stürmischer Nacht auszusetzen und vom Himmel herunter kann es doch nicht gefallen sein; Lise ist ein altkluges Mädchen und der Name Soldatenlise komme ihr schon mit Recht zu.

Dieses Mädchen, um es einmal auszusprechen, war bei ihrem Muthwillen, der allenfalls manchmal an Ausgelassenheit grenzte, in der That das sorgloseste, beste Geschöpf. Sie hatte William in jener Nacht, da sie ihn mit feurigem Auge in treuherzigem Freundesverkehr beobachtet hatte, wirklich lieb gewonnen und bewahrte diese Liebe in einem Herzen voll Treue und Unschuld. Die Gerüchte im Dorfe kränkten sie nur um

seinetwillen und weil sie meistens von ihm herrührten; denn, da William in seinen freien Stunden beständig unter den Soldaten steckte, so suchte Lise ihn, der ihr sonst überall auswich, daselbst auf. William pflegte sich aber sogleich davon zu machen und da hatte das verkannte Mädchen in solchen Fällen ihre große Noth, sich den Händen jener Helden zu entwinden. William, der an nichts weniger glaubte, als daß in ihren verführerischen Blicken auch nur der geringste Ernst lag, ging und machte sich in Beschimpfungen Luft. Im Grunde, wer konnte es dem armen William verargen, da es im Dorfe nur wenige Bursche gab, denen Lise nicht schon irgend einmal ein Schnippchen geschlagen; dem warf sie sich an den Hals, als sie eben aus der Mühle kam, aber nur um die weißen Spuren an seinem blauen Wammse und auf dem Gesichte zurückzulassen; den hatte sie Abends in der Dämmerung hinter der kleinen Kapelle abgeschreckt, daß ihm vor Schreck der Bierkrug aus der Hand fiel. Ihren liebsten Spaß aber hatte sie mit den Burschen, wenn sie halbtrunken waren. So hatte sie es im letzten Herbste dem Schmiede Steffen buchstäblich eingetränkt, daß er es gewagt, ohne ihr Wissen bei ihrem Vater um ihre Hand zu werben und der eine plattgedrückte Nase hatte und das R nicht gut aussprechen konnte. Lise wohnte nämlich auf der anderen Seite des Baches, welcher mitten durch das Dörfchen floß, und weil nur eine einzige Brücke, die beim Notarius drunten, hinüber führte, so waren für den übrigen Verkehr Steine in das Wasser gelegt, die ihren Schwerpunkt freilich nicht immer unter dem Wasser hatten. Lise fand den Schmid einmal, als er halb vom Weine beseligt in traulichem Selbstgespräche durch das Dörfchen schaukelte, machte sich an ihn und versprach ihm sogleich ihre Einwilligung zu geben, wenn er ihr nur nach Hause zu ihrem Vater folgen wolle. Doppelt selig taumelte er ihr nach. Am Bache angelangt, ging Lise voran, reichte ihm hübsch die Hand und half ihm sorgfältig von Stein zu Stein; doch auf dem mittleren, der etwas höher hervorragte, ließ sie ihn los, sprang voraus auf des Baches andere Seite und winkte ihm, ihr nur hübsch nachzukommen. Der arme Steffen, der wie auf der Erdachse äußerste Spitze gestellt war, suchte anfangs das Gleichgewicht und begab sich, da nichts helfen wollte, in sein unvermeidliches Schicksal. Plumps! purzelte er in den übrigens ganz unschädlichen Bach, der über ihm hoch in die Höhe spritzte. Als ihr herbeigeeilter Vater sie darüber ausschalt, nahm sie eine ernste Mine an und meinte, es geschähe ihm schon recht, bei dem Saufen komme nie was Gutes heraus, übrigens könne ihm das gar nicht schaden, da er sich ohnehin gewiß seit Pfingstsonntag den Ruß nicht vom Gesichte gewaschen habe. Dabei ging

sie, zog die ihm entfallene Pelzmütze aus dem Wasser und spritzte sie dermaßen aus, daß die ringsum stehenden und murrenden Nachbarn eine weibliche Traufe erhielten, dann reichte sie Steffen wieder die Hand, führte ihn über den Bach zurück, unterwegs scheltend: wie ein ehrlicher Liebhaber sich nur so abscheulich besaufen könne.

Was es aber mit dem dreijährigen Kinde für Bewandtniß hatte, das Lise wie eine Puppe behandelte, es herzlich liebte, und ihm allerlei Namen andichtete, konnte Niemand erfahren. „Es ist oft dem Einen gedacht und dem Andern beschert", pflegte Martin zu sagen und Alles, was man aus ihm herausbringen konnte, war, daß er es in stürmischer Nacht in einem Winkel des Dorfes weinend aufgefunden. Wo? Darüber hielt Martin reinen Mund, seines Nachtwächterlohnes eingedenk, den er zum nächsten Viertel ohne Abzug für seinen Haushalt bedurfte. Nur wenn Lise mit Augen voll Thränen nach Hause kam und ihm vor Schluchzen kaum erzählen konnte, was sie des Kindes halber schon wieder habe erdulden müssen, schrie er sie ungeduldig an: „Sie werden dir doch nicht aufbinden wollen, du habest ein dreijähriges Kind geboren? Und von Mitleid gerührt fügte er da gleich wieder hinzu: Sei ruhig! laß gut sein, mein Kind! Es kommt nach Nacht doch Tag, wenn auch der Hahn nicht kräht.

An der Geschichte mit William und Lenoren muß doch etwas Wahres gewesen sein, denn als Letzterem im Spätherbste seine alte Mutter gestorben war, und er bald darauf eingesehen haben mochte, daß das Haus der Wirthin nicht werde entbehren können, suchte er eines Tages seine Art von Entlassung hervor, einen förmlichen Abschied besaß er sonderbarer Weise nicht; er war wie viele andere im Feld Verwundete, wegen Ueberfüllung der Spitäler behufs ihrer Heilung mit einer kleinen Zulage in die Heimat entlassen worden und seit dem Frieden hat Niemand weiter nach ihm gefragt, so wie William aus Besorgniß in der allgemeinen Calamität, welche auf den Krieg gefolgt war, alles einzubüßen, die Sache so wie sie war auf sich beruhen ließ. Er zog also sein Papier hervor, heftete das Kreuz an sein Wamms und hatte nichts Geringeres vor als zu dem Richter zu gehen und bei ihm um die Hand Lenorens frei und offen zu werben. Man kann hieraus entnehmen, daß William dabei seine guten Gründe gehabt haben mußte.

Es war an einem Sonntagsnachmittage, in der Stube des Richters war es heimlich still; vor Kurzem war auch da die Hauswirthin in eine bessere Welt hinübergeschieden; die blinde Großmutter saß hinter dem Ofen und schabte sich einen großen Apfel, den sie mit dem vor ihr stehen-

den kleinen Paulinchen theilte, zum Lohne dafür, daß sie der hinter ihr auf einem Stuhle sitzenden Lenore still hielt und sich die schönen goldnen Zöpfchen flechten ließ. Der Richter saß an dem schweren eichenen Tisch und stierte in eine Schrift hinein, die ihm soeben von dem nahe gelegenen Amte zugegangen war, drehte sie nach rechts und nach links, weil er ohne Hilfe des Notarius, der gerade zu einem Gevatter in einem nahen Marktflecken gegangen war, nicht lesen konnte. Alles war ruhig und still bis auf das Taktpicken der wohlbeschwerten Pendeluhr und das Knurren des Katers im Winkel auf der Ofenbank.

Bei Williams Eintritt schauderte Lenore zusammen, so daß Paulinens Zöpfchen ihren Händen entglitt, sie selbst entfärbt wie das Steinbild vor der Kirchenthüre vor sich hinstarrte, so daß Paulinchen, welche sich umgewandt, erschreckt mit den Händchen nach ihr patschte. Der Richter, der die vermaledeite Geschichte auch noch nicht ganz vergessen hatte, erhob sich etwas verlegen, ging ihm einige Schritte entgegen, freute sich aber heimlich in William, der gut schreiben und lesen konnte, einen Dolmetsch erwischt zu haben und triumphirte im Herzen schon über den anmaßlichen Notarius, dem er einmal werde zeigen können, wie überflüssig er sei, und wie man auch ohne ihn etwas ausrichten könne. Er faßte sich bald ein Herz und empfing William sehr freundlich. William war entzückt darüber und interpretirte die Schrift so, daß seine Mutter, wenn sie nicht todt wäre und noch hinter ihm hätte stehen können, gewiß reichliche Freudenthränen darüber vergossen hätte. Es besteht hierzuland noch d'e alte Sitte, daß man einem zu Besuche kommenden Gaste den Laib Brod mit einem darauf ruhenden Messer entgegenbringt und ihn nöthigt, sich etwas davon abzuschneiden, worauf dann dieser geschmeichelt, unter Komplimenten ein kleines Abschnittchen macht und es sogleich in Gegenwart des Hauswirthes mit natürlichem Anstande verzehrt. Nur wirklich willkommenen Gästen aber wird diese Ehre erwiesen. Diese Sitte beobachtete denn d.r Richter auch William gegenüber, ja er that noch mehr, von dem Wandschranke herunter hob er den zierlichen Weinkrug und nachdem er bei Lenoren damit nicht hatte ankommen können, kehrte und wandte er sich und nachdem er, nicht ohne Unruhe, seinen Gast nur einige Augenblicke zu verziehen gebeten, verschwand er in der Thür, um selbst in den Keller zu gehen.

Sobald er hinaus war erhob sich Lenore nicht ohne Anstrengung und mit einer Miene der Verzweiflung, dreimal rang sie vor William die Hände, daß er sich entferne, weil sie seinen Anblick nicht ertragen könne. William aber sagte ihr rund heraus, daß er gekommen sei, mit

ihrem Vater offen zu sprechen und daß er dem Verlangen, sein Kind zu sehen nicht länger widerstehen könne. Desto ungestümer aber bat Lenore und beschwor — alles geschah in gehöriger Stille der Großmutter wegen, welche seiner Zeit bei der ganzen Sache hintergangen worden war — William drang heftiger. Lenore bat mit herzzerreißender Geberde; schon fing die Großmutter zu fragen an, und Paulinchen Furcht zu bekommen — als der Richter eben wieder eintrat. Lenore suchte schnell ihren Stuhl zu erreichen, sie bedurfte einer Stütze. Der Richter füllte das erste Glas und trank William zu. William faßte es, trat vor Lenoren und hielt es ihr hin. Sie nahm es zitternd und nippte, und reichte es ihm wieder. William blickte sie fürchterlich an; sie führte es abermals an die erblaßten Lippen, trank, indeß ihr Blick ihn um Erbarmen flehte. In seiner Verzweiflung stürzte William ein Glas nach dem andern hinab. Der Richter überließ sich ganz dem heimlichen Triumphe seines Ehrgeizes.

Doch wie aus seinem Himmel stürzte er, als William, schon etwas geschwätzig in des Weines Metaphern mit seiner Werbung herausplatzte. Die horchende Großmutter legte sogleich von ihrem Ofensitze aus ihr Veto ein. William ward heftig, ungestüm, grob, warf Lenoren ihre Untreue vor und verlangte sein Kind. Die kleine Pauline fängt vor Angst zu schreien an, der aufgeschreckte Kater wirft den Wasserkrug von der Ofenbank herab und springt in weitem Bogen über dessen Trümmern hinweg in einen künstlichen Aufbau von Schüsseln und Tellern hinein, welche nach dem Essen wohlgescheuert an dem Orte zum Trocknen aufgestellt waren. Die Großmutter, nichts anderes meinend als daß die Teller bereits von Kopf zu Kopfe flögen, jammerte aus allen Tonarten, so daß der Feldwaibel von seiner Dachkammer herabgeeilt kam. Er sah William rasen, sah Lenoren leichenblaß, er wußte um beider Verhältniß, man hatte im Dorfe ihm davon erzählt. Er besann sich nicht lange, packte William bei der Brust, schüttelte ihn und warf ihn zur Thüre hinaus. Besorgt kehrte er zu Lenoren zurück; diese aber wandte sich entsetzt von ihm, gleichsam als ob sie auch seinen Anblick nicht zu ertragen vermöchte.

Nachdem es im Zimmer wieder still geworden, der Feldwaibel wieder zurück auf seiner Kammer war, und nur der Richter, wie ein nachhallendes Gewitter, von Zeit zu Zeit einen Fluch rekapitulirend auf den Tisch aufschlug, fing die Großmutter eine lange Predigt an über Soldaten, die alle den Teufel im Leibe hätten und wie sie in jeglichem Dorfe, wo sie noch gewesen, ein und das andere Opfer haben mußten; darauf ließ sie sich in eine Geschichte von Kindesmörderinnen ein — als

Lenore plötzlich einen Schrei ausstieß, der das arme Paulinchen vor Furcht zitternd machte.

„Jesus Maria!" rief die Großmutter, „was ist denn nun wieder geschehen?" „Seht Ihr denn nicht, ärgerte sich der Richter, der herbeieilt, daß Lenore unter sich sinkt!" „Jesus Maria und alle Heiligen! der William hat dem Mädel was angethan. Hörte ichs doch, konnte ichs auch nicht sehen, daß hier etwas vorgefallen — sie hat von ihm getrunken — geschwind eilt zur Schulmeisterin — geht. Daß Gott sich erbarme." So konnte man die verzweifelnde Großmutter jammern hören.

Lenorens Zustand war wirklich bedenkenerregend und die Schulmeisterin, der man so lange etwas zu verstehen eingeredet, bis sie selber daran glaubte, behauptete ebenfalls, Lenore müsse im Tranke etwas erhalten haben. Sie ließ sie rasch ins Bette bringen. Der Richter raufte sich die Haare, schnell ließ er die Geschwornen zusammenrufen und der arme William, der vor des Richters Thüre sich nur mühsam aufgerafft und nach Hause geschleppt hatte, wurde abgeholt und Abends noch ins Gefängniß gebracht. Beim letzten Tumulte wegen Lenorens Ohnmacht hatte sich der Feldwaibel nicht wieder blicken lassen, er hielt sich anfangs still auf seiner Kammer und als es im Hause etwas noch unruhiger zu werden anfing, ging er fort in das Schankhaus.

Am anderen Morgen gab es im Dörfchen wieder vollauf zu sprechen. Fast vor jeder Thür standen die Nachbarn in Rädchen beisammen. Das Mitleid war getheilt, weil auch William fast alle zu Freunden hatte. Allenfalls aber meinte man sei Lenore zu beklagen, deren zartschwächliche Natur dem Gifte kaum werde widerstehen können; so reich, so angesehen und sterben — gewaltsam — in so jungen Jahren! William hätte es anders anfangen mögen. Und wie er sich's nur habe können einfallen lassen, der Richter werde ihm Lenoren geben, ihm, dem armen Invaliden! William müsse nur den Verstand verloren haben, ja, man hätte schon seit längerer Zeit eine Art von Schwermuth an ihm wahrnehmen können.

So und auf derlei Weise wurde herüber, hierüber geredet; „geredet muß ja werden, wozu hätten die Leute sonst die Zunge?"

Wer aber bei diesem Vorfall am meisten litt, das war die arme Lise. Sie konnte Williams bescheidenes gutes Wesen mit dem Gedanken an einen Giftmischer gar nicht vereinbaren. „Wie wehe muß ihm der Wurf gethan haben, von der rauhen Hand des Feldwaibels. Wer wird seiner dort im Gefängnisse warten. William, er, in dem schmutzigen Loch, der an Reinlichkeit so gewohnt ist; wer wird ihm eine Suppe oder sonst einen ordentlichen Bissen reichen, da er im Dorfe gar keinen Verwandten

hat? Sie werden ihn verhungern lassen!" Dieß und noch viel Mehreres durchkreuzte sich in ihrem sonst so ruhigen Köpfchen und zerriß schier ihr kindlich mitfühlend Herz. Aber die Liebe ist erfinderisch, vor Allem beschloß sie ihn nicht verhungern zu lassen. In der Nacht, wenn ihr Vater mit Horn und Hellebarde fortgegangen war und sie ihn schon weit unten im Dorfe rufen hörte, packte sie in ihre Schürze Alles zusammen, was sie entbehren und auch nicht entbehren konnte, schlich heimlich durch das schlafende Dörfchen vor das starke Gitter hin, hinter welchem sie William seufzen hörte, und schob durch die zerbrochenen Fensterscheiben hinein, was hineingehen konnte. Freilich brach fast ihr Herz und bittere Mitleidsthränen mußte sie in die leere Schürze weinen, wenn sie William, des Schlafes beraubt, in folgenden Anklagen etwa hatte ergehen hören: „Sie haben mich verkauft, haben mich zum Krüppel schlagen lassen, indeß sie daheim am eigenen Herde mitten unter Freunden und Gevattern sich weidlich mästeten, und jetzt verhöhnen sie mich noch!" — Es war herzbrechend, wer ihn so hatte klagen hören. Mehrmal war sie schon auf dem Sprunge ihm zuzurufen und Trost einzusprechen, aber das vermaledeite Schluchzen erstickte ihre Stimme; auch mußte sie fürchten erkannt zu werden und so trippelte sie denn, trostlos Thränen weinend, wieder nach Hause. Einmal war sie, in ihren tiefen Schmerz versunken, ihrem Vater sogar in den Schuß gelaufen; der war nicht wenig erstaunt seinem Mädchen in so später Nacht auf abgelegenen Wegen zu begegnen. Er fragte sie nach ihrem geheimen räthselhaften Thun und hatte einen garstigen Gedanken an Soldaten. — Aber da half Lisen ihre Gewandtheit im Ueberspringen aus einer Gemüthsstimmung in die andere. „Aber dich zu suchen, lieber Vater, ging ich eben aus. Zu Hause ist's mir nicht geheuer und immer kommt's mir vor, als röche es irgendwoher nach einem Brande." „Was dir auch nicht Alles noch vorkommen wird," entgegnete Martin. „Scher' dich zu Hause, zum Kinde. Nach einem Brande! Wozu bin denn ich sonst da?"

Lenore war aus jener Ohnmacht zu einem beständigen Siechthume erwacht, das in den letzten Tagen besonders einen Charakter annahm, der ein rasches Ende befürchten ließ. Vierzehn Tage waren über jenen Vorfall hinweggegangen und noch war man darüber nicht ins Klare gekommen. Von der Tyrannei, die jener hartköpfige Eigensinn unter dem Bauernvolke oft über menschliche Zustände und Verhältnisse ausübt, hat man in der Regel einen viel zu geringen Begriff. Es ist merkwürdig, wie dieselben Menschen, welche in praktischen Dingen sonst einen so gesunden Verstand, ein so richtiges Urtheil bekunden, gleich wieder in an-

deren Dingen den einfachen, natürlichen Menschenverstand geradezu verläugnen. Man läßt sich nämlich so leicht von Vorurtheilen, vom Aberglauben, Weissagungen und weiß Gott wovon allein noch bestimmen, so daß es wirklich ein Wunder ist, wie noch Religion und Sittlichkeit, Billigkeit und Recht sich daneben, so wie sie sind, haben erhalten können. Der Richter war Einer der Reichsten im Dorfe, und dieser Reichthum war ihm von seinen Altvordern überkommen. Mit diesem Reichthum aber, so war im Dorfe die Meinung verbreitet, erbe ein alter Fluch mit von Geschlecht zu Geschlecht herab, der sich an jedem Gliede der Familie auf irgend eine Weise äußere. In Ansehung der richterlichen Familie fehlte es allerdings an allerlei Anhaltspunkten nicht. Vier Söhne sah der Richter, einen nach dem andern, in der Blüthe ihrer Jahre dahinwelken; die Mutter war vor etlichen Monaten eines plötzlichen Todes gestorben; die alte Großmutter zählte wohl schon siebenzig und darüber, war aber erblindet; er selber, eine stattliche, hochgewachsene Gestalt, starkknochig, breitschulterig, war allezeit fahl und bleich und vor der Zeit gealtert; Lenore war sein Ebenbild, und selbst an der kleinen Pauline kündigte dieser Fluch sich wenigstens durch ein schielendes Auge an. — Man glaube aber ja nicht, daß es immer zur Bestärkung in einem Aberglauben fester Anhaltspunkte bedürfe; Tausende von Fällen könnten aufgezählt werden, die ihrer ganz und gar ermangeln. Geht zum Beispiel ein scharfer Wind mehrere Tage hintereinander, so heißt es am dritten Tage, es müsse in der Umgebung sich ganz gewiß Einer erhenkt haben. Beschert nun der Zufall einmal in einem Säculum zu einer solchen Zeit wirklich einen armen Schelm, der den archimedischen Punkt außerhalb der Erde gesucht und ihn auch gefunden, ohne jedoch die Erde aus ihren Angeln gehoben zu haben, so ist das genug, um jenen Aberglauben drei Säcula hintereinander als Exempel zu unterstützen. Um nun jenem Verhängnisse, das an des Richters Reichthum gebunden ist, Rechnung zu tragen, mußte Lenore an jenem Glase Wein, den ihr William gereicht, den Tod getrunken haben. Allerdings drangen William's Freunde, wie jeder Vernünftige, auf einen Arzt, der entscheiden soll, ob William ein Schurke sei oder nicht; aber wozu sind denn der Richter und die Geschwornen? Die Schulmeisterin habe so constatirt, und die versteht mehr als alle jene bebrillten Herrlein, die ihren eigenen spindeldürren Leib kaum durch allerhand Specereien aufrecht zu erhalten vermögen. Lenore selbst hatte, so oft der besorgte Vater ihr einen Arzt antrug, diesen mit ängstlichem Ungestüm abgelehnt und ward von dem Feldweibel hierin unterstützt. Dieser durfte seit jenem Tage ihr freilich nicht in die Nähe

kommen, und so oft sie selbst mittelbar seiner nur gewahr wurde, konnte sie ordentlich in Zuckungen gerathen.

Lise versäumte keinen Tag sich um Lenorens Befinden zu erkundigen, um William, dem seine Wohlthäterin nicht unbekannt bleiben konnte, einigen Trost bringen zu können. An Wahnsinn aber grenzte ihre Verzweiflung, als sie vernommen, William werde in Ermanglung eines Abschiedes vor ein Militärgericht gestellt werden und deßhalb den Tag nach Weihnachten, an welchem die Soldaten einiger im Flachlande ausgebrochenen Unruhen wegen den Befehl hatten, das Dörflein zu räumen und vor der Hand in das nächste Städtchen abzumarschiren. William werde bei der Gelegenheit unter Escorte mit fortgebracht werden.

„O Gott! Sie werden ihn dort martern, der wilde Auditor wird ihn anherrschen und den schwachen, an Kräften herabgekommenen William zu Geständnissen bringen, die ihn verdammen. Nein, William darf nicht in die Stadt, er darf nicht in die Stadt vor den Auditor," sagte sie sich Nächte hindurch und quälte sich mit tausend Möglichkeiten und Unmöglichkeiten ab, bis sie endlich beschließt ihn zu retten und sollte sie dafür das Schrecklichste begehen. In der Christnacht Feuer anzulegen und in dem Tumulte William zu befreien, diesen schrecklichen Gedanken hegt sie in ihrem sonst so sorglosen Köpfchen. „Verbrecherin! Mitten im Winter dem Nachbar das Haus über dem Kopfe anzünden! die Scheunen, des Bauers einzige Stütze, mit der sauer erworbenen Frucht seines Schweißes!" — peinigt sie das Gewissen — „Und wohin ihn retten? wohin?" — Die Liebe disputirte Alles hinweg. „Es ist Christnacht, die Leute sind da am meisten wach und es ist schleunige Rettung möglich; auch will ich nur die einzige Heuscheuer des Richters anzünden, die steht feldeinwärts ganz abgesondert und der böse Mann hat es wohl verdient. — Nur bis die Soldaten fort sind, verberg' ich ihn, dann — Ja er ist unschuldig, er darf nicht vor den Auditor." —

„Mädl! Ich lege den Löffel aus der Hand und rühre dir keinen Bissen an, wenn ich dich noch so traurig sehe! Was hast du denn beständig?" sagte Martin mehr als einmal zu seiner Tochter, die träumend vor ihm saß und weder essen noch trinken mochte. Lise that sich Zwang an und fütterte zur Ausrede ihre lebendige Puppe.

Christnacht war herangekommen; in allen Häusern wohnte die Freude. Die hocherfreuten Kindlein tanzten jubelnd um den angezündeten Baum, den ihnen der heilige Christ beschert; vor den Fenstern sangen die Nachbarn sich gegenseitig heilige Lieder und Meister Hirt blies vor jeder Thür in sein Horn und sammelte die breiten Gollatschen. Auch

Martin ließ es seinem Geschenke der Nacht an einem strahlenden Baume nicht fehlen und hatte seine Freude an dem gaffenden Söhnlein, das ihm alten Kinde doch auch der heilige Christ beschert. Zehn wird in dieser Nacht nicht gerufen; auch dem Nachtwächter wird gegönnt, sich heute in der warmen Stube mit den Seinen zu erfreuen. Als aber die Wanduhr sich räusperte und keuchend eilf Schläge in Martins Nachtwächtergewissen hineinthat, zog Martin noch die schweren Gewichte an den schnarrenden Rädchen hinauf, nahm Horn und Hellebarde und wünschte seinem Mädchen gute Nacht.

Das Kind war unterdeß schon zur Ruhe gebracht worden und Lise machte sich nun an ihr schreckliches Geschäft. In einen kleinen Hafen warf sie etliche glühende Kohlen, blies das Licht aus und ging in die Nacht hinaus; und während die Stimme des Vaters im Dorfe ertönte: „Bewahret Feuer und Licht!" zündete das Töchterlein einen Christbaum an, darüber die großen Kindlein im Dorfe sich gar nicht freuen sollten. Der herumschleichende Nachtwind kam ihrem Thun zu Hilfe — ein Nu, und die Scheune loh'te in Qualm und Flammen auf — — — „Feuer!" ruft es, „Feuer!" widerhallt es in allen Ecken und Winkeln; verstörte Gesichter grinsen zu den Fenstern hinaus, ein Heulen entsteht und ein verworrenes Rufen; die Entschlossenen eilen mit Eimern und Haken herbei, das aus den Ställen getriebene Vieh brüllt laut auf und von dem glutgerötheten Kirchthurme klagt das Sturmglöcklein herab.

Während dieses allgemeinen Tumultes nun lief die verstörte Lise ihr Werk, die Befreiung Williams, zu vollenden; aber auf demselben Steine, auf welchem sie vor etlichen Monaten den Schmid Steffen so weidlich hat wackeln lassen, ward sie von zwei aus entgegengesetzten Richtungen auf sie loseilenden handfesten Männern ergriffen.

Wie ein Kind, gezwungen in später Nachtzeit irgend einen dunklen, abgelegenen Gang eines alten Hauses zu passiren und dort plötzlich auf ein Hinderniß gerathend, einen Schrei ausstößt, daß, wären es wirklich Gespenster, die ihm in den Weg getreten, diese selber vor Entsetzen nach allen Windrichtungen auseinander stöben: also Lise. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihrem ohnedieß schon so beklommenen Herzen. Die Männer prallten anfangs zurück, aber nur einen Augenblick, denn sogleich fühlte sich das um Erbarmen flehende Mädchen von starken Armen gefaßt, welche sie an des Baches andere Seite zurücktrugen. „Ich entweiche nicht! — Laßt mich! — bis morgen nur! — Ich, ich stelle mich selbst!" so schrie sie verzweiflungsvoll und strengte sich an, sich den sie umklammernden Armen zu entwinden. „Lise," ließ sich der Aeltere mit treuher-

ziger Stimme vernehmen. „Gott sei bei uns! Was ist dem Mädchen geschehen? Erkennst du mich nicht, des Richters Scheunenmeister Hannes? Es soll dir ja nichts Leides geschehen — dein Haus ist von den Flammen fern — aber Lenore, du mußt zu Lenoren, die nach dir begehrt, sie ist im Sterben.“ „Stirbt sie,“ redete der Jüngere ihr zu, „und hat geschwiegen, dann hat sie keine Ruhe im Grabe.“ Aber Lise hörte von Alldem nichts. Von den fürchterlichsten Schreckbildern: Gericht, Verhör, Kerker, Tod, ganz betäubt, mußte sie, die in sich Zusammengebrochene, von den Männern mehr getragen als geführt werden. Erst vor des Richters Thür angelangt loderten ihre Lebensgeister wieder in einem fürchterlichen Sträuben und Weinen auf. —

Von welchem Eindrucke mußte nun die nachfolgende Scene auf das bis zur Todesangst gepeinigte Mädchen sein!

In dem Hause des Richters war Alles wie ausgestorben, still und menschenleer. Die Stube, in welche sie getreten, war finster, und als einer der beiden Männer die Thür einer Kammer öffnete, in welcher Licht brannte, da bot sich Lisen anstatt Gericht, Verhör ein ganz anderer Anblick dar: Auf einem Bette lag Lenore fast noch einmal so lang, als sie sonst aufrecht erschien, und viel, viel blasser noch — regungslos — eine Leiche! . . .

Die fürchterlichen Worte, mit denen in jenem Gebote der alte Gott sich ankündigt: „Der die Sünden der Väter heimsucht an Kindern, Enkeln und Urenkeln“, finden wohl darin ihre rechtfertigende Milderung, daß großentheils auch die Sünden der Väter mit ihrem Blute durch die Adern der Nachgebornen oft Jahrhunderte lang die Geschlechter herabrollen, bis sich einmal an einem Gliede derselben endlich durch erschütternde Sühne eine Selbstläuterung vollzieht. Dieser Moment war in der Stammreihe des Richters noch immer nicht eingetreten. Dasselbe Gelüste, dem Lenore in der Blüthe ihrer Jahre ein bejammernswerthes Opfer fiel, dasselbe war es, welchem das durch drei Generationen hinschleichende Unheil entsproß: seitdem jener Urahn des Richters nämlich das arme, bethörte Mädchen zum Kindesmorde trieb, und nachdem er selbst unter ihren Richtern gesessen und den Stab über sie brechen half, jene reiche Erbin heirathete, die in schnöder Falschheit ihren Burschen in die Nacht des Wahnsinns trieb . . . . Die doppelt gebrochene Blume, da lag sie, eine stumme Anklage die Reihe der Geschlechter hinauf . . .

Lange stand Lise, standen die Männer in Ungewißheit, was sie nun beginnen sollen, als aus einer Seitenkammer die Schulmeisterin hereintrat. „Ach Lise, da ist sie ja! aber zu spät, sie ist verstummt, auf ewig.

Durch mich aber vernimm ihre letzten Worte, an dich waren sie gerichtet. Was sind wir sündige Menschen!"

Nach dem Tode von Lenorens Mutter war der Richter mit der Muhme im Gebirge gewisser Erbschaftsansprüche wegen, welche diese erhoben, zerfallen; auch der Geiz, jene blinde dämonische Gewalt, erbte noch ungebrochen fort. Das Erste, was die Muhme that, war, daß sie alle Uebereinkommen kündigte, welche auf die Pflege und Besorgung des Kindes Bezug hatten, das nun einmal wirklich existirte. Dieses sollte weit, weit vom Thale, in das Flachland hinaus gebracht und da irgendwo versorgt werden. Alle die tausend ängstlichen Besorgnisse, welche ein für ihren guten Ruf zitterndes weibliches Wesen nur bestürmen können, kämpften in Lenorens Herzen gegen das einzige, natürlichste Gefühl, Mutterliebe nämlich, und das letzte trug den Sieg davon über alle. — Lenore konnte sich's nicht versagen, das Kind noch einmal, das letzte Mal vielleicht, zu sehen und an das mütterliche Herz zu drücken. Im Hause des Richters war das, schon des Gesindes halber, nicht thunlich, anderswo mußte dieß noch bedenklicher sein; aus dem Dorfe sollte sich Lenore nun ein für allemal nicht mehr entfernen. Es konnte dieß nur auf der Durchreise, in später Nacht, draußen irgendwo im Freien, jedoch nicht auffallend weit geschehen. Da sollte nun das Weib, das aus dem Flachlande herbeigerufen kam, um das Kind bei der Muhme abzuholen, sich mit demselben einfinden und nach etlichen Augenblicken sich sogleich wieder mit ihm für immer entfernen. Und so geschah es. Es war große Vorsicht nöthig; der Zufall wollte es, daß die Nacht sehr stürmisch war, und das war gut, Hausthür und Fensterladen blieben überall dicht verschlossen. In einer Seitenthür von des Richters wohlumzäuntem Garten saß Lenore zusammengekauert, das an ihrem Busen ruhende Kind mit tausend Küssen und Thränen überdeckend. Das Weib stand, unablässig herumspionirend, aufrecht neben ihnen. Aber kaum, daß Lenore angefangen sich den Gefühlen eines lange eingepreßten mütterlichen Herzens ganz zu überlassen, als eine Gestalt weiter oben um die Ecke bog. Das Weib wartete ab; auch sie mochte Mutter sein und den Schmerz einer von ihrem Schmerzenskinde auf immer sich trennenden Mutter wohl mitempfinden; doch plötzlich als schon die ersten Schritte der sich nähernden Gestalt vernehmbar wurden, rief sie erschrocken: „Jesus Maria!" Lenore war verschwunden. — Das Weib, in der ersten Verwirrung nicht wissend, was sie beginnen soll, und wahrscheinlich in Furcht Frage und Antwort stehen zu müssen, schlüpfte auch in die Thür und schob den Riegel vor; allerdings wollte sie sie sogleich wieder aufthun und das Kind nach

sich ziehen; aber dieß schrie eben laut auf, auch wäre es zu spät gewesen, denn schon wär der Mann da und richtete Fragen an das Kind — an sich selbst — und dann wieder an das Kind. — Martin war's, Lisens Vater, der treue Nachtwächter, der auf jeden verdächtigen Laut, den der Nachtwind ihm zugeführt, unverdrossen umherforschte. Was sollte Martin nun beginnen? Ahnungs- und gedankenvoll blickte er allerdings bald auf die Gartenthür, bald wieder nach dem Kinde, das allerdings nicht mehr in so unmittelbarer Nähe derselben sich befand, weil es, allein gelassen, vor Martin nach der Seite hin entflohen war, von welcher es hergekommen. Es war nichts aus dem Kinde herauszubringen als Schluchzen und Jammergeschrei. Es war zu jung und Sprache und Verstand zu unentwickelt, um selbst nachher über sein Schicksal einigen Aufschluß geben zu können. Noch einmal, nachdem er das Kind nur zum Schweigen gebracht, schlich Martin sich vorsichtig an die Thür, um zu lauschen; als aber Alles todtenstille darin war, fing er selbst wieder zu zweifeln an; denn von den zwei erwachsenen Personen hatte er früher, nichts ahnend, keine einzige bemerkt. Er that, was ihm in solchem Falle seine Pflicht und noch obendrein menschliches Mitleid zu thun geboten. Er nahm vor der Hand das Kind mit nach Hause.

Die Gefahren für das menschliche Herz sind niemals größer als da, wo es noch eben von einer erlittenen Erschütterung in Sehnsucht nach Mitleid und Liebe erzittert. An Versuchung konnte es rücksichtlich Lenorens bei der bekannten, in gewissen Dingen als untrüglich bewährten Nachbarschaft nicht fehlen; der Feldwaibel konnte galant sein, Lenore war schwach und krankte am Erbübel ihres Geschlechtes — die Sünden der Väter erben auf Kinder, Enkel ꝛc. Es ist nun begreiflich, weßwegen Lenore an jenem Sonntagsnachmittage vor Williams Zumuthung zurückschauderte...

„Lise", das waren ihre letzten Worte, „Lise". Sie sah in den letzten Augenblicken nur immer Lisen vor sich. „Bitte ihn, daß er mir verzeihe. Wir haben Beide für dieses Vergehen gebüßt. Er kann noch glücklich sein. Sei du ihm, was ich ihm nicht mehr werden konnte."

Lange hatte die Schulmeisterin ausgeredet und Lise stand noch wie angewurzelt da. Als aber die Thür der Nebenkammer wieder aufging und der sein Haar raufende Richter sich zeigte und ihr befahl durch ihren Vater William in Freiheit setzen zu lassen, da stürmte das Mädchen hinaus, kaum noch ihrer Sinne mächtig, und Jeder wird wohl leicht errathen, wohin sie ihre beflügelten Schritte zuerst werden getragen haben.

Das Feuer war indeß gedämpft worden. Es war, als ob das sonst blindwaltende Element dießmal seine ihm angewiesene Bestimmung be-

griffen hätte: es wich nicht weiter von der Scheune des Richters weg. Williams Gefängniß war in der Feuersnoth geöffnet und der Nachtwächter Martin nur davor zur Bewachung aufgestellt worden. Leicht war es Lisen, deren Freude an Raserei grenzte, indeß nicht, bis zu William, um ihm die Freiheit anzukündigen, durchzubrechen. Auf welche Weise sie das that, das in Worten wiederzugeben möchte ein schwer zu lösender Versuch sein . . . Auch Martin starrte — staunte und wischte die reichlich fließenden Thränen. Und als sich Alle wieder ermannt, da faßten die Beiden William, jedes an einem Arme und führten den vom Erlittenen ungemein Erschöpften zu sich in die Wohnung.

Welche Gefühle mochten wohl in dem Herzen des Mädchens wechseln, das an dem Tage noch, an welchem sie das Aergste erlitten, den Geliebten ihres Herzens in ihre Wohnung führen durfte.

Da angelangt, warf sie ihm sein Kind, sich selbst in die Arme. „Ist es dir, Mädchen, denn wirklich ernst um mich, den Armen, Verstoßenen?“ rief William in jenem nur ihm eigenen gewinnenden Tone. „Ernst?“ William — siehst du die röthliche Rauchsäule dort —“ dabei schauderte sie zusammen — die Andern bezogen es auf den allgemeinen Schrecken dieses Abends und verstanden sie nicht.

Einen Tag nach Weihnachten, morgens in aller Frühe, konnte man zu gleicher Zeit einen Zug Soldaten, geführt von ihrem finster aussehenden Feldwaibel die eine Seite des Dorfes hinausmarschiren und einen Leichenzug nach der entgegengesetzten Richtung hin sich bewegen sehen. Hinter der Bahre gingen William und Lise, das Kind in ihrer Mitte führend, vor ihnen aber der tief gebeugte Richter, der am Sarge seiner Tochter beide an Kindesstatt anzunehmen erklärt hatte. Der alte Martin wankte hinterher, an sein beliebtes Sprichwort denkend: Es kommt nach Nacht doch Tag, wenn auch der Hahn nicht kräht.

Hintendrein aber wandelten die Mägdelein im Dorfe mit gesenkten, stillsinnenden Häuptern und wuschen sich in Thränen, als der Cantor am Grabe das letzte wohlbekannte Lied anstimmte. Seufzen und Schluchzen war auch der Nachhall desselben als es ausgeklungen. Und in das dumpfe Dröhnen der auf den Sarg hinabrollenden Erdschollen mischte sich das aus der Ferne als Ahnung und Mahnung noch einmal herübertönende: Rum — tum — Rumtumtum!

Gedichte.

Zwei Sonette.

Von Robert Hamerling.

I.

Stimme der Wahrheit.

Und spräche Wahrheit laut wie Donnerwetter,
Und hätte sie des Sturmwinds eh'rne Lungen
Und des Kanonenschlunds metall'ne Zungen
Und der Posaune kräftiges Geschmetter,

Und wär' der Meerschwall selber ihr Trompeter:
Vom Tagslärm würde doch ihr Wort verschlungen,
Vom schrillen Chor des Blödsinns überklungen,
Und von des Hasses kleinlichem Gezeter.

Nur merke dies: kurzathmig ist die Narrheit:
Wie laut des Blödsinns Chor mag jubiliren,
Ermatten muß doch endlich sein Gedröhne.

Doch einen langen Athem hat die Wahrheit:
Ihr Wort, es klingt in seiner stillen Schöne
Geruhig fort, bestimmt, zu triumphiren.

II.

An die Fürstin L. von F.

Ausströmt von einem hehren Frauenbilde
Ein Hauch von Huld, den alle Welt empfindet,
Schönheit ist mild, und, traun! am schönsten windet
Um stolze Stirnen sich der Kranz der Milde!

Und stark ist Schönheit; mit des Reizes Schilde,
Dem strahlenden, erscheint sie: da erblindet
Das Feindliche vor ihr; was hemmt, verschwindet,
Es ebnet alles Rauhe sich und Wilde.

Wo Zaubermacht und Huld so, gottentstammt,
Sich eint, der Welt zum Segen, sich zum Ruhme,
Wird manchem Aug' ein Stern des Heils entflammt.

Schönheit ist nur das Blühen einer Blume:
Doch durch die Macht wird sie zum Herrscheramt,
Und durch die Huld wird sie zum Priesterthume.

Der Magnetberg.

Ob sich auch der Fuß dem Willen
Zeigt des Geistes unterthan,
Ach das Herz versucht im Stillen
Immer noch die alte Bahn:
Die es einst durch Dorn und Nesseln
Sich zu jenem Herzen brach,
Wo es lang' in Liebesfesseln
Tag und Nacht gefangen lag.

Aus der Zeit der Kindertage
Taucht im bunten Mährchenflor,
Auch die schauerliche Sage
Vom Magnelberg mir empor.
Zauberhafte Wellen trugen
Leise dort das Schiff an's Ziel,
Wo es sich in allen Fugen
Löst' und auseinander fiel. —

Ach! der Berg, er zeigt prophetisch,
Herz! beglückt einst himmelhoch,
Dir die Falsche, die magnetisch
Dich in ihre Kreise zog:
Und, wie dort an Felsenrippen
Jenes Schiff, so werd' ich seh'n
Dich zerscheitert, an den Klippen
Ihres Herzens, untergeh'n.

Ludwig Westrum.

Und soll es sein und muß es sein —

Und soll es sein und muß es sein
Und ist es gar nicht zu vermeiden,
So laß uns nicht mit solcher Pein,
Ach, laß uns nicht so traurig scheiden.

Wir könnten zu einander steh'n,
Sobald nur uns're Herzen wollten;
Wir wollen voneinander geh'n —
Da wär' es Thorheit, wenn wir grollten.

Noch einmal laß in aller Kraft
Die Liebe sprüh'n aus deinen Blicken,
Noch einmal laß mit Leidenschaft
Die weichen Arme mich umstricken,

Noch einmal laß im heißen Kuß
Die Seelen ineinander schlagen —
Dann komme, was da kommen muß,
Ich kann und will's geduldig tragen.

Ludwig Ißleib.

Göthe und Manzoni.

Eine von den großartigen Ideen, mit denen sich Göthe in seinem Greisenalter beschäftigte, war bekanntlich die einer „Weltliteratur", in der die Völker aus ihrer nationalen Absonderung heraustreten und durch ein gemeinsames Band der höchsten geistigen Cultur zusammengehalten werden sollten. Allerdings war eben er durch sein vieljähriges, einflußreiches Wirken zunächst dazu berufen, diesen mit Vorliebe gehegten Gedanken auch zur praktischen Geltung zu bringen. Denn, nachdem alle die großen Geister, die an dem Aufschwunge der deutschen Literatur so kräftig mitgewirkt, als Wieland, Lessing, Herder, Schiller u. a. dahingeschieden waren, blieb Göthe als Repräsentant jener Glanzperiode übrig und konnte, bis an sein Lebensende rüstig fortarbeitend, mit Genugthuung wahrnehmen, wie sich die deutsche Literatur bei allen civilisirten Völkern als ein wesentliches Bildungselement immer mehr und mehr Anerkennung verschaffte. Je allgemeiner und entschiedener diese war, um so mehr gewöhnten sich die aufstrebenden Talente auf Göthe als den Altmeister hinzublicken und sein Urtheil als das entscheidende anzusehen. Mehr noch als von Deutschland gilt dieß von England, Frankreich und Italien, wo die jüngern Dichter es sehr wohl einsahen, daß ein günstiger Ausspruch von Göthe sie bei ihrem Volke am besten anempfehlen könnte. Göthe begleitete aber auch alle hervorragenden Leistungen, wo immer sie sich zeigten, mit dem größten Interesse, er machte die Deutschen auf alles Tüchtige des Auslandes aufmerksam, wogegen die deutsche Literatur über den Grenzen Deutschlands jene Wechselwirkungen vermittelte, die die Epoche der Weltliteratur zu beschleunigen geeignet waren. Und sehen

wir nicht schon in unsern Tagen diese Weltliteratur in gewisser Beziehung verwirklicht? Ist es nicht schon für jeden Gebildeten eine unabweisliche Nothwendigkeit geworden, wenigstens die Meisterwerke der bedeutenderen Literaturen kennen zu lernen und zwar nach dem Sinne Göthe's von jenem erhabenen Standpunkte aus, der jede aus kleinlichen Nationalitätsbegriffen herrührende Absonderung verwirft?

Zu den vorzüglichen Männern nun, die vom Auslande her in ein näheres literarisches Verhältniß zu Göthe traten, gehören Manzoni, Walter Scott, Lord Byron, Carlyle, Ampère, Cousin u. a. Sie alle zollten unserem Dichter Verehrung und Bewunderung und erwiederten ihm die wohlmeinende Kritik, mit der er ihre Werke besprach, mit Liebe und Anhänglichkeit.

Eine nähere Betrachtung dieser geistigen Verbindung zwischen edlen Männern, die, ohne einander im Leben je begegnet zu sein, doch den innigsten Bund gegenseitiger Freundschaft und Werthschätzung schließen, ist eben so anziehend als lohnend, und so möge denn das Verhältniß zwischen Göthe und Manzoni zum Gegenstande dieser Besprechung dienen.

Graf Alexander Manzoni, gegenwärtig als allverehrter Greis Senator des Königreichs Italien hat die Literatur seines Vaterlandes als Dichter von höchst ausgezeichneter Begabung mit unsterblichen Werken bereichert. Göthe wurde auf ihn aufmerksam, als im Jahre 1820 sein berühmtes Trauerspiel: „Il Conte Carmagnola" erschien, in dem Manzoni das unglückliche Lebensende dieses merkwürdigen Mannes behandelt, der sich vom Bauernjungen bis zum Oberfeldherrn im Dienste des Herzogs von Mailand, Filippo Galeazzo, emporschwang, später dann den Oberbefehl über die Landtruppen der Republik Venedig übernahm, jedoch des Hochverraths beschuldigt, 1432 hingerichtet wurde. In den Annalen von 1820 sagt Göthe: „Von fremder Literatur beschäftigte mich Graf Carmagnola. Der wahrhaft liebenswürdige Verfasser Alexander Manzoni, ein geborner Dichter, ward wegen theatralischer Ortsverletzung von seinen Landsleuten des Romanticismus angeklagt, von dessen Unarten doch nicht die geringste an ihm haftete. Er hielt sich an einem historischen Gange, seine Dichtung hatte den Charakter einer vollkommenen Humanität und ob er gleich wenig sich in Tropen erging, so waren doch seine lyrischen Aeußerungen höchst rühmenswerth, wie selbst mißwollende Kritiker anerkennen mußten" . . . . Im folgenden Jahre kommt Göthe nochmals darauf zurück, wobei er mit Anerkennung von Manzoni spricht,

als von einem „wahrhaften, klar auffassenden, innig durchdringenden, menschlich fühlenden, gemüthlichen Dichter."

So durchdrungen von dem hohen Werthe der Tragödie übernahm es denn Göthe, den italienischen Dichter gegen seine Gegner zu vertheidigen und die Vorzüge des Werkes hervorzuheben, das auf einer neuen Bahn vorschreitend sich von den alten strengen Bedingungen der Zeit und des Ortes lossagte. Diese für Manzoni höchst ehrenvolle, in „Kunst und Alterthum" veröffentlichte Besprechung des Trauerspieles wurde ins Italienische, Französische und Englische übersetzt und erregte überall großes Aufsehen, nicht nur weil Göthe sein unbedingtes Lob so schlagend begründet, sondern auch weil er von Manzoni's Dichtergenie mit so viel Anerkennung und Verehrung sprach. Manzoni's Freund, Fauriel, der Göthe's Kritik ins Französische übersetzte, sagt sehr treffend: „Nie als beim Uebersetzen dieses Urtheiles habe ich es besser empfunden, wie süß es ist, diejenigen die wir lieben, von jenen gelobt und ausgezeichnet zu sehen, die die Welt bewundert."

Die Wirkung der Göthe'schen Kritik, die in einigen der späteren Ausgaben von Manzoni's Werken abgedruckt erscheint, machte sich insbesondere bemerkbar, als Manzoni's zweite historische Tragödie „Adelchi" erschienen war. Die Gegner verstummten und es fand vielmehr dieses nach den gleichen Grundsätzen wie Graf Carmognola gedichtete Drama allgemeine Anerkennung, wozu freilich wieder Göthe durch seine eingehende Kritik auch dieses Werkes vorzüglich beigetragen hatte.

Manzoni wußte den Werth der ihm unerwartet vom deutschen Dichter gewordenen Würdigung sehr wohl zu schätzen, er sprach es mit aller Offenheit zu wiederholten Malen aus. „Göthes fortdauerndes Wohlwollen gegen mich," sagt er, „beweist nur, daß seine Nachsicht gegen mich gleich groß wie sein Genie ist, aber mich ihrer zu erfreuen ist mir süß und nicht die Scheu vor seinem Urtheil ist es, die mich abhält, meine längst begonnene Epistel an ihn über die Grundsätze des historischen Romans zu beendigen, vielmehr bloß meine Kränklichkeit, die mich so oft an ernsten Arbeiten hindert. Wie könnte ich auch gegen irgend Jemand in der Welt mich offener und rücksichtsloser aussprechen als gegen ihn? Der Abstand zwischen ihm und mir wird nicht verringert, ob ich ihm ein um einige Grade minder oder mehr unvollkommenes Werk weihe, aber eben deßwegen kann von keiner Schüchternheit mehr die Rede sein, wie man sich ja auch an höhere Wesen eben ihrer entschieden höheren Natur wegen mit Vertrauen wendet. Ich weiß, er wird mich verstehen und, wo ich irre, belehren und das ist genug . . . . . Ich bin mir selbst

erst dadurch etwas werth geworden, daß ich mich der Liebe und Achtung Göthe's erfreue. Es ist lediglich sein Werk, wenn man mir Beifall zollt, vorher ging man schlecht genug mit mir um, seit er aber sich großmüthig meiner annahm, hat sich das freilich geändert und ich selbst bin erst durch ihn über mich in's Klare gekommen. . . . . . Wenn ich das Glück hätte, Göthe persönlich zu sprechen, so würde ich schwerlich verlegen sein, ich würde das Gefühl eines Kindes haben, das seinen Vater findet. Mein Herz würde sich ihm aufschließen ohne Rückhalt. Man hat wohl früher Göthe öfters für steif und stolz gehalten, wie ich mir habe sagen lassen, mir aber hat dieß nie glaublich geschienen. Wie könnte der, dem alle Welt- und Naturverhältnisse so klar vor Augen liegen sich nicht leicht in die Zustände Anderer, die ihm nahen, versetzen? wie der, dem alles Höchste verwandt und vertraut ist, erst noch kleinliche Abstufungen berücksichtigen? Er wahrlich hat nicht erst nöthig Sprünge zu machen, um irgend einen Gipfel zu erreichen, da alle Höhen für ihn nur Ebenen sind."

Im Jahre 1827 lernte Göthe seinen literarischen Freund auf einem neuen Gebiete kennen, da ihm Manzoni seinen bekannten historischen Roman: „I promessi sposi", „die Verlobten" mit einer Widmung zuschickte. Eckermann erzählt, daß, als er am 15. Juli 1827 zu Göthe kam, ihm dieser zurief: „Sehen Sie nur, was da liegt! ein Roman in drei Bänden, und zwar von wem? von Manzoni!" Ein Paar Tage darauf, nachdem Göthe den ersten Theil gelesen hatte, empfing er Eckermann mit folgenden Worten: „Ich habe Ihnen zu verkündigen, daß Manzoni's Roman alles überflügelt, was wir in dieser Art kennen. Ich brauche Ihnen nichts weiter zu sagen, als daß das Innere, alles, was aus der Seele des Dichters kommt, durchaus vollkommen ist und daß das Aeußere, alle Zeichnung von Lokalitäten und dergleichen gegen die großen inneren Eigenschaften um kein Haar zurücksteht. Das will etwas heißen . . . . . Der Eindruck beim Lesen ist der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung fällt und von der Bewunderung wieder in die Rührung, so daß man aus einer von diesen beiden großen Wirkungen gar nicht herauskommt. Ich dächte höher könnte man es nicht treiben. In diesem Roman sieht man erst recht, was Manzoni ist. Hier kommt sein vollendetes Innere zum Vorschein, welches er bei seinen dramatischen Sachen zu entwickeln keine Gelegenheit hatte . . . . Manzoni's innere Bildung erscheint hier auf einer solchen Höhe, daß ihm schwerlich etwas gleich kommen kann; sie beglückt uns als eine durchaus reife Frucht. Und eine Klarheit in der Behandlung und Darstellung des Einzelnen wie der italienische Himmel selber." — Auf

Eckermann's Frage, ob auch Spuren von Sentimentalität in ihm seien? fuhr Göthe fort: „Durchaus nicht. Er hat Sentiment, aber er ist ohne alle Sentimentalität; die Zustände sind männlich und rein empfunden."

In den darauf folgenden Tagen äußerte sich Göthe, je nachdem er mit dem Lesen vorwärts kam, wiederholt über den hohen Werth des Romans. Er setzte nach seiner Art auseinander, wie Manzoni mit wunderbarem Glücke von der Angst Gebrauch macht, die im Leser oder Zuschauer entsteht, wenn die handelnden Personen von einer physischen Gefahr bedroht werden, indem er diese Angst in Rührung auflöst und uns durch diese Empfindung zur Bewunderung führt und zwar zu jener Bewunderung, die aus der Einsicht entspringt, wie vortrefflich sich der Autor in jedem Falle benahm.

Hiebei sollte nach unserem Dafürhalten auch der sinnreiche und lebhafte Witz erwähnt werden, der dem Dichter zu Gebote steht und den er ohne Gezwungenheit oder Uebertreibung in geistreicher Leichtigkeit vom Anfange bis zum Ende des Romans in den mannigfaltigsten Situationen hervortreten läßt.

Ferner erörterte Göthe die äußeren Verhältnisse, die zur großen Vortrefflichkeit des Romans beitragen. Dazu zählt er, daß Manzoni ein ausgezeichneter Historiker ist, wodurch seine Dichtung die große Würde und Tüchtigkeit bekommen hat, die sie über alles dasjenige weit hinaushebt, was man gewöhnlich sich unter Roman vorstellt. Dann sind es die religiösen und politischen Verhältnisse Italiens und endlich die Gegend selbst, in der die Handlung vorgeht, die dem Dichter einen reichen poetischen Stoff darbieten. Es ist die reizende Umgebung des Comer-Sees, deren Eindrücke sich dem Dichter von Jugend auf eingeprägt haben, die er daher aufs Genaueste kennt. Daraus entspringt auch ein großes Hauptverdienst des Werkes, nämlich die Deutlichkeit und das bewunderungswürdige Detail in der Zeichnung der Lokalität.

Hier möchten wir noch beifügen, daß es eben italienisches Leben und Treiben ist, was uns der geistvolle Autor, selbst durchaus Italiener und Freund seines Volkes und Landes vor die Seele bringt. Das eigenthümliche, vielbewegte, oft leidenschaftliche Wesen des Italieners wird hier mit einer Treue geschildert, daß man alle Persönlichkeiten des Romans mit ihrer lebhaften Mimik wie mit eigenen Augen zu sehen glaubt und hierin ist gewiß ein wesentlicher Vorzug des Buches gelegen.

Als endlich Göthe den dritten Band hatte kennen gelernt, in dem der Krieg wegen Mantua, die Hungersnoth und die Pest von 1630 mit einer Ausführlichkeit beschrieben werden, die das Interesse für die Haupt-

personen in etwas zurücktreten läßt, spricht er die Meinung aus, daß alle diese rein historischen Darstellungen als zu weitläufig bedeutend hätten abgekürzt werden sollen. Manzoni scheint dieß selbst empfunden zu haben, denn wo er von dem später erfolgten Ausbruch der Pest, auch auf dem Gebiete von Bergamo, Erwähnung macht und zum Schein schon eine Erzählung davon anspinnt, unterbricht er sich selbst und ruft mit dem ihm eigenen Witz den Lesern zu: Erschreckt nicht, ich will Euch nicht etwa auch die Geschichte dieser zum besten geben (non vi sgomentate, ch'io non son per farvi la storia anche di questa).

Allein, wenn man bedenkt, daß dieser Roman vom Verfasser zugleich dazu bestimmt wurde, ein Volksbuch zunächst für seine Landsleute, die Lombarden, zu sein, die er bei dieser Gelegenheit mit so merkwürdigen Begebenheiten aus der Vorzeit bekannt machen will, dann daß er auch bei den rein historischen Angaben viele allbekannte und liebgewonnene Lokalitäten erwähnt, daß alles dieß auf eine geistreiche Weise erzählt wird und daß endlich die Lösung des Schicksals seiner Hauptpersonen eben mit diesen Begebenheiten im engsten Zusammenhange steht, so wird man es leicht begreifen, daß auch diese Partien des Romans namentlich in der Lombardie sehr populär geworden sind. Mag sich auch Manzoni auf das Gebiet der nackten Geschichte verirrt und einigermaßen gegen die Poesie gefehlt haben, so ist es doch gewiß, daß es nicht leicht einen Lombarden geben wird, der mit einer Kürzung des beliebten Romans einverstanden wäre.

Der Fremde, der nach Italien kommt und sich das unvergleichliche Vergnügen macht, die an und für sich reizenden, nun aber durch Manzoni's Dichtergenius noch verherrlichten Gegenden zu besuchen, wird es bald erfahren, wie dieser Roman in der That ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes geworden. Nicht nur die gebildeten Kreise in den Städten, sondern auch das gemeine Volk wird er allenthalben genau bekannt finden mit den Einzelnheiten der Erzählung, und dieß auch in abgelegenen Gegenden und sei es, um aus eigener Erfahrung zu sprechen, selbst in den Gebirgen von Bormio. Für das einfache Landmädchen, die edle, mit unerreichter Meisterschaft geschilderte Lucia mit ihrer Mutter Agnese, für Renzo und den Padre Cristoforo gibt sich überall eine vielsagende Begeisterung kund, sie sind wahre Lieblinge des Volkes geworden und wenn sich der Fremde für einen Kenner und Bewunderer dieses Buches zu erkennen gibt, so kann er einer freundlichen Aufnahme und einer besonderen Aufmerksamkeit versichert sein.

Uebrigens wurde dieser Roman wiederholt in's Deutsche übersetzt, doch geht auch in der besten Uebersetzung der Reiz der volksthümlichen Sprache, wie sie besonders in den ersten Ausgaben vorherrscht, dann sehr viele witzige Anspielungen und überhaupt die stark aufgetragene nationale Färbung größtentheils verloren. Der eigentliche Genuß tritt gerade bei diesem Romane erst dann in vollem Maße hervor, wenn man ihn im Urtexte liest, was hiemit den Freunden der italienischen Sprache auf das wärmste empfohlen sein möge.

Endlich wurde Manzoni auch als Lyriker im strengern Sinne, und zwar als Verfasser der „heiligen Hymnen" von Göthe auf eine vorzügliche Weise gewürdigt. Der deutsche Dichter bewunderte diese Gedichte wegen des naiven Sinnes, der sie alle beherrscht, während sie durch eine gewisse Kühnheit des Geistes, der Gleichnisse, der Uebergänge vor andern ausgezeichnet sind und uns locken immer näher mit ihnen bekannt zu werden. Diese Gedichte geben das Zeugniß, sagt Göthe, daß ein Gegenstand, so oft er auch behandelt, eine Sprache, wenn sie auch Jahrhunderte lang durchgearbeitet worden, immer wieder frisch und neu erscheinen, sobald ein jugendlicher Geist sie ergreifen, sich ihrer bedienen mag.

Unter den übrigen lyrischen Gedichten war insbesondere Manzoni's Ode an den Tod Napoleon's I. „Il cinque Maggio" für Göthe von besonderem Interesse, daher übersetzte er das Gedicht bald nach seinem Erscheinen in's Deutsche. Doch muß hier bemerkt werden, daß das Original, das Göthe bei seiner Uebertragung zur Hand hatte, durch Schreib- oder Druckfehler entstellt gewesen sein mußte, da sich ein Paar Mißverständnisse eingeschlichen haben, die, weil sie sinnstörend sind, in den künftigen Auflagen von Göthe's Werken sollten berücksichtiget werden. So mußte Göthe in der vierten Zeile der siebenten Strophe „servo" gelesen haben, das er demgemäß mit „dienend" übersetzte, während es in allen den vielen zu diesem Zwecke eingesehenen Ausgaben von Manzoni's Werken immer nur „ferve" heißt, was freilich für die betreffende Stelle:

L' ansia d'un cor, che indocile
Ferve pensando al regno

einen andern Sinn gibt, da es statt „dienend" vielmehr glühend, voll Glut heißen müßte. Ferner zeigt in der zweiten Zeile der vierzehnten Strophe der Artikel und der Ausgang des Mittelwortes bei „i percossi valli", daß hier nicht von „la valle", das Thal, die Rede sein kann, sondern von „il vallo", Wall, Pallisade u. s., wornach die Uebersetzung: „durchwimmelte Thäler", offenbar aus der ungenauen Lesart percorse valli

entstanden, ebenfalls dem Sinne des Manzoni'schen Originals entsprechend abgeändert werden müßte.

Als Eckermann, auf Manzoni aufmerksam geworden, einmal zu Göthe sagte, er kenne von Manzoni nichts, als diese Ode auf Napoleon, die er in Göthe's Uebersetzung gelesen und im hohen Grade bewundert habe, erwiderte ihm der Dichter: „Sie haben Recht, die Ode ist vortrefflich. Aber finden Sie, daß in Deutschland einer davon redet? Es ist so gut als ob sie gar nicht da wäre und doch ist sie das beste Gedicht, was über diesen Gegenstand gemacht worden."

Dieser Vorwurf nun möge durch diese Zeilen, wenigstens für Kärnten, in etwas herabgemindert werden, da die Anregung, mit den Werken eines Classikers von Manzoni's Schlage bekannt zu werden nicht ganz erfolglos sein dürfte. Zudem bot sich die Gelegenheit dar, wieder einmal auf Göthe's gesunde weltumfassende Anschauung der Culturbestrebungen aller Völker zurückzukommen, der gegenüber die Nationalitätszänkereien der Gegenwart leider als ein Rückschritt angesehen werden müssen.

P. R. Graf.

Die „Smithsonian-Institution" in Washington.

Nach den jährlichen Berichten derselben seit 1853 an den Congreß der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zusammengestellt von Gustav Adolf Zwanziger.

Einen so großen Aufschwung die Wissenschaften auch in unseren Jahrhunderten genommen haben und überall Akademien und gelehrte Gesellschaften entstehen, so sah doch die Welt bis jetzt keine in ihrer Art so großartige und segensreiche Anstalt als die „Smithsonian-Institution" oder „Smithson'sche Stiftung" in Washington, von deren stillem und tiefgreifendem Wirken die Tagespresse kaum eine Ahnung zu haben scheint.

Ein Engländer, Namens Smithson, widmete sein ganzes, nicht unbeträchtliches Vermögen von 515·169 Dollars (= 1061248 fl. 14 kr. ö. W., also über eine Million einundsechszigtausend Gulden ö. W. Silber, den amerikanischen Dollar gerechnet zu 2 fl. 6 kr. ö. W.) der edlen Bestimmung, „um in Washington unter dem Namen der Smithson'schen Stiftung eine Anstalt für den Fortschritt und die Ausbreitung der Wissenschaften unter den Menschen zu gründen." Er wählte mit unbedingtem Vertrauen als Sachwalter seines Vermächtnisses die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, weil ihm die staatlichen Einrichtun-

gen dieses Landes die beste Bürgschaft für die vollkommene Ausführung seiner Wünsche zu bieten schienen und täuschte sich nicht in seinen Erwartungen, deren Erfüllung er leider nicht selbst beobachten kann.

Die Hauptabsicht des edlen Gebers bestand augenscheinlich darin, die Entdeckung neuer Wahrheiten zu befördern, sowie die Erfindung neuer Mittel, um die Macht des Menschen zu vermehren und nicht darin, das schon bekannte Wissen bloß weiter zu verbreiten. Keine Einschränkung ist hinsichtlich irgend eines Zweiges des menschlichen Wissens gemacht, sondern die Wissenschaft, die Quelle aller menschlichen Weisheit und Macht, soll erweitert und unter den Menschen verbreitet werden. Es soll daher in der Ausführung des Willens des Verstorbenen kein Zweig, kein Fach des menschlichen Wissens von dem gleichmäßigen Antheil an dem Segen der Stiftung ausgeschlossen werden. Keine Nation, keine Gemeinschaft, keine Menschenklasse ist als der besondere Empfänger dieser Wohlthat bezeichnet, sondern das Vermächtniß ist zum Wohle der gesammten Menschheit.

Die Stiftung ist keine National-Anstalt, wie oft fälschlich vorausgesetzt wird, sondern die Hinterlassenschaft eines einzelnen Mannes und soll seinen Namen tragen und auf die Nachwelt bringen. Die Regierung der Vereinigten Staaten ist nur dazu bevollmächtigt, die Zwecke des Erblassers zur Ausführung zu bringen, zu welchem Behufe der Congreß einen Ausschuß erwählte, welcher über die geeignetsten Mittel zur Erreichung dieses Zweckes zu berathen und vorzulegen habe Es war nicht anders zu erwarten, als daß die Meinungen über einen solchen Punkt, in welchem man kein Muster, keine Erfahrung haben konnte, sehr getheilt waren. Doch wurde endlich ein Entwurf ausgearbeitet, vom Abgeordnetenhause und Senate zum Gesetze erheben und ein Hof von Direktoren (Board of Regents) ernannt, welcher über die Vermögens-Gebahrung und genaue Erfüllung der Pflichten der Stiftung zu wachen hat. Der jeweilige Präsident der Vereinigten Staaten ist gesetzlich der erste Beamte der Stiftung, sowie der Vice-Präsident, welcher im Verwaltungshofe gewöhnlich den Vorsitz führt, alle Staatssekretäre (oder Minister), der General-Postmeister, der General-Staatsanwalt, der oberste Richter, der Vorsteher des Patentamtes (entsprechend unserm Handelsministerium) und der jeweilige Bürgermeister oder Mayor der Stadt Washington. Der Direktorenhof besteht aus 14 — 15 Mitgliedern. Dann werden von der Anstalt noch einige Ehren-Mitglieder erwählt. (1863 nur zwei.)

Es wurde beschlossen, in Washington ein Gebäude zu errichten, welches Raum zu wissenschaftlichen Sammlungen, Versuchen, Vorlesungen, Versammlungen, einer Bibliothek, Kunstgallerie u. s. w. darböte. Dieses

Gebäude wurde gegen Ende des Jahres 1854 nahezu vollendet. Der Bau schritt ziemlich langsam vorwärts, weil jährlich nur ein Theil des Zinses des Vermögens der Anstalt demselben gewidmet werden konnte, ohne die anderen Verrichtungen und Zwecke zu beeinträchtigen. Man schränkte die Ausgaben in den ersten Jahren auf das Nothwendigste ein, so daß die Zinsen sich bald verdoppelten und am Schlusse des Jahres 1863 die Einnahmen der Anstalt sich auf 64.175 Dollars (132·200 fl. 50 kr. ö. W.) belief, von denen 31.821 Doll. (65.551 fl. 26 kr. ö. W.) verausgabt und 32.353 Doll. (66.547 fl. 18 kr. ö. W.) zu Handen des Schatzmeisters der Anstalt verblieben.

Um die Wissenschaft zu fördern, werden Männer mit der nöthigen Begabung in ihren Forschungen mit Material, Instrumenten, Geld u. s. w. unterstützt und wissenschaftliche Schriften gedruckt, welche von dazu fähigen Fachmännern geprüft werden, ob sie auch wirklich eine thatsächliche Vermehrung des menschlichen Wissens enthalten. Ein Theil des jährlichen Einkommens ist dazu bestimmt, in diesem Jahre diesem Gegenstande, in einem anderen Jahre wieder einem andern zugewendet zu werden, so daß nach und nach jener Zweig der Wissenschaft etwas davon erhalten möge. Gegenstände, welche auf diese Art zu unterstützen sind, wären z. B. folgende: Ausgebreitete meteorologische Beobachtungen, beschreibende Naturwissenschaften, als Zoologie, Botanik und Mineralogie, geologische, magnetische und topographische Beobachtungen und Aufnahmen. Die Lösung verschiedener physikalischer Probleme, z. B. eine neue Untersuchung des Gewichtes der Erde, die Messung der Schnelligkeit der Electricität, chemische Analysen von Bodenarten und Pflanzen; statistische Forschungen hinsichtlich physikalischer, sittlicher und politischer Gegenstände; geschichtliche Untersuchungen, Alterthumskunde und ethnologische Forschungen.

Zur Verbreitung der Wissenschaft werden periodische Berichte über den jeweiligen Zustand der verschiedenen Zweige derselben abgefaßt und veröffentlicht, so wie gelegentliche Abhandlungen über Gegenstände von allgemeinem Interesse, entweder aus fremden Sprachen ins Englische übersetzt oder unter der Leitung der Anstalt verfaßt oder auch, indem Preise für die beste Auseinandersetzung eines bestimmten Gegenstandes ausgeschrieben werden.

Ein Theil des jährlichen Einkommens, je nach Bedürfniß groß, ist den Veröffentlichungen und Untersuchungen, welche obigem Plane entsprechen, gewidmet; der andere, entsprechend der Congreßakte, welche die Anstalt ins Leben rief, ist zur Bildung einer Bibliothek, eines naturwissenschaftlichen und ethnologischen Museums und einer Kunstgallerie bestimmt.

Die Bibliothek besteht vorzugsweise aus einer vollständigen Sammlung aller Verhandlungen, Mittheilungen und Denkschriften aller gelehrten Gesellschaften der ganzen Welt, mit welchen die Stiftung in Verbindung steht und welche durch Austausch gegen die von ihr herausgegebenen Schriften erlangt werden. In dieser Hinsicht steht die Anstalt ganz einzig da und nirgends findet sich diese Vollzähligkeit. Um diese Schriften, welche heutzutage die Grundlage fast aller wissenschaftlichen zusammenfassenden Werke von größerem Umfange abgeben, vollkommen nutzbar und zugänglich zu machen, wird ein vollständiges systematisches Inhaltsverzeichniß unter der Oberaufsicht eines Ausschusses der königl. Gesellschaft (Royal Society) in London von allen Titeln der einzelnen Abhandlungen ausgearbeitet. General Sabine sagt darüber: Eine Vorstellung von der Größe dieses Werkes kann man dadurch gewinnen, daß es den Zeitraum von 1800 bis zum Schlusse des Jahres 1860 umfaßt. Die Handschrift des Verzeichnisses ist mehr als zweiundsechzig Bände stark und das Werk wird sobald als möglich gedruckt werden. Für alle, welche mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt sind, wird es von der größten unberechenbaren Wichtigkeit sein. Es ist schwierig, den Verlust an Zeit und Arbeit des Forschers zu schätzen, welcher aus Unkenntniß darüber entspringt, was über irgend einen Gegenstand schon bekannt ist, und nur jene, welche es selbst versucht haben, vermögen die Ermüdung und Entmuthigung des Nachsuchens in der Menge wissenschaftlicher Zeitschriften und Abhandlungen zu beurtheilen, was nach Vollendung obigen Verzeichnisses zum größten Theile erspart wird.

Außerdem soll die Bibliothek alle Werke über jeden Zweig des menschlichen Wissens umfassen, welche ebenfalls meist im Tauschwege erlangt werden, so daß es unnöthig wird, viel Geld auf die Anschaffung neuer Werke zu verausgaben, was nur in besonderen Fällen unvermeidlich ist. Ebenso werden auch alle Verzeichnisse von Bibliotheken, hauptsächlich amerikanischen, gesammelt, um die Anstalt zu einem Mittelpunkte bibliographischen Wissens zu gestalten, wo der Forscher auf jedes Werk, das ihm dienlich sein kann, hingewiesen wird. Um die Bibliothek bald zu großer Reichhaltigkeit zu bringen, erließ der Congreß ein Gesetz, nach welchem jeder Verleger von jedem bei ihm erschienenen Werke drei Pflichtexemplare, von denen eines für die Anstalt, abzuliefern habe. Diese Maßregel erwies sich jedoch für die Anstalt nicht zweckmäßig, weil sie dadurch eine Menge für ihre Zwecke werthloser Bücher und Zeitschriften erhielt, deren Anhäufung, Ordnung und Aufbewahrung nur unnöthige Kosten und Arbeit verursachte, während gerade für die Anstalt werthvolle Werke nicht regelmäßig abge-

liefert wurden. Nach den geeigneten Vorstellungen wurde dieß Gesetz auch wieder, was die Anstalt betrifft, aufgehoben und befindet sich jetzt nur im Patent Office eine vollständige Sammlung aller in den Vereinigten Staaten erschienenen Druckwerke, Karten und Zeitschriften.

Das Museum der Anstalt, das reichste der Welt, hinsichtlich der Naturgeschichte Amerikas, besteht hauptsächlich aus den Sammlungen von Naturalien, welche von den verschiedenen Expeditionen der Regierung, um das ganze Festland Nord-Amerika's behufs der zweckmäßigsten Anlage einer Eisenbahn vom atlantischen bis zum stillen Meere zu durchforschen, zusammengebracht wurden. Dann aus entweder geschenkten Sammlungen oder auch auf Kosten der Anstalt gemachten, so sammelte z. B. ein Oesterreicher, der Ungar Tantus (gegenwärtig wieder in seiner Heimat) in West-Mexico und Mr. Kennicott aus Chicago, Illinois, 3 Jahre lang in den Ländern der Hudsons-Bai-Gesellschaft. Der Hauptzweck ist, eine vollständige Sammlung von Gegenständen der Fauna, Flora und Gäa Amerika's anzulegen, deßhalb die genaue Durchforschung des Landes und die Veröffentlichung der gewonnenen Ergebnisse. Dann die Vertheilung der Dupletten an auswärtige Anstalten, um die Kenntniß der amerikanischen Formen zu verbreiten.

Ein ganz besonderes Augenmerk richtete die Anstalt seit ihrem Entstehen auf die Erforschung der Ueberreste der Urbevölkerung Amerika's der sogenannten Indianer. Es wurden entweder von ihr oder mit ihrer Mitwirkung Sprachlehren und Wörterbücher von entweder schon ausgestorbenen oder noch lebenden Stämmen herausgegeben, eine Sammlung ihrer Geräthschaften, Alterthümer u. dgl angelegt, deren Grabstätten u. s. w. untersucht und beschrieben. Die Anstalt sieht es als eine heilige Pflicht der amerikanischen Nation an, daß mindestens von jetzt an nichts mehr verloren gehe, was sich auf die Ureinwohner bezieht. Es befindet sich in der Anstalt eine Gallerie von 152 getreuen Gemälden von Indianern, welche 32 verschiedenen Stämmen angehören und meistens von Häuptlingen genommen sind. Der Werth dieser Sammlung kann vom ethnographischen Standpunkte aus kaum geschätzt werden. Der Künstler und Besitzer derselben Mr. J. M Stanley in Washington, wünscht dieselben der Regierung um zwölftausend Dollars zu verkaufen, es ist ihm bisher aber trotz aller günstigen Empfehlungen, nicht gelungen. Sie ist die vollständigste Sammlung dieser Art, die es gibt.

Ein sehr weites Feld der Thätigkeit der Stiftung umfassen die meteorologischen Beobachtungen in allen Theilen Amerika's, welche in der Anstalt zusammenlaufen und von denen auch ein Theil schon veröffentlicht wurde. Es

wird für jene, welche mit dem Gegenstande nicht näher vertraut sind, ein Grund des Erstaunens sein, welche Fülle von Arbeit zur Reducirung der einzelnen Beobachtungen eines einzigen Jahres erforderlich ist. Im Jahre 1856 erhielt die Anstalt Berichte über nicht weniger als über mehr als eine halbe Million einzelner Beobachtungen, von denen jede einer Reduktion bedarf, welche auf einer arithmetischen Rechnung beruht. Nimmt man im Mittel auch nur eine Minute für die Prüfung und Reducirung jeder Beobachtung an, so beträgt die darauf verwandte Zeit nahezu 7000 Stunden, oder, wenn man die tägliche Arbeitszeit zu sieben Stunden rechnet, 1000 Stunden oder bei 3 Jahre, so daß, um mit andern Worten zu reden, drei gewandte Rechner erfordert werden, um die Beobachtungen eines Jahres aufzuarbeiten und mit ihnen gleichen Schritt halten zu können. Dazu kommt noch die Arbeit und Zeit, welche der Briefwechsel, die Herrichtung und Vertheilung der auszufüllenden Papiere, sowie die Ableitung allgemeiner Grundsätze, um derentwillen ja die Beobachtungen nur gemacht werden, in Anspruch nehmen. Zwölf bis fünfzehn Personen, unter denen viele Damen, waren im Patent Office fast beständig mit dieser Reducirung der einlaufenden Beobachtungen beschäftigt.

Täglich laufen aus den verschiedenen Theilen der Union telegraphische Berichte über die Witterung ein, welche auf einer großen Karte in der Anstalt durch gewisse Zeichen ersichtlich gemacht werden; hinsichtlich der Ankündigung der Stürme an der Meeresküste befindet sich Amerika in weit günstigeren Verhältnissen als Europa, weil die Richtung der Stürme auf der ganzen nördlichen Halbkugel von Westen nach Osten läuft, die telegraphische Anzeige eines solchen über viele hundert Meilen Drathes auf festem Lande laufen kann, während in Europa die Stürme vom Meere her kommen und nur eine sehr beschränkte telegraphische Ankündigung derselben zulassen.

Die Vorlesungen über verschiedene Zweige des menschlichen Wissens, welche von dazu berufenen Fachmännern gehalten werden, bilden einen ganz wesentlichen Theil des Planes zur Verbreitung der Wissenschaften. Der dazu bestimmte Saal ist 96 Fuß lang, 62 Fuß breit, und faßt bequem 1500 Personen, im Nothfalle haben aber auch mehr als 2000 Platz. Seine optischen und akustischen Eigenschaften stehen in den Vereinigten Staaten unerreicht da. Derselbe, sowie einige angrenzende kleinere Räume, werden auch zu andern, als von der Stiftung veranstalteten Vorlesungen und Versammlungen, welche aber, dem Zwecke der Anstalt gemäß, weder religiöse noch politische Gegenstände betreffen dürfen, unentgeltlich überlassen, gegen einfachen Ersatz der Kosten für Beleuchtung und Heizung.

In so weit entsprechen die Bestrebungen der Anstalt ganz unseren europäischen Akademien, Museen, gelehrten Gesellschaften, Bibliotheken, Staatsanstalten, wie z. B. in Oesterreich der meteorologischen Centralanstalt u. s. w, nur mit dem Unterschiede, daß hier eine großartige Vereinigung aller dieser verschiedenen Anstalten zur Vermehrung der Wissenschaft stattfindet, welche die unsterbliche Stiftung eines einzelnen Mannes ist, der sein ganzes Leben und Vermögen diesem edlen Zwecke widmete. Gänzlich abweichend aber von allem bisher Dagewesenen ist der großartige Tauschverkehr der Anstalt mit Büchern und Naturalien, sowie die von ihr vermittelte meist unentgeltliche Beförderung des internationalen Austausches zwischen einzelnen Gesellschaften, Anstalten oder Personen. In Europa befinden sich zu diesem Behufe vier Agenten der Stiftung, in Leipzig für Scandinavien, Rußland, Deutschland, Schweiz und Belgien; in Amsterdam für Holland; in Paris für Frankreich, Italien und Portugal; in London für Großbrittanien und Irland. Im Jahre 1863 betrugen die von der Stiftung außerhalb Amerika's vertheilten Gegenstände 1426 Packete, welche an 783 einzelne Adressen gerichtet, und in 61 Kisten im Umfange von 447 Kubikfuß und im Gewichte von 10.286 Pfunden verpackt waren. 3316 Packete erhielt die Anstalt von amerikanischen Gesellschaften und Personen zur Beförderung nach dem Auslande und 1522 liefen zur Vertheilung in Amerika ein. Es wäre nicht möglich, diese Arbeit, welche so große Kosten verursacht, in diesem Umfange fortzusetzen, wenn nicht viele Verkehrsanstalten, z. B. die Dampfschifffahrtslinien zwischen Bremen, Hamburg, Liverpool und New-York, die Panama-Eisenbahn, die Pacific-Steamship-Company zwischen Panama und San Francisco, die Hudsons-Bai-Gesellschaft u. s. w. die Sendungen der Anstalt unentgeltlich beförderten. Ein Beweis des großen Ansehens und Vertrauens, welchen die Stiftung überall genießt, ist sicherlich, daß alle ihre Packete in den Häfen von Europa und Amerika, wo sie einlaufen, zollfrei und ununtersucht eingelassen werden, was, abgesehen vom Kostenpunkte, von dem größten Vortheile ist, da kostbare, gebrechliche Naturalien u. dgl. durch die Zollbehandlung noch nie besser geworden sind.

Diese ganze ungeheure Masse von Geschäften, von denen hier nur einige wenige aufgezählt wurden, um einen Begriff von dem Wirken der Anstalt zu geben, leitet ein einziger Sekretär seit Beginn der Anstalt, der berühmte Physiker Mr. Joseph Henry, der sich hauptsächlich mit Elektricität und Magnetismus beschäftigt, ein würdiger Nachkomme Franklins, und dem wir den ersten Gedanken zur Ausführung des elektro-magnetischen Telegraphen zu danken haben. Ihm steht für das Museum, die

Drucklegung und den Anstausch noch ein Assistent-Sekretär zur Seite. Ständige Beamte sind sonst keine angestellt und es werden zu den nöthigen Geschäften nur für die Zeitdauer derselben die erforderlichen Personen aufgenommen.

Alljährlich erstattet der Sekretär dem Direktoren-Hofe einen Bericht über die Thätigkeit, Ausgaben und den Zustand der Stiftung, welcher dann dem Abgeordnetenhause und Senate vorgelegt wird, von welchem dann die Drucklegung, gewöhnlich in 10.000 Exemplaren beschlossen wird. Diesem Berichte, welcher auf Staatskosten in der Staatsdruckerei gedruckt wird, ist seit 1853 immer ein Anhang beigegeben, welcher die Thätigkeit der Anstalt durch den Druck der abgehaltenen Vorträge, Auszüge aus ihrem Briefwechsel u. s. w. erläutern soll, so wie Belehrung für meteorologische Beobachter und andere Personen, welche an dem Fortschritte der Wissenschaft Antheil nehmen, enthält. Nichts hat mehr dazu beigetragen, als diese Berichte, welche gesetzlich nur einen Oktavband von 450 Seiten füllen dürfen, um die Zwecke der Anstalt bekannt zu machen und überhaupt Theilnahme an wissenschaftlichen Bestrebungen zu erwecken. Sie werden unentgeltlich an Bibliotheken, Schulen u. s. w. vertheilt und eben so freigebig an Personen, welche sich darum verwenden, verabfolgt.

Es ist nicht anders möglich, als daß die jährlichen Berichte des Secretärs einer solchen Anstalt, welche unablässig die gleichen Ziele verfolgt, sich in ihrer Form und ihrem Inhalte von Jahr zu Jahr sehr ähnlich sein müssen, doch ist das Feld der Wissenschaft so unbegrenzt und stets bieten sich der Forschung wieder neue Zweige derselben dar, auch sind sie mit einer so ruhigen Klarheit und richtigen Auffassung der Aufgaben der Stiftung abgefaßt, so daß sie der Forscher stets mit Vergnügen durchlesen wird. Die Thätigkeit der Anstalt wurde trotz der Nähe des Kriegsschauplatzes, während des ringsum tobenden Bürgerkrieges, nicht weiter gehemmt, als durch das Nichteinlaufen der meteorologischen Berichte aus den südlichen Staaten, den höheren Preisen von Papier und Arbeit. Doch wollte es nicht gänzlich gelingen, zur Zeit, als die Wogen der politischen Aufregung am höchsten schlugen, trotz aller Beschränkungen von in den Räumen der Anstalt abgehaltenen Vorlesungen und Versammlungen die Besprechung der aufregenden Tagesereignisse fern zu halten und die Anstalt wurde deßhalb von Congreßmitgliedern und Zeitungsherausgebern scharf angegriffen. Es war umsonst die Thatsache festzustellen, daß die Anstalt für den Charakter dieser Vorlesungen nicht verantwortlich gemacht werden könne. Das Publicum konnte nicht unterscheiden zwischen den Vorlesungen, welche unmittelbar unter der Leitung

der Anstalt, und jenen, welche von anderen Personen, denen nur der Raum zur Benützung überlassen wurde, ausgingen. Auf diese Art mußten die Räume der Anstalt im Jahre 1861 anderen Vorlesungen, als jenen von der Anstalt ausgehenden, gänzlich verschlossen bleiben. Die Directoren wurden bis dahin absichtlich stets aus verschiedenen politischen Parteien erwählt, in den Hallen war die Aufregung der Kämpfe im Capitol entweder unterdrückt oder vergessen und Männer der entgegengesetztesten politischen Ansichten begegneten sich daselbst als auf einem gemeinsamen Platze freundlichen Gedankenaustausches.

Um eine Einsicht über das Wesen der im Anhange zu den jährlichen Berichten enthaltenen Aufsätze zu geben, wollen wir den Inhalt des letzten vom Jahre 1863 aufzählen:

1. Ueber die Grundsätze der Sprachwissenschaft von Dr. Whitney. 2. Lebensabriß von C. F. Beautemps-Beaupré, von M. Elie de Beaumont. 3. Ursprung und Geschichte der königlichen Gesellschaft in London. 4. Neue Theorie der Chemie, von Dr. Ch. Wetherill. 5. Untersuchungen über die Erscheinungen, welche die Fortpflanzung der Elektricität in sehr elastischen Flüssigkeiten bekleiden, von Prof. A. de la Rive. 6. Untersuchungen über die Gestalten, welche Flüssigkeiten annehmen, wenn sie von den Wirkungen der Schwerkraft befreit werden, von Prof. J. Plateau. 7. Geschichte der Entdeckungen rücksichtlich des Magnetismus. 8. Neuere Untersuchungen der Nebelflecke. 9. Die Gestalt der Erde. 10. Bericht über Luftreisen, unternommen zu wissenschaftlichen Beobachtungen, von Fr. Arago. 11. Bericht über die Ureinwohner von Californien, von dem Missionär Bangert (1773). Uebersetzt aus dem Deutschen. 12. Notizen über Ethnologie und Alterthumskunde, Pfahlbauten, Küchenabfälle, Indianergräber u. s. w. 13. Vergleichende Tafel von Massen und Gewichten.

Im Verhältnisse zu dem weiten Felde der Wissenschaft ist das Vermögen nur klein. Die Leiter der Anstalt wünschen daher auch, daß die Regierung der Vereinigten Staaten die Sammlungen als National-Museum übernähme, welche ihr nur eine große Last bereiten, und die Stiftung könnte dann viel umfassender ihre eigentlichen Ziele verfolgen. Obwohl die Anstalt für die ganze Welt bestimmt ist, so ist es doch nicht anders möglich, als daß ihr eine örtliche Färbung ankleben muß, z. B. die Herausgabe ihrer Schriften in englischer Sprache, dann die hauptsächliche Erforschung Nord-Amerikas u. s. w. In diesem Falle kann dieß jedoch der Wissenschaft nur zum Heile gereichen, denn in Europa besitzen wir ja ohnehin fast in jeder bedeutenderen Stadt wissenschaftliche An-

stalten und Vereine, während in Amerika noch ein so ungeheures Feld der Forschung offen liegt.

Zum Schlusse wollen wir nur noch ein Muster der Kürze amerikanischer Geschäftsführung anführen, ein Briefchen des Kriegssecretärs an den Secretär der Stiftung, um mehrere umfangreiche, während des Bürgerkrieges in Süd-Carolina erbeutete Bibliotheken bis zur Beendigung des Krieges in Verwahrung zu nehmen. Das Schreiben lautet:

Kriegs-Departement, Washington City, 26. Januar 1863.

Mein Herr! Ich beauftragte heute Herrn Hiram Borney, Esq., Zolleinnehmer des Hafens von New-York, die Bücher, Karten, Schriften und andere Sachen, welche sich jetzt bei ihm befinden und von der Armee der Vereinigten Staaten in Süd-Carolina genommen wurden, an Sie zu übersenden, um in den Räumen der Smithson'schen Stiftung unter den Anordnungen dieses Departements verwahrt zu werden. Es würde mir sehr angenehm sein, mich mit Ihnen hinsichtlich dieser Angelegenheit zu besprechen, wenn Sie die Güte haben wollen, mich Dinstag Nachmittag um drei Uhr zu besuchen.

Edwin M. Stanton,
Kriegssekretär der Vereinigten Staaten.

Bei der stattgehabten Unterredung verlangte der Kriegssecretär, daß ein Verzeichniß der Bücher aufgenommen und dieselben sorgfältig bewahrt würden, was unter der Bedingung zugegeben wurde, daß die Regierung die Kosten der Aufstellung und Aufnahme des Verzeichnisses bezahle. Der Umfang der Bibliotheken ist daraus ersichtlich, daß eine davon allein 33 Kisten füllte. Durch wie viele verschiedene Aemter hätte obige Verständigung in einem bureaukratischen Staate laufen müssen, wie oft wäre sie abgeschrieben worden, bis sie an ihre richtige Adresse gelangt wäre, wie viele Berichte würden dann über die Befolgung des Auftrages verlangt und erstattet worden sein, wie viele Rieß Papier, wie viel Arbeit und Schreibereien würde dieser einzelne Fall nicht gekostet haben, der hier mit einigen Zeilen und einer kurzen mündlichen Unterredung, wahrscheinlich sogar besser abgethan wurde.

So möge denn die Stiftung, welche jetzt durch das Aufhören des Bürgerkrieges wieder neue Kraft gewonnen hat, zum Wohle der Menschen freudig fortblühen, wie sich Hofrath Haidinger, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, ausdrückt: „ein leuchtendes Vorbild für alle ähnlichen Anstalten".

Ein Ausflug in die Karpathen.

M. B. v. J. Im Mai des Jahres 1854, als die Kriegsfackel im Osten Europa's an den Gestaden des schwarzen Meeres entbrannte und Oesterreich eine bedeutende Truppenmacht an die Grenzmarken gegen Rußland sandte, traf es auch mich, zur Armee nach Galizien abzugehen.

Nachdem unsere Marschroute von Wien über Pest, Debreczin und Marmarosch-Szygeth nach Stanislau in Galizien lautete, die Karpathen also ober Körösmezzö am sogenannten Magyarenwege (3000' hoch) überschritten werden mußten, kam es, daß ich auch die düsteren Alpenthäler und felsigen Berghäupter an der oberen Theiß im mineralreichen Marmaroscher-Komitate kennen lernte.

Es ist dieß nach der hohen Tátra im Zipser- und Liptauer-Komitate die zweite massenhafte Gruppirung und Erhebung des 160 Meilen langen, an der Donau bei Preßburg beginnenden und erst an der unteren Donau in der Wallachei endenden Gebirgszuges der Karpathen, welche mit ihren bis über 6000 Fuß emporragenden Trachyt-Kuppen, stundenlangen herrlichen Alpenwiesen, üppig grünenden Laub- und finsteren Nadelwäldern und den kleinen Alpenseen, den dortgenannten Seefenstern oder Meeraugen, nicht weniger des Interessanten bieten als unsere heimischen Berge, in ihren orographischen Verhältnissen und ihrer Flora, als bereits zu den Vegetationsgebilden der östlichen Hochgebirge Europa's übergehend, dem Naturfreunde vielen Genuß und namentlich dem Botaniker reiche Ausbeute liefern.

Wie freundlich begrüßte ich nicht diese schönen grünen Berge, nachdem ich beinahe von Pest an, viele Tagreisen lang, kaum einen Hügel gesehen; denn je mehr wir uns der Theiß näherten, verloren sich allmählig die Ausläufer jenes Höhenzuges, der die kleine und große pannonische Ebene trennt, und das ungarische Tiefland an der westlichen Seite besäumt, — und endlich war auch das am längsten sichtbare Matragebirge am Saume des nördlichen Gesichtskreises hinabgesunken.

Die grünenden Pußten mit den zahllosen weidenden Herden, die fruchtbaren Ackergefilde mit den wogenden Saaten und die einsamen weißen Tanyas (Gehöfte) mit den ragenden Ziehbrunnen, zogen in ewig gleichbleibenden Bildern an uns vorüber. Immer und immer schaute uns dieselbe Landschaft entgegen und vergebens suchte das Auge nach einem Gegenstande, der eine Unterbrechung in dieses trostlose Einerlei zu bringen vermochte.

Gerne läßt man da in der Abenddämmerung bei dieser grenzenlosen Einförmigkeit der Phantasie die Zügel schießen und träumt sich in die Wolkenmassen, die dort am weiten Horizonte aufliegen, hochaufgethürmte Gebirge hinein.

Ferne heimische Bergformen und Thäler dämmern uns dort auf, welche wir mit lieben Gestalten bevölkern, goldiger Schimmer zieht sich um die ragenden Gipfel und glühende Röthe flammt an ihren Wänden und Gehängen, bis die goldne Pracht, die glühenden Rosen, mit welchen die scheidende Sonne die Wolkenberge bemalt hat, erbleichen und Himmel und Erde in ein chaotisch ungestaltbares düsteres Grau verschwinden und über die weite Fläche Kumanien's finstere Nacht heraufgezogen ist.

Endlich erblickten wir, uns Debreczin nähernd, wieder in blauer Ferne Berge; sie kamen immer näher und näher und mit dem Eintreten ins Szathmarer-Komitat verließen uns dieselben nicht mehr, wir waren an den Ausläufern der Karpathen angelangt. Mit dem freundlich gelegenen Städtchen Marmarosch-Szygeth traten wir auch aus dem breiten Thale der Theiß; denn dieser, in seinem oberen Laufe wahrhaft krystallene Alpenfluß, durchsaußt von seinen hoch in den Karpathen gelegenen Quellen bis hieher ein wildromantisch enges Thal, dessen Gehänge mit den prachtvollsten Laubwäldern bedeckt sind, kaum Raum lassend für die an seinen bebuschten Ufern sich hinziehende Straße.

Beim herrlichsten Morgen drangen wir in die Vorberge der Karpathen ein, denn es galt eine ziemliche Strecke Weges, um noch vor der heißen Mittagssonne den am Zusammenflusse der weißen und schwarzen Theiß gelegenen Flecken Bozko-Raho zu erreichen. Golden ging die Sonne im Osten auf, als wir in einen herrlichen Laubwald traten, und unwillkührlich kamen mir Zedlitz's so treffend schöne Reime ins Gedächtniß:

„Mit deinen Buchen, deinen Eichen,
Läßt sich kein and'rer Wald vergleichen.
Wie Säulen schlank im Tempelraum
Steh'n deine Stämme, Baum an Baum
Und deine Wipfel wölben sich,
Zum weiten Dom andächtiglich
Und drüber lacht der Sonnenschein,
Und ihrer Strahlen hell Gefunkel
Blitzt durch das kühle Laubesdunkel
Und wirkt grün gold'ne Lichter drein.

Wenn das düstre Bild des Nadelholzwaldes durch seine Einförmigkeit niederdrückt, so wirkt ein solcher Laubholzwald durch seine Mannigfaltigkeit in Farbe und Form, durch seine hochgewölbten, luftigen, lichten

Hallen erhebend und macht einen wohlthuenden Eindruck auf das Gemüth des Beschauers. Die Flora, welche sich über das modernde Buchenlaub des Waldgrundes ausbreitet, ist entzückend. Ueberall, wo das Licht der Sonne freien Zutritt hat, webt sich ein saftiger, von zahlreichen Blumen durchwirkter Grasrasen über den Boden. Der wuchernde geflügelte Ginster durchzieht mit gelben Streifen und goldigen Bändern dieses grüne Land. Ganze Herden der knolligen Spierstaude wuchern empor, und ziehen mit ihren weißen Blüthen helle Milchstraßen durch den schimmernden Rasen, in die das zweihäusige Ruhrkraut weiße und rothscheckige Flecken mengt. Dort, wo die Bäume sich dichter stellen und sich zu enger geschlossenen Gruppen aneinander drängen, hebt sich über den Grasboden als zweite Schichte ein üppiges Gestrüpp aus Sträuchern, Stauden und Farren empor. Der tatarische Ahorn mit Ginster- und Gaiskleesträuchern, Rosen und Schlehdorn gemengt einigt sich mit riesigen Dolden und Kreuzkräutern, mit Germer und Eisenhut zu einem schwer durchdringlichen Ganzen. Und hoch über all' dieses Gestrüpp ragt noch das Astwerk der Telekia mit den großen Blumensternen um den ganzen Wald mit aromatischem Duft zu erfüllen. Man muß sie gesehen haben, diese prachtvolle Pflanze mit ihren mannshohen Stauden, mit den riesigen herzförmigen saftgrünen Blättern und den goldsternigen Blüthenköpfen, mit denen sie schon von ferne aus dem Halbdunkel des Waldschattens herausfunkelt, um den reizenden Ausdruck, welchen sie diesem Pflanzenbilde verleiht, ganz erfassen zu können.

Je mehr wir uns dem Orte Raho näherten, desto romantischer wurde die Gegend; die dicht bewaldeten, höher hinauf Nadelholz tragenden Bergrücken traten immer enger zusammen und selbst die üppig grünen Abhänge der höheren bereits den Charakter der Alpennatur an sich tragenden Karpathenspitzen wurden im Hintergrunde kleiner Nebenthäler, aus denen eine Unzahl klarer Bächlein hüpften, sichtbar.

Den freundlich in einer Thalerweiterung gelegenen, von Deutschen und Ruthenen bewohnten Marktflecken Botzko-Raho mit seinen weiß übertünchten niedlichen Häusern erreichten wir noch vor Mittag. Nachmittag aber galt es schon wieder, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, da ich von hier aus eine der höheren Bergspitzen besteigen wollte.

Ein guter Führer wurde bald in der Person eines deutschen Holzknechtes gefunden, der einzuschlagende Weg verabredet und zum Aufbruche die erste Stunde nach Mitternacht bestimmt.

Wie gewöhnlich an einen Schlaf kaum zu denken ist, wenn man sehr zeitlich Morgens Etwas zu unternehmen gedenkt, so war es auch

diesmal; in heiterer Gesellschaft rückte Mitternacht heran, und ehe ich mich versah, war mein baumfester Führer mit Stock, Tasche und der nie fehlenden Hacke am Fenster. Stockfinstere Nacht umfing mich, als ich auf die Straße trat und ein recht empfindlicher Wind pfiff uns aus dem Thale der schwarzen Theiß, in das wir nun unsere Schritte lenkten, entgegen. Wir mochten ungefähr zwei Stunden gegangen sein, als es zu grauen begann; das Thal der schwarzen Theiß und die in demselben nach Siebenbürgen führende Straße hatten wir kurz vorher verlassen, indem wir in ein kleines Seitenthal einlenkten, durch welches ein gefürchteter Gießbach herabrauschte und in dessen Hintergrunde bereits die Schneeflecken des hohen Berges Popp-Ivan und der Petrosa sichtbar wurden.

In dieser abgelegenen Gegend, welche der Bevölkerung entfernt und zu unbequem zu einem regen Verkehre ist, haben sich auch die Forste so ziemlich in ihrer Ursprünglichkeit erhalten und man findet Stellen, welche völlig den Charakter des Urwaldes an sich tragen.

Entrindete wetterbleiche Stämme und schirmförmig ausgebreitete flechtenzottige Wipfel ragen über die jüngeren dunklen Fichten empor und geben dem Forste von Ferne das Aussehen, als sei er im Absterben begriffen. — Das ist nicht der frische grüne Fichtenwald unserer heimatlichen Berge, wie uns sein Bild gewöhnlich vorschwebt, sondern ein düsterer grauer struppiger Wald, den das Leben schon lange verdrossen zu haben scheint In melancholischer Ruhe ragen da die alten Fichten,

„Die sehnsuchtvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten,"

aus dem moosigen Grunde empor; weißliche Flechten triefen von den niederhängenden Zweigen herab, und der Rinde entblößte dürre sparrige Aeste benachbarter Bäume greifen in einander und bilden ein bleiches Gitterwerk, welches der aufstrebende jüngere Nachwuchs mit Mühe zu durchbrechen sucht. Der Grund des Waldes ist mit hochaufgewölbten einförmig gelbgrünen Moosen bedeckt und nur an sumpfigen Stellen und über den modernden Stämmen wuchern auch röthliche und gelbliche Torfmoose und üppige Bärlappen, und glänzende Farren breiten dort ihre zierlichen Wedel aus. An Blumen fehlt es beinahe gänzlich. Mit Ausnahme des zierlichen Herenkräutleins (Circea alpina) und des einblumigen Wintergrüns (Pyrola uniflora), welche herdenweise über den Baumleichen aufschießen, ist da keine einzige Blüthenpflanze im Waldesschatten zu finden; selbst die lichteren wenig schattigeren Stellen und Ränder des Waldes sind arm an Blüthen, nur Heidel- und Preiselbeeren, rothbeerige Sträucher des Seidelbastes und Hirschholders, eine Unzahl blattreicher

Farne, Eisenhut und akeleiblättriges Schaumkraut bilden dort über dem Moosgefilze des Grundes ein armblüthiges Blatt- und Buschwerk, über welches die Alpenrebe, als schönste Pflanze des Urwaldes ihr schlankes Geschlinge emporwindet.

Doch führte uns der Weg nur auf ganz kurze Zeit durch das Dickicht dieses Waldes, um eine tiefe unwegsame Schlucht, durch welche der Bach sich schäumend Bahn brach, zu umgehen; sobald wir in das Thal zurückgelangten, wurde es wieder freundlicher. — Im dichten Schlusse umsäumten die Fichten das Bachufer und bildeten knapp am Rande des Rinnsales stehend und vom Grunde aus verästet eine grüne Schlucht, durch die das klare Wasser dahinstürzte. Stellenweise unterbrachen moosige dunkle Felsblöcke das Beet des Baches und vom Sturme umgelegte Bäume lagen wie fliegende Brücken über seinem schäumenden Wasser. Dazwischen wucherte das Buschwerk der Spierstaude an den umflutheten Felsen empor und umsäumte den Rand des Fichtenwaldes mit einem hellen schmalen Gürtel, aus welchem tausend kleine Dolden mit ihrer weißen Farbe grell hervorblickten.

Je weiter wir vordrangen und uns dem nahezu 4000′ hoch gelegenen Schlusse dieses Seitenthales näherten, desto großartiger wurde der Eindruck. Mächtige Trachytblöcke versperrten uns den Weg und nur springend oder kriechend konnten wir uns durch dieses wüste Stein-Chaos bis zu den felsigen Lehnen des fast gerade in die Höhe steigenden Felskammes der Petrosa und des Popp-Ivan, in deren Klüften und Rissen noch bedeutende Schneemassen lagen, hindurch bringen.

Endlich erreichten wir den östlichen Gipfel der Petrosa, allein wie ganz anders und unerwartet gestaltete sich hier das Bild. Während die Nordseite des Berges, an welcher wir ihn erklommen hatten, nur düstere Wälder und Felswände zeigte, über die sich die mächtigen Alpen an der Grenze gegen Siebenbürgen und die Bukowina Kuppe an Kuppe reihten, dehnten sich gegen Süden und Südosten unabsehbare Alpenwiesen aus und man konnte über deren Abhänge hinaus das Thalgelände der Theiß wohl bis Huszt verfolgen. Wenn je eine Wiese den Namen blumig verdient, so sind es diese Alpenwiesen, die niemals gemäht werden und einen unendlich dichten Teppich rasenförmiger Gräser bilden, der nur an wenigen felsigen humusarmen Stellen aussetzt und streckenweise von inselförmigen Knieholzgruppen unterbrochen wird. Das aromatische Mutternkraut, der Alpen-Brandlattig, das safranartige und Alpen-Habichtskraut, goldblüthige Fingerkräuter, blaue Glockenblumen und die prächtigen vielfärbigen Corollen der türkischen Lilie (Türkenbund) mengen ihre

Blüthen zwischen die grünen Halme der Gräser, unter denen insbesondere die Berg-Schmiele einen prächtigen Anblick gewährt, wenn ihre unzähligen zarten glänzenden Rispen vom Winde angehaucht sich schwenken und neigen und im hellen Sonnenscheine funkeln und schimmern, daß die ganze Berglehne wie versilbert aussieht.

Die schönste Zierde dieser Wiesen sind ein unseren heimatlichen Alpen gänzlich fehlendes dunkelviolettes Stiefmütterchen (Viola declinata) und die rosablüthige Schwarzwurz (Scorzonea rosea).*) Erstere blüht wie alle Pensees vom Erwachen des Frühlings bis spät in den Herbst, letztere hat ähnlich wie ihre gelbblühenden Geschwister der Ebene die Blüthe bei trübem Wetter geschlossen und auch bei Sonnenschein nur Vormittags geöffnet. Nachmittags ist sie darum auch kaum bemerbar; tritt man aber an einem thauigen Morgen aus dem dunklen Walde auf die sonnige Alpe hinaus, so sieht man sie in Unzahl über die langen Wiesen zerstreut und ihre großen pfirsichblüthrothen Blüthensterne zu Tausenden in den grünen Wiesenteppich hineingewebt. — Nachdem ich meine Mappe mit diesen und noch vielen anderen seltenen und diesen Alpen eigenthümlichen Pflanzen gefüllt hatte und auch schon die Mittagsstunde herangekommen war, mußte auf den Rückweg gedacht werden.

Mein Führer geleitete mich den nächsten Weg nach Raho, an welchem wir eine kleine Alpenwirthschaft, deren es auf dieser Seite der Alpe mehrere gibt, berührten, wo man uns mit frisch bereiteter Butter, Milch und Brod aus türkischem Weizen bediente. Vergebens würde man aber hier jenes fröhliche, heitere Alpenleben suchen, wie es in unseren heimatlichen Bergen entwickelt ist.

Kein frischer Jodler hallt hier in die luftigen Höhen, kein munteres Lied klingt durch die weiten Bergthäler. Höchst selten nur hört man eine eintönige, in Molltönen klagende schwermüthige Melodie von einem der sonnverbrannten schwarzlockigen Burschen singen, die an ihren langen Stäben gelehnt ganz malerische Staffagen abgeben und lebhaft an die Hirten in der Romagna erinnern.

Bemerkenswerth jedoch ist, daß die einsamen Stinen (Alpenhütten) ganz dieselbe Vegetation umgibt, die um die Sennhütten unserer Alpen beobachtet wird. Dieselben saftgrünen Büsche des Alpenampfers, dieselbe Gänsefußart, dieselben Kreuzkräuter und dunkeln Eisenhutbüsche haben sich hier angesiedelt und umgeben mit einem üppigen Gestäude die brau-

*) Kommt auch in unseren Alpen, namentlich auf Wiesen im Loibel-, Boden- und Bärenthale vor, wo sie Mitte Juli zur Blüthe gelangt.

nen ärmlichen Hütten. Ebenso wie in den Alpen sind auch in den Marmaroscher Karpathen die Sennhütten meist in der Nähe von Quellen und an der oberen Grenze der zusammenhängenden hochstämmigen Wälder angelegt und über ihnen beginnt gewöhnlich mit den langgedehnten Wiesen oder Legföhren-Beständen, deren es mitunter bedeutende gibt, die eigentliche Alpenregion.

Die gefährlichsten Feinde der hier wohl kaum den Namen verdienenden Alpenwirthschaften sind die Raubthiere. Fast jeden Tag, erzählten uns die Hirten, holen ihnen die Wölfe ein oder mehrere Stück Schafe über Nacht, ja selbst größere Thiere, wie Pferde und Rinder, werden bisweilen die Beute dieser heißhungerigen Bestien. Auch die Bären sind in diesen weit ausgedehnten, bis nach Siebenbürgen und der Bukowina reichenden Gebirgswäldern sehr zahlreich und man erzählte mir in Raho, daß im Laufe von drei Jahren nach ämtlichen Aufzeichnungen nicht weniger als 185 Stücke im Marmaroscher Comitate allein erlegt wurden. Dabei ist die Jagd ganz natürlich in diesem unwirthbaren Terrain mit vielen Schwierigkeiten verbunden und für Jeden, der nicht aus Weidmannsluft an die Sache geht, gewiß ein hartes Stück Arbeit.

Daß die Alpenwirthschaft in der Nachbarschaft solcher Gäste nicht aufzublühen vermag, ist begreiflich, und obschon die Viehzucht einer der wichtigsten Erwerbszweige der dort wohnenden Bevölkerung ist, erscheint die Anzahl der Herden so wie die Zahl der im Gebirge zerstreuten Alpenhütten im Vergleiche zu den ungeheuren Alpenrevieren eine verhältnißmäßig sehr geringe.

Das mit den Hirten begonnene Thema über Raubwild und dessen Erlegung beschäftigte die geschwätzige Zunge meines Führers während des ganzen, noch an drei Stunden währenden Rückweges. Unvermuthet bogen wir um eine Waldecke und Raho lag zu unseren Füßen, wo wir wohlbehalten nach einem sechzehnstündigen Marsche anlangten. Es war zwar nur eine ganz kleine Tour, wie sie eben nur flüchtig unternommen werden konnte, allein für mich, der ich vorher noch keinen Berg, keinen Urwald in den Karpathen betrat, bot sie sehr viel Interessantes, das mitzutheilen der Gegenstand dieser Zeilen war.

Kleine Mittheilungen.

(Blitzableiter.) Im vierten Hefte der „Carinthia“ wird vom Herrn R. Kaiser eine kurze Notiz Dallmann's über den Blitzableiter mitgetheilt und demselben die Bemerkung angefügt, es sei sehr zu bedauern, daß die praktische Einrichtung des Harris'schen Blitzableiters nicht näher besprochen wird. Vielleicht sind daher die folgenden Bemerkungen geeignet, das Interesse der Leser dieser Zeitschrift für sich in Anspruch zu nehmen. Genaueres über diesen Blitzableiter findet man in dem Werke „Shipwrecks by lightning“, London 1856.

Wie auch Harris durch seine Versuche bestätiget fand, erfolgt die elektrische Entladung einer Gewitterwolke immer nach der Richtung des geringsten Leitungswiderstandes, weßhalb auch zeitliche Erweiterungen eines oder mehrerer in guter Verbindung stehender Metall-Leiter auf den Weg des Funkens keinen Einfluß ausüben Bei Schiffen handelt es sich also vorzüglich darum, alle nur irgendwie hervorragenden Theile des Schiffes durch gute Elektricitätsleiter, welche in vollständiger Continuität untereinander verbunden werden, mit dem Meerwasser in bleibende und vielfache Verbindung zu bringen.

Die Leitung selbst wird nach Harris aus Doppelstreifen von Kupferblech, deren äußerer 1/8", der innere aber nur 1/16" dick ist und die gut zusammengenietet sind, hergestellt; der einzelne Streifen ist nur etwa 4 Fuß lang, aber mit den übrigen durch Nietung so verbunden, daß ein continuirlicher Streifen von der erforderlichen Länge entsteht. Die Breite der Streifen ist größer bei den längeren Leitungen (4" bis 5" bei den Hauptmasten) und kleiner bei den kürzeren (2" bis 3" bei den Nebenmasten und Spieren); außer den Masten sind auch die anderen Theile des Schiffes mit diesen Streifen, die alle untereinander in metallischer Verbindung stehen, durchzogen und alle mit der äußeren Kupferbelegung des Schiffes, die mit dem Meerwasser in vielfacher Berührung steht, aufs Sorgfältigste verbunden.

Eine Leitung ist um so sicherer, je größer die Oberfläche und der Querschnitt sind, die sie dem Blitze darbietet, und eben deßhalb sind die Leitungen von Harris so vortrefflich, daß in vierzig Fällen, in denen Schiffe, mit Blitzableitern nach diesem Systeme versehen, von Blitzen getroffen wurden, nie der geringste Schaden entstand. Früher, als die Blitzableiter noch nicht in Anwendung waren, brachten die Blitzschläge

zu Kriegszeiten der englischen Marine allein einen jährlichen Schaden von 10.000 Pfd. (100.000 fl. in Silber).

Es ist natürlich, daß diese Ableiter auch für feste Bauwerke angewendet werden können; allein aus der kurzen Angabe über deren Einrichtung ist leicht zu ersehen, daß dieselben sehr kostspielig sind. Auch ist bei der Anlage der Blitzableiter auf Gebäuden vorzüglich darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Ableitung bis zu einer Stelle fortgeführt wird, wo die Erde selbst zu den trockensten Zeiten sehr feucht bleibt und der Ableiter mit der Erde oder, wenn ein Brunnen in der Nähe ist, mit dem Wasser hinreichend viele Berührungspunkte hat. Das Einsenken großer Metallplatten in die feuchte Erde, mit denen die Ableitung verbunden wird, ist daher sehr zu empfehlen.

Ich möchte hier noch die Bemerkung anfügen, daß unsere Blitzableiter aus Eisenstangen, wenn sie mit gehöriger Vorsicht angelegt werden, deren Dimensionen sich nach der Länge richten und ja der Querschnitt nicht zu klein genommen wird, die besten Dienste leisten: Wenn man bei deren Verbindung mit der Erde die oben erwähnten Umstände nicht außer Augen läßt und vornehmlich für eine gute Instandhaltung derselben sorgt, so leiten sie den Blitz sicher ab und sie kosten außerordentlich wenig Dort, wo trotz des Blitzableiters durch den Blitz Schaden verursacht wurde, ist meiner Erfahrung nach weniger die Leitung als ihre fehlerhafte Anlage und schlechte Instandhaltung Schuld; die allgemeinen Regeln aber findet man in den größeren Physik-Lehrbüchern angeführt. J. S.

(Die Drehungsgeschwindigkeit der Erde.) Die astronomische Wissenschaft ist zur Feststellung einer Thatsache von hohem Interesse gelangt, welche die bisher gangbaren Vorstellungen von dem Gange der großen Weltenuhr wesentlich modificiren muß. Die mittlere Dauer eines Erdentages galt bisher für eine unveränderliche Größe, und zwar vornehmlich auf die Autorität von Laplace hin, der den Satz aufgestellt hatte und bewiesen zu haben glaubte, daß die Tagesdauer sich seit 2000 Jahren nicht um den hundertsten Theil einer Secunde geändert habe. Der Mondlauf lieferte ihm hierfür den einfachen und anscheinend ganz plausibeln Beweis. Hätte die Tagesdauer seit 2000 Jahren sich auch nur um jenes Hundertstel geändert, so hätte sich diese Aenderung bis heute zu einer Differenz von 365 $^1/_4$ Secunden aufgesummt; in dieser Zeit rückt aber der Mond am Himmel um 3 Bogenminuten und 19 Bogensekunden fort, und um diesen Raumunterschied müßte der Stand des Mondes jetzt

ein anderer sein, als vor 2000 Jahren. Nun macht aber der Mond seinen Lauf um die Erde selbst mit zunehmender Geschwindigkeit, wie man aus der Vergleichung alter und neuer Finsternisse längst vermuthete und endlich zur Evidenz erhob. Laplace wies als Grund dieser Beschleunigung den Umstand nach, daß die Erde die Excentricität ihrer Bahn allmählich immer mehr einschränkt und der reinen Kreisform zustrebt. Die Wirkung dieses allmähligen Raschergehens ist oder sollte der Art sein, daß der Mond in 1000 Jahren dadurch einen Vorsprung von 3 Bogengraden gewinnen, also einen Punkt am Himmel am Ende dieser Periode um etwa 6 Stunden früher erreichen würde als am Anfange. Diese Beschleunigung mußte natürlich Laplace auch mit in Rechnung ziehen; da aber ihre Größe nur wieder nach Erdentagen gemessen werden konnte, so wurde hiermit die erst zu beweisende Gleichdauer dieser schon als bestehend vorausgesetzt. Fände sich, daß die Erdentage selbst sich ändern, so wäre die Rechnung ohne Halt, da man mit einem Maß, das sich selbst verändert, nichts messen kann. Ginge z. B. die Erdendrehung allmählig langsamer von Statten, so müßte das Voreilen des Mondes größer erscheinen als es in Wirklichkeit ist. Daß sich aber die Dinge in der That so verhalten, ist soeben von Professor Adams in London für alle Fachmänner zweifellos erwiesen worden. Der Mond ist nur halb so voreilig wie es den Anschein hatte; die andere Hälfte der Beschleunigung ist nur scheinbar und hat ihren Grund in der Verzögerung der Erdendrehung. Hiermit ist Laplace's Lehrsatz umgestoßen und wir wissen nun, daß die Wandelbarkeit alles Bestehenden sich auch an der Dauer unserer Tage geltend macht: sie werden allmählich länger. Allerdings erscheint dieses Wachsthum in Ziffern ausgedrückt lächerlich klein: der mittlere Erdentag ist jetzt um $^{12}/_{1000}$ einer Secunde länger als er vor 2000 Jahren war, aber da diese Wirkung eine fortdauernde ist und jeder Tag um das entsprechende Minimum länger als sein Vorgänger ausfallen muß, so gehört nur recht viel Zeit dazu, um das Kleine zum Großen werden zu lassen. Und Zeit hat ja die Natur in Fülle. Im Laufe einiger Millionen Jahre wird also die Erde immer weniger Umdrehungen machen und schließlich gar keine mehr, sondern der Sonne beständig eine und dieselbe Seite zukehren. Sie ist dann zur Sonne in dasselbe Verhältniß getreten, in welchem der Mond zur Erde schon immer steht. Wenigstens von da ab, doch wahrscheinlich viel früher schon würde dann wohl alles organische Leben auf unserm Planeten erloschen sein, denn weder in der Schmelzofenhitze des beständigen Tages, viel weniger in der Weltraumskälte der Nachtseite wäre noch eine Möglichkeit für solches. Aber auch dieser allge-

meine Tod ist nicht ohne Auferstehungshoffnung; Luft und Wasser können alles umgestalten. Das Wasser der Tagseite muß von der Sonnengluth eine energische Verdunstung erleiden, die rasch zur völligen Austrocknung führen würde, wenn nicht beständig schwere kalte Orkane von allen Seiten aus der dunklen Hälfte hereinbrächen und die Dünste wieder verdichteten. Aber oberhalb ziehen dafür Ströme warmer, mit Wasserdünsten gesättigter Luft in die Winternacht hinüber und legen dort ihr Wasser in Form von Eis und Polarschnee ab. Die Folge dieser Circulation ist somit die einseitige Anhäufung des Wassers in fester Form, die daraus erwachsende Verunstaltung der Erdkugel, die Verrückung ihres Schwerpunktes. Weiter ist nichts nöthig, um den Erdkörper einmal, wenn diese Dinge auf die Spitze getrieben sind, zu einem plötzlichen heftigen Umschwunge zu veranlassen, und damit wäre auch der erste Schritt, auf den es hauptsächlich nur ankommt, zu einer neuen Daseinsepoche gethan, deren Ouverture natürlich ein gehöriges Chaos sein würde.

(Neue Aufschlüsse über das Athmen der Pflanzen.) Es ist allgemein bekannt, daß die lebenden Pflanzen mit ihren Blättern im Sonnenlicht die Kohlensäure der Luft zersetzen und den frei werdenden Sauerstoff an die Luft wieder abgeben. Ebenso wissen wir, daß dieselben Blätter im Dunkeln Sauerstoff in sich aufnehmen und Kohlensäure aushauchen. So geschickt wir auch die eine Thatsache in die allgemeine Oekonomie der Natur einzureihen wissen, indem wir den Pflanzen die Rolle zuweisen, die von Mensch und Thier ausgeathmete und diesen schädliche Kohlensäure in athembaren Sauerstoff umzuwandeln; so verlegen stehen wir der Deutung der andern Thatsache gegenüber, daß die Pflanzen im Dunkeln ihre der Thierwelt geleistete Arbeit wieder selbst zerstören, daß sie den am Tage bereiteten Sauerstoff wieder selbst verzehren. In welcher Beziehung stehen nun diese beiden so verschiedenartigen Athmungsvorgänge? Welches Resultat für die Pflanze und welches für den großen Naturhaushalt können wir aus dieser abwechselnden Thätigkeit der Blätter folgern?

Der französische Physiologe Boussingault hat diese Verhältnisse zum Gegenstande seiner Studien gemacht, und ist zu einer Reihe interessanter Resultate gekommen, die das richtige Verständniß dieser Vorgänge anbahnen.

Seine Methode, die Versuche anzustellen, ist eine höchst einfache. Ein Blatt wird in eine Glasglocke gelegt, die mit einer gemessenen Menge Luft von bestimmter Zusammensetzung angefüllt ist. Nach mehreren Stun-

den wird die Luft der Glocke wieder untersucht, wo alle etwa gefundenen Veränderungen ihrer Menge und Zusammensetzung von dem Athmungsprozesse des Blattes herrühren. Daß diese so einfache Methode gleichwohl eine ganze Reihe von Schwierigkeiten darbietet, wie das Verhüten des Eindringens anderer Luft während des Versuchs, die genaue chemische Prüfung der Luftbestandtheile, diese Anerkennung schulden wir dem fleißigen Forscher.

Die Resultate, die Boussingault mit seiner Methode erlangte, umfassen viele einzelne Fragen und lassen sich in kurzen Sätzen folgendermaßen zusammenstellen:

Jedes Blatt kann im Sonnenlicht immer nur eine ganz bestimmte Menge von Kohlensäure zersetzen, und zwar für jeden Quadratcentimeter Oberfläche etwas über 1 Kubikcentimeter Kohlensäure

Die Menge des Sauerstoffs, die ein Blatt durch Zersetzung der Kohlensäure während des Tages erzeugt, ist größer, als die von ihm im Dunkeln aufgenommene Sauerstoffmenge.

Die Fähigkeit, die Kohlensäure zu zerlegen, ist an bestimmte Lebensbedingungen des Blattes geknüpft. Als solche Lebensbedingungen aber erkannte Boussingault zuerst die Feuchtigkeit der Blätter. Je trockener nämlich die Blätter waren, desto weniger Kohlensäure konnten sie zersetzen und wenn sie ihre Feuchtigkeit ganz verloren hatten, waren sie vollkommen unfähig Kohlensäure zu zerlegen, sie waren todt.

Noch interessanter war die zweite von Boussingault gefundene Lebensbedingung. Die Blätter müssen nämlich im Dunkeln Sauerstoff haben, wenn sie am Tage Kohlensäure zersetzen sollen. Sie verlieren diese Fähigkeit, die Kohlensäure in Sauerstoff zu verwandeln, wenn sie mit andern Luftarten, z. B. Kohlensäure, Wasserstoff, Stickstoff, ja selbst wenn sie mit zu wenig Sauerstoff im Dunkeln eingesperrt werden. Hingegen behielten sie ihre Fähigkeit die Kohlensäure zu zerlegen 5—8 Wochen lang, wenn sie im Dunkeln immer die gehörige Menge Sauerstoff erhielten, und wenn dabei gleichzeitig das Vertrocknen durch geeignete Mittel verhindert war. Es war aber nicht nöthig, ihnen Sauerstoff zuzuführen, wenn sie mit Kohlensäure im Licht abgesperrt waren. Sie fabrizirten sich dann den Sauerstoff selbst, den sie brauchten und behielten daher ihre Fähigkeit, die Kohlensäure weiter zu zerlegen.

Fassen wir die hier übersichtlich zusammengestellten Ergebnisse der Untersuchungen von Boussingault unter dem Eingangs angegebenen Gesichtspunkte zusammen, so gelangen wir zu folgenden Schlüssen.

Die Pflanzen übernehmen in der That die Rolle, die wir ihnen im Naturhaushalt überwiesen haben. Sie produziren Sauerstoff aus der ihnen von den Thieren gelieferten Kohlensäure. Aber sie sorgen hierbei auch gleichzeitig für sich selbst, indem sie einen Theil ihres Fabrikats selbst consumiren. Noch merkwürdiger ist aber der zweite Schluß, daß nämlich die Pflanzen zu ihrem Leben und zu ihren Lebensthätigkeiten, als solche müssen wir das Zerlegen der Kohlensäure betrachten, der Aufnahme genügender Mengen von Sauerstoff ebenso dringend bedürfen, wie die Thiere; daß die Pflanzen ganz so wie die Thiere ersticken, wenn sie keinen oder zu wenig Sauerstoff erhalten.

Wir erlangen hiermit einen sehr interessanten Einblick in den Haushalt der Pflanzenwelt. Sie arbeiten am Tage, zerlegen die nicht athembare Kohlensäure in athembaren Sauerstoff, den sie der Luft wiedergeben und in Kohlenstoff, den sie ihrem Körper einverleiben. In der Nacht und im Dunkeln verzehren sie einen Theil des Sauerstoffs wieder, um ihr Leben und ihre Arbeitsfähigkeit zu erhalten. Die Ueberschüsse ihrer Fabrikate, den Sauerstoff, den sie nicht selbst zu ihrer Erhaltung verbrauchen, überlassen sie aber der Thierwelt, um von dieser dafür Kohlensäure in Tausch zu erhalten, welche sie dann am Tage wieder weiter verarbeiten. Sie arbeiten also so viel, daß sie ihre eigenen Bedürfnisse befriedigen und noch einen Ueberschuß ihres werthvollen Fabrikats erhalten, den sie als Tauschobjekt für das Rohmaterial, die Kohlensäure, den Thieren überlassen können.

Meteorologisches.

Witterung im April 1866.

Nach den ersteren Tagen des Monates, in welchem, wie zu Ende März im Norden noch ziemliche Kälte beobachtet wurde (Haparanda — 9·8, Petersburg — 7·0 u. s. w.) begann über ganz Europa der Südwind zu wehen und brachte verhältnißmäßig Wärme und für den April bedeutende Niederschläge. Wir können das aus den Witterungsanomalien in Klagenfurt im Vergleich mit den Mitteln aus der langjährigen Beobachtungsreihe erkennen. Die Durchschnittswärme war heuer 8·0 und 1·1 über dem normalen. Der Niederschlag, fast nur in Regen bestehend 4·4 Zoll um 1·7 über dem Mittel. Seit 1813 waren nur 9 Jahre im April so warm, und nur 5 hatten noch mehr Niederschlag (1860 4·6, 1850 4·8, 1847 8·7, 1846 4·9 und 1833 5·3). Gewitter war nur am 2., das vorzüglich in den Kalkalpen sich festsetzte. Am 2. und am 21. fiel Schnee bis 4000′ in den Alpen, am 25., 26. und 27. war schwacher Reif, am 25. bei — 0·7 Temperatur Minimum.

Auch an den übrigen höhern Stationen war es ziemlich warm, 6 bis 7° Mittelwärme unter 6° war diese nur Fellach, Raibl, St. Peter, am Hochobir, wo der Durch-

schnitt des April noch — 0·7, war er heuer + 0·7. Die Temperatur stieg überall auf 15 bis 17 und fiel auf 0°, am Hochobir auf — 6·0. — Die Niederschläge waren überall bedeutend, in Wiesenau und Hausdorf 2·6" und 3·6", in Klagenfurt, Lölling, Maltein und St. Peter über 4·3, in Tiffen 5·5, in Sachsenburg 6·8 Zoll, in den Kalkalpen aber noch höher, in Saifnitz 11·0, in Würmlach 11·1, in Raibl aber gar 18·3 Zoll Wasserhöhe; an letzterem Orte fiel bei dem Gewitter am 2. in 24 Stunden 6·1 Zoll hoch Wasser, ein Maximum, das dort nur am 13. September 1860 mit 6·4 übertroffen wurde.

Mittheilungen aus dem naturhistor. Landes-Museum.

Jahresbeiträge gingen ein für 1865, im Gaue Völkermarkt von den Herren: Herzog, Chirurg in Griffen 3 fl., Dr. Victor Hussa 4 fl., Kronig L., k. k. Bezirksvorsteher 2 fl.; Eduard Luschin, Ritter von, k. k. Bezirksvorsteher in Eberndorf 2 fl. (und 2 fl. pro 1864), Dr. Mertlitsch, k. k. Notar 2 fl.; v. Nagele, Gutsbesitzer in Trixen 3 fl., Josef Novak, Kaufmann in Völkermarkt 2 fl., Joseph Rinklsch, Grundbesitzer in Reinegg 2 fl., Samitz, k. k. Bezirkswundarzt in Eberndorf 3 fl., Zemen, k. k. Bezirkswundarzt in Eisenkappel 3 fl.; Mathias Koren, Musterlehrer in Eberndorf 2 fl.

Für 1866 im Gaue Klagenfurt:

Frau Albine von Farlatti 3 fl. Von den Herren: Graf Zeno Goëß 5 fl. 25 kr., Theodor Meister, Gastwirth 3 fl., Vinzenz Knapp, bürgerlicher Spenglermeister und Gemeinderath 3 fl., Se. Exzellenz Fürst Lichtenstein 10 fl. 50 kr., Johann Prettner, Fabriksdirektor 5 fl. 25 kr., Karl Radler, Gemeinderath 3 fl., Andreas Raspottnigg, Domherr 2 fl., Dr. Scarnitzl 2 fl. 10 kr., Joseph Schwab, k. k. Hofrath in Wien 5 fl. (und pro 1865 5 fl.); Ferd. Steiner 2 fl.; Dr. Taurer in Marburg 2 fl., Fräulein Wilhelmine von Vest 5 fl., Herr Wieselberger, Großhändler in Triest 5 fl. 25 kr. (und den gleichen Betrag für 1865).

Geschenke an Naturalien.

Von Herrn J. Reiner, k. k. Professor an der hiesigen Realschule: ein Chamäleon.

Von Herrn Dr. Johann Burger, k. k. Direktor am Gymnasium zu Klagenfurt: 4 Embryonen von Fischen, einer mit 2 Köpfen (aus dee Lölling).

Herr Georg Waidinger, Amtsdiener: ein schönes Exemplar eines Königharfen.

Herr Ernst Rauscher, Eisen- und Stahlgewerk: eine Mineraliensammlung namentlich reichhaltig an Hüttenberger Vorkommnissen.

Vermehrung der Bibliothek im Schriftentausch.

1) Monatsbericht der königl. preußischen Akademie der Wissenschafen zu Berlin. Januar und Februar 1866.

2) Vierundfünfzigster Jahresbericht des steiermärkisch-landschaftlichen Joanneums zu Graz über das Jahr 1865.

3) Erster Jahresbericht des naturwissenschaftlichen Vereines zu Bremen.

4) Verhandlungen des naturhistorischen Vereines der preußischen Rheinlande und Westphalens. 22. Jahrgang, 3. Flg.

5) Leopoldina, Heft 5, Nr. 9, 10, 11.

6) Höhenbestimmungen der Erdathmosphäre und ihrer untern Schichten. Von Karl Robida. (Geschenk des Verfassers.)

Roheisen- und Blei-Preise im April 1866.

Die Preisnotirungen für rheinländisches Eisen behaupteten sich auch im April auf gleicher Höhe wie im März, die für schlesisches Walzeisen gingen zurück. Die Kriegsbefürchtungen endlich legten gegen Ende des Monats das Geschäft immer mehr lahm, und die angeführten Notirungen werden immer mehr bloß nominell. In Blei stellte sich dagegen lebhafte Nachfrage ein und namentlich die Preise für sächsisches und schlesisches Blei zogen an.

Eisen-Preise.

Per Zollzentner in ö. W.:

Köln: Holzkohlenroheisen 2 fl. 55 kr. — 2 fl. 70 kr., Cokes-Roheisen affinage 2 fl. 10 kr. — 2 fl. 40 kr., graues 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 40 kr., Schottisches Nr. 1 2 fl. 55 kr. — 2 fl 62 kr., Stabeisen grobes 5 fl. 25 kr. — 6 fl.

Schlesisches Cokesroheisen loco Hütte 2 fl. 18 kr. — 2 fl. 20 kr., Holzkohlen-Roheisen 2 fl. 45 kr. — 2 fl. 50 kr., Walzeisen 4 fl. 12 kr. — 4 fl. 38 kr geschmiedetes 5 fl. 75 kr. — 5 fl. 75 kr.

Auf österreichische Meiler à 10 Wiener Centner berechnet:

Köln: Holzkohlenroheisen 28 fl. 60 kr. — 30 fl. 26 kr., Cokes-Roheisen affinage 23 fl. 50 kr. — 26 fl. 89 kr., graues 25 fl. 20 kr. — 26 fl. 88 kr., Schottisches Nr. 1 28 fl. 57 kr. — 29 fl. 45 kr., Stabeisen grobes 58 fl. 80 kr. — 67 fl 20 kr.

Schlesisches Cokesroheisen loco Hütte 24 fl. 40 kr., — 24 fl. 60 kr., Holzkohlen-Roheisen 27 fl. 50 kr., — 28 fl. 80 kr., Walzeisen 46 fl 25 kr. — 49 fl., geschmiedetes 53 fl. 25 kr. — 64 fl. 40 kr.

Blei-Preise.

Per Zollcentner Köln: Raffinirtes Weichblei 10 fl. — 10 fl. 12 kr. Hartblei 9 fl. 25 kr. — 9 fl. 75 kr., Goldglätte 9 fl. 30 kr. — 9 fl. 75 kr., Silberglätte 8 fl. 70 kr. — 9 fl.

Berlin: Sächsisches 10 fl. 50 kr. — 10 fl. 75 kr., Tarnowitzer 10 fl. 88 kr. — 11 fl.

Auf Wiener Zentner berechnet:

Köln: Raffinirtes Weichblei 11 fl. 20 kr. — 11 fl. 34 kr., Hartblei 10 fl. 36 kr. — 10 fl. 92 kr., Goldglätte 10 fl. 42 kr. — 10 fl. 92 kr., Silberglätte 9 fl. 74 kr. — 10 fl. 8 kr.

Berlin: Sächsisches Blei 11 fl. 76 kr. — 12 fl. 4 kr.. Tarnowitzer 12 fl. 18 kr. — 12 fl. 32 kr.

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ludwig Jšleib. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

№ 6. Juni 1866.

Louise.

Aus „Erzählungen meiner Mutter".

Von Ludwig Ißleib.

Wenn ich der theuren Heimat gedenke und all' der lieben Plätzchen, wo ich als Knabe gespielt, geträumt und tolle Streiche gemacht, da taucht auch der alte Friedhof in der Erinnerung auf, der stille, ernste Friedhof mit seinen schwarzen Kreuzen und weißen Grabsteinen, deren Inschriften und Sprüche mein kindliches Gemüth oft so seltsam rührten. So oft ich später die Heimat besuchte, machte ich auch einen Gang auf den Friedhof; die Gräber waren für mich eine Chronik, in der ich die Geschichte der Heimatgenossen las. Ich habe den stillen Ort zu allen Jahreszeiten besucht; am liebsten aber an schönen Herbsttagen, wenn die Natur still, beschaulich, nachdenklich steht, wenn der Himmel blau und klar, wenn weiße Fäden sich um die vergilbten Bäume spinnen. Oft begleitete mich auch meine gute Mutter dahin und wußte mir über jeden der Verstorbenen etwas zu erzählen, was sie in einfacher und dennoch erschöpfender Weise that. Ach, sie ruht jetzt selbst unter dem grünen Rasen und wenn ich je wieder einmal den Friedhof der Heimat besuche, so werde ich es nur thun, um an ihrem Grabe zu knieen und zu beten.

Als ich einst nach vieljährigem Fernsein an ihrer Seite den Friedhof betrat, fiel mir sofort ein Grabstein in die Augen, den ich früher nicht an dieser Stelle gesehen. Ich trat näher. Auf dem Steine stand mit großen goldenen Lettern „Louise". Weiter unten war Alter und Tag des Todes zu lesen.

„Wer liegt denn hier?" fragte ich. „Wer war denn diese Louise?"

„Du hast sie recht gut gekannt," sagte die Mutter, „die Tochter des Freiherrn von Bottler."

„Die schöne, blonde Louise? die also ist auch schon gestorben?“ rief ich betroffen.

„Es ist eine recht traurige Geschichte; wenn du willst, erzähle ich sie dir. Laß uns dort auf der Rasenbank niedersetzen. — So. — Erinnerst du dich noch der ganzen freiherrlichen Familie?“

„Ganz gut, liebe Mutter; ich bin ja oft genug dort gewesen. —

Der Freiherr von Bottler war ein in den Wettern des Krieges ergrauter Oberst. Er hauste auf einem Landgute in der Nähe meines Heimathsortes. Wenn ich sage „er hauste“, so wähle ich das bezeichnendste Wort, denn er that nichts, als er trank, spielte, fluchte und — machte Schulden. Das Landgut liegt hart an der Frankfurter Straße, die durch das Werrathal führt; die links an der Straße sich befindenden umfangreichen Wirthschaftsgebäude sind mit dem rechtsliegenden Herrenhause durch eine Pappelallee verbunden. Die Besitzung stand, wie die anderen Güter der Bottler, unter Sequester. Der Oberst bezog nur eine kärgliche Revenue.

Der Oberst war zum zweiten Male verheirathet. Aus der ersten Ehe stammten zwei Söhne, die als Lieutenants in dem Heere eines benachbarten Staates dienten, und sechs Töchter, die auffallend häßlich waren. Die zweite Frau war eine Pastorswitwe von großer Schönheit, die wahrscheinlich nur deshalb für würdig befunden worden war, sich mit dem Blute derer von Bottler zu vermischen. Sie hatte zwei Töchter mit in die Ehe gebracht, von denen die jüngere, die blonde Louise, unter den Stiefschwestern wie ein Engel des Lichtes unter dunklen Nachtgestalten erschien.“ —

„Wenn du dich so genau an Alles erinnerst“ — begann nun meine Mutter ihre Erzählung — „so wirst du auch noch wissen, welch' sonderbares Leben die freiherrliche Familie führte. Die Pension des Alten und was der Sequester gab, langte nur für eine Woche, weil damit auf die unverantwortlichste Weise gewirthschaftet wurde. Da wurden Soiréen und Gelage veranstaltet, auch Theater wurde gespielt, besonders wenn die beiden Offiziere auf Besuch kamen. Der Robert, der Premierlieutenant, war ganz wie der alte Oberst, er trank mit ihm um die Wette und im Schuldenmachen that er es ihm noch zuvor. Ein Kaufmann hat ihn zweimal wegen Wechsel einsperren lassen; er erzählte es selbst und lachte darüber. Ein Cavalier macht sich aus derlei Dingen nichts. Der Arthur, der Secondlieutenant, war das gerade Gegentheil von ihm, ein gutes, stilles Gemüth, das sich am liebsten in sich selbst zurückzog. Wenn sein Bruder spazieren ritt oder sich mit den Schwestern im Park herumtrieb,

oder mit dem alten Oberst über militärische Sachen stritt, — saß er in einer Laube und las oder er schrieb Verse. Ich habe welche von ihm gelesen, sie waren recht hübsch; dabei war er ein schöner Mann, was man von dem Robert nicht sagen konnte. Die Züge dieses waren roh und trugen die Spuren der wilden Leidenschaften, die seine Seele durchtobten; Arthur hingegen hatte ein geistvolles, freundliches Gesicht, er war fein in seinem Thun und Wesen und fluchte nicht, wie sein Bruder. Dieser schalt ihn oft einen Träumer, einen Schwärmer, einen Murrkopf, und meinte, er werde es mit seinem sanften Wesen im Militärstande nicht weit bringen. Arthur lächelte gewöhnlich dazu und erwiderte, er strebe gar nicht darnach, General zu werden, worüber der Alte, der solchen Mangel an Ehrgeiz nicht begriff, in Zorn gerieth, fluchte und wetterte.

Das besänftigende, beruhigende Element im Hause war die junge Frau; sie hatte unbedingte Macht über den alten Eisenfresser. Ihre weiche Stimme glättete wie Oel die brausenden Wogen in der Familie, und selbst der Premierlieutenant nahm sich in ihrer Nähe zusammen, um keinen tadelnden oder strafenden Blick aus ihren schönen Augen zu erhalten. Wie diese charmante Frau dazu gekommen war, den alten häßlichen Brummbär zu heirathen, das habe ich nie begreifen können. Sie muß es rein nur wegen des „gnädige Frau Baronin“ gethan haben.

Louise war ganz das Ebenbild ihrer Mutter, nur war sie frischer und schöner, weil sie ein junges Mädchen war. Wenn ich sie manchmal so betrachtet habe, ihr blondes, weiches Haar, die reine weiße Stirne, die strahlenden blauen Augen, das reizende Gesichtchen und dazu die schlanke schmiegsame Gestalt, da hab' ich immer gedacht, daß sich alle Männer in sie verlieben müßten. Aber es kamen nur wenige Herren in das Haus und da kein großes Vermögen zu erheirathen war, so kümmerte sich Niemand um das schöne Pastorenkind.

Doch, daß ich nicht lüge; Einer war, der sich gar sehr um sie kümmerte, nämlich Arthur. Er liebte sie, besaß aber Selbstbeherrschung genug seine Gefühle zu verbergen, so daß weder die Mutter noch die Schwestern etwas merkten, obgleich die Augen der Frauen in derlei Dingen ungemein scharfsichtig sind.

Selbst Louise hatte keine Ahnung davon; denn Arthur benahm sich in ihrer Nähe ruhig und kalt, so schwer es ihm auch fiel. Er vermied jede Gelegenheit mit ihr allein zu sein, weil er fürchtete die Herrschaft über sich zu verlieren; er bezähmte auch seine Blicke, daß sie nicht immer den reizenden Gegenstand seiner Herzenswünsche verschlangen. Kein Wort verrieth die wahnsinnige Leidenschaft, die ihn erfaßt hatte, und weil er

das qualvolle Geheimniß fest in sein Herz verschloß, und weil er sich sagte, daß es Narrheit wäre, ernstlich an eine Verbindung zu denken, darum hatte ich Recht, als ich sagte, daß er sich um sie „kümmerte". Die tiefliegenden, glühenden Augen, die immer blässer werdenden Wangen bewiesen es.

Eines Tages starb plötzlich der alte Oberst; ein Schlagfluß hatte ihn hinweggerafft. Nach seinem Tode ward das Leben im Herrenhause ein viel stilleres, ruhigeres. Alle geräuschvollen Vergnügungen wurden aufgegeben; die Familie lebte abgeschieden in ländlicher Zurückgezogenheit. Die beiden Lieutenants kamen seltener aus dem nahen Garnisonsstädtchen herüber. Es war wie wenn im Walde, durch den der Sturm eben rauschend zog, plötzlich Stille eintritt und die Blätter sich nur lispelnd davon erzählen.

So mochten ohngefähr anderthalb Jahre vergangen sein, als ein Ereigniß eintrat, das in das stille Familienleben einige Aenderung brachte.

Schöne Spaziergänge bietet, wie du weißt, die nächste Umgebung des Herrenhauses nicht, man ist auf den kleinwinzigen Park und den Garten beschränkt. Der nördlich gelegene Berg mit dem schattigen Buchenwald und den kühlen Thalgründen wird seltener besucht, weil er schon zu entfernt ist.

Der Schlierbach heißt, wie du dich erinnern wirst, ein Thal, wo eine kleine Quelle entsprang. Hier war Louisens Lieblingsplätzchen. Sie hatte die Quelle eigenhändig mit Steinen eingefaßt, eine Baumrinde zur Leitung verwendet und daneben eine Moosbank errichtet. Hier saß sie oft, bald allein, bald mit einer der Schwestern, lesend oder mit weiblichen Arbeiten beschäftigt.

Als sie an einem heißen Vormittage einmal mit ihrer älteren Schwester an der Quelle saß, hörten sie Schritte, die den Waldpfad herabkamen. Da es das erste Mal war, daß von dieser Seite Jemand kam, so blickten sie einigermaßen erschrocken auf und sahen einen jungen Mann, der sich ihnen artig nahte und nach dem Wege fragte. Er erzählte, die brennende Sonne habe ihn veranlaßt, von der Chaussee abzulenken und durch den Wald zu gehen, wo er sich verirrte. Er bemerkte, sein Reiseziel könnte nicht ferne sein, denn er gehe nach L., das war der Name des Bottler'schen Landgutes.

Auf die Frage der Mädchen, welches Geschäft er dort habe, zog der Fremde einen Brief hervor, welcher an Louisens Mutter adressirt war und von einer Freundin kam, als deren Sohn sich der Ueberbringer präsentirte. Er sei ein angehender Arzt, sagte er, der, bevor er eine Praxis antrete, noch

eine kleine Vergnügungsreise mache, um, wie er selbst gestand, die letzten Reste studentischen Wesens abzustreifen, damit er als ernster, gesetzter Mann ins praktische Leben trete.

Die beiden Mädchen gestanden sogleich, daß der Brief an ihre Mutter sei und führten den jungen Mann nach dem Herrenhause. Herr Viktor Schwarz, wie sein Name war, pries laut den günstigen Zufall, der ihm die Damen im Walde finden ließ; er meinte das sei eine überaus glückliche Vorbedeutung seiner freundlichen Aufnahme. Dabei betrachtete er Louisen mit Blicken, die sie tief erröthen machten.

Das Erscheinen des fremden Besuchers brachte eine kleine Störung in die Stille des Familienlebens, aber eine Störung angenehmer Art. Der junge Doctor war ein höchst interessanter Gesellschafter; er besaß eine Menge Kenntnisse und Erfahrungen, eine nicht unbedeutende Erzählungsgabe und vor Allem jenen muntern Humor, der ihn Alles nur von der sonnigen Seite nehmen ließ. Strenge genommen war dieser Humor eher Frivolität zu nennen; aber seine Unterhaltung war witzig und geistreich, sein Vortrag fließend, ansprechend, seine Schilderung lebendig, anschauungsvoll. Kein Wunder, daß die Frau Baronin sowohl als auch ihre sämmtlichen adeligen und bürgerlichen Töchter aufs Höchlichste von dem Gaste entzückt waren und alles Erdenkliche thaten, um ihm den Aufenthalt zu verschönen. Dr. Schwarz's Fundgrube von interessanten Erzählungen ward auch je länger desto unerschöpflicher, und wenn er auch sehr oft von dem geraden Wege der Wahrscheinlichkeit abwich, so fiel es doch keiner der Damen ein, den geringsten Zweifel laut werden zu lassen.

Auf Louisen hatte der Gast einen Eindruck gemacht, über den sie sich selbst keine Rechenschaft geben konnte. Sie hörte ihm gerne zu; nahm aber das Gespräch eine ernstere Wendung, war er genöthigt Lebensanschauungen, Grundsätze zu entwickeln, und that er es mit dem ihm eigenen Humor, mit der frivolen Rücksichtslosigkeit, so sah man ihr den Widerwillen an, und nicht selten warf sie ihm Bemerkungen hin, die eben keine Bewunderung verriethen. Manchesmal disputirte sie förmlich mit ihm, warf ihm Mangel an Gemüth vor und redete sich förmlich in eine Erregtheit hinein, die der gewandte Gast durch irgend eine galante Phrase zu paralysiren wußte. Sein Geist, sein Wissen zogen sie an, seine Frivolität stieß sie ab. Diese Doppelbeziehungen führten ihn aber gerade öfter in den Kreis ihrer Gedanken und Betrachtungen, als es für ihre Ruhe gut war. Ich habe es ja gesehen, wie sie gierig seinen Worten lauschte, und wie sie dann durch eine Wendung, durch eine ausgesprochene Meinung verletzt das Zimmer verließ und stundenlang nicht zurückkehrte.

Dr. Schwarz's geübter Blick hatte bald genug erkannt, daß Louise, dieser Engel von einem Mädchen, ein besonderes Interesse an ihm nehme, und sofort war sein Plan entworfen, um eine Eroberung zu vollziehen, um die ihn alle Welt beneiden konnte. Er verfuhr dabei in einer so feinen Weise, daß Niemand seine Absicht erkannte. Nie wendete er sich mit seiner Rede an Louisen, nie richtete er an sie eine jener Galanterien, die er in überschwänglicher Fülle den anderen Damen bot, und doch wußte er, was er sprach so zu betonen, daß Louise fühlen mußte, es gehe nur sie an. Immer enger zog sich das Netz zusammen, das der schlaue Doctor über des Mädchens Herz geworfen, und als er nach einigen Tagen die Weiterreise antrat und Louisen die Hand zum Abschied gab, da sagte ihm das Zittern dieser Hand, da sagten ihm die Thränen in ihren Augen, daß sein Sieg ein vollständiger sei. Die Baronin bat, der Herr Doctor möge doch auf der Rückreise wieder vorsprechen und noch mehrere Tage bleiben, sie wolle ihm dann auch einen Brief an ihre Freundin, seine Mutter, mitgeben. Mit einem bedeutungsvollen Blick auf die erröthende Louise versprach er es.

Nach seiner Abreise zeigte sich Louise bedeutend verändert, so daß es selbst den Schwestern auffiel. Sie saß zuweilen tief in Gedanken versunken, und redete sie Jemand an, so fuhr sie auf wie aus einem Traume. Oft war sie gezwungen lustig, wie wenn sie ihre wahre Stimmung verbergen wollte. Die adeligen Schwestern zischelten untereinander und einmal sagte die blasse Adelheid zu der hageren Sophie: Ich glaube beinahe, der Louisen sitzt der Doktor im Herzen. Worauf diese entgegnete: Mir scheint auch, daß sie derlei „schwarze“ Gedanken hat. Die Frau Baronin allein schien nichts zu bemerken.

Nach zehn Tagen etwa traf der Herr Dr. Schwarz wieder ein. Er sagte, er habe seine Reise abgekürzt, um einige Tage mehr in so liebenswürdiger Gesellschaft verweilen zu können. Louisens Augen leuchteten.

Nachdem der Doctor sich nochmals versichert, daß er geliebt werde, nahm er eine ganz andere Haltung an. Er blieb zwar gegen Alle gleich liebenswürdig und galant, ließ es aber deutlich sehen, daß er Louisen den Vorzug gebe. Die adeligen Fräulein rümpften zwar die Nase, aber die Frau Baronin, welcher endlich auch die Augen aufgingen, fühlte sich geschmeichelt. War es doch ihre rechte Tochter, die bürgerliche, die über die adeligen Stieftöchter triumphirte. Sie erwartete jede Stunde, daß der Gast auftreten und um Louisens Hand werben werde — das „Ja“ hielt sie für diesen Fall bereit. Aber der Herr Doctor dachte nicht daran; ihm

war es vor Allem darum zu thun, des Mädchens Herz ganz zu umstricken. Und das gelang ihm nur zu gut.

Es war Sommer, die Tage waren sonnig und heiß. Man liebte es unter den Kastanien im Park zu sitzen, sie streuten schattige Kühle. Der Doctor saß neben Louisen, Beide flüsterten zusammen. Die Anderen häkelten oder lasen. Aus dem geistreichen Erzähler und unterhaltenden Gesellschafter war ein langweiliger Liebhaber geworden. Da hörte man Hufschläge, und bald darauf trat Arthur in den Kreis. Seine Augen suchten Louisen. Als er sie neben dem jungen Fremden in so traulichem Gespräche erblickte, erbleichte er so, daß ihn die Frau Baronin ängstlich fragte, ob ein Unglück geschehen sei.

Arthur verneinte es und sagte, er sei etwas scharf geritten, was ihm ein gelindes Unwohlsein verursacht habe. Man brachte ihm ein Glas Wasser, worauf es ihm besser zu werden schien. Den Rathschlägen des jungen Arztes schenkte er kein Gehör. Einige Verwunderung erregte es, als er mittheilte in einer Stunde schon wieder zurückreiten zu müssen, er habe in der Nacht noch Dienst. Und wirklich ritt er in weniger als einer Stunde wieder fort.

Als es dämmerte, begab man sich in den Salon. Die dicke Natalie setzte sich an das Piano und spielte ein Nocturno von Chopin. Der Doctor hatte mit Louisen am offenen Fenster Platz genommen, auf dessen Brüstung eben der Mond sein Silber zu legen begann. Was sie zusammen geflüstert, hat Niemand vernommen, nur die hagere Sophie glaubte zu hören, wie Louise die Worte sagte: Später auf dem Corridor!

Sophie war die einzige der Schwestern, welche Louisen beneidete. Der Neid hatte ihre Sinne geschärft, sie sagte sich sofort, es handle sich um ein Rendezvous und beschloß die Liebenden zu belauschen. Sie zog sich daher bald zurück auf ihr Zimmer, von wo aus sie bei nur angelehnter Thüre Alles hören und theilweise auch sehen konnte, was vorging.

Corridor nannten sie, wie du vielleicht noch weißt, den Gang im ersten Stocke, der beide Flügel des Herrenhauses verband. Louise hatte hier ihr Zimmer und der Gast mußte daran vorüber, um auf sein Schlafgemach zu gelangen.

Louise hatte sich bald nach Sophie entfernt, und nachdem der Doctor auf Verlangen der dicken Natalie noch ein Schubert'sches Lied gesungen — er hatte eine hübsche Tenorstimme — das sie accompagnirte, begab auch er sich zur Ruhe.

Als er über den Corridor schritt, öffnete sich plötzlich eine Thüre, ein Gewand rauschte und Louise stand vor ihm. Sie schlang ihre weißen

Arme um seinen Hals und flüsterte: „Du fragtest, ob ich Dich liebe? Hier hast Du meine Antwort" und ein heißer Kuß brannte auf seinem Munde.

Er drückte die reizende Gestalt fest an sein Herz und wollte etwas sagen, aber sie schloß ihm den Mund mit ihrer kleinen Hand und sagte: „Viktor, ich liebe dich über Alles in der Welt. Ich weiß nicht, wie es gekommen. Aber eine geheime Stimme warnt mich, dir unbedingt zu vertrauen. Viktor, Dich verlieren wäre mein Tod. Also schwöre mir, daß du mich ewig lieben, daß du mir immer treu bleiben willst."

„Warum das, liebste Louise?" erwiderte er leise.

„Frage nicht, versprich es, schwöre es", sagte sie feierlich.

„Gut, ich verspreche, ich schwöre es, dich immer zu lieben Nun aber —

„Dank, Viktor. Gute Nacht." — Ein Kuß noch und dann verschwand sie in der Thüre.

Der Doctor stand wie betäubt. Er mußte sich besinnen, ob das nicht Alles eine Vision, ein Traum war. Dann wendete er sich wie berauscht seinem Zimmer zu. Als er hineingetreten hörte man, wie eine zweite Thüre nächst dem Corridor sich leise schloß.

Lange Zeit konnte er nicht einschlafen, immer noch fühlte er die reizenden Fesseln um seinen Hals, den süßen Odem ihres Mundes, die himmlischen Küsse ihrer Lippen. Die liebliche Gestalt ward immer duftiger, bis sie in den Phantasmagorien einer Traumwelt unterging.

Der Morgen fand ihn kühler denkend. Daß er ein Versprechen ewiger Treue gegeben, kam ihm komisch vor. Er hatte das zwar schon oft gethan, und sich immer selbst gesagt, Liebesschwüre gelten nicht; dießmal aber ärgerte er sich darüber, daß er sich hatte hinreißen lassen. Indeß, der moralische Katzenjammer war bald vorüber; er gedachte der Reize Louisens und sein Gewissen war beruhigt.

Der Doctor war kein sittlich verderbter Mensch; aber es machte ihm Vergnügen, mit Herzen und Gefühlen zu spielen. Ihm fehlte die Achtung vor der reinen Weiblichkeit, weil er sie nie kennen gelernt hatte. Was er Liebe nannte war wenig mehr als Liebelei. Darum besaß er auch keine Beständigkeit; er pflückte die Blumen, wo er sie fand und steter Wechsel war ihm Bedürfniß. Darum ließ er sich auch stets durch das Aeußere bestimmen. Nie fragte er nach dem inneren Werthe; er war deßhalb auch gar nicht im Stande, ein Wesen wie Louise zu würdigen.

Als er zum Frühstück im Salon erschien, empfing ihn die Baronin freundlich, aber doch etwas feierlich. Die Fräulein maßen ihn lächelnd

und flüsterten untereinander. Er fühlte sich unendlich beengt und befangen. Er begann schon sich zu ärgern und wäre am liebsten sogleich abgereist, denn er fürchtete eine Scene.

Endlich kam Louise. Vor ihrem Lächeln, vor ihren süßen Augen verschwand sein Unmuth. Die Siegesgewißheit gab ihm seine ganze Sicherheit zurück.

Nach dem Frühstück verloren sich die Damen und Dr. Schwarz sah sich plötzlich mit Louisen der Baronin gegenüber allein. Diese ließ einige Worte fallen, welche ihn überzeugten, Louise habe bereits ein Geständniß gemacht. Was sollte er thun? die Anspielungen ignoriren? Würde Louise sich dadurch nicht sehr verletzt fühlen?

Er ließ einen Moment den Blick auf ihr ruhen; sie saß die Augen niedergeschlagen, das holde Antlitz in glühende Röthe getaucht, der Busen wogend vor Aufregung — ein reizender Anblick. Hingerissen von ihrer Anmuth warb er um ihre Hand, indem er bat: Lassen sie mich fürs Erste zurückkehren und meine Praxis antreten. Sobald ich im Stande bin, Ihrem Fräulein Tochter eine angenehme Existenz zu bieten, werde ich den Schwur halten, den ich ihr gestern Abend gab!

Die Frau Baronin war damit zufrieden gestellt, denn es war klar und verständlich gesprochen; Louise war selig, daß ihre Liebe die mütterliche Sanction erhalten; der Doctor war innerlich vergnügt, daß er einer förmlichen Verlobung entgangen.

Arthur war, seit er von dem Verhältnisse Louisens gehört, ferne geblieben. Robert, der einige Male auf wenige Stunden aus der Garnison herübergekommen war, erzählte, der Bruder sei ein völliger Melancholiker geworden und habe schon verschiedene Verdrießlichkeiten mit dem Oberst gehabt, der solche Murrköpfe nicht leiden könne.

Der Doctor hatte seine Praxis angetreten. Sie war anfangs sicher noch sehr klein, denn sonst hätte er wohl nicht so viel Zeit zum Briefschreiben verwenden können. Louise war glücklich über diese Briefe, denn sie waren voll von Zärtlichkeiten und Liebesversicherungen.

Louise war glücklich — bis auf einen Punkt. Sie hatte nämlich oft das Gefühl der Unsicherheit, das sie an Viktors Treue zweifeln ließ. In seinen Briefen war ein Etwas, das troß den Betheuerungen heißer Liebe dennoch Kälte verrieth und das ein feinfühlendes Wesen wie Louise bald herausfand. Ja, je beredter die Versicherungen der Treue wurden, um so weniger aufrichtig dünkten sie Louisen. Sie sagte natürlich keiner

Seele von ihrem Argwohn; aber so oft ein Brief ankam, konnte sie sich der Besorgniß nicht erwehren, er bringe ihr Unglücksnachrichten.

Und ihre trübe Ahnung sollte leider in Erfüllung gehen. Bei dem Herrn Doctor galt das Sprüchwort: „Aus den Augen, aus dem Sinn!“ Alle die Liebesversicherungen waren erlogen; als er sie schrieb, hatte er schon ein anderes, für ihn viel vortheilhafteres Verhältniß angeknüpft. Und als dieses in jeder Beziehung gesichert war, kostete es ihm wenig Ueberwindung, der „alten Flamme“ den Abschied zu geben.

Der Brief kam an; Louise konnte sich eine Stunde lang nicht entschließen ihn zu öffnen. Endlich überwand sie ihre Angst; sie las, ward blaß und fiel ihrer herbeieilenden Schwester ohnmächtig in die Arme. Als sie wieder zu sich kam, erfolgte ein Blutsturz.

Es wurde nach dem Arzt im nächsten Städtchen gesendet. Bis er kam, wiederholten sich Ohnmachten und Blutergüsse. Er erklärte, Louise schwebe in großer Gefahr.

Ein Bote wurde abgesendet, um die Brüder von dem Vorfalle in Kenntniß zu setzen.

Arthur hatte schweigend den Bericht angehört, nur war er furchtbar bleich geworden. Robert sagte: „Das arme Kind! aber was ist zu thun? Ich passe nicht an ein Krankenbett. Geh' du hinüber Arthur.“

Arthur ging. Sein Herz bebte, als er das Herrenhaus betrat. Louisen konnte er nicht sehen, der Arzt hatte die tiefste Ruhe angeordnet. Er begehrte von der Schwester Sophie Aufklärungen. Sie gab ihm einfach die Briefe des Dr. Schwarz. Er las sie und murmelte: Elender Bube!

Louise hatte gehört, Arthur sei angekommen und wünschte ihn zu sehen. Der Arzt gestattete es nach einigen Tagen erst unter der Bedingung, daß sie kein Wort spreche. Arthur trat ein, anscheinend ruhig und gefaßt; in der That aber wogte und gährte es in ihm, Leidenschaft und Schmerz hielten ihn an der Kehle und würgten ihn.

Er trat leise an das Bett heran. Da lag sie, die schöne Kranke, bleich und matt. Sie versuchte zu lächeln, als sie ihn gewahrte; aber sein Aussehen machte sie erschrecken, sie sah ihn groß und fragend an.

Arthur setzte sich auf den Stuhl der vor dem Bette stand, ergriff ihre Hand, die schlaff auf dem Bette lag und preßte sie an seine Lippen. Alle Gewalt, die er über seine Gefühle übte, half nichts, zwei große Thränen fielen aus seinen Augen auf die weiße schmale Hand.

Louise fühlte nicht sobald die Thränen, als sie zusammenfuhr. Ihre Augen ruhten starr auf dem Stiefbruder; sie las in seinen Zügen, in seiner

Seele. Und mit Aufwand aller ihrer Kräfte richtete sie sich auf. „Arthur", hauchte sie kaum hörbar, „Arthur, du bist unglücklich!"

Arthur wendete sich ab.

„Du trägst einen Kummer in deinem Herzen."

Arthur bebte.

„Seit jenem Tage, als du so rasch davon rittst, habe ich es geahnt."

„„Louise!""

„Du liebst, Arthur, du liebst!"

Arthur stöhnte, es klang wie ein „Ja".

„O welch' schreckliches Licht geht mir auf! Arthur, ich weiß es jetzt; mir sagt es mein armes, gebrochenes Herz, du liebst — du liebst mich — deine Schwester!"

Die letzten Worte glichen einem Schrei. Dann sank sie zurück, ein feiner Blutstrom rann aus ihrem Munde. Die Baronin, die am Fenster stand, kam herbei und rief: Herr Gott, Louise! mein Kind! Sie stirbt!

Arthur lag auf den Knien und barg sein Gesicht in beiden Händen.

Die Schwestern kamen herein und umstanden weinend das Lager der Sterbenden.

Bevor der Arzt kam, war Louise todt.

Nun ruht sie unter jenem Hügel. Die Fräulein von Bottler haben das Herrenhaus verlassen und sind zu ihrem Onkel, dem General, in die Residenz gezogen. Die Baronin und ihre älteste Tochter, welche da geblieben sind, kommen wöchentlich einmal her, um das Grab Louisens zu besuchen, es mit Blumen zu schmücken. Ihnen verdanke ich die detaillirten Mittheilungen über diese Herzens- und Leidensgeschichte."

„Und Arthur?"

„Etwa ein Jahr nach Louisens Tode brachte dein Vater mir einmal ein Zeitungsblatt. In diesem stand eine Nachricht, die uns Alle tief erschütterte. Ein fremder Offizier habe den „sehr geachteten" Arzt und „Ehrenmann" Dr Viktor Schwarz in . . . zu einem Zweikampf herausgefordert. Der Arzt habe die Anzeige bei der Polizei gemacht, worauf man den Offizier zur Rechenschaft gezogen. Derselbe habe jedoch Symptome von Geistesstörung gezeigt, weshalb man ihn in eine Irrenanstalt gebracht habe."

Märchen aus Kärnten.

Mitgetheilt von **F. Franzisci.**

I. Der rothe Apfel.

Es war einmal eine Bäuerin, die hatte eine rechte und eine Stieftochter. Wie sie ihre rechte Tochter liebte, so haßte sie ihre Stieftochter und neckte sie, wie sie nur konnte; diese mußte in aller Frühe schon das „Kühlein“ auf die „Halt“ treiben und hatte dabei oft den ganzen lieben Tag keinen Bissen zu essen. Einmal fing sie recht bitterlich zu weinen an. Das „Kühlein“ neben ihr fragte sie: „warum weinst du denn?“ da sagte sie „weil ich so hungerig bin.“ Da sprach das „Kühlein“: „Thue mein Hörnlein aufschraufen, is Milch und Watzan drin.“ Da hat sie das Hörnlein wohl aufgeschrauft, das war voll von Milch und Weizenbrod. Als sie satt war, hat sie das Hörnlein wieder zugeschrauft, und ging mit dem „Kühlein“ fröhlich und heiter nach Hause. Am andern Tag kam auch die Stiefmutter auf die Weide hinaus, sie setzte sich ins hohe Gras und schlief ein. Die arme „Halterin“ hatte wieder keinen Bissen Brod in der Tasche und weinte, da sagte das „Kühlein“: „Thue mein Hörnlein aufschraufen, is Milch und Watzan drin.“ Als sie sich erquickt hatte, war sie wieder fröhlich und heiter; aber die schlimme Stiefmutter muß das gesehen haben; denn am andern Morgen hatte das arme gute Kind die Augen voll Wasser und abermals fragte das „Kühlein“: „Warum weinst du denn?“ Da sagte es mit Schluchzen: „Wenn ich dich heute heim treiben werde, wird die Mutter dich abschlachten lassen.“ „Mach dir nichts draus,“ sagte das „Kühlein“, „du wirst gewiß das Wampchen waschen, da wird ein rother Apfel drinnen sein, den mußt du auf den nächsten Baum hinauf werfen, da wird ein schöner Vogel draus werden.“

Und richtig war es so. Als sie mit dem „Kühlein“ nach Hause kam, ließ die Mutter das „Kühlein“ abschlachten und sagte zur Stieftochter: „Geh' hin zum Bach und wasche das Wampchen aus“; da fand sie einen rothen Apfel drin und wie sie ihn auf den nächsten Baum hinaufwarf, siehe da! wurde ein schöner Vogel draus, der lustig von einem Zweig zum andern hüpfte. Die Mutter und die Tochter saßen gerade vor dem Haus auf der Bank, da kam ein König in Gold und Seide auf einem prächtigen Schimmel dahergeritten.

„Die mir den Vogel fangt,“ sprach er, „die nimm ich mit als meine Braut.“

Da sprang die Tochter voll Freude von der Bank in die Höhe, wurde roth über und über und die Mutter rief: „Eile dich, eile dich," sie eilte wohl hin zum Baum; aber so sehr sie sich bemühte, den Vogel konnte sie nicht erwischen. Da sprach der König zur Stieftochter am Bache: „Gehe du hin und fang mir den Vogel." Wie sie ihre Hand ausstreckte, flog der Vogel geschwind auf sie zu, und der König hat sie mitgenommen.

Heinrich VIII. und Iwan (IV.) der Schreckliche.

Zwei Sünder unterm Schutz der Krone,
Durch schrankenlose Willkür groß,
Zwei Theologen auf dem Throne,
So bibelfest wie sittenlos.

Sie schweben drohend überm Volke,
Auf sicher'm gold'nem Herrschersitz,
Unnahbar wie die Wetterwolke,
Und wo sie wettern, trifft der Blitz.

Tags gilt ihr Dienst dem lieben Gotte
Und schönen Frau'n gilt er zur Nacht —
Die Eine stirbt auf dem Schaffotte,
Derweil die And're Hochzeit macht.

Mit seines Volkes bestem Blute
Färbt König Heinrich seinen Thron,
Und Zar Iwán in grimmem Muthe
Ermordet seinen eig'nen Sohn.

So schmieden sie der Frevel Kette
Bis zu der letzten Stunde fort,
Und sterben ruhig dann im Bette,
Im Teufelsmunde Gottes Wort.

Und heute noch — so märchentönig
Es klingen mag und wunderbar —
Rühmt England Heinrich, seinen König,
Und Rußland seinen grausen Zar.

Friedrich Bodenstedt.

Distichen.

Moliere.

„Selten genügt die Idee! Wir sind ja deutsche Pedanten!
Plan und Form hat längst Lessing gebührend verdammt.
Also? — „Erlaubt, daß ich noch immer den Griffel bewundere,
Der gezeichnet so fein Menschen mit göttlicher Kunst!“

Racine.

Mancher scheiterte schon, der Shakespeares Sternen gefolgt kühn.
Mit dem Compaß Racine's hätt' er den Hafen erreicht

Lessing.

Sterben mußtest du Held, zu tausenden leben Thersites,
Ach das Edle versinkt, und das Gemeine besteht

Moderne Kritiker.

„Weiter brauchen wir nichts zu scalpiren jeglichen Autor
Als in der plumpen Faust schartig ein bleiernes Schwert!“
Unbescheiden und klein vergleicht ihn frech euch mit Lessing,
Der sich bescheiden und groß keinen Poeten genannt.

Adolf Pichler.

Liebesjustiz.

Es sitzt zu Gerichte der strengste Verstand
Und mein Liebchen steht vor den Schranken,
Und wider sie zeugen, ein stürmisch Volk,
Recht fordernd, all' meine Gedanken:

Du hast mir den Frohsinn geraubt und kommst
Wegen Friedensmord zur Verhörung;
Es hängt zusammen damit die Klag'
Wegen nächtlicher Ruhestörung.

Brandstiftung hast du an mir verübt,
Und da Alles verwirrt herum stand,
Aus der Herzkammer stahlst du Stück für Stück;
Das ist ein erschwerender Umstand

Süß schmunzelnd hast du mit weißer Hand
Manch' Gut in mir zertrümmert,
Hast unterschlagen der Liebe Zoll
Und durch Gift meinen Zustand verschlimmert.

Oft schwurst du falsch. – Ich muß dich auf
Erpressung von Thränen belangen;
Du bist mir desertiret und hast
Einen Hochverrath begangen.

So steht's. — In Betracht deiner Jugend erkennt
Nur auf ew'ge Verbannung der Richter
Das Urtheil aber wird publizirt
In diesen Blättern vom Dichter.

Ferlach, 13. Mai. . . . . r.

Gerhard Rohlfs Reisen im nordwestlichen Afrika.

Vorgetragen von J. L. Canaval am 23. März im natur-historischen Landesmuseum.

I.

Wenn wir nicht zurückgehen bis zu den Zeiten der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und der Entdeckung von Amerika und Australien, so gibt uns die Geschichte der Erdkunde keine Periode an, wo auf den Zeitraum von wenigen Jahrzehenten sich so viele, so wichtige, so großartige Entdeckungen zusammendrängen, wie in den letzten 30 Jahren. In dieser Zeit machte man sich an Aufgaben, deren Lösung man lange für unmöglich hielt oder vor deren Schwierigkeiten man zurückschreckte, weil die ersten Versuche ihrer Bewältigung einen so unglücklichen Ausgang nahmen, daß man ihre Wiederholung als tollkühn verdammte. Man schien sie Zeiten aufzubewahren, wo ein praktisches Interesse eine große Prämie für neue Unternehmungen in Aussicht stelle oder ein unabweisliches Bedürfniß zur Wiederaufnahme nöthige, aber dann auch im reichlichen Maße die Mittel zur Bezwingung jener Aufgaben schaffe.

In diese Zeit fallen die Forschungsreisen nach dem Süd- und Nordpol und in das Innere zweier Welttheile, Afrika und Australien, von denen der eine so alt bekannt ist, daß er seinem Nachbarn den Rang als ältesten Sitz der Menschheit streitig machte, weil in ihm das merkwürdigste Kulturvolk der Vorzeit seine tausendjährige Geschichte in tausend-

jährigen Monumenten zum Trotz jeder Natur- und Menschengewalt aufgerichtet hat, der andere aber erst lange nach Ablauf des Mittelalters entdeckt, in seiner vegetabilischen und animalischen Natur so fremdartig und abweichend von den bisher gekannten Continenten gefunden wurde, daß man schon früh geneigt war, ihn für die jüngste Schöpfung unter allen Welttheilen zu halten.

In Afrika waren Egypten und ein schmaler Strich Landes längs dem Mittelmeere schon aus der Geschichte des Alterthums, die übrigen Küstenstriche aber, so weit der Islam gedrungen, nur aus Ueberlieferungen der Araber bekannt. Der Europäer lernte sie erst seit der Zeit, als man in Centralamerika die Anpflanzungen für massenhafte Gewinnung von Zucker, Kaffee, Baumwolle und Tabak anlegte, und dann nur die nahe am Aequator und südlich davon gelegenen Gebiete, kennen. Während von Alters her längs den nördlichen Küsten am Mittelmeer der Menschenhandel für den mohamedanischen Orient bestanden hatte oder vielmehr von den Römern und Griechen übernommen worden war, entstanden damals an den westlichen und östlichen Küsten Afrika's die Märkte für den abscheulichen Sklavenhandel nach Amerika und die Völker, welche den einen betrieben und den andern einrichteten, hüteten das Innere vor jedem unberufenen Eindringling. Selbst bemüht sich immer neue Marktplätze dort aufzuschließen, die Handelsverbindungen immer weiter ins Innere auszudehnen und mit den Menschenjagden immer tiefer vorzudringen, ließen damals die Portugiesen sogar eine Expedition von der östlichen zur westlichen Küste von Südafrika ziehen, verbreiteten aber wie die Spanier die abenteuerlichsten Berichte über Land und Leute, um jeden Fremden vor dem tollkühnen Versuch einer Forschungsreise zurückzuschrecken, bewachten die Küsten gegen jeden derartigen Versuch von Seite einer andern europäischen Nation. Die Berichte ihrer Expeditionen aber wanderten in die Archive, für die übrige civilisirte Welt verschlossen und wurden erst jetzt, nachdem die Zeit jenes Handels um ist, vielleicht nur in der Absicht hervorgesucht, das Verdienst neuerer Entdecker zu verkleinern. Von Norden her bewachte der Islam das Land bis zum Flußgebiete des Nigers, und stellte in dem Fanatismus der Bevölkerung einen undurchdringlichen Cordon gegen jeden Europäer oder Christen auf.

Dieses Verhältniß erklärt jene beschämende Unwissenheit, in welcher man sich in Europa bis zum zweiten Jahrzehend dieses Jahrhunderts über die ganze nördliche Hälfte von Afrika und bis in die jüngste Zeit über Centralafrika und das Innere des südlichen Afrika's befand, daß die Karte dieses, Europa so

nahen, mit seiner Geschichte seit uralter Zeit verbundenen Welttheils bis in die jüngste Zeit mehr leere Papierfläche als Zeichnung wies.

Diese Länder wurden erst seit der Zeit aufgeschlossen, als man den Sklavenhandel und den Fanatismus der Mohamedaner zu bekämpfen anfing. Man that jenes zur See durch offenen Krieg, zu Land durch Ausschickung von Missionären und Absendung von Expeditionen, welche den Handel und die Bedürfnisse der Völker Innerafrika's, die Erzeugnisse und Produktionskraft ihrer Länder erforschen, dort europäischen Handel einführen, oder sie zur Cultur von Pflanzen bringen sollten, die für die europäische Civilisation unentbehrlich sind, wie Baumwolle und Palmöl, um so den Sklavenhandel an seinen Quellen zu unterdrücken. Dieses Ziel verfolgten alle von England ausgerüsteten oder unterstützten Expeditionen ins Innere von Afrika. Weit schwieriger ist es, den Fanatismus der Mohamedaner zu besiegen. Der Kampf dagegen darf nie in den Verdacht gerathen, gegen den Islam gerichtet zu sein, er ist vielmehr eine Nöthigung des mohamedanischen Orients zur Anerkennung des Völkerrechtes und der Cultur von Europa. Der Fanatismus des Orients wird daher nur mittelbar überwunden. Das Mittel dazu ist solche Gewaltentwicklung, wodurch die mohamedanische Bevölkerung ihrer Inferiorität gegenüber Europa bewußt wird, und solche Verkehrsentwicklung, wodurch dieselbe die Segnungen des Friedens achten und bewahren lernt. Napoleons Zug nach Egypten hat dieses Land der europäischen Cultur aufgeschlossen. Der Krieg gegen die Barbareskenstaaten hat die räuberischen Völker im nördlichen Afrika gebändigt; der Krieg von Spanien gegen Marokko im letzten Jahrzehend ließ sie die Erfahrung machen, daß keine Gewaltthat gegen Europa mehr ungerächt bleibt. Frankreich hat sie aber durch die Eroberung Algiers auf dem eigenen Boden angegriffen, Terrain für Verbreitung europäischer Cultur abgenommen, läßt keine Reaktion mehr ungestraft und dringt gegen die Völker der Wüste vor, nicht so sehr um sie zu Unterthanen seiner politischen Macht, als vielmehr um sie zu Unterthanen der Civilisation zu machen. Der orientalische Krieg endlich hat die mohamedanischen Völker des Orients belehrt, daß England und Frankreich nicht ihre Feinde sind, daß das Reich des Nachfolgers der Kalifen und des großen Solimans nur durch ihre Freundschaft besteht. Das alles hat denselben Achtung und Furcht vor Europa eingeflößt und den Fanatismus zwar geschwächt, hat ihn aber außer in den mit Europa regelmäßig verkehrenden Ländern noch nicht zu besiegen vermocht.

England und Frankreich wurden in ihren Bestrebungen gegenüber Innerafrika von Angehörigen einer Nation unterstützt, welche die geringste Aussicht hatte, von solchen Entdeckungen für ihren Handel und ihre Industrie Vortheil zu ziehen. Dieselben trieb vielmehr bloß der Drang nach Erweiterung des geographischen Wissens dahin, um Land und Leute, ihren Verkehr, ihre Bedürfnisse und Produkte für die ganze civilisirte Welt aufzuschließen. Es sind die Deutschen, und wenn man sie alle überschaut, welche in den letzten 20 Jahren in dem einen oder andern Sinne an den Forschungen theilnahmen und den Werth ihrer Arbeit, die Mittel dazu und die Gefahren und Schwierigkeiten derselben erwägen, so wird man gestehen müssen, daß Deutsche den schwierigsten und gefährlichsten Theil der Arbeit übernommen und mit den geringsten Mitteln auf die befriedigendste Weise durchführten, daß von ihnen die meisten Opfer für diese Aufgabe fielen. Da blicken wir auf die Leichen von Overweg, Vogel, Steudner, Beurmann, u. a. und finden nur in Barth den Glücklichen, der seine Aufgabe zu Ende zu führen vermochte, aber so viel von Tod in sich aufgenommen hatte, daß er auf deutschem Boden in der Blüthe des Mannesalters zusammenbrach.

So großartig die Nordpolexpeditionen erscheinen, so sehr uns die Schilderungen derselben zur Bewunderung über die heldenmäßige Besiegung riesiger Gefahren hinreißen, sind sie doch in keinen Vergleich zu stellen mit den Unternehmungen jener Forscher nach dem Innern von Afrika. Dort nimmt der Mensch den Kampf mit Elementen auf, gegen welche er durch die Vortrefflichkeit seiner mechanischen Vorrichtungen, Geistesgegenwart der Führer, Thatkraft und Einheit aller und stets zahlreicher Theilnehmer Sieger wird. Körperlich und geistig frischer und kräftiger als er ausgezogen kehrt er in seine Heimat zurück. Sieht man von dem Unfall ab, der Franklin und seine Gefährten getroffen, so ist die Zahl der Opfer jener Expeditionen in keinem Verhältnisse zur Zahl der Theilnehmer. In Afrika aber hat der Reisende den Kampf mit einem tückischen Clima zu bestehen, das ihn durch Fieber oder Dissenterie erstaunlich rasch zur Ohnmacht bringt, und so weit der Islam bei der Bevölkerung herrscht, sind ihr Fanatismus und ihre Handelseifersucht, in der Heimat der Sklaven aber die Geringschätzung aller Menschenwürde seine gefährlichsten Feinde, gegen die er nur auf sich allein angewiesen ist, da eine europäische Reisegenossenschaft, welche durch ihre Zahl einschüchtert, abgesehen von den ungeheuren Kosten ihrer Erhaltung, selbst bei aller Einheit und Mannszucht den Feind des Clima's nicht bezwingt, und in den meisten Fällen ohne es zu wollen, zum Krieg herausfordert

Wenn sich unter solchen Umständen noch ein Mann findet, der dieselbe Aufgabe und gerade den durch den Tod des ritterlich kühnen Majors Laing verrufensten und gefährlichsten Theil derselben wieder aufnimmt und nach dreimaligen Versuchen sie bis zu dem Punkt zu führen sucht, von wo die Entdeckungen Barth's die Ergänzung abgeben, wenn wir hören, daß dieser Mann nicht zurückschreckte, nachdem er einmal von einem treulosen Führer meuchlings überfallen, ausgeraubt und, für erschlagen gehalten, zwei Tage ganz hilflos in der Wüste liegen gelassen worden war, nachdem er wiederholt durch Krankheit so herabgekommen war, daß er sich für aufgegeben hielt, nachdem er dem Tod durch die Hand von Fanatikern nur durch einen Zufall entging, der in den Spuren einer seinerzeit erlittenen Operation lag, worin man an ihm die Merkmale des rechtgläubigen Beschnittenen erkennen zu müssen glaubte, wenn wir diesen Mann jetzt, wo das Fortschreiten der französischen Herrschaft in Algier alle Völker nördlich und südlich der Wüste in Aufregung gegen die Europäer setzte, abermals auf demselben Wege finden, um sein Vorhaben durchzuführen; so verdient derselbe umsomehr unsere Bewunderung, als er überdieß seine Aufgabe mit dem allergeringsten Aufwand von Mitteln und der geringsten Unterstützung, die bisher solchen Forschern zu Theil geworden ist, ausführt, alle seine Aufschreibungen, seine physikalischen und geodetischen Beobachtungen nur unbemerkt machen muß, um nicht als Christ erkannt oder als Spion verdächtigt zu werden. Dieser Mann ist Gerhard R o h l f s. Er beabsichtigt von Algerien aus über Timbuktu nach dem Senegal zu gelangen, nachdem er Marokko in einer bisher ganz neuen Richtung durchzogen hatte. Ob ihm diese Aufgabe, auf welche die geographische Gesellschaft zu Paris einen großen Preis gesetzt, an welcher aber noch mehr hoher Ruhm geknüpft ist, gelingen werde oder ob er die große Zahl der Opfer, welche der Durchforschung Afrika's gefallen sind, vermehren wird — dieß liegt, wie Petermann richtig bemerkt, in der Hand der Vorsehung. Timbuktu ist heute in der Gewalt des fanatischen Hadj Omar, welcher 1854 bis 1859 mit den Franzosen am Senegal heftigen Krieg führte, und nach bedeutenden Verlusten gänzlich vertrieben worden ist. Welches Schicksal erwartet dort einen von Algier kommenden Europäer? Und dennoch ist Rohlfs als Arzt und in der Maske eines Muselmannes nach seinem Vorleben und Erfahrungen, nach seiner Kenntniß der Sprache und Sitten der Völker des nordwestlichen Afrika's, und zufolge seines trefflichen, einnehmenden Naturells der Mann, der sich an jene Gefahr wagen darf und sie, wenn anders seine Gesundheit keine Störung erleidet, glücklich überwinden wird.

Rohlfs' Tagebücher über seine Reisen in Marokko und ins Draa-Land nach Abuam Tuat und Ghadames sind in Dr. Petermanns Mittheilungen über wichtige neue Forschungen auf dem Gesammtgebiete der Geographie 1863 — 1866 enthalten und das Folgende nur ein Auszug dessen, was am meisten anziehen dürfte.

Gerhard Rohlfs, der Sohn eines Arztes, war am 14 April 1832 in Vegesak bei Bremen geboren, erhielt seine Vorbildung im Gymnasium zu Celle und Bremen, zeichnete sich dort minder durch Fleiß als durch leichtes Auffassungsvermögen, starkes Gedächtniß und gesundes Urtheil, durch sein heiteres Temperament, große Gewandtheit und Körperkraft aus. Im Jahr 1848 unterbrach er seine Studien, trat bei der allgemeinen Wehrpflicht in das Bremer Contingent, nahm 1849 als Freiwilliger an dem schleswig-holstein'schen Krieg theil, wo er sich bei der Schlacht von Idstedt auszeichnete und zum Offizier befördert wurde. Als das schleswig-holsteinische Heer vor den jetzigen Befreiern des Landes die Waffen niederlegen mußte, setzte er seine Studien wieder fort, hörte Medizin auf den Universitäten zu Heidelberg und Würzburg und zuletzt in Göttingen, gab aber dort plötzlich den erwählten Beruf zum Arzte wieder auf, machte eine abenteuerliche Reise durch Oesterreich, Italien und die Schweiz und trat darauf als Freiwilliger in die Fremdenlegion zu Algier. Dort zeichnete er sich bei der Eroberung der Kabylie unter Pellisier so aus, daß er mehrere Dekorationen und den höchsten einem Ausländer in der französischen Armee erreichbaren Rang, den eines Sergeanten, erwarb. Sein Aufenthalt und sein Kriegsleben in Algier machte ihn mit der Sprache, dem Charakter, der Lebensweise der Araber, ihren Sitten und Gebräuchen so vertraut, daß er es wagen durfte, als Mohamedaner zu reisen. Von Algier ging er in die nördlichen Provinzen von Marokko, die er im Jahre 1861 nach allen Richtungen durchstreifte. Dort gelang es ihm, sich als Arzt die Gunst der obersten Machthaber des Landes, namentlich des in Uesan residirenden Groß-Sherif Sidi-el-Hadj-Abslalon, der in einem großen Theil von Nordwest-Afrika als geistliches Oberhaupt verehrt wird, so zu sagen marokkanischer Papst ist, in solchem Grade zu erwerben, daß er Empfehlungen an die einflußreichsten Persönlichkeiten der südlichen Länder Marokko's erhielt. Am 20. Juli 1862 trat er von Tanger aus seine erste große Reise dahin an. Er ging längs der westlichen Küste am atlantischen Meere nach Süden bis Agadir oder S. Cruz, machte von Asamor am Meere zwischen Tanger und Agadir eine Excursion nach der Stadt Marokko zurück, dann aber von Agadir aus in östlicher Richtung längs dem Flußthal Sus aufwärts über das Gebirge Sagheru, die süd-

liche Parallelgebirgskette des Atlas, auf einer bisher von keinem europäischen Reisenden begangenen Route, in das Flußthal Draa (Wadi-Draa), wo er bis zu der Gegend vordrang, welche aus René Caillies Reisen von 1828 her bekannt ist. Von Beni Haiun, dem südlichsten Orte seiner Reise verfolgte er einen von René Caillies Route abweichenden Weg durch die Wüste zur großen Oase Tafilet und von der nächsten nördlich davon gelegenen Oase Ertib aus kam er in nordöstlicher Richtung über Figig und Geryville wieder nach Algier. Da die Westküste von Marokko ziemlich wohl bekannt ist, so beginnt der interessantere und neue Theil dieser seiner Reise erst bei Agadir. Ueber die Unannehmlichkeiten, welchen ein Reisender in jenen Ländern ausgesetzt ist, gibt Rohlfs selbst in seinem Tagebuch folgenden Aufschluß:

„Ich rede nicht von den Läusen, denn diese sind schon für Einen, der Fes oder eine andere Stadt besucht, unvermeidlich, indem jeder Eingeborne vom Sultan an bis zu dem Niedrigsten damit behaftet ist und wenn man sie auch nicht wieder ganz los wird, so kann man doch wenigstens ihr Ueberhandnehmen verhüten, wenn man jeden Tag seine Kleider visitirt. Dann aber das Essen. Abgesehen davon, daß es einförmig ist und meist nur aus Mehlspeisen ohne Fleisch und Fett besteht, wird es auf schmutzige Art zubereitet. Ich habe aus den vornehmsten Küchen gespeist und dennoch keine Schüssel gesehen, in der sich nicht Haare befunden hätten. Das kommt daher, weil Fett und Butter stets in behaarten Ziegenfellen aufbewahrt werden. Ferner essen Alle mit den Fingern. Unterwegs bist du mit Maulthiertreibern oder Kameelwärtern zusammen, eben berühren sie die widerlichsten Gegenstände, jetzt setzen sie sich mit dir an die Schüssel und fahren mit ihren ungewaschenen oder doch nur sehr oberflächlich abgespühlten Händen in das Essen. Sie wollen höflich sein und ergreifen mit ihrer von Schmutz strotzenden Hand einen besonders guten Bissen, den sie dir vorlegen, und aus Höflichkeit mußt du ihn hinunterwürgen. An alles das muß sich ein unter diesem Volke Reisender gewöhnen, will er nicht gleich als Christ verschrieen sein, d. h. getödtet werden. Dazu kommt dann noch die unausstehliche Neugier und Fragelust der Araber. Was man in den Büchern von der Zurückhaltung, Schweigsamkeit und Ernsthaftigkeit der Araber liest, ist nur Schein und Dichtung. Kommt ein so vornehmer Reisender wie der französische General Daumas, in das Zelt eines vornehmen Arabers, dann allerdings ist Alles Schweigsamkeit, Ernst und Gemessenheit, aus der obersten Klasse darf man aber nicht auf das Volk schließen, unter dieses muß man sich mischen, wenn man es kennen lernen will. Fast in jeder Stadt, in jedem Duar ist es

mir vorgekommen, daß, noch ehe ich gegrüßt hatte, neugierige Müßiggänger auf mich zukamen und mit „Woher, weßhalb kömmst du hierher, wie heißt du, hast du Kinder, Brüder, Eltern?" mich anfuhren. Einen vornehmen Christen freilich wird Niemand mit solchen Fragen belästigen, das wäre gegen die Würde eines Gläubigen, meinen sie sich aber ungesehen, so kehren sie ihren wahren Charakter heraus. Eben so findet man bei ihren religiösen Uebungen viel Schein und Heiligkeitskrämerei. Wie oft habe ich bemerkt, daß ein Tholab, der sich unbeobachtet wähnte, sein Gebet nicht verrichtete, es aber mit der größten Andacht abhielt, so bald er glaubte, daß man auf ihn achte. An alles dieß muß sich der Reisende gewöhnen und noch an manche andere Kleinigkeiten, als z. B. fortwährend auf nackter Erde zu schlafen, beständig schmutzige Wäsche zu tragen, denn ein reines Hemd würde die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich ziehen; Hunger und Durst zu erleiden."

Rohlfs wollte von Agadir noch weiter südlich längs der atlantischen Küste Marokkos über Wadi Nun, ungefähr um zwei Breitengrade südlicher, in das Thal Draa vordringen, aber wiederholte Fieberanfälle hatten ihn körperlich zu sehr herabgebracht, als daß er mit Aussicht auf glücklichen Erfolg sich in das Land wagen durfte, dessen Besitzer, der Sherif Sidi-Hossein, den eigenen Bruder und leiblichen Sohn köpfen und außer anderen Mordthaten, die man nicht der Mühe werth findet zu erwähnen, auch zwei Spanier, die sich nach seinem Lande begaben, hinrichten ließ, zu dem, als Nachkömmling des Propheten, dennoch jährlich Tausende von Leuten aus den nahe liegenden Provinzen wallfahren und ihr Geld opfern, um seinen Segen zu empfangen.

Diese erste Reise hat mehr touristischen als wissenschaftlichen Werth, da es Rohlfs an allen Instrumenten fehlte, und doch war er der erste europäische Reisende, welcher Marokko in der Richtung von West nach Ost und Nordost durchzogen und dabei beträchtliche Seiten-Excursionen gemacht hat. Wir lernen das Flußthal Sus als einen Garten kennen, welcher Oel, Argan, Feigen, Granatäpfel und Mandeln in reichlicher Menge hervorbringt, und dennoch ist vom ganzen Lande kaum der zwölfte Theil nutzbar gemacht. Die Thalbewohner sind Berber, welche trotz dem, daß sie in arabischer Sprache zu beten gezwungen sind, daß sie ihre Bedürfnisse größtentheils von Marktplätzen beziehen, wo nur arabisch gesprochen wird, seit 1000 Jahren ihre Shellahsprache bewahrt haben, welche mit der in der großen Kabylie (in Algier) und am Riff (im nördlichen Marokko) identisch ist. Jeder Mann geht mit der langen Flinte und einem krummen Dolch bewaffnet, wenn er sich nur eine halbe Stunde vom Hause

entfernt. Einzeln im Lande zu reisen bezeichnet Rohlfs als Unmöglichkeit, man müßte sich denn halb nackt auf den Weg machen. Nirgends fand er unter Berbern die Gastfreundschaft, welche den Arabern nachgerühmt wird, und von welcher er eine halbe Tagreise von der Stadt Tarudant einen grellen Gegensatz erfahren konnte, als die Karawane Abends bei einem Hause Halt machte, das zufällig von Arabern bewohnt war, wo der Hausherr die ganze Karawane auf die freigebigste Art mit Speise versorgte. In jener hinter Palmen und hohen Olivenbäumen ganz versteckten Stadt mußte Rohlfs mehrere Wochen bleiben, eine förmliche Krankheit in einem Zimmerchen überstehen, dessen Thüre so niedrig war, daß ein großer Jagdhund nicht aufrecht hineingehen konnte, in welchem er sich der Länge nach ausstrecken konnte, dessen Breite aber nur die halbe Körperlänge betrug. Die Stadt ist so zu sagen ein einziger großer Garten, in dessen Mitte sich die Buden, wo man verkauft und arbeitet, die Funducks, Herbergen für Fremde, u. s. w. befinden, und ist von einer 20 Fuß hohen, am Grunde 4—6 Fuß breiten, planlos angelegten, zum Theile zerfallenen Mauer umgeben, deren Zickzacke alle 50 Schritte von einer Art Thurm, nicht höher als die Mauer selbst, flankirt werden. Das Material dazu und von den beinahe nur einstöckigen (ebenerdigen), geschmacklos gebauten Häusern besteht aus mit Häckerling gemischtem, zwischen zwei Bretern gegossenem Lehm. Selbst die Hauptmoschee, Jemma-Kabira, große Jemma, mit einem großen inneren, von Orangen bepflanzten Hof, besteht aus ungemein plumpen Säulen, welche eben so unförmliche Bogen tragen.

Rohlfs Aufenthalt hier gestaltete sich dadurch freundlicher, daß er den Kadi der Stadt, der schon am zweiten Tage nach ihm schickte und eine eingehende Prüfung mit ihm vornahm, mit gutem Erfolge an der Gicht behandelte. Es ist zu bedauern, daß Rohlfs keine Reise nach dem mächtigen Gebirge im Norden der Stadt machen konnte, wo sich am offenen Tage Kupfer vorfindet, das in reichlicher Menge nach der Stadt geliefert wird und hier die Kupferschlägerei zum Haupthandwerk macht.

Von Tarudant ging Rohlfs mit einer Karawane ab, welche aus zwanzig Mann mit 30 Stück beladenen Mauleseln und Eseln bestand. Von einem Tholab, Geistlichen, angelegentlich empfohlen, fand er bei diesen Leuten, Wüstenbewohnern aus dem Draa, gute Aufnahme. Der Weg führte Anfangs östlich längs dem Susfluß aufwärts durch ein Thal, wie ein Garten, im Norden vom hohen Atlas, im Süden von einem um die Hälfte niedereren Parallelzug desselben begrenzt. Nahe an den Quellen des Flußes schlug man eine südöstliche Richtung ein, wo sich der Charakter der Landschaft ändert und den der Wüste Sahara annimmt. Man bleibt noch

fortwährend im Gebirge, in Zweigen des Atlas, aber die Berge und Thäler sind nackt und kahl; diese erweitern sich auch zu großen Ebenen ohne Vegetation und nur von Steinen bedeckt, ihre Einförmigkeit wird aber auch durch größere und kleinere Oasen unterbrochen, die sich von Weitem durch hohe Palmen ankündigen. Rohlfs findet für die Bezeichnung des Charakters der ganzen Wüste Sahara den Vergleich mit einem Pantherfell am richtigsten, wo die schwarzbraunen Punkte und Flecken die Oasen, das übrige Fell die Wüste sei.

Nachdem die Karawane verschiedene Ebenen durchschritten hatte, langte sie am fünften Marschtage im Lande Tassanacht an einem Bergpasse an. Eine nur fünf Schritte breite Schlucht wird zu beiden Seiten von tausend Fuß hohen, senkrechten, stellenweise polirt aussehenden Marmorwänden begrenzt und von einem kleinen Bache durchrieselt, der bei seinem Austritte aus der Schlucht zur Bildung einer Oase mit dem Orte Tesna Veranlassung gibt. Am südöstlichen Ende derselben findet sich eine an Kohlensäure außerordentlich reiche Quelle vor. Die ganze Gegend ist überdieß äußerst metallreich; Rohlfs fand auf dem Wege bei Tesna Antimonstücke von 1½ Zoll Dicke, reines, unvermischtes Metall.

Nach acht Tagmärschen kam die Karawane in Tanzetta an, das ungefähr in der Mitte des Draalandes gelegen ist.

Die ganze Tour war für unseren Reisenden eine harte, da er vom Fieber noch geschwächt war, durch die ungewohnte Nahrung aber, welche aus gestampften Datteln allein oder mit Mehl und etwas Oel zu einem Teig gemischt, bestanden hatte, eine erschöpfende Diarrhöe erhielt. Besonders die letzte Strecke war sehr schlimm, da man auf den übermäßig beladenen Eseln nicht für den ganzen Tag hinreichend Wasser mitnehmen konnte, unser Reisende auch noch die Sohlen von den Schuhen verlor und sich die Reste nach Art der Sandalen mit Stricken befestigen mußte, durstig und müde mit solcher Fußbekleidung in dunkler Nacht alle Augenblicke gegen einen Stein stieß

Das Draaland hat im Ganzen eine Ausdehnung von 6 Tagereisen und ist ein vom L'ued-Draa, Fluß Draa, gebildetes, breites, von Bergen begrenztes Thal, ein Garten am Fluße, eine Wüste weiter weg davon. Die Zahl der Einwohner schätzt Rohlfs auf 25.000. Der Berg Sagora von sonderbarer Form, ½ Stunde südlich von Tanzetta, unter den Draa-Bewohnern berühmt durch eine Höhle, in welcher in der Vorzeit die Christen einen bisher von Niemandem gehobenen Schatz verborgen hätten, liegt in der Mitte des Draalandes und trennt die Araber von den Berbern, die Einen nördlich, die Andern südlich vom Berge wohnhaft und

bloß durch die Sprache unterschieden. Die Draui, Bewohner des Draa, sind durch Staub, Sonne und Vermischung mit den Negern braun geworden, außerordentlich schmutzig, waschen sich fast nie. Um so nachtheiliger wirkt der Wüstenwind, der mit seinem Alles durchdringenden Staub böse Augenkrankheiten verursacht, an denen zwei Drittheile der Bevölkerung leiden, während ein Sechstel frühzeitig erblindet. Das ganze Jahr leben sie von Suppe, Datteln und Kuskussu, einem Brei aus einer Mehlfrucht; bewohnen zweistöckige Häuser aus gestampftem Lehm gebaut, unten die Stallung des Viehes, oben die Wohnung der Familie. Außer den Mohamedanern finden sich in einigen Dörfern auch Juden, welche weniger dem Handel ergeben, sondern vielmehr als Handwerker, als Büchsenmacher, Klempner, Tischler, Schneider, Schuster u. s. w den Wüstenbewohnern unentbehrlich sind, aber nach dem Hauptorte des Landes, Tamagrut, nicht kommen dürfen, wo eine berühmte, durch das Grab des Sidi-Hamed-ben-Nasser geheiligte Sauija ist. Sie gehört Sidi-Bu-Bekr, einem Abkömmling des Heiligen, einem Marabuh, d. i. aus einer Familie, die sich von Alters her durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit in den Schriften, durch Glaubenseifer u. s. w. ausgezeichnet hat.

Im Draalande ist die Oberherrlichkeit des Sultans von Marokko nur nominell, jedes Dorf regiert sich selbst durch einen erblichen Kaid, oder eine geistliche Behörde, oder eine republikanische Regierung, wie in den meisten Städten und Dörfern, wo alle Jahre eine Art Gemeindevorstand, aus zwanzig oder mehr Mitgliedern bestehend, gewählt wird. Ein geistliches Oberhaupt ist in allen Sauija, von denen die größte Tamagrut ist und deren Einrichtung unsern Reisenden an die Klöster der früheren Zeit erinnert. In große von Bogengängen umgebene Höfe münden die Zellen, welche von länger verweilenden Reisenden und von den Tholba, die ihre Studien hier vollenden oder den Kindern Unterricht geben, bewohnt werden; ewiges Beten und lautes Ablesen des Koran, täglich wallfahrtende Leute, die das Grab Sidi-Hamed-ben-Nasser's besuchen und ihre Opfer in Geld und anderen Sachen dem Sidi-Bu-Bekr darbringen. Diese Prälatur ist in Einer Familie erblich. Während die Würde des Sherif (Abkömmling des Propheten) vom Vater auf alle Söhne, selbst auf die Töchter übergeht, geht jene Würde bei den Marabuhs auf den ältesten Sohn über, die übrigen Söhne, einmal aus dem väterlichen Hause ausgeschieden, treten in den gewöhnlichen Bürgerstand zurück.

Ueber Ktaua, einer großen selbstständigen Oase des Draa, welche aus ungefähr 100 befestigten Dörfern (Ksor) und Palmhütten (Duar)

besteht, setzte Rohlfs seine Reise in nordöstlicher Richtung nach Tafilet fort. In jener Oase wird von dem großen Dorfe Abuafil aus der meiste Handel mit dem Sudan getrieben, woher Gold, Elfenbein, Leder und Sklaven kommen und gegen europäische Producte ausgetauscht werden. Zwei Monate brauchen Karawanen von hier nach Timbuktu; die größte wasserlose Strecke beträgt auf dieser Route zehn Tage. Fünf Tage dauert die Reise bis zur Oase Tafilet. Man geht nur durch Wüste, in der sich nur hin und wieder die Akazie findet, welche den Senegal-Gummi liefert.

Tafilet ist eine der größten und wichtigsten Oasen der Sahara, fast auf allen Seiten von Gebirgen umgeben, bildet ein nahezu rechtwinkliches Dreieck mit der Basis im Süden, mit der Spitze im Norden. Die größte Ausdehnung nach der Länge beträgt 8 Reisestunden (25=1°) und nach der Breite 6 Stunden. Die Oase wird gebildet durch den am hohen Atlas entspringenden, nach Süden fließenden Ued Sis und von Nordost kommenden Ued Chriss. Beide Flüße vereinigen sich noch mit drei anderen, von Nordost kommenden kleineren Flüßen am südöstlichen Ende der Oase zu einem See Daya el Daura, der jedoch im Sommer trocken ist, während die ersteren Flüße an der Oberfläche versiegen, aber einen unterirdischen Lauf beibehalten, die anderen aber auch ganz wasserlos werden. Tafilet bringt daher nur Datteln hervor, da den übrigen Früchten das Wasser im Sommer mangelt, obwohl der L'Ued Sis bei einem geregelten Wasserverbrauch in den nördlichen Oasen auch im Sommer Wasser bringen könnte. Nur im Frühjahre nach starkem Winterregen wird die ganze Oase unter Wasser gesetzt und werden auch Weizen, Gerste und Klee gebaut. Von Thieren hat man Pferde, Maulesel, Esel und einige Ziegen, und außerhalb der Oase in der Wüste den Strauß, verschiedene Antilopen- und Gazellenarten, jedoch keine Spur von größeren wilden Thieren. Die Vogelwelt ist in der Oase vertreten durch die kleine wilde Taube, den Sperling, Raben und einen reizenden Vogel der Canarien-Familie, dessen Gefieder braunroth, Kopf, Schwanz und Flügelspitzen blaugrau sind, der die Häuser bewohnt und sich vom Abfall der Speisen nährt.

Durch einen kaum eine Stunde langen fruchtbaren, aber unbewässerten Landstrich hängt die Oase Tafilet mit der nördlichen Oase Tissimi zusammen, welche 5 Stunden lang ist, aber kaum 2 Stunden größte Breite hat. In beiden befinden sich nach Aussage der Einwohner über 300 Ksor (befestigte Dörfer). Rohlfs schätzt die Zahl derselben im eigentlichen Tafilet auf 150 und die Zahl der vorwiegend arabischen Bevölke-

rung auf 10.0000 Einwohner. Die gesellschaftlichen Verhältnisse der Bewohner Tafilets nennt Rohlfs die traurigsten. Jedes Dorf regiert sich selbst, die meisten in beständiger Feindschaft mit einander und immer auf dem Kriegsfuße. An den Thoren eines jeden Ksor ist eine beständige Wache mit geladenem Gewehr und die Zahl der zerstörten Dörfer, so groß wie der noch bestehenden, spricht von dem kriegerischen und feindseligen Geiste der Einwohner.

Die Bauart der Häuser in den Dörfern und der Buden ist sehr einfach. Sie sind aus Thon in Form der Maulwurfshaufen aufgeführt. Der Hauptort ist Abuam, für die ganze Wüste der Central-Handelspunkt, wo die Waaren von Algerien und Marokko mit den Producten Tuats, Draa und des Sudan zusammentreffen und dreimal wochentlich großer Markt abgehalten wird. Wie in anderen orientalischen Städten hat jedes Handwerk, jede Waare eine eigene Verkaufsstraße. So findet sich eine Straße für Tuch-, Seidenwaaren- und Kattunhändler, für Oel-, Butter- und Seifenverkäufer, Waffenhändler, Trödler, Wollenhändler, Schreiner, Schuster, Schneider, ein Gemüse- und Obstplatz, Dattelnplatz, Salz-, Matten- und Teppichplatz, Viehmarkt u. s. w. Sehr bedeutend ist der Datteln handel. Man hat gegen 80 verschiedene Dattelnarten; die gesuchtesten, angenehmsten, saftreichsten Arten sind die Buskri, die Fukus, welche die Größe einer Faust erreichen, und die Beut es Churg; die theuerste ist die Hafs, welche die einzige ist, die sich für den Meerestransport eignet. Unter den europäischen Waaren fangen die französischen an, die englischen zu verdrängen, weil die Franzosen billiger arbeiten und den Geschmack und die Vorliebe der Mohamedaner für gewisse Producte durch den Besitz von Algerien kennen gelernt haben. England ist im Besitze des hier sehr bedeutenden Theehandels. Der Verkehr mit dem Sudan ist in den Händen der Tuater, ein südöstlich von Tafilet seßhafies Volk; der Handel mit europäischen Waaren ist meist in den Händen marokkanischer Kaufleute von Fes; die gangbaren Münzen sind französische Fünffrankenstücke und spanische Thaler.

Rohlfs hielt sich in Tafilet einen Monat auf, machte dort die Bekanntschaft des Muley-Abd-er-Rhaman-ben-Sliman, ältesten Sohnes des Sultans Muley-Sliman. Nach dem Tode dieses Sultans 1846 kam nicht sein Sohn, sondern ein Neffe auf den Thron von Fes, vor dessen Nachstellungen sich jener bis zum Tode desselben im Jahre 1859 in der Oase Luxabi verborgen halten mußte. Aber auch sein Versuch dann auf den Thron zu kommen, scheiterte an der Erhebung des jetzigen Sultans Sidi-Mohamed auf denselben; er selbst verdankte seine Rettung seinem

ausgezeichneten Berberpferde. Nun residirt er in der zwei Tagmärsche nördlich von Tafilet an demselben Fluße Sis gelegenen, einen Tagmarsch langen und von Berbern bewohnten Oase Ertib. Dort wurde Rohlfs aufs Gastfreundlichste aufgenommen und erhielt Empfehlungsschreiben, um die übrigen Oasen passiren zu können. So kam er mit einer Karawane nach Budeneb und nach Boanan, wo er beim Scheich des Ortes, Namens Thaleb-Mohamed-ben-Abd-Allah, abstieg, sein Empfehlungsschreiben überreichte und die zuvorkommendste Aufnahme fand. Zehn Tage wartete er vergebens auf eine Karawane, er bat daher den Scheich, ihm einen Mann zu miethen bis nach dem zwei Tagmärsche entfernten Kneßa. Dieser schlug ihm seinen eigenen Diener vor, auf den er sich vollkommen verlassen könne, und Rohlfs bezahlte im Voraus den verabredeten Preis von acht Francs.

„Abends machten wir uns" — erzählt Rohlfs — „auf den Weg, der Führer, mein Diener und ich. Nach einem Marsche von etwa vier Stunden lagerten wir uns in der Nähe eines kleinen Flußes und machten ein großes Feuer an. Ich war bald eingeschlafen, mein Diener ebenso, aber plötzlich erwachte ich, auf die hinterlistigste Art überfallen. Am linken Arme hatte ich fünf Wunden, mein linker Oberarmknochen war zerschmettert, im rechten Oberschenkel hatte ich ebenfalls einen Schuß, außerdem einen Säbelhieb in der rechten Hand und über die rechte Schulter. Mein Führer und der Scheich Mohamed-ben-Abd-Allah hatten mich überfallen, um mich zu tödten und auszuplündern. Der große Blutverlust machte, daß ich gleich ohnmächtig niederfiel oder vielmehr wie todt liegen blieb; mein Diener ergriff die Flucht. — Als ich am folgenden Morgen zu mir kam, fand ich mich allein in der Wüste, alle meine Effecten so wie mein Geld hatten sie mir abgenommen. Obgleich das Wasser dicht bei mir war, konnte ich es doch nicht erreichen, ich war zu schwach, um mich zu erheben, ein fürchterlicher Durst verzehrte mich. In dieser hilflosen Lage blieb ich zwei Tage und zwei Nächte. Endlich am dritten Tage kamen zwei Marabuts einer benachbarten Sauija, die von meinem Unglücke gehört hatten, um mich zu beerdigen. Ihre Freude, mich noch lebend anzutreffen, war fast größer als die meinige, ich hatte so zu sagen gar kein Bewußtsein von meinem traurigen Zustande, ich hatte die ganze Zeit halb schlafend, halb wachend zugebracht, bloß der Durst quälte mich. Die Marabuts luden mich auf ein Maulthier und nach zwei Stunden befand ich mich unter Dach und Fach. Sie verbanden mich, so gut sie konnten, und am Oberarm legten sie mir eine Art festen Verband an, um die Ossification zu befördern.

Das Schlimmste für mich war, daß sie mich gleich Anfangs zwangen, ungeheure Portionen von Speisen zu mir zu nehmen, — nach ihrer Meinung das einzige Mittel, mich zu heilen. Ich hatte gut declamiren, daß es gerade schädlich für mich sei und daß ich keinen Hunger hätte, sie zwangen mich so zu sagen und wurden ernstlich böse, wenn ich etwas übrig ließ. Zwei Monate blieb ich so im Hause des Marabut Sidi Laschmy, der zugleich Scheich des Ortes war. Ich kann nicht genug die großmüthige und uneigennützige Art rühmen, mit der sowohl er wie seine Frau während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes mich pflegten. Nach zwei Monaten war ich endlich so weit, um meinen Weg fortsetzen zu können. Sidi-Laschmy begleitete mich und Abends spät erreichten wir den nur eine gute Tagereise von der Sauija Hadjui entfernten großen Ort **Kneţa**, der zugleich Sauija ist. Ich hatte einen Empfehlungsbrief für die Scheichs Sidi-Mohamed-ben-Abd-Allah nnd Sidi-Ibrahim. Ersterer befand sich in Fes, ich stieg also bei Letzterem ab. Er empfing mich auf die verbindlichste Art, auf meine Klage jedoch, mich zu unterstützen gegen Sidi-Mohamed-ben-Abd-Allah von Boanan, der mich beraubt und fast getödtet hätte, erwiderte er, nichts thun zu können, da sie keine Regierung hätten. In der That ist hier von Regierung und Obrigkeit keine Spur vorhanden, das Faustrecht in der ganzen primitiven Bedeutung des Wortes herrscht hier. Ich mußte mich also resigniren."

Kneţa befindet sich schon in der kleinen Wüste oder Augad genannt im Gegensatze zur großen Sahara, welche bei Tafilet und L'Ued Draa beginnt. Erstere ist reich an Antilopen, Straußen, Gazellen; von Raubthieren finden sich Hyänen, Füchse, Schakale häufig, Panther sehr selten; Löwen hat Rohlfs nirgends angetroffen. Die Berge, in der Ebene zerstreut, zeigen die allersonderbarsten Formen. Minen auf Blei und Antimon werden an einer Stelle ausgebeutet.

In drei Tagen gelangt man nordöstlich weiter in die Oase **Figig** mit acht befestigten Ksor, die fortwährend im Kriege mit einander liegen, mit bedeutendem Handel in Butter, Thran, Fellen, Wolle, Schafen und Ziegen, welche die Araber-Nomaden gegen Pulver, Kleidungsstücke und Waffen verkaufen. In einem Tagmarsche gelangt man von hier an die französische Grenze von Algier. Jenes Terrain ist daher schon von anderen Reisenden beschrieben, daher auch hier das Tagebuch der Reise ins südliche Marokko abbricht.

Diese erste große Reise hat Rohlfs mit fünfhundert Thalern gemacht. Ungeachtet seines noch kranken gebrochenen Armes faßte er auf algerischen Boden zurückgekehrt den kühnen Plan zu einer Reise nach Timbuktu. Er

erhielt von verschiedener Seite Aufmunterung und Unterstützung, so besonders von der geographischen Gesellschaft in London und von Bremen, deren Aufmerksamkeit er durch seine Sahara-Reise auf sich gezogen hat.
(Schluß folgt.)

Die Sibyllen der Winden.

Unter den in Kärnten vorkommenden Volkssagen nehmen die Sagen der Winden von den Sibyllen eine vorzügliche Stelle ein. Obgleich die Zeit ihres Daseins unbekannt ist und in das graue Alterthum zurückreicht, ist die Sage doch in mehreren Gegenden gleichmäßig verbreitet, sogar die einstigen Aufenthaltsorte der Sibyllen werden gezeigt und ihr Wirken erhält sich stets im dankbaren Angedenken beim Volke von Generation zu Generation.

Die Sibyllen, Hellseherinnen, Wahrsagerinnen, als begeisterte Wesen weiblichen Geschlechts schon unter den Griechen und Römern bekannt, denen sie die Rathschlüsse der Götter offenbarten und die Zukunft verkündeten, wurden als geheiligte Wesen angesehen und ihre Sprüche erhielten sich, so wie die Heiligkeit und das Ansehen dieser Personen bis auf unsere Zeit.

In verschiedenen Orten Kärntens, vorherrschend aber an den beiderseitigen Abhängen längs des Drauflusses in von Slovenen bewohnten Gegenden, namentlich aber nächst dem Dorfe Tschehoritsch in der Pfarre Köttmannsdorf, in Untertöllern, in der Pfarre Maria Rain, in Gotschuhen, in der Pfarre St. Margarethen des Bezirkes Ferlach, in Rottenstein unweit Grafenstein werden Felsenhöhlen gezeigt, wo zufolge der unter den Bewohnern der zunächst liegenden Ortschaften herrschenden, fast überall gleichlautenden Sage in unbekannter Vorzeit weibliche Wesen ihren Aufenthalt hatten, die sich durch eigenthümliche Kleidung, Haltung, Sprache, durch Absonderung von der Bevölkerung und geheimnißvolles Thun und Lassen bemerkbar machten.

Diese Frauen kamen den Landleuten als von einem höheren Wesen inspirirte Personen vor, ihre ganze Erscheinung verrieth etwas Düsteres, Betrübtes, und weil sie sich vorherrschend gerne vor besonderen Ereignissen sehen ließen, indem sie den Landleuten Krankheiten, Seuchen, Kriege prophezeiten und ihnen besondere Erscheinungen am Himmel vorhersagten,

ihnen auch seltene Sämereien und nützliche Bäume brachten, auch sie in Ackerbau und in der Obstzucht unterrichteten, überhaupt für ihr Wohl und Wehe sehr besorgt schienen, so genossen sie die allgemeine Verehrung unter den Landleuten und wurden von ihnen mit dem Namen „geheiligte Frauen", „verehrte Frauen", „leidtragende Frauen" bezeichnet. Woher diese selbst in den Sagen verschiedener Gegenden Deutschlands vorkommenden Wesen kamen oder abstammten, welche Tendenz sie verfolgten, ob sie einem Orden angehörten und wo derselbe seinen Hauptsitz hatte, ob ein Zusammenhang unter den exkurirenden Individuen statt hatte, wann, wo und wie er entstand und aufhörte, oder woher die Frauen sonst ihre Inspiration erhielten, ist überall noch in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt.

Allenthalben aber unter den Wenden herrschen derlei Sagen und treten besonders auffallend im Stromgebiete der Drau hervor, wo in mehreren Gegenden noch Denkmale gezeigt werden, die in abgelegenen Gegenden vorkommen, wo gerne der Uhu haust und durch sein nächtliches Geschrei viel zu jener Scheu beiträgt, mit der der Landmann solche Stellen betritt, zur Nachtzeit aber gerne vermeidet.

Ausgeschmückt durch verschiedene Phantasiegebilde werden diese Sagen bei den Festen der Landleute, zumeist aber wohl beim Spinnrocken tradirt, und pflanzen sich von Generation zu Generation fort.

Auffallend bleibt es aber immer, daß selbst von den Bewohnern weit entlegener Orte genau die Stellen bezeichnet werden, welche diesen Frauen zu ihrem Aufenthalte dienten, und sogar daselbst noch Merkmale ersichtlich sind, die auf ein längeres Verweilen menschlicher Wesen hindeuten.

Vorzüglich tritt dieser Fall bei einer Felsenwand unter dem Dorfe Tschehoritsch, der Pfarre Köttmannsdorf im Bezirke Klagenfurt hervor.

Unweit des genannten Dorfes in dem sogenannten Metschiggraben, einer südlich gegen die Drau abhängenden und von ihr begrenzten, von mehreren Gräben durchzogenen Waldung, zieht an deren nördlicher Seite eine Felsenkette von Westen nach Osten, die theilweise die Grenze der Waldung bildend, häufig senkrechte Abhänge enthält, in denen mehrere Grotten und Höhlen sich befinden. Ueber der in genannter Waldung stehenden isolirten Metschigmühle befindet sich oben in der hohen Wand eine geräumige Höhle, die nur von oben herab mittelst eines Seiles, oder auf einem beiderseits in wagrechter Linie mit der Höhle sich dahin windenden, kaum zwei Fuß breiten Felsenvorsprunge von mehreren Klaftern Länge, und zwar mit Lebensgefahr zugänglich ist.

An der äußersten Kante dieser Grotte bemerkt man noch jetzt eine Mauer, an der vor mehreren Jahren noch die Aushöhlungen von Fenstern und einer Thüre sichtbar waren; vor 80 Jahren befand sich noch eine eiserne Thüre daselbst, die aber vom damaligen Grundeigenthümer herausgerissen und in das benachbarte Dorf Weizelsdorf verkauft wurde.

Diese Felsenhöhle wird im Volksmunde als der Aufenthalt der Sibyllen bezeichnet, von wo aus sie die Bewohner der zunächst gelegenen Ortschaften vorzugsweise aber von Tscheboritsch, mit deren Insassen sie mehr auf vertrautem Fuße lebten, besuchten. Sie erschienen ihnen in langen dunkelgrauen Kleidungen mit aufgelösten herabhängenden Haaren, sie sprachen langsam in gedehnten Sätzen und machten ihre Mittheilungen meist in Symbolen.

Die Sibyllen unterrichteten die Landleute im Feldbaue und in der Obstkultur, brachten ihnen verschiedene noch unbekannte Sämereien, lehrten ihnen das Anpflanzen derselben und noch wird ein dermal wieder fast öder Grund gezeigt, wo eine Sibylle dem eben diesen Platz vom Gestrüppe reinigenden Landmanne im Frühjahre erschien, ihm eine Gattung Bohnen darreichte und ihm deren Anbau an Ort und Stelle sogleich verordnete; über seine Verneinung wegen noch viel zu früher Jahreszeit und dargethanem Unglauben an die Möglichkeit irgend eines günstigen Erfolges, den Samen vor seinen Augen selbst auswarf, der noch an manchen Stellen über die gefrorne Erde hinabkollerte, aber zum Erstaunen aller Bewohner später aufging und eine reichliche Ernte lieferte.

Die Sibyllen nahmen auch häufig an dem Mahle der Ortsbewohner zu verschiedenen Tageszeiten theil und verschmähten sogar nicht, in deren Häusern und gemeinschaftlich mit den Bewohnern der Nachtruhe zu pflegen.

Die im Dorfe Tscheboritsch herrschende Vorliebe für die Obstkultur soll sich aus jener Zeit datiren, wo ihnen die Zucht der ersten Kirschen im Lande mitgetheilt und sie damit auch gleichzeitig zur Anpflanzung anderer Obstgattungen angeeifert wurden.

Fast ähnliche Sagen erhalten sich auch von einer Höhle nächst dem Dorfe Untertöllern unweit der Schwagerhube, worin bei Nachgrabungen sich noch verschiedene Knochenreste vorgefunden haben.

Die diese Höhle umgeben habende Waldung wurde gelichtet und seit einem Säculum in lachende Fluren umgestaltet. Auch bestehen gleiche Sagen von einem tief im Walde versteckten Kogel des östlich von der Kirche Maria Rain befindlichen, sich gegen das Dorf Heimach zu ausdehnenden Waldes, des sogenannten Maria Rainerberges, an welchem noch

die Spuren von einer Umfangsmauer und eines auf die Anhöhe hinaufführenden Weges erkennbar sind; von der Felsenwand oberhalb des Dorfes Rottenstein unweit Grafenstein, wo in dem hohen senkrechten Felsen mehrere übereinander stehende Höhlen sich erheben, in deren unterster und geräumigster schon am Fuße des Felsens mehrfache Mauertrümmer und in der Felsenhöhlung selbst in geeigneten Abständen ausgemeiselte Löcher für Tragbäume von Zimmerböden und Decken mehrerer Etagen sichtbar sind.

Alle diese bezeichneten Stellen kommen in dem am linken Drauufer von Westen nach Osten sich dahin ziehenden Mittelgebirge vor, dessen Grundstock ein Conglomeratfelsen in seiner ganzen Linie von Velden bis über Sager hinab eine Menge senkrecht empor stehender nackter Felsen enthält, in denen unzählige Grotten vorkommen.

Gegenüber von Rottenstein am rechten Drauufer im sogenannten schwarzen Gupf- (Černi Verh) Walde hoch ober dem Dorfe Gotschuhen im Bezirke Ferlach erhebt sich in einer düstern, schwer zugänglichen Waldgegend eine Felswand mit mehreren tiefen untereinander verbundenen Grotten, welche von den Bewohnern der zunächst herum sich befindlichen Ortschaften ebenfalls als einstiger Aufenthalt der geheiligten Frauen angegeben wird, und worin sogar deren Lagerstätten bezeichnet werden.

Dieser Fels, ebenfalls ein Conglomeratgebilde, unterscheidet sich ganz von dem Steingebilde seiner Umgebung, da dieses Gebirge ein Ausläufer der südlichen Karawanken, bloß durchaus Kalkstein ist. Dieser Felsen wird schon seit vielen Decennien her als Mühlsteinbruch benützt und liefert die selbst in benachbarten Provinzen sehr gesuchten, unter dem Namen „Weißblaser" bekannten Mühlsteine, die mit außerordentlicher Mühe vom Erzeugungsorte zu der am Fuße des Berges vorüberziehenden Rosenthaler Bezirksstraße herabgebracht werden.

Von allen diesen deutliche Spuren des einstigen länger gedauert habenden Aufenthaltes von Menschen an sich tragenden Stellen ist weder in den benachbarten Pfarrarchiven, noch in dem, viele Urkunden aus dem 12. Jahrhunderte bergenden Archive der, den vorkommenden Römersteinen zufolge, weit über zweitausend Jahre bestehenden Burg Hollenburg, zu deren einstigem Territorium alle genannten Orte mit Ausnahme von Rottenstein gehörten, eine Erwähnung zu finden.

Die Waldgegend hinter Maria Rain führt im Volksmunde noch immer den Namen Schallach und es bestand auch nach Urkunden des Stiftes Viktring ein gleichnamiges Schloß bei Maria Rain schon im Jahre 888, deren einstige Eigenthümer theils als Ritter, theils als Grafen

von Schallach in verschiedenen Urkunden als Zeugen vorkommen und zu Ende des 12. Jahrhunderts ausgestorben zu sein scheinen.

Die letzten Sprößlinge dieser Familie, Hartneid und Perthold von Schallach, erscheinen als Zeugen in Urkunden vom 20. April und 25. Juli 1189 *), ein Ortwin, auch Otmar Graf v. Schallach kommt als Abt des Stiftes Rain 1164 — 1173 vor. **)

Das Besitzthum Schallach ging dann in das Eigenthum des Klosters Viktring über, welches bereits 1202 als Besitzer der Villa Schallach urkundlich erscheint. Später erfolgt dann keine Erwähnung mehr und es mag diese Besitzung zerstückt worden sein. Vielleicht, daß der bis zum Jahre 1848 von der Herrschaft Viktring bezogene Zehent von den, vor dem Dorfe Hainach liegenden und die Waldstrecke mit den besprochenen Mauerspuren begrenzenden Grundstücken herrührte, und daß das von eben dieser Herrschaft im ehemaligen Gerichtsbezirke von Hollenburg inne gehabte Hoheitsrecht der Reibjagd in dem, die gedachte Waldgegend theilweise einschließenden Hakel- und Zwanzgerberge, worin der Herrschaft Hollenburg nur das Jagdrecht auf Hochwild zustand, Theile des einstigen Gutskörpers von Schallach gewesen sind.

Es ist aber auch möglich, daß jene Mauertrümmer, welche an der Südseite des eine herrliche Rundschau gewährenden Stiftkogels, südöstlich von Viktring sichtbar sind, welcher Kogel ebenfalls im obbesprochenen Jagdterritorium des Klosters Viktring liegt, Ueberreste der Burg Schallach sind. Zu dieser Vermuthung berechtigen die vorhandenen, auf eine ausgedehnte und feste Burg deutenden Mauerspuren, welche eine weit geeignetere Lage für eine Grafenburg haben, wie jene in der mehr als Schlupfwinkel für lichtscheue Menschen passenden Gegend im Walde bei Heimach, — die Bezeichnung „Stiftkogel" deutet auch auf eine Stiftung, mit welcher das Gut Schallach von seinem letzten Besitzer dem Kloster Viktring für ein ewiges Licht und Jahrtage legirt worden ist.

Daß aber bei Rottenstein eine Burg gestanden sei und diese das Stammschloß der Grafen von Rottenstein war, deren Grafschaft einen großen Theil der Umgebung von Klagenfurt und die bestandenen Gerichtsbezirke von Sager, Grafenstein, Hollenburg, Viktring und Keutschach umfaßte, läßt sich noch geschichtlich nachweisen. Ein Wolfrad Graf von Rottenstein war 1140 außerdem noch Besitzer der Veste Treffen und eine benachbarte Kirche von Rottenstein, die Filiale zu Sager, bewahrt einen Grabstein von Bernard von Rottenstein mit der Jahrzahl 1301.

*) P. Benedikt's Sammlungen.

**) Schmuz, top. Lexikon von Steiermark 1822.

Erhebungen in Bezug des Entstehens und Aufhörens dieser zur Zeit der Gründung des Klosters Viktring noch bestandenen Grafschaft wären eine interessante Aufgabe für Genealogisten, weil von dem Geschlechte der Grafen Rottenstein dermal nur spärliche Nachrichten bekannt sind.

In Bezug der Mauerspuren von Tschechoritsch und der Sage vom Schwarzengupf-Walde ist aber nicht die mindeste Andeutung vorhanden.

Vielleicht gelingt es späteren Forschungen, über diese bestehenden Sagen von den Sibyllen mehr Licht zu schaffen oder auszumitteln, ob nicht allenfalls einstige Bewohner der Burgen Schallach oder Rottenstein die Veranlassung zu diesen Volkssagen gegeben haben.

Th. Hermanitz.

Kärner- oder Kärntnerstraße?

Im ersten Jahrgange der „Blätter für Landeskunde von Niederösterreich", S. 44, findet sich ein kurzer Aufsatz unter obiger Aufschrift, welcher hier folgt und über den es gestattet sein möge, ein Paar Worte zu sagen.

„Es handelt sich hier um die richtige Schreibung einer der längsten Straßen Altwiens. Das Wort ist vom 13. Jahrhunderte an nach„zuweisen, und zwar zuerst bei den „Minnesingern" (2, 206): „So kan „mir ouch der gerner mit dem gebeine künden, daz mich die würme „nagende werbent." Aus dem 14. Jahrhunderte bei Johannes von Fran„kenstein (Goedeke M. A. 111). In daz haus sand Johan, daz man siecht „noch heute stan ze Wienn in der cherner straz. Auf dem alten Plane „der Stadt aus dem 15. Jahrhunderte steht Kernterthor; auf dem „von 1530 Kernerthurn; an der Stelle, wo jetzt das Opernhaus „gebaut wird: der „Gotzaker" weiter südlich „Kernervorstat". Auf dem „Plane von 1547 „Körnnerthor", „Kharnnerstras"; auf dem von 1552 „Kernerthor"; noch 1684 „Kärnerthor". Erst im 18. Jahrhunderte auf „dem Plane von 1785 „Kärntnerthor". Im vocab. von 1429 wird „ossorium mit gerner übersetzt; bei Schmeller 2, 66: carnarium = „Leichenhof, charnare = sepulcris; 2, 330 der Karner = Knochen„behältniß am Kirchhof. Also der Kerner („gerner" im Rollwagenbüch„lein aus dem 16. Jahrhunderte) ist ein Beinhaus und stammt von „carnarium. Es muß demnach in der Nähe oder an der Stelle des „Thores ein Beinhaus oder Kärner gewesen sein, das zu dem oben „erwähnten „Gotzacker" gehörte. Auf diesem stand vermuthlich das „St. Kolomanskirchlein des Bürgerspitales, das nach Tschischka (Gesch.

„v. Wien S. 140) außerhalb jenes Thores stand. Dort liegt der Dichter „Teichner begraben (vgl. Pf. Germania 1, 380). Wie man nun statt „Freithof später, an „Friede“ denkend, Friedhof geschrieben hat, so mag „auch wohl das nach Steiermark zunächst führende Thor den Namen „Kärntnerthor erhalten haben, indem man an das weiter liegende Kärnten „dachte. Es wäre demnach Kärner oder Kerner die richtigste Benen- „nung und Schreibung und so hat es sich auch in der Aussprache des „Volkes bis auf unsere Zeit erhalten.“

Theodor Vernaleken.

Nun, was die Worte „Gerner“, „Kerner“, „carnarium“, „Karner“ „ossorium“, betrifft, so ist deren gleiche Bedeutung in dieser Frage nicht entscheidend, braucht sogar in dieselbe nicht gezogen zu werden, so lange nicht erwiesen ist, daß dort wirklich ein Karner gestanden habe, was der Herr Verfasser nur voraussetzt. Daß dort kein Karner war, dafür spricht, nach dem oberwähnten Stadtplan von 1547 von M. Bonifacius Wolmuet, die zu große Entfernung des „Gotzackers“ von der Stelle des Kärntnerthores, sie beträgt nach dem dort angegebenen verjüngten Maßstabe über 100 Klafter. Es ist wahrscheinlicher, daß der Karner wohl, wie bei anderen Kirchen an dieselbe angebaut oder in nächster Nähe war, und daher beide, Kirche und Karner, am Friedhofe ihren Platz hatten.

Die ältere Zeit spricht für Kärntnerstraße und Thor. In Hormayers „Geschichte Wiens“ II. Jahrg., III. Band, S. 60, wo es sich ebenfalls um das Kärntnerthor handelt und er auf eine andere Auslegung mit scharfen Worten erwidert, finden wir darin einer Urkunde Erwähnung gethan, die unsere Ansicht unterstützt, weshalb wir den Passus wörtlich folgen lassen.

„Jene spitzfindigen Ausleger,“ sagt Freiherr von Hormayr, „denen „Alles näher liegt, als das Nächste und Alles natürlicher dünkt als die „Natur, welche die Ritter von Pyber in Biber und den Alsfluß behend „in eine Alster verwandelt haben, übten auch am rothen Thurm und „Kärntnerthurm ihr etymologisches Talent. Jener konnte unmöglich von „seinem, den Fremden weit entgegenschauenden rothen Dach den Na- „men haben, sondern von den Rotten, in welche die bewaffnete Bürger- „schaft eingetheilt war; dieser nicht von Kärnten, sondern von den durch- „fahrenden Karren, oder von den Körnern des nahen Getreidemarktes „(der sich übrigens näher gegen das Wiedner- oder Burgthor hinzog). „Zum Unglück aber für diese sinnreiche Erfindung lesen wir schon in den „ältesten Urkunden, die dieser beiden Thore und Thüren Erwähnung

„thun, 1257 strata Carinthianorum und 1312 turris rubra, Ausdrücke, „die sich fort und fort unzählige Male wiederholen und für die vermeint„lichen Rotten, Karren und Körner gar wenig Raum übrig lassen."

In der That verhält es sich so; in deutschen Urkunden findet man abwechselnd „Kerner=," „Khaerner=," „Kerntner=," „Kernder=," ꝛc.=Straß und Thor, und variirt gerade so wie bei deutschen Urkunden, die directe von Kärnten sprechen, man findet alle möglichen Schreibarten. Anders verhält es sich mit lateinischen Urkunden, in diesen wird niemals einer andern als der „strata Carinthianorum" Erwähnung gethan, das heißt wenn der Name der Straße auch im Lateinischen gegeben wird. So finden wir 1257, 16. April eine Urkunde, welche sagt, daß: Conrad, Bürger zu Wien, von dem Bürgerspitale daselbst ein Haus „in strata Carinthianorum" zu Erbzins kauft. Um 1282 vertauscht das Frauenkloster St. Nicolaus auf der Landstraße Gülten zu Leisenlaa, Nützing, Tulln und Stendersdorf, an Meister Conrad, Landschreiber von Oesterreich, um eben so viele Gülten auf zwey Häusern am hohen Markt und „in strata Carinthianorum" zu Wien.

Daß die frühere Zeit für unsere Ansicht ist, zeigt sich auch in dem zuerst angeführten Stadtplane des 15. Jahrhunderts, wo es ebenfalls „Kernterthor" heißt.

Der Vergleich mit Freithof und Friedhof ist da wohl nicht anwendbar. Man durfte, als „das nach Steiermark zunächst führende Thor den Namen Kärntnerthor erhielt" nicht „an das weiter liegende Kärnten denken", es lag ja ganz nahe.*)

Als Kärnten um 976 unter Herzog Heinrich ein selbstständiges Herzogthum des deutschen Reiches wurde, gehörten außer der Mark Verona mit Friaul, der Mark Krain, der Mark Istrien, auch die beiden carantanischen Grenzmarken, die untere und obere, dazu. Die obere Carantaner Mark bestand aus dem vormaligen Judenburger, Grazer und Bruckerkreis, so wie dem östlichen, im Süden der Schwarza und Piesting gelegenen Theile des Landes Oesterreich unter der Enns.**)

*) Anm. d Red. Wir schließen uns ganz der Ansicht des Verfassers an. Damals hatte Kärnten eine so große Bedeutung, daß man es ganz erklärlich findet, wenn in Wien eine Straße und ein Thor nach ihm benannt worden sind. Uebrigens findet man Aehnliches in andern Städten In Triest ist eine Straße, deren Richtung zunächst nach Friaul geht, doch nach dem dahinter liegenden, viel wichtigeren Kärnten contrada carinthiaca genannt u. a. m.

**) Siehe: Ueber die einstige Ausdehnung Carantaniens; von M. R. v. Moro, Carinthia 1863, Nr. 4, und Ankershofen's Geschichte Kärntens, II. Band, S. 315

Noch erübrigt uns zu beweisen, daß „Caerner", „Kerner", häufig gleich mit „Kärnthner" sei. Oefter kam uns obige Schreibweise vor, doch im Augenblicke sind wir nur in der Lage, eine einzige urkundlich nachweisen zu können. Im Jahre 1338 am 2. September gewährt Herzog Albrecht von Oesterreich dem Kloster St. Paul die Freiheit, daß es von seinem Hause in Marburg beim „Caerner" Thor zu dem Jahr „nit mer steuern soll, dann ein march silbers" und befiehlt „ernstlich", daß seine Beamten die Steuer „fürbas nit höher treiben sollen".

Archivar Weiß.

Die Holzbiene.

Beim Spalten eines halbfaulen dicken Brettes oder einer alten „Galtersäule" gewahrt man bisweilen mitten im Holze ein rundes, etwa schuhlanges Loch, welches mit einer Art von Kitt offenbar in mehrere Stockwerke abgetheilt ist, und eine beiläufig zollgroße, schwarzbehaarte Biene mit dunkelviolettem Flügeln, die „Holzbiene" (Xylocopa violacea), fliegt bei dieser Gelegenheit aus dem Holze heraus. Die Anlage eines solchen kunstvollen Baues beschreibt nun ein Mitglied der k. k. botanisch-zoologischen Gesellschaft in Wien, Herr A. St. in der „N. fr. Presse" sehr interessant auf folgende Weise:

„Nachdem die Biene mit ihren mächtigen starken Kiefern zuerst ein zolltiefes Loch in schräger Richtung gebohrt, ändert sie im Innern der Säule plötzlich ihren Plan und setzt ihre Arbeit in senkrechter Richtung fort, indem sie eine nach dem Fuß der Säule verlaufende und der Größe ihres Körpers entsprechende schuhlange Röhre aushöhlt, so glatt und rund, als wäre sie mittelst eines Bohrers verfertigt. So riesenhaft auch diese Arbeit scheint, so bildet sie dennoch erst die Hülse des künftigen Hauses, ja das emsige Thier ist oft nicht einmal mit Einer solchen Röhre zufrieden und legt, wenn es der Umfang des Holzes erlaubt, noch mehrere solche entweder neben, über oder unterhalb der ersteren an. Da diese grobe Zimmermannsarbeit, welcher nun die eines Kunsttischlers folgen soll, immerhin Eine, wenn nicht mehrere Wochen in Anspruch nimmt, muß sie sich sputen, zu Ende zu kommen, denn die ihr beschiedene Frist ist kurz. Nachdem sie daher ohne Verzug den Boden der Röhre mit einer aus Blüthenstaub und Honig bestehenden Masse — dem sogenannten Bienenbrod — gefüllt, in dieselbe ein Ei abgelegt und somit das künf-

tige Junge in dessen Nahrung weich gebettet hat, eilt sie, dieß Erdgeschoß zu schließen. Mittelst der sorgfältig gesammelten Sägespäne und eines von ihr abgesonderten zähen Saftes klebt sie zuerst an die Wand der Röhre einen Ring, innerhalb desselben einen zweiten und dritten, so daß die Decke aus einer Reihe concentrischer Ringe besteht, die in der Mitte durch einen Pfropf, gleichfalls aus Sägespänen gebildet, geschlossen werden. Die Dicke dieses Plafonds, der zugleich den Fußboden des ersten Stockwerkes bildet, ist die eines Thalers. Auf dieselbe Weise wird die zweite und dritte Zelle gebildet und so fort, bis sie mit der zehnten oder zwölften endlich am obersten Ende angelangt und durch die zuerst gemachte Oeffnung, welche sodann auch sorgfältig verstopft wird, wieder ins Freie gelangt.

Jetzt Adieu! ihr Jungen, Waisen bevor ihr geboren. Weder werdet ihr die Mutter, noch diese euch wiedersehen. Zum Glück ist der Trennungsschmerz für beide Theile kein großer, denn so fröhlich summend, wie sie gekommen war, fliegt die Biene von dannen — um zu sterben. Wir aber bleiben zurück und wundern uns, wie der scheinbar so todte Baumstrunk u. dgl. nun in seinem Innern eine solche Fülle von Leben, ein solches Kunstwerk enthalte. Und weil wir vernünftige Menschen sind, da kommt uns plötzlich ein Gedanke in den Kopf, der uns für die Zukunft der noch ungeborenen Kleinen mit gewaltiger Sorge erfüllt. „Ist denn nicht das Ei im Erdgeschosse um einige Tage früher gelegt, als jenes im obersten Stocke? Muß es sich nicht früher entwickeln, als die andern? Kann das ausgeschlüpfte Junge mit seinen schwachen Kräften das dicke Holz durchbohren, oder wird es nicht, wenn es denselben Weg geht, den die Mutter genommen, alle seine minder entwickelten Geschwister vernichten? Mithin ist Mühe und Plage umsonst und der größte Theil der Brut verloren? O, unvernünftiges Thier! Biene! Biene!"

Sie hört uns nicht, vielleicht ist sie schon dem dunklen Verhängniß anheimgefallen, aber zum Glück bedarf sie unseres weisen Rathes so wenig, als sie unseren Tadel verdient. Wir haben nur nicht bemerkt, daß die alte Biene diese Eventualität schon viel früher bedacht als wir, indem sie am Boden der untersten Zelle ebenfalls eine Oeffnung gemacht, diese aber, um jedem Feinde den Eingang zu verbergen und zu verwehren, sogleich wieder geschlossen hat. Dem ausgeschlüpften Jungen kommt es auch keineswegs in den Sinn, die Decke seines Gemaches zu durchbrechen, sondern es öffnet lieber die von der Mutter verschlossene Thüre und gelangt durch sie, ohne sich um die anderen Geschwister zu kümmern, ins Freie. Unbeschadet der Sicherheit der Zurückgebliebenen kann nun das untere Thor offen bleiben, denn ein feindlicher Eindringling würde doch

nichts Anderes als eine leere Zelle finden. So steigt jede entwickelte Biene in die tiefer gelegenen, von den Geschwistern verlassenen Zellen herab, bis es der obersten und letzten überlassen bleibt, den Ausflug durch das obere oder untere Thor zu nehmen.

Wer möchte nicht bei genauer Betrachtung dieses wunderbaren Treibens dasselbe für das Resultat vernünftigen Denkens und Ueberlegens halten; wer muß sich nicht gestehen, daß der helle Strahl des Himmelslichtes, „Vernunft" genannt, dessen ausschließlichen Eigenthums wir uns rühmen, doch in sehr bedenklicher Verwandtschaft mit jenen minder hellen Funken stehe, den wir den dunklen, unbewußten, nothwendigen Trieb — den „Instinct" zu nennen pflegen? Freilich ist es wahr, daß die Biene ohne Unterricht, ohne Muster, mit derselben Vollkommenheit ihr erstes Nest baute, mit welcher sie ein zweites oder drittes verfertigt haben würde, und daß die von ihrer Kindheit an sich selbst überlassenen Jungen vom ersten Tage ihres Daseins bis zum letzten, ohne je zu irren, die zur Erhaltung ihres Lebens und ihrer Nachkommenschaft nöthigen Arbeiten verrichten, mithin nach einem gewissen, schon mitgeborenen Plane handeln. Dennoch bemerken wir gerade bei den merkwürdigsten Baukünstlern der Thierwelt oftmals ein so auffallendes Abweichen von der gewöhnlichen Schablone, ein so zweckmäßiges Anpassen des Handelns an veränderte Verhältnisse, daß wir ihnen das Vorhandensein höherer Geisteskräfte und ein freies Handeln wenigstens innerhalb gezogener Schranken nicht streitig machen können."

So weit der Herr Verfasser des Artikels.

Der freundliche Leser wolle mit dieser Anschauung dasjenige vergleichen, was im Aprilhefte der „Carinthia" pag. 154, von der „unbewußten Zweckmäßigkeit des Schaffens und Wirkens nach dem ursprünglichen Schöpfungsplane und dem ewigen Gedanken der Ordnung und Erhaltung der Welten" — mithin mit einem anderen Worte: von dem „Instincte" nicht bloß der Thiere, sondern auch der Menschen — behauptet wird, und sich dann das unparteiische Urtheil darüber, auf wessen Seite sich die größere Wahrscheinlichkeit neigt, selbst bilden. Es dürfte für Niemanden besonders schwer fallen; auch hat sich die gebildete Welt schon lange und ganz deutlich darüber ausgesprochen. R. Kaiser.

Kleine Mittheilungen.

(Kein Ozon.) Unser Wissen ist Stückwerk und was heute für wahr gilt, kann morgen schon umgestoßen sein. So hat man lange geglaubt und glaubt es theilweise noch, daß das Ozon, der erregte oder

modificirte, electrisirte, durch den Geruch wahrnehmbare Sauerstoff, sich in der Luft durch elektrische Wirkungen bilden könne, daß er beständig in kleinerer oder größerer Menge in der Atmosphäre vorhanden sei, daß die größere Menge die Luft gesund mache, und der Mangel an Ozon mit dem Auftreten von Epidemien zusammenfalle. Mit dem Ozonometer, d. h. mit ausgestelltem jodirten Papier, das sich an der Luft mehr oder weniger färbt, hat man die Menge des Ozons bestimmen zu können geglaubt. Das alles ist jetzt in Frage gestellt oder vielmehr schon beseitigt durch die neue Anschauung, daß es in der Luft kein Ozon gebe noch geben könne, indem dasselbe durch die organischen Stoffe, von denen die Atmosphäre erfüllt ist, jeden Augenblick wieder zerstört werden müsse; die Färbung des Jodpapiers aber kann, wie durch directen Beweis darzuthun ist, ebenso gut bewirkt werden durch Chlor, Brom und salpetrigsaure Verbindungen, sämmtlich Stoffe, die bekanntlich in der Atmosphäre vorkommen können.

(Platinspiegel.) Im Fache der Spiegelfabrikation ist eine neue Erscheinung aufgetaucht. Nachdem die alten Quecksilberspiegel bereits durch die schöneren und ohne Gefahr für die Gesundheit der Arbeiter herzustellenden Spiegel mit Silberbelegung Abbruch erlitten, wird ihnen jetzt eine neue Concurrenz gemacht mit sehr dauerhaften und wohlfeilen Platinspiegeln. Die Franzosen Creswell und Tavernier haben bereits eine Fabrik für den neuen Artikel in Gang gebracht. Bisher sah man das Platin nur als Verzierung auf Porzellan angewandt; die Verwendung auf größere spiegelnde Flächen war also nahe gelegt. Die spiegelnde Metallfläche liegt bei dem neuen Artikel ebenso wie bei dem Porzellan frei auf dem Glase, durch Einbrennen mit demselben untrennbar verbunden, und bedarf keiner schützenden Glastafel. Das Einbrennen ist eine ganz leichte Arbeit: mit Lavendelöl zusammengeriebenes Chlorplatin wird mit einem Pinsel auf die Glastafel getragen und dieselbe nach dem Eintrocknen in einer Muffel gebrannt: hiermit ist der Spiegel fertig. Für die Wohlfeilheit derselben ist aber besonders der Umstand günstig, daß alle fehlerhaften Glastafeln dazu benützt werden können, die bei der gewöhnlichen Fabrikation verworfen werden müssen, wenn sie sich nur auf der einen Seite schleifen und poliren lassen. Die hintere Seite kann beschaffen sein wie sie will, und es kommt auch nichts darauf an, daß beide Glasflächen parallel sind. Die Dünne der Platinschicht bringt es übrigens mit sich, daß solche Platten, obwohl sie beim Daraufsehen einen guten Spiegel abgeben, doch gegen das Licht gehalten transparent sind und man durch sie hindurch Alles sehen kann, ohne selbst gesehen zu werden.

(Iridoscop.) Unter dem Namen Iridoskop cursirt in Paris ein kleines, höchst einfaches Instrument in Form eines ovalen tiefen Schüsselchens von der Größe, daß damit das Auge völlig bedeckt wird und im Dunkeln liegt. In der Mitte ist ein feines Loch angebracht, durch welches hindurch man nach dem Himmel, d. h. nach einer Stelle des Himmels schaut, wo die Sonne nicht steht. Aeußere Objekte liegen natürlich in dieser Richtung nicht; dafür gewahrt das Auge alle Licht auffangenden oder brechenden Vorkommnisse, die im Auge selbst vor der Netzhaut liegen. Man erblickt die Iris mit ihren schillernden Rändern, die Thränenbenetzung des Auges, die Unregelmäßigkeiten der Hornhaut und alle zufälligen Trübungen und Formfehler des Auginnern und hat vielleicht als Zugabe eine oder die andere sonderbare Gesichtstäuschung.

(Neues Oelprodukt.) Die Engländer haben eine neue Reichthumsquelle entdeckt, nachdem sie dieselbe thatsächlich seit Jahrhunderten mit Füßen getreten. Coal shale, Kohlenschale, nennt man dort die zunächst auf den Kohleflözen liegende, bis vor kurzem als werthloser und lästiger Abraum betrachtete Kohlenschicht. Es sind dieß die schwarzen Steine, die sich so gern für Kohlen ausgeben, bis sie im Ofen entlarvt werden, und die auch deutschen Kohlenconsumenten nichts Neues sind. Neulich nun hat man in England gefunden, daß sich aus diesem Mineral eine recht annehmbare Quantität Petroleum (Paraffinöl) abdestilliren läßt. Hierdurch haben die in den Kohlenwerken im Laufe der Zeiten massenhaft angesammelten Abraumhaufen mit einem Schlage einen ganz reellen Werth bekommen und überall werden eiligst Werke zu ihrer Ausbeutung errichtet. Das Oelproduct eignet sich ebenso gut zur Beleuchtung wie zur Heizung von Schiffsdampfkesseln. Die Vortheile dieser letztern Verwendung haben sich jetzt so weit klar gestellt, daß die englische Regierung bereits Verfügung zur Einführung des neuen Brennstoffs auf einer Anzahl Kriegsschiffe getroffen hat.

(Kuhmilch.) Die Geschmacksprüfung der Kuhmilch werden die geehrten Hausfrauen künftig viel schärfer durch den Geruchssinn bewerkstelligen können. Chemische Untersuchungen der Milch haben zu folgendem merkwürdigen Resultate geführt. Wenn man zu einem Antheil Milch das Drei- bis Vierfache Schwefelkohlenstoff setzt, das Gemisch gut umschüttelt und absetzen läßt, so haben sich lediglich die Riechstoffe der Milch mit dem Schwefelkohlenstoff verbunden. Ueberläßt man diesen nun der freiwilligen Verdunstung, so bleiben jene als ein sehr dünnes Häutchen

von salbenähnlicher Beschaffenheit zurück, das im höchsten Grade den Geruch des von der Kuh verzehrten Futters entwickelt. War die Milch gut, so hat man ein liebliches Heuparfüm, andernfalls verräth ein widerlicher Geruch, daß übelriechende Pflanzen gefressen wurden, oder ein scharfer und ranziger deutet auf verdorbenes Futter, schlechte oder verfälschte Oelkuchen rc.

(Elektrische Bremse.) In Frankreich tritt zu den telegraphischen Signalapparaten, womit die Eisenbahnzüge behufs der Communication zwischen Publikum und Zugführern versehen werden, eine anderweite wichtige Sicherheitsmaßregel in der Einführung eines Bremsapparates, der ein viel rascheres Anhalten ermöglichen wird als die bisher gebräuchlichen Einrichtungen. Es liegt auf der Hand, daß unheilvolle Zusammenstöße seltener werden müßten, wenn die Züge nicht mehr wie jetzt 1000 — 1200 Meter weit laufen würden, bevor sie zum völligen Stillstande gebracht werden können. Die neue „elektrische Bremse", auf französischen und belgischen Linien bereits vielfach geprüft und bewährt gefunden, soll den Stillstand auf einer Strecke von nur 30—40 Meter bewirken. Die Bremsapparate, deren jeder Zug zwei führt, einen am Ende und einen anderen gleich hinter dem Tender, sind schlitten- oder schleifenförmige Riesenhemmschuhe, die sich mit schwerer Belastung über die Schienen legen. Jeder solche Apparat wird von einem besonderen Waggon so getragen, daß er in geringer Entfernung über den Schienen schwebend hängt. Zwischen beiden Bremswaggons laufen Drähte, in denen die elektrischen Ströme einer Batterie circuliren. So lange dieß der Fall ist, bleiben die Hemmapparate in der Schwebe, aber es erfordert nur einen Fingerdruck des Führers, um den Strom zu unterbrechen; in demselben Augenblicke gelangt auch der Mechanismus, der die Apparate oben erhält, zur Auslösung und beide schwere Körper fallen gleichzeitig auf die Schienen nieder. Nach dieser Beschreibung könnte die Sache wohl gut sein und Beachtung auch im Auslande verdienen.

(Ein Weltalphabet.) Die verschiedenen bis jetzt gemachten Anläufe zur Erfindung einer Universalsprache, d. h. einer Laut- oder wenigstens Schriftsprache, die, leicht erlernbar, den verschiedensten Völkern als Verständigungsmittel dienen könnte, haben zu irgend einem praktischen Erfolge nicht geführt. Leichter möglich und als Hülfsmittel für den Völkerverkehr und zur Erlernung fremder Sprachen sicher höchst werthvoll erscheint die Herstellung eines so vollkommenen Lautalphabets, daß

sich damit die Laute und Schattirungen aller Sprachen ganz so getreu wiedergeben ließen, wie ein Musikstück durch die Notenschrift dem Auge sich vorführen läßt. Alle vorhandenen Schriftsysteme genügen ihrem Zwecke, die Rede sichtbar zu machen, nur mehr oder weniger unvollkommen. Auch der Gedanke an ein solches Alphabet ist nicht neu, sondern mehrmals in Anregung gewesen und auszuführen versucht worden. In London steht die Sache jetzt wieder auf der Tagesordnung und knüpft sich diesmal an die Person eines Herrn Bell. Derselbe hat 30 Lautzeichen erfunden, welche für alle möglichen Combinationen des menschlichen Sprachorganismus vollkommen ausreichend sein sollen. Zahlreiche Proben haben den praktischen Werth der Erfindung dargethan. Bei einer Gelegenheit ließ sich Herr Bell von Anwesenden Syrisch, Chinesisch, selbst Hottentotisch dictiren, dann seinen Sohn herbeirufen, der die zum Theile barbarischen Laute, die er nie zuvor gehört, mit allen Lautschattirungen wunderbar treu wiedergab. Der Veröffentlichung der Erfindung ist entgegenzusehen.

(Palmkuchen.) Wer hätte denken sollen, daß sich zwischen so heterogenen Dingen wie europäisches Rindvieh und afrikanische Palmenwälder Beziehungen anknüpfen könnten! Und doch frißt das Rindvieh schon zwei Jahre lang von den Palmen. Man führt die ganzen Palmnüsse in England ein und verarbeitet sie dort zu der neuen Handelswaare Palmkuchen. Der immer höher steigende Preis der Oelkuchen hat zu diesem Auskunftsmittel geführt. Auch in Hamburg ist eine solche Kuchenfabrik entstanden, die anfänglich den Centner Waare um 25 Sgr. verkaufte, da aber die Nachfrage enorm wurde, so ist der Preis rasch auf 2 Thaler gestiegen.

(Elfenbein.) Die Zahl der Elefanten, die jährlich getödtet werden muß, um der Welt ihren Bedarf an Elfenbein zu liefern, ist größer, als die Meisten sich wohl vorstellen. Sheffield allein verbraucht jährlich so viel Elfenbein, als nur 20.000 Elefanten liefern können, und Sheffield ist doch wahrlich nicht die einzige Stadt, welche diesen Artikel verarbeitet. Das Wallroß und der Narwal, die ebenfalls sogenanntes Elfenbein liefern, thun dieß in geringen Quantitäten, und da bisher kein anderes, entsprechendes Surrogat entdeckt worden ist, dürfte dem Elephantengeschlechte ein baldiges Ende geweissagt werden. Das beste Elfenbein kommt aus Afrika, denn, wenn auch nicht so schön weiß als das asiatische, behält es seine Farbe länger, ist durchsichtiger, hat weniger Sprünge und nimmt eine schönere Politur an. Das rührt daher, daß in ihm die animalischen und mineralischen Bestandtheile gleichmäßiger gemischt sind,

während die letztgenannten im asiatischen überwiegen. Was aus Rußland ausgeführt wird, sind meist Zahnknochen ausgestorbener Elephanten- und Mammutharten, die sich an den Flüßen Nord-Sibiriens, oft wunderbar erhalten, finden. Die Trockenheit und Sprödigkeit solchen alten Elfenbeins läßt sich durch Kochen in einer gelatinösen Lösung beseitigen, wie anderseits durch Lösung eines Theiles der Mineralbestandtheile dem Elfenbein, unbeschadet seiner Consistenz, ein höherer Grad von Elasticität ertheilt werden kann. Sogenanntes vegetabilisches Elfenbein (gewonnen in Central- und Süd-Amerika) hat sehr untergeordneten Werth und die vielfachen bisher angestellten Versuche, das echte Elfenbein durch ein Kunstproduct, z. B eine Mischung von Kautschuk und Guttapercha, zu ersetzen, haben noch zu keinem befriedigenden Versuche geführt.

Meteorologisches.

Witterung im Mai 1866.

Die Witterung des vergangenen Monats war besonders merkwürdig durch die anhaltenden und kalten Nordostwinde, welche vom 14. bis 25. über Mittel- und Süd-Europa wehten und an vielen Orten erheblichen Schaden an den Feldfrüchten anrichteten. Der kalte nördliche Polarstrom, der in diesen Winden auftrat, brach am 12. Abends in die bis dahin herrschende warme Südwestströmung mit einem Gewitter ein. Bei diesem Gewitter blies in Klagenfurt schon starker Nordostwind, am hohen Obir aber herrschte noch ein Südweststurm bei Regen; auch am 13. Morgens stürmte es da noch aus Südwest, doch fiel schon viel Schnee und im Laufe des Tages verdrängte der Nordost gänzlich den Südwest, während die Temperatur auf - 4·0 sank und die Wolken, die den Berg umhüllten, mit dem Winde sich verloren. Diese Luftströmung aus Nordost hielt an bis zum 24., wo sie nachgab und der Himmel wieder sich trübte; am 25. war die Wärme, die am Obir immer unter Null gewesen, wieder auf + 2·0 gestiegen und Abends wehte ein heftiger Südweststurm.

In dieser langdauernden Periode des Nordostwindes waren fast an allen Stationen in verschiedenen Höhen sehr tiefe Temperaturen, bis 0 oder darunter, an mehreren Tagen Reif und Frost aufgetreten. Am 22. oder 23. war überall die größte Kälte beobachtet worden, in Klagenfurt — 0·5, Sölling — 1·5, St. Peter — 2·0, Luscariberg — 4·2, Jaukenberg — 5·0, am Hochobir — 8·0. Erst zu Ende des Monats stieg die Wärme wieder, jedoch nur auf 16 bis 18°, in Klagenfurt am 29. auf 19·8.

Diese anhaltenden Reife und Fröste waren auf die Feldfrüchte von üblem Einfluß; dort, wo sie das Obst noch in Blüthe fanden, zerstörten sie diese völlig; Fisolen, Mais, Erdäpfel ꝛc. wurden auch etwas geschädigt; da jedoch das Korn nirgend noch in Blüthe war, die übrigen Früchte sich wieder erholten, so ist in Kärnten der Schaden doch kein sehr beträchtlicher. In hohen Lagen, wie St. Peter bei Rennweg, wurde das Wachsthum des Roggens so verzögert, daß noch zu Ende Mai keine Getreideähre zu sehen war.

Im Monatdurchschnitt zeigten sich für Klagenfurt folgende Anomalien der Witterungselemente vom Normal-Mai: Diese Mittel waren (die eingeschlossenen sind die normalen): Luftdruck 319·91 (319·57), Luftwärme + 9·07 (10·89), Feuchtigkeit 74 (72), Niederschlag 28·7''' (38·8). Noch kälter war der Mai in folgenden Jahren: 1851 (8·1), 1845 (8·3), 1814 (8·9). Frost (negative Temperatur) kam in 9 der letzten 23 Jahre vor. Am Hochobir war die mittlere Temperatur + 0·35, nach dem Mittel der letzten 20 Jahre ist sie im Mai + 2·63.

Mittheilungen aus dem Geschichtverein.

Mit Tode abgegangen: Das Mitglied Herr Franz Hauser, jub. k. k. Cameral-Verwalter.

Ausgetreten: Herr Johann Taurer, Realitäten-Besitzer in Dellach.

Geschenke:

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

a) Denkschriften der philosophisch-historischen Classe; 14. Band.
b) Fontes rerum austriacarum; zweite Abtheilung, 24. Band (Diplomatarium portus naonense)
c) Archiv für österreichische Geschichte; 34. Band, 35. Band, erste Hälfte.
d) Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe; 49. Band, 3. Heft; 50. Band; 51. Band, 1. Heft.
e) Register zu den Bänden 41—50 der Sitzungsberichte.
f) Notizenblatt; Jahrgang 1859.

Von der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien: Deren Mittheilungen; 8. Jahrgang, 2. Heft.

Vom historischen Vereine für Niederbaiern: Dessen Verhandlungen; 11. Band, 1. bis 4. Heft.

Vom Archive und Münzcabinette des st. l. Joanneums in Graz: 54ster Jahresbericht des Joanneums; Jahr 1865.

Von der k. baierischen Akademie der Wissenschaften in München: Sitzungsberichte; Jahrgang 1866, 1. Heft.

Vom historischen Vereine in St. Gallen:

a) Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte; Nr. V und VI.
b) Joachimi Vadiani vita per Joannem Kesslerum conscripta. E codice autographo.

Vom historischen Vereine für das württembergische Franken: Zeitschrift des Vereines; Jahrgänge 1863 und 1864.

Von der historischen Gesellschaft des Cantons Aargau: Deren Zeitschrift „Argovia“; IV. Band.

Vom historischen Kreis-Vereine im Regierungs-Bezirke von Schwaben und Neuburg: Dessen 31sten Jahresbericht.

Vom germanischen Museum in Nürnberg: Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit; Jahrgang 1866. Nr. 2—4.

Vom Herrn k. k. Sectionsrathe Paul Walther in Wien: Sehr schönes Exemplar einer Bibel des alten Testamentes von Dr. M. Luther. Gedruckt zu Basel und Straßburg anno 1524 und 1525. Mit Holzschnitten.

Vom Verwaltungsrathe der Wedekind'schen Preisstiftung für deutsche Geschichte in Göttingen: Liber de rebus memorabilibus sive Chronicon Henrici de Hervordia. Edidit Aug. Potthast.

Vom Herrn Karl Robida, Capitular des Stiftes St Paul und k. k. Professor in Klagenfurt: Die von ihm verfaßte Schrift über Höhenbestimmungen der Erdatmosphäre und ihrer unteren Schichten Klagenfurt 1866.

Vom Herrn Dr. Heinrich Costa, Director des historischen Vereines für Krain, Ehrenmitgliede des kärntnerischen Geschicht-Vereines &c.: Relation über die dem provisorischen Obereinnehmer in Gurkfeld, Ignaz Costa, vom hohen General-Gouvernement mit Verordnung vom 23. December 1813 aufgetragene dienstliche Bereisung der dem Villacher Manthoberamte unterstehenden Aemter (Original-Manuscript).

Vom Herrn Tribelnigg, Amanuensis des naturhistorischen Museums in Klagenfurt: Ein Morgenstern (aus dem Leoblthale).

Vom Herrn Alois Weiß, Archivar des kärntnerischen Geschicht-Vereines: Eine Sammlung älterer und neuerer Kupferstiche, Holzschnitte und Landkarten.

Von Frau Franziska Weiß, Staatsbeamtens-Witwe: Zwei kleine Bilder in messingenen Rahmen und ein hölzernes Uhrgestell (Erzeugnisse aus dem achtzehnten Jahrhunderte).

Vom Herrn Dr. Baron Arnold v. Aichlburg, k. k. Bezirksarzte in Klagenfurt: Anticaglien aus Kärnten: 2 große Fibeln aus Bronce; eine kleine Kapsel aus Bronce, zum Verschrauben eingerichtet; eine elfenbeinerne Salbenbüchse; 2 kleine (sogenannte) Thränenfläschchen.

Von der Vorstehung des Archives, Münz- und Antiken-Cabinetes des st. l. Joanneums in Graz: Sechs lithographirte Ansichten aus Kärnten und Krain nach Zeichnungen von B. de Ben.

Von der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale: Deren Mittheilungen; 1stes und 2tes Doppelheft, 1866.

Ankäufe.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols. Zweiter Jahrgang, 3. und 4. Heft; dritter Jahrgang, 1. Heft.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorf. 1. Heft. Ueber Hünengräber und Pfahlbauten. Vom Professor R. Virchow.

Denkmale deutscher Baukunst, Bildnerei und Malerei, von Ernst Förster. 251ste und 252ste Lieferung.

Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. 2tes Doppelheft 1866.

Kärntner-Münzen:

1. Silberner Friesacher Solidus (selten).
2. Silbergroschen von K. Ferdinand II. als Archidux. Aust., Carinth. et Burgund. 1636.
3. Detto vom J. 1625.
4. Silberkreuzer von K. Ferdinand II. als Archidux Carinthiae. 1639.
5. Einseitiger Silberpfennig mit den Wappen von Oesterreich, Kärnten und Burgund. 1626.

6. Silbernes Sechskreuzerstück von K. Leopold I. als Archidux Carinthiae. 1673.
7. Silbermünze. Avers: Das Wappen Kärntens mit Archidux Carinthiae. Revers: Das Görzer Wappen mit Comitatus Goriciae. 1518. (K. Maximilian I.)
8. und 9. 2 silberne Fünfzehnkreuzerstücke von K. Leopold I. mit Archidux Carinthiae.. 1665 und 1675.

Mittheilungen aus dem naturhistor. Landes-Museum.

Geschenke an Naturalien.

Frau Baronin Zoës: ein sehr gut erhaltenes Exemplar eines arktischen Seetauchers.

Herr Pfarrer David Pacher: eine Sammlung von 156 sehr gut präparirten Arten von Pflanzen, meist in Kärnten gesammelt.

K. k. Gymnasial-Professor Herr Rudolf Sormann: ein Nest mit 4 Eiern von Lanius excubitor L. (großer Würger).

Herr Fabriksdirektor Johann Prettner: zwei Eier von einer Elster (Corvus Pica L.)

Herr Dr. Erwein: eine Mauerschwalbe.

Vermehrung der Bibliothek im Schriftentausch

1. Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft XVII. Heft. 4.

2. Verhandlungen der kaiserlichen Gesellschaft für die gesammte Mineralogie zu St. Petersburg. Jahrgang 1863.

3. Monatsbericht der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. März 1866.

4. Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse. 1. Abthl., Band LI, Heft 4, 5, Band LII, Heft 1, 2, 3. 2. Abthl. Band LI, Heft 4, 5, Band LII, Heft 1. 2, 3.

5. Jahrbuch des österreichischen Alpenvereines. Neue Folge, 1 Band.

6. Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou. 1865, Nr 4 nebst Supplement.

7. Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt 1863, Band XIII, Nr. 1, 2.

8. Erläuterungen zur geologischen Bodenkarte von Johann Fichtner und Heinrich Wolf.

9. Jahrbuch für Industrie und Handel in Oesterreich. Vom Vereine der österreichischen Industriellen. 2. Jahrgang.

10. Sitzungsberichte der königl. baierischen Akademie der Wissenschaften zu München. 1866. I., Heft 1, 2.

11. Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft. VIII. Jahrg. Heft 2.

12. Correspondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereines in Regensburg. 19. Jahrgang.

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ludwig Jßleib. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

№. 7. Juli 1866.

Eine Gespenstergeschichte.

Von C. H.

Es war ein geräumiges und behagliches Zimmer, in dem sie saßen, wohl durchwärmt und gut erleuchtet, wie es uns angenehm ist, wenn wir Abends zusammen sind und uns heiter unterhalten. Die Läden waren geschlossen, die Vorhänge zugezogen, und vom Wetter draußen spürte man nur dann etwas, wenn der Wind einmal einen vollen Schauer von Regen und Schnee besonders heftig gegen die Fenster warf. Auf dem Tische vor dem Sopha brannten die Lampe und ein paar Lichter, rings umher standen Lehnsessel und gewöhnliche Stühle, wie ein jeder es vorzog, zum Sitzen. Es war eine heitere Gesellschaft jüngerer Männer zusammen, und man feierte den Geburtstag des Wirthes.

Das Abendessen war vorüber, die Reste desselben hatte man auf einem Nebentischchen zusammengeschoben. Man war jetzt bei der edlen Trias angelangt, die solchem Mahl zu folgen pflegt: der Bowle, den Cigarren und dem Plaudern, — und damit war man schon weit in die Nacht hineingekommen. Man redete über alles Mögliche, bald im ganzen Kreise, bald in einzelnen Paaren, wie es gerade kam, und nur Zwei, die dort gegen die Fenster hin saßen, waren in einem hartnäckigen Streit über einen juristischen Fall gerathen und fingen immer wieder an und schlossen sich ab von den Andern.

„Laßt es endlich gut sein," sprach der Wirth, den wir Franz nennen wollen, als die Beiden wieder im hitzigsten Disputiren waren. „Laßt heute Abend all' den Kram zum Teufel gehn. Stoßt lieber mit uns an. Der Unsinn soll leben! Wir müssen leider Gottes lange genug vernünftig und ehrbar sein, um hier und da einmal mit gutem Gewissen der ewigen Klugheit Valet geben und einmal gründlich heiter, keine Beamten, sondern fidele Menschenkinder sein zu dürfen." — „Du hast ganz recht,"

versetzte einer von den bisherigen Streitern. „Man möchte zuweilen wieder wilder Junge werden oder Student, um nur einmal den Tagesreigen zu vergessen. Aber wer kann das? Man sorgt schon für unsre feste Gewöhnung; selbst wenn wir wollten, kommen wir nicht mehr heraus." — „Das ist, was ich sage," sprach der Wirth kopfschüttelnd. „Alles geht seinen vorgeschriebenen Gänsemarsch, gemächlich, unaufhaltsam, in sauberen Schranken. Willst du einmal drüber hinaus, — gleich packt dich ein Haken und holt dich zurück: sachte, mein Bester, das schickt sich nicht! — Oder du kehrst dich nicht an die „Schicklichkeit" und gehst doch hinaus — da steht ein Schlagbaum: Strafe für die Uebertretung! Und das riskirst du nicht. — Ich möchte stets fragen: weßhalb sind wir nicht zu einer Zeit geboren, wo man das erst erfand, was sich für die jetzigen Menschen schickt! Da hätten wir doch auch ein Wort mitzureden gehabt."

„Halloh," sagte eine gähnende Stimme vom Ofen her, „halloh, Franz, mein Sohn, ich gehe. Gute Nacht für heut, mögest du dies neue Jahr so fidel verkneipen, wie wirs heut begonnen haben." — „Was, gehn?" rief Franz und sprang auf; „bist du toll, Dicker? Ich denke, die beste Luft soll erst anfangen." — „Ja, weißt du was Gutes?" fragte der Andere und faltete die Hände über seine stattliche Rundung, dehnte sich im Stuhl und gähnte, als ob er sich die Ohrläppchen abbeißen wollte. „Ich bin schon dabei, aber selbst kann ich nichts angeben, denn ich bin müde von all' dem Hetzen und Treiben." — „Ob ich was weiß, du unbeholfener Mensch? — Trinken, Singen, Lachen, Plaudern." — „Das mag ich nicht mehr." — „Ständchen bringen." — Gott, mein Gerechter! In dieser Nacht, — wo dir der Wind die Töne vor dem Munde wegbläßt, daß du selbst sie nicht einmal hörst! Ein excellenter Einfall, aber leider unausführbar!"

Franz war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. „Du bist unnahbar," sagte er lustig, aber man hörte einen eigenthümlichen Druck in seiner Stimme. „Aber alles nach deinem Willen! So kommt mit mir vor's Thor auf den Wall; da weiß ich eine Stelle, wo es spukt — an der krummen Linde laufen die Gespenster zu Dutzenden umher, mit Kopf und ohne Kopf." — Man lachte im Kreise, und der vorhin genannte Dicke bemerkte: „ein ingeniöser Einfall, und praktisch! Nehmen wir Eimer mit, — denn es regnet außer dem Schnee noch ein wenig, und meine Wäscherin entschuldigt ihre Saumseligkeit mit dem Mangel des Regenwassers. Bis die Gespenster kommen, können wir ein paar Eimer sammeln und ihr aufhelfen." — Franz schüttelte den Kopf. „So weiß ich noch Eins," sprach er. „Wir wollen uns eine neue Bowle

machen, uns um den Ofen setzen und der Gespenster harren. Es soll auch hier geben. Nur zusammenbleiben wollen wir noch."

Die anderen wurden aufmerksam auf dies seltsame Wesen ihres sonst so heiteren und kecken Freundes, und Einer bemerkte: „Nun, Franz, wenn ich dich nicht kennte und nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, daß du heute Abend wie ein zimperliches Mädchen getrunken hast, so könnte ich auf arge Gedanken kommen. Das klingt ja gerade, als ob du wirklich Angst hättest vor dem Alleinsein." — „Und wer sagt dir, daß es nicht so ist?" fragte Franz ernst, indem er vor dem Redenden stehen blieb. „Der Dicke dort" — und er warf den Arm gegen den Genannten hinaus — „der könnte schon wissen, was es ist. Aber der geht zu Grunde im Materialismus." — „Franz, mein Sohn, du verläumdest. Ich materiell — lieber Gott! Und in Betreff des Wissens fühl ich mich unschuldig wie ein neugeboren Kind." — „Nun, dafür sind deine Dimensionen ganz excessiv!" lachte ein Anderer. Und der Dicke sagte in das ausbrechende Lachen hinein: „Ei, kann ich denn dafür, daß ich neben euch dürren Stöcken in meiner Gesundheit stark erscheine? — Aber, Franz, mein Sohn, weiter im Text! Was soll ich wissen?

„Was schreiben wir heut?" fragte Franz ruhig. — „Ei, ich denke, den dreiundzwanzigsten November und deinen Geburtstag. Beiläufig, mein Kind, du hättest dir einen angenehmeren Tag aussuchen können." — „Wahr! — Und was geschah heut vor neun Jahren?" — „Bei Gott, Franz, du hast höchst beschämende Vorstellungen von meinem unglücklichen Gedächtniß. Ich weiß keine Silbe." — Franz stand vor ihm und sah ihm ernst in die muntern Augen. „Gertrudenkapelle!" sprach er. Und er hatte das Wort noch nicht ausgesagt, als der Andere bereits kerzengerade vom Stuhle fuhr und mit finsteren Mienen ihn anstarrte. „Das ist richtig! — Sieh," fuhr er fort, „du bist ein widerwärtiger Gesell, Franz, daß du das aufregst! Das hättest du ruhen lassen sollen, wie all' die Jahre vorher. Weßhalb heut gerade?

„Weiß ich das?" lautete die Antwort. „Ich weiß nur, daß ich nie, selbst das erste Mal nicht, so lebhaft daran gedacht, mich so bewegt gefühlt habe, wie heute, mag es kommen, woher es will. Und ich weiß, daß ich mich f ü r c h t e, allein zu bleiben, mögt ihr drüber denken, was ihr wollt." Er ging wieder auf und ab und betrachtete seine Fußspitzen. Die jungen Männer umher konnten sich des Lachens nicht enthalten, und als Franz darüber heftig auffuhr und auch der Dicke es für „höchst überflüssig" erklärte, sagte Einer: „Ihr seid närrische Finken, verdreht eure Augen, schneidet Gesichter und macht Capriolen, als wenn Wunder was

passirt sei, und verlangt, daß wir dabei ernsthaft bleiben. Wollt ihr das, so sagt uns, was euch bewegt, und laßt auch uns ernsthaft werden. Sonst gehts nicht." — „Nein, sonst gehts nicht," riefen die Anderen lustig. „So ist's recht, erzählt." — „Und Franz kriegt dann seinen Willen," setzte der Erste hinzu; „wir bleiben da, und er braucht sich nicht zu fürchten." — „Das hast du nun davon," sprach der Dicke ärgerlich.

„Mir recht, ich will erzählen," versetzte Franz. — „Aufgepaßt"! rief Einer, „es geht los! — Silentium!" — „Ich bitte dich, scherze nicht!" sagte Franz mit fast finsterem Ernst. „Es ist — Gott weiß das! — kein Spaß bei der Sache." — „Das werden wir sehen," bemerkte ein Anderer. „Jetzt füllt eure Gläser, und du, Franz, fange an." — Und nach einer Pause, als man sich gesetzt, die Gläser gefüllt und neue Cigarren angezündet, fing er in der That an.

„Es sind nun neun Jahre her, daß wir in B. studierten, der Dicke dort, Wussow, den ihr ja alle gleichfalls von seinem vorjährigen Besuche bei mir kennt, Leopold Winter, ein gewisser Joseph und ich; wir waren sämmtlich im Herbste von Heidelberg zurückgekehrt und gingen fast nur miteinander um, da wir über das wilde Studentenleben hinaus waren; denn wir waren mehr oder weniger alle im siebenten oder achten Semester und arbeiteten fleißig.

„Natürlicherweise ging es damit jedoch nicht wie im Tagelohn; es kamen immer noch Stunden genug, wo wir nichts thaten, eine Partie machten, einen Kneipabend abhielten oder auch ohne weitere Veranlassung zu einander liefen, nur um einmal eine Stunde zusammen zu sein. Wir erhielten dazu bald sogar einen sehr plausibeln Grund. Leopold Winter hatte gleich Anfangs nach seiner beliebten Weise ein wenig mit Heidelberg und Heidelberger Weise renommirt, dazu ein bischen verächtlich über andere Universitäten die Achseln gezuckt, kriegte einen kleinen Scandal und dabei zu seiner höchlichen Ueberraschung die schönsten Schläge von der Welt. Er hatte an zwölf Nähte im Gesicht und mußte Umschläge machen nach allen Dimensionen. Dabei konnte man den armen Teufel doch nicht allein lassen, da er sich zum Sterben langweilte. Und so ward sein Zimmer bald unser Hauptquartier.

„So saßen wir eines Nachmittags auch dort zusammen, plaudernd und lachend, der Kranke fluchte dazwischen — es war schon der sechste Tag und die Umschläge gingen noch immer fort — und wir saßen um den Ofen, denn es war ein widerwärtig Wetter und der 22. November. Es dämmerte bereits stark, aber wir hatten noch kein Licht, und nach allerlei Studentengeschichten waren wir auf Proben von Muth, Ent-

schlossenheit und Geistesgegenwart zu reden gekommen und dabei begreiflicherweise auch auf das Kapitel von Gespenstern, von Spuk und sonstigen Unheimlichkeiten. Joseph lachte über alles.

„Da wäre denn noch das alte gewöhnliche Stück mit dem Spiegel," sagte ich endlich, als wir ziemlich mit allem fertig waren, was uns bekannt geworden. — Was ist das? Ich kenne es nicht," versetzte Winter. — Und da auch Joseph fragte, erklärte ich: „man soll um Mitternacht in seinem einsamen Zimmer vor den Spiegel treten, in jeder Hand ein brennendes Licht, und mit dem Glockenschlage dreimal langsam und deutlich seinen vollen Namen dem Spiegelbilde entgegenrufen." — „Weiter!" sprach Joseph, da ich hiernach schwieg. — „Weiter? fragte ich, „das ist das Ganze." — „Aber die Pointe?" rief er. — „Es kann's keiner zu Stande bringen," war meine Antwort. „Ich selbst versuchte es thörichterweise, aber es gelang mir nicht. Nach dem ersten Male zitterten mir die Hände, nach dem zweiten Male erschien mir das Unternehmen sündhaft, ich setzte die Lichter hin und ging ins Bett."

„Hahaha!" brach Joseph aus und hielt sich die Seiten vor Lachen; „und das ist das Ganze? Und das sollte man nicht können? Kinderei, Franz, Kinderei!" — „Doch nicht," erwiderte ich. „Stelle dir nur alles vor: Mitternacht, allein im Zimmer, seinem durch das Licht entfärbten Bilde gegenüber, dreimal den eigenen Namen nennen — sieh, Joseph, es wirkt so viel wie möglich zusammen, um das Ding unheimlich zu machen." — „Redensarten!" sagte er. „Und wenn auch unheimlich — ist's darum auch unmöglich? Und du hast es nicht gekonnt, Franz? Hast du denn ein Hasenherz?" — „Dummes Zeug!" entgegnete ich ärgerlich. „Ich konnte und mochte es nicht, und ich thu' es nicht wieder." — Er lachte fast beleidigend, allein wir kannten uns zu gut, um uns so etwas übel zu nehmen. Und Wussow sagte plötzlich in seiner trockenen Weise: „Dich sollte man ausschicken, wie jenen, das „Gruseln" zu lernen. Mich soll wundern, wer es dir zuerst beibringt." —

„Denn Ihr müßt wissen," unterbrach hier der Dicke den Erzähler, „wie es mit Joseph war. Ich habe nie einen prächtigern Jungen gekannt als ihn — bildhübsch und blutjung, geistvoll und gutmüthig, ausgelassen und tollkühn, wie keiner sonst. Und dazu besonders auf alle derartigen Unheimlichkeiten versessen, so daß Wussow wohl recht hatte mit seiner Rede. Er ließ sich z. B. eines Abends in die Jesuiterkirche einschließen, blieb die Nacht darin und erzählte uns am andern Morgen den Streich lustig und lachend. Was wollt ihr? Gefahr ist dabei freilich nicht, aber wie viele thun's, wenn es von ihrem freien Willen abhängt? — Kurz,

so etwas suchte er förmlich, und als nun Franz mit seiner dummen Geschichte herauskam, wars ihm ein wahres Seelenvergnügen." — „Der Mensch gefällt mir," bemerkte einer von den andern Anwesenden. — „Er gefiel uns allen," entgegnete Franz lakonisch. Und dann fuhr er fort.

„Nun," sagte er damals — und ich meine ihn noch vor mir zu sehen, das lockige braune Haar zurückgeworfen und ein heiteres, ein wenig spöttisches Lächeln um die nußbraunen großen Augen: „nun, das ist alles nichts als Unsinn. Ich wette mit euch, daß mir das Kunststück gelingt, ohne daß ich dabei zucke. Und damit das Ding auch recht werde, will ichs in der Gertrudenkapelle thun, wo ich gewiß einsam genug bin." — „Du bist närrisch!" rief Winter. — „Laß es bleiben," sprach Wussow. — „Es wird nichts draus!" sagte der Dicke, und ich meinte: „Joseph, sei kein Thor! Lasse mich meine thörichten Worte nicht noch mehr bereuen als ich schon thue." — „Das hilft nun alles nicht," entgegnete er lachend. „Ich thue es, und zwar morgen Nacht. Heut bin ich bei P...s, und da möchte es zu spät werden. Aber morgen!" Wir erschöpften uns in Bitten und Abmahnungen, aber er blieb bei seinem Vorsatz, und so trennten wir uns verstimmt. Nur Wussow sagte phlegmatisch: „Laßt ihn, vielleicht lernt er jetzt, was „Gruseln" heißt. Es wird Zeit für ihn, daß er sich die Hörner abläuft."

„Am folgenden Tage ging der Dicke mit mir zu ihm, und wir baten ihn von Himmel zur Erde, allein es blieb umsonst. Ich stelle ihm vor, wie leicht ein Unglück passiren, wie leicht die Sache einen üblen Ausgang nehmen könne, ohne daß gerade etwas Uebernatürliches zu geschehen brauche. Er möge bedenken, daß in solchem Falle ich als der Anstifter mich ewig anklagen werde und müsse. Er solle bedenken, daß er nicht allein in der Welt stehe, daß er der einzige Sohn seiner Eltern sei — daß er —. „Sieh, Joseph, du hast mich einmal merken lassen," sagte ich damals schließlich, „daß du ein junges Herz gewonnen hast, das von deiner Liebe, deinem Dasein lebt. Willst du das auch vergessen?"

„Ja," unterbrach der Dicke den Erzähler, „ich hörte mein blaues Wunder von dem Franz; er sprach wie ein Pastor, eindringlich und salbungsvoll — ihr solltet's nicht glauben, wie!" —

„Ich versteh' es sonst auch nicht," fuhr Franz fort, „es ist meine Art nicht. Aber damals war es, als ob ich eine Vorahnung hätte von all' dem Elend, das daraus entstand, — so viele Mühe gab ich mir mit ihm. Zuletzt bat ich denn, er solle wenigstens die Gertrudenkapelle auslassen. Auf seinem Zimmer möge er thun, was ihm beliebe. — Es war umsonst. Und das war wieder merkwürdig genug, da er sonst nichts

weniger als eigensinnig, vielmehr überaus gutmüthig und gefällig war. Es mochte das heillose falsche Ehrgefühl sein, was ihn so starrköpfig sein ließ: er hatte es versprochen, es konnte ihn, wenn er nachgab, einmal jemand damit necken — das durfte nicht sein.

„Es bleibt dabei, heut Nacht in der Gertrudenkapelle," sagte er. „Jetzt muß es erst recht sein. Ich muß euch zeigen, daß es alles nichts als Narrheit ist, was ihr gestern und heut geredet Und gerade, daß ich auf alles das nicht höre, was du mir sagst, Franz, — das muß euch beweisen, wie ich von dieser ganzen Sache denke und wie fest ich von dem guten Ausgange überzeugt bin. Eins aber rathe ich euch," setzte er hinzu; „macht keine schlechten Späße mit Erschrecken oder dergleichen. Denn bei meiner Ehre, sehe oder höre ich etwas Ungewöhnliches, so schieße ich blind darauf zu, und ihr wißt, meine Pistolen sind mit mehr als Pulver geladen und treffen ausgezeichnet." — Wussow, — er war auch dazu gekommen, hatte sich bisher aber wie gewöhnlich schweigsam verhalten — meinte darauf in seiner kurzen Weise: „Ruhe, mein Freund! Sieh das Wetter an. Wer läuft bei dem hinaus? — Spielen heut Abend eine Partie bei mir und bleiben zusammen, bis du kommst." — „Das lasse ich mir gefallen," versetzte er lachend. „Halb ein Uhr bin ich bei euch. Haltet ein Glas Grog parat, denn frostig wird mir schon sein." — So trennten wir uns.

„Wo wir uns den Tag über noch begegneten, in den Vorlesungen, beim Mittagessen, bei Winter, — von dem Unternehmen war keine Rede mehr. So vergingen die Stunden, und am Abend saßen wir verabredetermaßen bei Wussow und machten eine Partie l'Hombre. Um halb zwölf Uhr brachen wir auf und gingen nach der Gertrudenkapelle. So hatten wir es unter uns verabredet; wir waren nicht gesonnen, unsern Freund allein zu lassen bei diesem dummen Abenteuer.

„Die Gertrudenkapelle ist ein altes, verwittertes und verlassenes Bauwerk auf dem Wall in dem äußersten Winkel der Bastion St. Michael. Benützt wird es längst nicht mehr, zuletzt brauchte man es zu einer Art Magazin für allerlei Schanz- und Artilleriezeug, und seit die Festung einging, steht es leer und verfällt; die Thüre weicht jedem Druck, die Fenster haben meistens ihr Glas verloren. Mit einem Wort, man gönnt dem alten Bau seinen Platz nur noch als einer schönen Ruine. Das ist er auch allerdings, denn er stammt aus der besten Zeit des Mittelalters.

„Die Gegend ist selbst am Tag: fast ganz verlassen, die Spaziergänge auf dem Wall ziehen an hundert Schritte vor dem alten Gebäude vorüber. Rechts ist das R—ger Thor mit einem Wachposten, links ein

Artillerie-Laboratorium, gleichfalls mit einer Wache, beide Punkte von der Kapelle etwa fünf Minuten entfernt. Da die Bastion einen vorspringenden Winkel bildet, könnte man die Kapelle zwar von beiden Punkten aus erblicken, die angepflanzten Gesträuche und Bäume maskiren sie aber dergestalt, daß man nichts weiter als diese Gebüschpartie zu erschauen vermag. Das ist am Tage, zur Nacht kommt Niemand dorthin, es müßte denn eine Patrouille sein, die bei ihrem Vorübergehen ein verdächtig Geräusch in jener Richtung vernommen hat und hofft, ein paar Schmuggler zu ertappen.

„Im Laufe der Zeit war die Brustwehr der Bastion eingestürzt, und hatte den schmalen Raum ausgefüllt, durch welchen sie früher von der Kapelle geschieden war. So kam es, daß man von jener Seite bequem in die Fenster des Gebäudes blicken konnte.

„Dies war die Oertlichkeit, nach der wir gingen. Wir bargen uns, so gut es gehen wollte, in einer noch ziemlich wohlerhaltenen Schießscharte, und harrten lautlos. Es war ein furchtbares Wetter; ein Südwester kam über die Stadt daher, sauste in den Bäumen und Gesträuchen und trieb uns Schnee und Regen ins Gesicht. Und dazu heulte er durch die leeren Fenster des Baues und klapperte mit der kaum noch schließenden Thüre, daß ihr euch nichts Melancholischeres und Unheimlicheres denken könnt. Die Zeit schlich.

„Es hatte eben Dreiviertel geschlagen — der Wind brachte den Klang hell genug herüber — als Schritte den Wall heraufkamen und sich uns näherten; es war jedoch so dunkel, daß wir nicht im Stande waren, eine Gestalt zu bemerken. Wir hörten dann die Thüre aufstoßen, darauf einen Schritt auf dem Steinboden der Kapelle, darauf wurden die Fenster hell. Wir verließen unsern Platz und traten zur Mauer. Drinnen ging Joseph umher, untersuchte den Raum, schloß die Thüre, leuchtete auch zu den Fenstern hinauf, und setzte endlich die Laterne nieder, um einen kleinen Spiegel an der Wand zu befestigen. „So recht," sagte er, da er hing. „Und wenn mir der kostbare Wind nicht das Dach auf den Kopf wirft, wird's schon gehen." Und nachdem er prüfend zu dem allerdings nicht übermäßig sichern Dach emporgesehen, zündete er eine zweite Laterne an, nahm die Pistolen aus der Tasche, überzeugte sich, daß sie im Stande seien, und steckte sie dann handgerecht vorn auf der Brust in den Rock. Wir konnten das alles aufs Beste sehen. In der untern Ecke unseres Fensters hatten sich noch einige blinde Scheiben erhalten, die uns nothdürftig zu sehen erlaubten, während sie uns vor ihm gänzlich verbargen. Uns schräg gegenüber, ein wenig links, hatte er

den Spiegel befestigt, bisher aber das Gesicht dem innern Raume der Kapelle zugewendet, so daß wir ihn genau sehen konnten. Er war, wie immer, ruhig und heiter, vielleicht ein wenig spöttisch, und was er zu besorgen hatte, besorgte er ruhig, ja gemüthlich.

„Da klang der erste Glockenschlag der Mitternachtsstunde zu uns herüber, und er war wieder so unheimlich scharf und laut, daß wir —". — „Donnerwetter!" rief Einer, den Erzähler unterbrechend, und fuhr vom Stuhl empor und streckte die Hand gegen das Fenster aus. „Hört ihr?" — Und man hörte in der That eine ferne Uhr dumpf und leise schlagen. — „Ja," sagte ein Anderer, „es schlägt Zwölf. Das ist ein sonderbares Zusammentreffen. Du bist ordentlich blaß geworden, Dicker!" — „Laß es gut sein," erwiderte dieser mit gerunzelter Stirn. „Fahre fort, Franz." —

„Mit dem ersten Schlage," erzählte Franz, „hob Joseph die Laternen gegen den Spiegel und begann seinen Namen herzusagen, langsam, klar und fest, — es schallte seltsam in dem gewölbten Raume. Und als er fertig war, fing er von neuem an: „Joseph — Emil — Gustav —" da stockte er, neigte den Körper gegen den Spiegel, als wolle er darin etwas genauer ansehen, wandte sich dann jäh um, ließ die eine Laterne fallen, riß ein Pistol aus dem Rock, war leichenblaß und mit wild umherrollenden Augen, hob das Pistol gegen eine Ecke — und stürzte, noch bevor er abzudrücken vermocht, selbst wie von einer Kugel ins Herz getroffen, zusammen. Er sank nicht, er s c h l u g nieder; ich habe niemals so etwas gesehen."

„Aber was war es denn?" fragte Einer athemlos. — „Wer weiß das?" war die Antwort. „Nichts war zu sehen in dem leeren Raume, nichts zu vernehmen; der Sturm hatte ein paar Sekunden ausgesetzt, es war todtenstill, nicht ein Zweig rührte sich. Wir stürzten hinein, wir rafften die noch brennende Laterne auf, zündeten die andere an, nahmen den armen Burschen und lehnten ihn gegen die Wand; Wussow, der Mediziner, riß ihm die Binde ab, Rock und Weste auf — er war bewegungslos, ohne Gefühl, ohne eine Spur von Leben. Der Dicke und ich untersuchten alles aufs Peinlichste. Im Spiegel war nichts zu sehen, als die gegenüberstehende Wand; daß er uns auf unserem Lauscherposten erblickt, war unmöglich. Wir versuchten's. Ich ging hinaus und stellte mich hin, wo wir gestanden — der Dicke stand vor dem Spiegel und gab acht. Er sah nichts. Ich ging zum nächsten Fenster, wo Wussow gestanden — er sah wieder nichts, wie viel Stellungen ich auch einnahm.

„Es blieb nichts übrig, als den Besinnungslosen in die Stadt und in Wussows nahegelegene Wohnung zu schaffen und dann nach Aerzten zu eilen. Er kam wieder zu sich, phantasirte aber auf das wildeste, jedoch kein Wort, nicht ein einziges, über das Geschehene. Dann — laßt es mich kurz machen — verfiel er in eine Gehirnentzündung; und als er gesund ward, war er wahnsinnig," setzte Franz mit bebender Stimme hinzu. „Zuerst war er nur tiefsinnig, erkannte aber niemand und wußte von nichts, was passirt. Dann verfiel er in Tobsucht, ward zu seinen Eltern nach S. geschafft, und existirt noch in dem berühmten dortigen Institut. — Da habt ihr die Geschichte des dreiundzwanzigsten Novembers.'

Erst nach einer langen Pause sagte Einer oder der Andere sich schüttelnd: „Das ist gräßlich!" — Und nur Einer fragte: „Hat man nie eine Spur gefunden? — Franz schüttelte schwermüthig den Kopf.

Da stand plötzlich der Dicke auf, und mit tiefer Stimme sprach er: „Darin irrt Franz; es gibt eine Spur, er will sie nur nicht gelten lassen. Für mich aber ist sie nicht nur da, sie ist vielmehr für mich die klare, feste Gewißheit. Sage nichts," fuhr er gegen Franz gewendet fort, „sage nicht, daß ich mich versündige an unserem Freunde, daß nichts bewiesen sei, nichts fest stehe. In meinen Augen steht es fest, und — juristisch, glaube ich, würde er auf die Indicien hin überführt genannt werden. Mit einem Wort — Wussow hat die Hand dabei im Spiel gehabt. Wie? das weiß ich nicht: wir haben ihn nie darum gefragt, er hat nie etwas davon verlauten lassen. Aber es ist dennoch so. — Er stand während der Geschichte nicht bei uns, sondern an einem andern Fenster der Kapelle, Joseph beinahe im Rücken. Und dann nachher — wir waren mit dem armen Burschen genauer befreundet als er, und dennoch war unser Schmerz, unsere Trauer gar nicht zu vergleichen mit seiner Trostlosigkeit, seiner unaussprechlichen Verzweiflung. Und ihr kennt ihn ja, ihr habt ihn auch heut von Franz schildern hören — er ist phlegmatisch, still, trocken, er ließ sich durch nichts rühren oder exaltiren. Und nun mit einem Male diese Verzweiflung, die ihn beinahe dazu brachte, Hand an sich selbst zu legen! Er wich nicht von Joseph; er begleitete ihn endlich zu den Eltern und ins Irrenhaus. Er absolvirte dann seine Examina auf das schnellste, ließ sich in S. nieder, und zog seine dortige sehr beschränkte Stellung den brillanten Aussichten vor, die ihm sein Onkel in B. selbst eröffnete. Der alte Herr wollte dem Neffen den größten Theil seiner Praxis gleich übergeben. Aber, wie gesagt, er ging nach S., war den armen Eltern ein Sohn, besuchte täglich den wahnsinnigen Freund, schlug sich lange kümmerlich durch. Und wenn das Gespräch auf

den Unglücklichen und die Katastrophe kommt, ist er noch heut bis ins Innerste erschüttert. — Nun sagt selbst," schloß der Sprecher nach einer ernsten Pause.

Sie schwiegen alle. — „Das bleibt aber unter uns," sagte der Dicke endlich. „Er ist unser braver Freund. Und wenn er's verschuldete, so hat er seinen Knabenstreich wie ein wackerer Mann bereut, gebüßt und gut gemacht, wie es möglich war. Hat er es nicht verschuldet, so verzeihe mir Gott. Nach meiner Menscheneinsicht kann ich jedoch nicht anders urtheilen." — Die Zuhörer waren erschüttert: dieser Ernst, diese Bewegung des sonst so gutmüthigen und ein wenig leichtsinnigen Lebemannes machte auf alle den tiefsten Eindruck.

Franz stand endlich auf und füllte die Gläser wieder, und schob die Cigarrenkiste in die Mitte des Tisches. „Greift zu," sprach er dabei. „Und nun nehmt die Gläser zur Hand und laßt uns einen stillen Toast trinken auf unsern unglücklichen Joseph. Möge ihm der Herrgott bald Frieden — mein Gott, was ist denn das?" unterbrach er sich jäh, denn in dem Augenblick war drunten im Hause die Hausthür so hart zugeschlagen, daß die Fenster zitterten und die Gläser klirrten. „So was habe ich nie hier im Hause gehört, bemerkte er kopfschüttelnd und nun gar mitten in der Nacht!" — „Horch!" rief Einer und hielt den Finger empor, „es kommt noch jemand." — Und wie sie aufhorchten, hörten sie allerdings schwere, stampfende Schritte die Treppe herauf kommen; jetzt kamen sie auf die zweite Treppe. „Der kommt zu dir," meinte der Dicke. — „Wer kann das sein?" fragte ein Anderer.

Und indem war der späte Gast oben, stampfte, als ob er den Schnee abtreten wollte, schüttelte seinen Mantel, fühlte dann auch an der Thür umher nach dem Drücker, klopfte an, und auf Franzens Herein! — öffnete sie sich, ein Mann im Mantel trat ein und sagte: „Guten Abend, ihr Herren." — „Wussow!" rief Franz und fuhr erschrocken zurück wie vor einem Gespenst. — „Wussow! lupus in fabula!" rief auch der Dicke zugleich und sprang auf, und die Andern folgten nicht weniger überrascht und bestürzt. — „Nun, mein Gott, ja ich bin's," sprach der Ankömmling, der noch immer mit dem Mantel um die Schultern und die Reisemütze auf dem Kopf, neben der Thüre stand. „Ist denn das so ganz unglaublich, daß ihr vor mir erschrecket? — Ich weiß, es ist dein Geburtstag, Franz. Da nimm meine Hand, alter Junge." Und er streckte die Hand aus.

Franz hatte sich inzwischen gefaßt. Er umschloß die Rechte des Freundes mit beiden Händen und zog ihn weiter ins Zimmer. „Verzeih

uns, lieber Gesell," sagte er dabei herzlich. „Wir waren in allerlei trüben, ernsten Gesprächen, gedachten dabei auch deiner aufs lebhafteste und da trittst du ein. Wie konnten wir dich zu dieser Zeit, zu dieser Stunde erwarten? — Nun aber leg' ab, sei uns recht willkommen und erzähle!" — Wussow wandte sich aber den Andern zu. „Noch einmal, guten Abend, ihr Herren," sprach er; „auch du da, mein alter Dicker? Grüße dich Gott, alter Schatz!"

Auch der Genannte nahm die Hand des Freundes, allein er zog die seine zurück. „Sapperment," meinte er dabei, „was ist deine Hand kalt!" — „Das hab' ich auch gespürt," setzte Franz hinzu. „Und du siehst überhaupt furchtbar angegriffen aus, Wussow," fuhr er fort, mit einem Blick auf des Freundes leichenblasses, eingefallenes, starres Gesicht. Es kann mich ordentlich ängstigen. Lege doch nur ab und restaurire dich. Rasch ein Glas Grog! Eine Fahrt in solcher Nacht ist kein Spaß — komm!" — „Da hast du ganz recht," versetzte der Ankömmling und schüttelte sich, aber er verzog dabei keine Miene. „Aber wenn ich mich nur erst gewaschen und ein Glas Wasser getrunken, wirst du mich besser aussehend finden. Da ist ja wohl noch dein Schlafzimmer?" fügte er hinzu und deutete auf die Thür im Hintergrunde des Zimmers, deren obere Hälfte mit Glasscheiben versehen und dahinter mit einer leichten Gardine verhüllt war.

„Zuerst aber ablegen, und dann ein Glas Grog!" bat Franz mahnend. — „Nichts da, nachher! Ablegen will ich im Schlafzimmer, hier ist ja kein Platz, der Mantel ist naß. Aber bevor ich hingehe, noch ein Wort," sprach er weiter, immer mit demselben unveränderten Gesicht und dem gleich dumpfen Klang der Stimme. „Ich kann mir denken, daß ihr von Joseph geredet. Er ist vor vierzehn Tagen endlich gestorben." — Todt?" riefen sie, ihn unterbrechend. — „Gott sei Dank!" sprach Franz. — „Ja, Gott sei Dank!" sagte Wussow nach, es klang wie ein Echo, dumpf und leise. „Er ist todt. — Drei Tage darauf starb auch seine Cousine, die er einmal so geliebt, wißt ihr. Sie war sehr leidend, habt ihr wohl gehört, und zuletzt hatte sie sich entschlossen, mir ihre Hand zu geben. Aber es kam nicht dazu. So habe ich denn dort nichts mehr zu thun," fuhr er eintönig fort. „Ich will mir eine andere Heimat suchen, darauf bin ich aus. Ich möchte es ruhiger finden, ich bin müde. Ich bin nur auf der Durchreise, Franz, in einer Stunde reise ich wieder."

Die Gesellschaft war von diesem allen bestürzt; es lag in seinem Ton, seinem Wesen, seinen Mienen etwas so Niedergedrücktes nicht nur,

sondern auch so Unheimliches, daß es jedem auffallen mußte. „Aber ich bitte dich!“ sagte Franz nach einer Pause, „bleibe wenigstens die Nacht! — Es geht ja keine Post! Wohin willst du? So wird es doch nicht drängen!“ — „Das verstehst du nicht,“ entgegnete er. „Wohin ich will? — Ihr werdet's erfahren; es drängt sehr, ich habe schon alle Verbindungen angeknüpft. Der Wagen wird jetzt schon auf dem Posthofe angespannt, — es geht mit Extrapost, mein Schatz Aber genug — ich muß eilen, mich zu erfrischen. Nur noch Eins. Bevor ich mich zu dieser Reise entschloß, schrieb ich euch Beiden, dir, Franz, und dir, alter Dicker, einen langen Brief. Ich wußte nicht, ob ich hierher kommen würde. Ich habe ihn daheim liegen lassen, dann in der Hast der Abreise vergessen. Ihr werdet ihn erhalten durch Bergner, der meine Angelegenheiten ordnet. Ich gehe nicht wieder zurück. Und nun ein Licht, Franz!“

Er erhielt es. „Deine Hand ist immer noch nicht wärmer,“ sprach Franz kopfschüttelnd; „wie du durchfroren sein mußt! — Aber sage blos, wie bist du in die Hausthür gekommen? Sie ist ja immer verschlossen.“ — „Ich fand sie nicht verschlossen,“ versetzte er und wandte sich zum Schlafzimmer. „Hüte dich vor Dieben!“ — Und er verschwand in der Thür, die angelehnt blieb. Man hörte ihn einen Stuhl rücken, den Mantel darauf werfen, das Licht niedersetzen, Wasser in die Schale schütten und sich waschen.

„Was heißt das alles?“ fragte endlich Einer leise. — Der Dicke schüttelte den Kopf, seit der Todesnachricht war er sehr schweigsam geworden. „Ich weiß es wohl,“ murmelte er dabei. „Was habe ich euch gesagt?“ — „Er ist herunter, daß es mich erschreckt,“ flüsterte Franz. „Gott gebe, daß er in Ruhe komme, wie er es hofft, sonst haben wir auch ihn alsbald zu beklagen.“ — „Du hast ihn nicht gefragt, ob Joseph noch zum Bewußtsein gekommen und geredet, bevor er starb,“ bemerkte wieder Einer. „Gott verzeihe mir, aber ich bin neugierig auf die Entwicklung.“ — „Ich will es nachher thun,“ entgegnete Franz. — „Ich kann es nicht leugnen,“ meinte ein Anderer, „als er vorhin so überraschend auftrat, nach dem vorhergehenden Gespräch, nach all den bösen Geschichten, — war mir dies Zusammentreffen ordentlich grausig. Ich kann diesen dummen Eindruck nie überwinden, so oft ich auch schon Aehnliches erlebt.“

„Und nun ihr Brüder sei's, weil's muß,
Das letzte Glas, der letzte Kuß, — ade!“

schallte es in leisen, gesummten Tönen aus dem Schlafzimmer zu ihnen herein.

„Schon recht," sprach der Dicke plötzlich ganz munter, „das ist der musikalische Wussow. Nie ohne Musik! Bisher traute ich ihm gar nicht, doch nun fühle ich Boden unter meinen Füßen. He, Bruderherz, ich sehe für dich aber weder Küsse noch Gläser in Aussicht, wenn du so lange säumst. Nun komme auch endlich, daß wir dich sehen." — „Ade, ade, ade!" schallte es verklingend. — „Lieber Gott, wie elegisch!" fuhr der Dicke lachend fort, indem er aufstand, um über dem Lampencylinder die Cigarre anzubrennen. „Greife dich nicht so an, alter Knabe, sondern komme zum Glase. Der Abschied wird seiner Zeit auch sein Recht erhalten."

„Das ist allerdings ein elegisch Vergnügen," sagte einer von den Uebrigen. „That er oft so?" — „Immer, wo er ging und stand, bei Kranken und Gesunden, beim Aufwachen und Einschlafen — eine Melodie mußte gesummt werden." — „Das beim Einschlafen leuchtet mir besonders ein," bemerkte der vorige Sprecher. „Gerade so klangen die Töne, als ob jemand eben so recht sachte, sachte darüber die Augen zufallen ließ. Es ist auch kurios still bei ihm. Sollte er ein Schläfchen probiren? Nach dem ersten trüben Eindruck hatte die natürliche Heiterkeit bei all diesen jungen Männern nachgerade wieder die Oberhand gewonnen, und auf den Einfall des Sprechers und seinen komischen Ton antwortete von allen Seiten ein helles Gelächter.

„Aber du hast recht, es ist seltsam still dort," meinte Franz, als es wieder ruhig geworden. „Wussow, was treibst du denn alter Knabe? Komm doch, wir haben dich ja sonst so gut, wie gar nicht." — „Ein närrischer Kauz," sprach ein Anderer, „hat soeben noch keine Sekunde Zeit, und legt sich nun ganz gemüthlich zum Schlafen und vergißt sogar das Licht zu löschen." — „Wussow," rief der Dicke, „mache keinen Unsinn, komm!" — Es erfolgte keine Antwort, und es regte sich auch nichts. — Franz sprang auf. „Wussow, schläfst du?" fragte er laut. — Es kam wieder keine Antwort. — Da ging er auf die Thüre zu, stieß sie auf und sah hinein. „Aber wo bist du denn, Narr?" sagte er dabei und trat einen Schritt in das kleine Gemach; „spielst du denn auf deine alten Tage noch Versteckens mit uns?" — Und im nächsten Moment prallte er zurück in das Zimmer zu den Freunden und rief leichenblaß: „Um Gotteswillen, er ist nicht da — sein Mantel auch nicht — ist er denn hier?" Und seine Augen flogen suchend durch den Raum, umher im Kreis der Bekannten.

Sie sprangen auf, sie sahen sich halb lachend, halb bestürzt um. Das Gemach war zwar groß, aber ohne alle großen Möbel, ohne einen

Platz, wo man sich hätte verbergen können. — „Ist er denn aus der Thür?" fragte Franz athemlos. — „Unmöglich!" erwiderte Einer, „er müßte mich ja beim Hinausgehen gestreift haben, wie es beim Hereintreten geschah. Ich müßte ihn, wo nicht gesehen, doch gefühlt haben. Wir sitzen mit nicht übermäßigem Platz." — „Ihr seid alle närrisch — oder seid ihr betrunken?" sagte der Dicke, indem er aufstand. „Möchtet ihr uns nicht am liebsten glauben machen — die ganze leibhaftige Personnage des alten Burschen sei ein höchst graulicher Spuk gewesen? — Franz hat ihn übersehen und ich wette, er liegt bis über die Ohren im Bett." — „Komm!" rief Franz dagegen, „kommt alle und seht, daß ich mich nicht getäuscht, daß er nicht da, daß sein Mantel fort ist. Aber Einer muß hier im Zimmer bleiben und die Thür bewachen. Denn das muß aufgeklärt werden." Und nachdem unter hellem Gelächter Einer als Wache an die Thür gestellt worden, folgten die Uebrigen ihm scherzend in das verhexte Gemach.

Da standen sie denn mitten im kleinen Raume, den sie beinahe ausfüllten; da fanden sie weder den Freund, noch eine Spur seiner Anwesenheit. Der Mantel war nirgends zu sehen, kein Stuhl verrückt; die Waschschüssel war ohne Wasser, das Handtuch, wie Einer hinzutrat und es anfühlte, war trocken und nicht benützt; das Bett zeigte sich unberührt, nicht einmal abgedeckt. Nur das Licht brannte einsam auf der Ecke des Waschtisches, wo man es hinzusetzen pflegt, wenn man Abends denselben gebraucht. Und vor dem Möbel auf dem Fußboden waren die Spuren der feuchten Stiefel zu sehen, mit denen der Ankömmling die Wohnung des Freundes betreten.

„Seht ihr nun?" fragte Franz bleich und bewegt. „Ist er hier? — Und seht ihr wohl, daß nur das Fenster hier ist, dreißig Fuß über der Erde in einer glatten Mauer, — und die Thüre, welche in mein Zimmer führt, wo wir alle gewesen sind? Seht ihr ihn? — Findet ihr ihn? — Könnt ihr dies Verschwinden erklären?"

Das Lachen war längst verstummt, alle Mienen waren ernst. Man begann zu suchen. Das Bett ward umgekehrt, der Kleiderschrank durchspäht; man suchte unter dem Bett und auf dem Schrank, wo nur irgend ein Raum zum Verbergen war, fand aber nur ein paar wintermüde Fliegen, die nun verstört umhersummten und gegen die Wände stießen; von dem Freunde wollte sich nichts bemerken lassen. — Sie sahen auch nach dem Fenster, — die Wirbel waren fest zugedreht; sie kehrten in das Wohnzimmer zurück und jagten auch hier alle Fliegen aus ihrer Ruhe. Aber auch hier waren die feuchten Stellen auf dem Fußboden, wo er

gestanden, das einzige Zeichen seiner Anwesenheit. — Sie waren bleich und sahen sich bestürzt an. —

„Das verstehe ich nicht!" sagte Einer und schüttelte sich. „Was heißt das?" fragte ein Anderer. — „Wir haben ihn alle gesehen, alle mit ihm gesprochen, sind nüchtern und wach!" setzte ein Dritter hinzu. — „Laßt uns hinaus, hinab zur Post, nach dem Hofe," sprach der Dicke. „Einige bleiben hier, wir Andern gehn. — Denn das muß erklärt werden. — Franz sagte kein Wort, aber er folgte den Freunden düster und stumm.

Auf dem kalten Flur fanden sie, wo er den Schnee abgeschüttelt und abgestampft, noch einzelne Stückchen ungeschmolzen. Auf den Treppen war nichts. Im Hof lag eine ebene Schneedecke, denn der Regen hatte schon seit Stunden aufgehört und es fror gelinde. Eine Fußspur zeigte sich nirgends. Die Hausthüre war fest verschlossen und sogar verriegelt, so daß ohne Hilfe niemand hinaus oder herein kommen konnte. „Aber was heißt das?" murmelte der Dicke und wischte sich den Schweiß von der leichenblassen Stirn. — Franz öffnete, sie gingen hinaus und schlossen wieder. Auch hier lag die Schneedecke unberührt, und ebenso war es im Posthofe. Keine Spur von Rädern, von Fußtritten. Der Posten am Thor wußte von keiner Extrapost. Der Beamte, welcher die Wache hatte, versicherte auf das Bestimmteste, daß in dieser Nacht keine Extrapost expedirt, seit eilf Uhr weder eine Post angekommen noch abgegangen sei. Die um eilf Uhr gekommene Fahrpost, auf deren Wege allerdings die Stadt S. lag, habe er selbst mit empfangen und auspacken helfen, die Passagiere gesehn — es seien nur zwei gewesen — den Personenzettel zufällig gelesen. Die beiden Passagiere waren dem Beamten bekannt; es stand fest: Wussow war mit der Post nicht gekommen.

So gingen sie wieder nach Hause. Es war nichts vorgefallen; das erneuerte Suchen führte zu nichts. Es war keiner zwischen diesen jungen, gesunden, kräftigen Männer, der nicht bis ins Herz hinein ein tiefes Grauen fühlte, wenn er an das Geschehene dachte — an dies plötzliche Auftreten, an diese lange Unterhaltung, an das spurlose Verschwinden. — Sie trennten sich nicht mehr für die Nacht. Franz setzte sich und meldete die Begebenheiten der Nacht in einem ausführlichen Briefe an den spukenden Freund. Sie brachten das Schreiben noch in der Nacht zur Post.

„Der Morgen ließ die Sache noch verwickelter erscheinen. Der Hausbesitzer erklärte auf die Mittheilung von Franz, das Ding sei ihm unbegreiflich. Er selbst habe die Hausthür um zehn Uhr verschlossen, und da alle Bewohner des Hauses daheim gewesen, auch verriegelt, so daß unmöglich jemand hereinkommen konnte, wenn ihm nicht von innen

geöffnet worden. Er habe bis nach zwölf Uhr gewacht, das Zuschlagen der Thür gleichfalls vernommen, sei, in der jetzigen bösen Zeit vorsichtig, aufgestanden, um nachzusehen. Allein Schloß und Riegel seien in Ordnung gewesen, und so habe er gedacht, daß er sich getäuscht, und daß es eine andere Thüre gewesen, im eigenen Hause oder in der Nachbarschaft, die das Geräusch bewirkt habe. — Die Freunde waren still. Alle andern Forschungen führten stets zu demselben Resultat: von Wussow war keine Spur vorhanden.

„Da kam am dritten Tage ein dicker Brief von S., und Bergner, der Freund, den Wussow genannt, schrieb darin, daß Joseph und einige Tage darauf auch seine Cousine vor etwa drei Wochen gestorben, daß Wussow von der Zeit an täglich mehr zusammengesunken, endlich erkrankt und in der Nacht vom 23. auf den 24. November gegen 1 Uhr gestorben sei. Der Kranke habe vom Anfang an eine grenzenlose Sehnsucht nach Franz und dem Dicken ausgesprochen, und dem Schreiber dieser Zeilen für den Fall seines Todes einen Brief auf die Seele gebunden, den er am Tage vor seiner Erkrankung an Franz gerichtet, aber liegen gelassen. In den letzten Stunden vor seinem Tode sei die Sehnsucht immer größer geworden. Gegen zwölf Uhr habe er sich krampfhaft aufgerichtet und gerufen: „Ich muß hin! Ich muß hin!“ — Dann sei er zurückgefallen und habe wie ein Todter gelegen bis gegen ein Uhr. Da habe er plötzlich leise gesummt: Und nun, ihr Brüder, sei's, weil's muß, — Das letzte Glas, der letzte Kuß — ade — ade — ade!“ — Und mit dem letzten „ade“ sei er gestorben.

Und in Wussow's angeschlossenem Briefe hieß es: er habe Josephs Unglück verschuldet. Ihn für seine Keckheit zu bestrafen, habe er von seinem Fenster aus mit einem kleinen Spiegel gegen den Rücken des Unglücklichen manipulirt, so daß dieser vermuthlich neben seinem Gesicht vor sich im Spiegel irgend etwas erblickt haben müsse, wenn es am Ende auch nur ein Blitzen jenes rückwärts befindlichen Glases gewesen. An die Möglichkeit eines solchen unseligen Erfolges habe er bei seinem Scherz und bei Josephs Unerschrockenheit nicht gedacht. — Er habe es für seine Pflicht gehalten, dem unglücklichen Freunde und den Seinen sein Leben zu widmen. Er habe ehrlich gebüßt und bereut. Aber er fühle, daß eine solche That nie gesühnt werden könne. Es auszusprechen habe er nie vermocht. Jetzt, vor seinem Tode, gestehe er es den Freunden. Sie sollten ihm verzeihen und seiner gedenken ohne Zürnen. „Könnt ich euch noch einmal — einmal seh'n!“ schloß der Brief. „Ich weiß nicht weshalb, denn sagen könnte ich euch dies alles doch nimmermehr. Ver-

dammt mich deßwegen nicht. — Ich habe aber eine namenlose Sehnsucht nach euch, nach dir, wackerer Franz und nach dir, du fideler, alter Dicker. Wenn ich noch einmal eure Hand drücken, in euer Auge sehen könnte, mein' ich, würde mir die Sterbestunde leichter sein. An dem Leben liegt mir nichts, mein Amt hat sein Ende erreicht. Ich weiß Niemand auf der Welt und habe niemand, von dem ich nicht gleichgültig scheiden könnte. Nur ihr Beiden seid noch da, die ihr Josephs Freunde waret, die ihr mit mir in jener unseligen Nacht gewesen, die ihr mit seinen Eltern und seiner früheren Braut am meisten und tiefsten über sein Unglück geklagt, darunter gelitten habt. — Lebt wohl, ihr alten Gesellen, denn ich fühle, daß ich sterben werde. — Lebt wohl auf ewig." —

Sie saßen wieder bei einander wie in jener Nacht, wo der Freund zu ihnen gekommen. Der Brief wanderte von Einem zum Andern, jeder las ihn schweigend und gab ihn schweigend seinem Nachbar.

Als alle gelesen und Franz das Schreiben in seinen Schreibtisch gelegt, trat er zum Fenster, um den Freunden die Thränen nicht zu zeigen, die ihm in großen Tropfen über die Wangen rollten. Aber der Dicke stand mitten im Zimmer und zeigte allen seine feuchten Augen, und dazu sagte die ehrliche Seele: „wenn Einem vergeben ist, so ist dem vergeben, denn er büßte mit seinem ganzen Leben." — „Amen," sprach Franz. —

So ist es geschehen im November des Jahres 1847. —

Sommermittag.

Vorüber ist die Kühle,
Der frische Morgenduft;
Erdrückend hängt die Schwüle
Des Mittags in der Luft.

Es brütet auf den Wiesen
Der heiße Sonnenbrand,
Die weißen Strahlen schießen
Wie Pfeile durch das Land.

Es glüh'n die Straßen alle
Der stauberfüllten Stadt
Gleich Oefen, wo Metalle
Die Gluth geschmolzen hat.

Kaum, daß mit mattem Schlage
Vom Thurm die Glocke klingt,
Kaum, daß bei dieser Plage
Im Gras die Grille singt.

Kaum, daß ein Stückchen Schatten
Der grüne Baum verstreut
Kaum, daß die Blumenmatten
Ein leiser Hauch erfreut.

Das ist der Stunden schlimme,
Das ist die schwere Zeit:
Da lockt mit heißem Grimme
Das Element zum Streit.

Da kocht in engen Buchten
Das Wetter seinen Strahl,
Und schickt aus finstren Schluchten
Verderben in das Thal.

Da braut in Felsenschlünden
Der Dunst die Wolkenfluth,
Die ährenreichen Gründen
Zuströmt in wilder Wuth.

Da fertigen Dämonen
Des Hagels Wurfgeschoß
Gleich Eisen aus Kanonen
Zerschmetternd Mann und Roß. —

Die Vipern und Reptilen,
Die giftigen Schlängelein,
Die freuen sich und spielen
Im heißen Sonnenschein.

Ludwig Ißleib.

Sternen-Augen.

Zwei Sterne fielen nieder
Vom blauen Himmelszelt,
Sie wurden Deine Augen
In ihnen meine Welt.

Ich weiß warum so trübe
Zum Himmel schaut dein Blick,
Die Sterne suchen beide
Ihr dortgelaß'nes Glück.

Vergebens.

Ich hab' in die tiefe See geschaut,
Ich wollt' sie einmal ergründen —
Zu viel hatt' ich mir selbst vertraut,
Die Perle — konnt' ich nicht finden.

Ich hab' Dir tief in's Herz geschaut —
Ich wollt' es einmal ergründen,
Zu viel hatt' ich mir selbst vertraut —
Die Liebe — konnt' ich nicht finden

E. Prager.

Vorüber.

Auch ich hab gehofft und geträumet voll Lust,
In schöneren, jüngeren Tagen;
Wie glühte das Herz, wie erklang mir die Brust
Was sucht ich da kühn nicht zu wagen!

In die Ferne wie mächtig zog Sehnsucht hinaus,
Kein Ziel war zu weit ihrem Jagen;
Und gings dann heim nach des Vaters Haus,
Welch' Bangen, welch' freudiges Zagen!

Vorbei sind die Zeiten, gebleicht ist mein Haar,
Entfärbt und verfallen die Wangen!
Zutiefst in dem Herzen gar
Was ist da vorgegangen!

Wo sind sie, die Kränze, im Traume geschaut,
Die Blüten von Hoffnung getragen?
Als Antwort darauf eine Thräne dir thaut,
Und matter die Pulse schlagen.

— 83·

Gerhard Rohlfs' Reisen im nordwestlichen Afrika.

Vorgetragen von J. L. Canaval am 23. März im natur-historischen Landesmuseum.

II.

Fest entschlossen, von Algerien über Timbuktu nach dem Senegal zu gelangen und sich den dafür von der französischen Akademie ausgesetzten Preis zu verdienen, trat G. Rohlfs im August 1863 zu Algier seine Reise an. Er dachte seine Ausrüstung in Abiod-Sidi-Scheich, ungefähr 60 Meilen südlich von Oran, in der großen Wüste gelegen, zu vollenden. Sein Arm war von dem meuchlerischen Schlage noch nicht ganz geheilt, welchen er in Boanan erlitten hatte. Seine Reise ging daher nur langsam vorwärts, was übrige. s auch durch die Absicht räthlich wurde, unterwegs Bekanntschaften zu machen, die sein weiteres Fortkommen fördern könnten Abiod ist noch im französischen Gebiete Algeriens, der Weg dahin daher längst aus Beschreibungen französischer Reisender bekannt. Dennoch glaube ich aus Rohlfs' Tagebuch Manches mittheilen zu sollen, das uns über Land und Leute, oder doch durch die Beziehung zu Rohlfs und seinem Reisezweck von einigem Interesse ist. Der Weg führte von Algier in südlicher Richtung über den schön bewaldeten kleinen Atlas bei der sehr hoch gelegenen Stadt Medeah vorbei in die schrecklich öde Gegend von Boghar, einem kleinen, befestigten arabischen Städtchen, das hoch auf einer Bergkuppe gelegen ist und seiner vortheilhaften Lage wegen stets algerische Besatzung, daher auch zum Theile europäische Bewohner hat. Südlich davon beginnt die sogenannte kleine Wüste, aus einem Hochplateau bestehend, ärmer an Wasser, daher auch einförmiger und unfruchtbarer als die dreißig Meilen südlicher bei Laghuat beginnende große Wüste. Laghuat selbst ist eine große, herrliche, an Palmen reiche Oase mit einem französischen Hospital. Von dort ging die Reise westwärts weiter durch eine entsetzlich öde, einförmige Gegend mit kahlen Bergen und steinigen Ebenen und nur nothdürftiger Vegetation in die schönen Oasen Tadjmut und Ain-Mahdi, wo Feigen, Aprikosen, Pfirsiche und Mandelbäume in reichlicher Menge vorhanden sind, in neuester Zeit auch Baumwolle mit ausgezeichnetem Erfolge gebaut wird. Der Weg führte dann über eine kahle Gebirgskette des Djebel-Amur aufwärts zur bedeutend hoch gelegenen Oase Reischach, wo zwar keine Datteln und Baumwolle, wohl aber Trauben, Pfirsiche, Feigen und vortreffliche Kartoffeln gedeihen. Bis Tauilah erreicht man eine Höhenlage von 4000 Fuß über der Meeresfläche. Das Thermometer

stieg inmitten September unter Tags immer über 20°; die Nächte waren ordentlich kalt, die intensive Hitze der Juli- und Augustsonne bringt dort noch Feigen und Pfirsiche zur Reife, läßt auch Kartoffeln und Mais als zweite Ernte gewinnen. Dagegen wird aber nur wenig Wein mehr gezogen. Weiter und abwärts behält das Land denselben Charakter bei, ist abwechselnd und vorherrschend öde, dann wieder streckenweise bebaut, daher noch einige Dörfer passirt werden, bis man über Rassul-Arbataschtani bei Abiod-Sidi-Scheich in einer Höhe von ungefähr 2600 Fuß über der Meeresfläche wieder zur großen Wüste gelangt.

Die ganze Route von Laghuat bis Abiod-Sidi beträgt bei vierzig Meilen. Rohlfs hat sie langsam reisend und mit einem Aufenthalte von zwei bis drei Tagen an manchen Orten, vom 12. September bis 5. October 1863 größtentheils zu Fuß zurückgelegt, da ihm das Reiten zu theuer kam. Er ging mit Karawanen, erklärt jedoch, daß er eben so gut allein hätte reisen können, weil die ganze Gegend den Franzosen unterworfen ist. Von Seite der französischen Lokal-Commandanten und Gouverneurs wurde er allenthalben auf das Liebenswürdigste aufgenommen, sein Unternehmen in jeder Weise befördert. Es fehlte ihm nicht an guter Kost, häufig in Fleisch und trefflichen Früchten bestehend.

Von Reischach bis Abiod-Sidi-Scheich ist Rohlfs mit einer Karawane der Uled-Sidi-Scheich gereist. Sie sind der verbreitetste Stamm in diesem Theile der algerischen Wüste. Ihr angestammter Herrscher residirt als echter Wüstensohn bald hier, bald dort in seinem großen Zelt, zuweilen auch in Abiod-Sidi-Scheich, einer kleinen Stadt, der Begräbnißstätte seiner Vorfahren. Der Vater des jetzigen hat sich den Franzosen freiwillig unterworfen und die Baschaga-Würde empfangen. Ihre Zelte sind von Weitem durch drei an der Spitze angebrachte Straußfederbüsche, in der Art, wie man sie auf Wappenhelmen sieht, ausgezeichnet.

Rohlfs hielt sich in Abiod-Sidi-Scheich vom 5. October bis December auf. Es besteht aus zwei größeren und drei kleineren, auf Steinwurfweite von einander liegenden Dörfern, leidet Mangel an Wasser, hat nur einige hundert Palmen und eine flache, steinichte Umgebung, und nach Süden die endlose Ebene der Wüste. Er litt auf dieser Reise und während seines Aufenthaltes in Abiod in Folge der starken Regen und kalten Nächte, welchen wieder sehr heiße Tage folgten, viel an seinem kranken Arme, der noch lange nicht heilte. Seine Bücher brachten ihm den Ruf eines großen Gelehrten oder Thaleb; alle Augenblicke kam Jemand, um ein Amulet geschrieben zu erhalten oder über sein künftiges

Los Etwas zu erfahren u. s. w. Er fand allenthalben sehr gute Aufnahme, aber Fleischkost und selbst Früchte hörten im November für ihn auf; das Wetter war sehr unregelmäßig, wechselte von 8° auf 23° von einem Tage zum andern.

Ueber den dortigen Handel sind zwei seiner Mittheilungen von Interesse. Die eine betrifft eine Karawane aus Gurara nördlich von Tuat, welche unter Anderem auch zwei junge Sklavinnen zum Preise von 300 bis 400 Francs mitbrachte. Sie waren etwa vierzehn Jahre alt, nicht sehr schwarz, hatten angenehme, sanfte Gesichtszüge, sprachen kaum etwas arabisch und schienen sich in ihr Schicksal gefunden zu haben, da sie lachten und scherzten. Die Sklaven werden überhaupt von den Mohamedanern sehr menschlich behandelt und mehr als Mitglieder der Familie denn als Diener angesehen. Die mit einer Sklavin erzeugten Kinder sind ebenso legitim, erb- und nachfolgeberechtigt, wie die mit einer Weißen in der Ehe erzeugten. Weil eben die französische Regierung dieses Verhältniß kennt und anderseits gerne den Handel des Südens herbeiziehen möchte, der jetzt fast ganz nach Tunis, Tripolis und Marokko hinfließt, so drückt sie ein Auge zu, und so findet sich auch in Algerien noch Sklavenhandel. Die zweite Mittheilung Rohlfs' gibt einen Einblick in den dortigen Straußfedernhandel. Die Gebrüder Cohen von Algier, welche seit vielen Jahren diesen Handel betreiben, kauften dort Straußfelle, eines zu 225 Francs, von denen keines unter 500 Francs zu Algier verkauft würde, da jedes außer den zahlreichen kleinen, fünfzig große Federn enthielt, die in Algier und Paris das Stück mit 20—30 Francs bezahlt werden. Da die Strauße dort durch die zügellose Jagd der Araber und namentlich durch das Wegnehmen der Eier bedeutend vermindert sind, kauft dasselbe Handlungshaus, das vor mehreren Jahren jährlich um 60.000 bis 80.000 Francs Felle einhandelte, jetzt jährlich nur für etwa 12 bis 15.000 Francs solche Straußfelle ein, ungeachtet die Preise eines Felles fast dreimal so hoch sind als früher.

Rohlfs war Willens, über Gurara und Tuat nach Timbuktu zu reisen, es fehlten ihm jedoch die Mittel, seine Ausrüstung nur so weit zu vollenden, um die Wüstenreise nicht zu Fuße machen zu müßen. Da bewilligte ihm der Senat von Bremen ein Reisestipendium von 1200 Fr und die geographische Gesellschaft zu London eine Beisteuer von 50 Pfd. Sterling. Gleichzeitig wurde ihm der Weg durch das Innere von Algerien durch das Mißtrauen der Araber, beunruhigende Gerüchte und die Vorboten der bald darauf ausgebrochenen Empörung abgeschnitten. Er ging daher auch geraden Weges nordwärts nach Oran am mittelländischen

Meere, wo er die nöthigen Anschaffungen für seine Reise so gut wie in Algier machen konnte, und faßte den Plan, über Marokko, Tuat und nach Timbuktu zu gehen. Er fuhr daher am 5. Februar von Oran mit dem Dampfer nach Tanger, ging von dort zu Land nach dem ungefähr fünfzehn Meilen südlich gelegenen Uesan. Letztere Route machte nun Rohlfs schon zum dritten Male, wählte aber jedes Mal einen anderen Weg. Diesmal ging er über Arseila am atlantischen Ocean längs der Küste nach dem Hafenplatze Laraisch, dann in südwestlicher Richtung den Fluß Kuß aufwärts nach Lxor, einer Stadt mit 30.000 Einwohnern, dann über den Djebel Ssur-Ssur nach Uesan, wo er am 30. März ankam und bei dem schon erwähnten marokkanischen Hochpriester und Großscherif Sidi el-Hadj-Absolon die freundlichste Aufnahme fand. In Begleitung desselben kam er nach Muley-bu-Slem, westlich von Uesan am atlantischen Meere, dann längs der Küste nach Süden bis Uld-Dauia und von da wieder in nordöstlicher Richtung nach Uesan zurück. Diesem Lande fehlt es zu keiner Zeit an Wasser und Regen, es ist fruchtbarer, cultivirter oder doch bewachsener Boden, nur selten findet sich eine Unterbrechung mit Haiden oder Sandflächen. Bei den Städten sind die üppigsten Gärten, in den Ebenen oft ausgedehnte Waldungen von Korkeichen, einige Stunden lang und zwei bis drei Stunden breit. Die verschiedensten Früchte und Gemüse werden gewonnen, in Arbat und Teheran begann man auch mit Erfolg Baumwolle zu ziehen. Uesan selbst hat eine paradiesische Lage; vor dem Beschauer breitet sich das herrlichste Alpen-Panorama aus, Berge, wie man ähnliche nur in der Schweiz findet. Das Gebirgsland vor Uesan schildert Rohlfs als gut bewässert und Alles hervorbringend, was der Mensch wünschen kann. Wein, Oel, Feigen, Getreide nnd Bohnen bilden die Hauptcultur. Das Gebirgsland westlich zwischen Uesan und Karia-ben-Auda beschreibt Rohlfs als eine Gegend, wie man sich keine herrlichere denken könne, wo jeder Fleck bebaut ist und doch Alles dem Auge wild erscheint, da es keine Hecken, keine Einfriedungen und Mauern gibt, hier Getreide und Bohnen, dort Feigen und Wein mit Oel vermischt und jeder Hügel mit einem Dorfe gekrönt. Ueberall Wasser und die Quellen überall mit zierlichen Ueberwölbungen gegen die Sonne geschützt. In westlicher Richtung weiter gelangt man in ein fruchtbares, überall angebautes, wellenförmiges Land durch einen Wald von Korkeichen nach dem schon oben erwähnten Muley-bu-Slem am atlantischen Meere. Einen ähnlichen Charakter hat auch das Land noch südlich von dieser Stadt und in nordöstlicher Richtung über Karia-el-Abessi zurück zum Gebirgslande von Uesan.

Der Bau der Dörfer dieses Theiles von Marokko ist durchaus gleichförmig. Die Häuser, von Lehm und Steinen aufgeführt, mit Stroh oder Binsen gedeckt, umschließen einen mehr oder minder langen, beinahe zwei Klafter breiten Raum, haben keine Fenster, bloß eine niedrige Thür zum Eingang und für Licht. Ein Reicher hat manchmal drei bis vier solche Häuser, die einen Hof für das Vieh umschließen. Jedes Dorf hat eine Jemma (Moschee) als Gotteshaus und um die Fremden zu bewirthen und zu übernachten. Dort kommen Abends die verheiratheten männlichen Bewohner zusammen, jeder seine Schüssel bei sich, die Gäste essen in Gemeinschaft mit ihnen, die Kinder bekommen die Reste, die Weiber essen für sich zu Hause.

Die herrschende Bevölkerung dieser Gegenden, wie überhaupt von Marokko, sind Berber, im Gebirgslande um Uesan aber durchaus Araber, von denen in Marokko nur der Rhaeb, Beni-Hassen, Andjera und die atlantische Küste bis zur Mündung des l'Wed Tensi bewohnt wird. In den Städten finden sich auch Juden, die vielleicht im Oriente nirgend so verbreitet sind wie in Marokko. Sie sind die Nachkömmlinge der zur Zeit der Zerstörung des Kalifates aus Spanien ausgetriebenen Juden. Dort fand sich aber eine so große Anzahl, wie in keinem anderen europäischen Lande. Sie waren Nachkommen von mehr als 100.000 Familien der Stämme Juda und Benjamin, welche unter Hadrian's Regierung nach Spanien flüchteten, dort in der Folge von den Gothen und Arabern geduldet waren, von den christlichen Spaniern aber nach Eroberung Granada's, 30. März 1492, ganz vertrieben wurden und nach Marokko zogen, wo sie ihre Sitten und Gebräuche, Sprache und Tracht so bewahrten, wie sie zur Zeit der Auswanderung aus Spanien waren, daher auch ihre Gebetbücher spanisch, aber mit hebräischen Lettern geschrieben oder gedruckt sind.

Das Urtheil Rohlfs' über die mohamedanische Bevölkerung Marokko's ist kein günstiges, und übereinstimmend mit dem über die Bewohner Algiers und der Wüstenländer. Rohlfs fand aber an dem Großscherif Sidi-el-Hadj-Abslon einen Freund und den mächtigsten Förderer seiner Unternehmung. Der Großscherif bot ihm das beste Unterkommen in seinem weitläufigen Gebäude, das zugleich mit der Jemma ein ganzes besonderes Stadtviertel bildet, überhäufte ihn mit Aufmerksamkeiten aller Art, wies ihm zwei Diener an und befahl seinem Vetter Sidi-Hamed-ben-Mikki, der Rohlfs' Freund von früher her war, über alle seine Bedürfnisse zu wachen und seine Wünsche zu erfüllen.

Rohlfs hatte den Großscherif auf seiner Rundreise nach Muley-bu-Slem zu begleiten, auf welcher dieser der Bevölkerung seinen Segen ertheilte und reichliche Opfer und Geschenke einhob. Diese Reise war ein förmlicher Festzug. Räucherung mit Weihrauch und wohlriechendem Holze, Besprengen mit Rosenwasser, Theetrinken, Vertilgen von ungeheuren Schüsseln Speisen bildeten den Haupttheil mancher Festlichkeit, bei der es die Etiquette nicht erlaubte, daß gesprochen wurde. An zwei Orten wurden zu Ehren des hohen Anwesenden Wettrennen veranstaltet. In Muley-bu-Slem begleitete ihn die ganze Bewohnerschaft der Umgegend mit Fahnen, fortwährend La-ilaha il Allah (außer Allah kein Gott) singend. Zahlreiche Deputationen kamen an allen Orten, um dem Großscherif Gaben darzubringen, ihn zu begrüßen. Mancher verlangte, daß er seinen Kopf berühre, um Heilung von Krankheiten zu erwirken, eine Frau selbst mit demselben Verlangen, um fruchtbar zu werden, Andere wieder baten um guten Rath und der Großscherif befriedigte Alle.

Als alter Hausfreund hätte Rohlfs nicht nöthig gehabt, bei seiner Ankunft dem Großscherif Geschenke darzubieten, er dachte aber gegen diese, für seine Weiterreise einflußreichste Persönlichkeit nie zu viel Aufmerksamkeit darbringen zu können, überbrachte ihm daher eine sehr hübsche Kaffeemaschine, eine Doppelflinte mit allem Zubehör, mehrere Jahrgänge des „Monde illustré“, da er die „Leipziger illustrirte Zeitung“ in Algier nicht aufbringen konnte; später überließ er ihm noch seine beste Bonsole und seinen sehr hübsch gearbeiteten Revolver, wogegen ihm der Großscherif seinen minder guten zum Gegengeschenk sandte. Auch sein holosterisches Barometer hätte dieser gewünscht und Rohlfs konnte es sich nur retten, indem er sagte, daß es ihm von der Regierung anvertraut sei, und als Rohlfs kurz vor seiner Abreise durch den Consul Bremens in Tanger ein englisches Gewehr sammt Zubehör zugeschickt erhielt und dasselbe unglücklicher Weise durch die Hände Sidi's ging, erübrigte ihm nichts, als seinem Wunsche, es zum Geschenke zu erhalten, zu willfahren, wogegen ihm jener die Doppelflinte wieder zurückgab. Sidi gab aber Rohlfs für seine Reise zwanzig Empfehlungsschreiben nach Tafilet, Tuat, Timmi, Tidikelt und Timbuktu an die einflußreichsten Persönlichkeiten mit, und diesen verdankt Rohlfs, daß er die Reise durch die gefahrvollsten Gegenden des Atlas machte, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wurde, während die Eingebornen der südlich gelegenen großen Oase Tafilet nur in Karawanen von 1000—2000 Personen den Atlas auf derselben Route zu passiren wagen.

Von Uesan brach Rohlfs am 6. Mai mit einer Karawane der Beni-Mgill auf, die ihren Sitz am Nordabhange des großen Atlas haben und nach Uesan gekommen waren, den Segen Sidi's zu holen. Dieser hat ihnen dringendst und bei Verlust des Segens geboten, Rohlfs sicher nach Tafilet oder wenigstens an Muley-ben-Slimen zu liefern. So ging er fort durch das Uesan umgebende Gebirge, in dem zahlreiche von Wein und Oelbäumen umkränzte Dörfer versteckt liegen, kam in eine wellenförmige, fruchtbare, überall aufs Schönste angebaute Ebene, dann über das Gebirge Serone in die Gurr- und Sitz-Ebene. In jenen Ebenen wohnen die Beni-Mtir, Berber, die wenig oder kein Arabisch verstehen, vorwaltend Viehzucht treiben, Nomaden daher, die durchweg in Zelten wohnen. Wie alle Berber, beobachten sie sehr wenig die mohamedanische Religion; sie beten nicht, waschen sich nicht, pilgern selten nach Mekka. Ihre Cultur besteht in Verehrung der Heiligen von Uesan, dessen jedesmaligen Scherif sie ihren Scheich nennen. Um sein Gepäck und die Pferde vor Diebstahl zu sichern, sagte Rohlfs, daß Alles Eigenthum des Scherifs von Uesan sei. Sie küßten die Sachen, befühlten sie, um den Segen daraus zu ziehen. Eine rothseidene Schnur, die der Scherif lange Zeit selbst getragen und die er Rohlfs beim Abschied für seinen Revolver gegeben, war ein beständiger Gegenstand ihrer Verehrung, da sie dieselbe als ihm gehörend gesehen hatten. Sie brachten Kranke, baten um Gottes und des Propheten willen, ihnen zu erlauben die Schnur zu berühren, um den Segen des Scherif daraus ziehen. Ihre Weiber gehen unverschleiert, lieben wie die Männer bunte Kleider, die jedoch bald von Schmutz grau werden.

Südlich von der Sitz-Ebene steigen die steinichten Vorberge des Atlas an. Man gelangt durch einen Paß, der die schönste Uebersicht über die Sitz-Ebene und die Ebene der drei Städte Mickenitz, Serone und Fes bietet, in das eigentliche Gebirge, in die schön bewaldeten Berge der Beni-Mgill. Die Natur dieser Gegenden in einer Höhe von 4380 Fuß bezeichnet Rohlfs als so großartig, daß ihm die Gabe der Schilderung fehlt. Der vorwaltende Baum ist die Lärche mit Stämmen von 9—12 Fuß im Umfange, dann die Steineiche und der Distelbaum; überall Urwald. Dort begrüßten ihn die Alpenröschen, Maiglöckchen, die Butterblumen, daß er sich auf die Alpen der Schweiz und Deutschlands versetzt fühlte.

Die dortigen Bewohner, die Beni-Mgill, sind, wie ihre Nachbarn, äußerst kriegerisch, räuberisch und diebisch. Ihre Sitten sind reiner als die der Araber, es kommen Unzucht, Ehebruch selten vor und doch

haben sie wenig Schamgefühl, da die Weiber einem Wettlaufen der nackten Jugend zusahen, ohne Anstoß daran zu nehmen. So wenig sie die mohamedanische Religion befolgen, sind sie doch Fanatiker gegen die Christen, und Rohlfs konnte nur heimlicher Weise Notizen aufzeichnen. Das Klima ist auf dem Plateau schon so rauh, daß nur Gerste und türkischer Weizen gedeiht, welch Letzterer im Hochsommer gesäet und geerntet wird.

In diesen Gegenden war Rohlfs überall an die Intendanten Sidi's angewiesen, welche alle Jahre Geld und Pilger sammeln, um sie nach Uesan zu bringen. Einer darunter, ein vornehmer und gebildeter Scherif, der die Absicht Rohlfs durchschaute, war edel genug, die Aeltesten des Duar bei seinem Abgehen zusammen zu berufen und ihnen aufs Schärfste zu empfehlen, Rohlfs mit der größten Auszeichnung zu behandeln, da sie sich sonst den Zorn des Scheich Sidi-Abſolon zuziehen würden

Schon am nächsten Tage hatte er Gelegenheit, den Werth dieser Empfehlung zu erfahren, als er durch eine umziehende Duar-Colonne (Dorfgenossenschaft, auch Dorf) in Gefahr für sein Leben gerathen war, wenn nicht glücklicher Weise sein Diener und Leute aus dem vorigen Duar dazu gekommen wären und erklärten, daß er ein Scherif von Uesan sei. Während sie ihn mißhandeln, berauben und tödten wollten, baten sie nun um seinen Segen, küßten seine Kleider und ließen ihn nicht eher ziehen, bis er seine Hände aufhob, um ihnen den Segen des Muley-Abd-Allah, des höchsten Patrons von Uesan, zu erflehen.

Die Karawane ging weiter über den Gebirgszug Tamarakuit, gelangte nach Ueberschreitung des Langszug (O. W.) zu dem herrlichen See Sidi-Ali-Mohamed, der von allen Seiten mit bewaldeten Bergen umgeben und von zahllosen Enten belebt ist, dann auf der Höhe von 6340' durch den Engpaß Megader hinab in die Mulnia-Ebene. Bis zum Paß begleitete sie die Lärche, von da an setzten nur noch die Thuya orientalis, Steineiche und Wachholder alle Wälder zusammen.

Auf dem Südabhange gebrauchte man die Vorsicht, den Duar mit Baumästen gegen die Löwen zu umgeben.

Bisher waren in allen Gebirgszügen Kalksteine und Sandsteine die herrschenden Felsarten; in der Mulnia-Ebene trat der Granit auf und blieb bis zum Gebirge Aiaschin das herrschende Gestein; dort ist wieder Sandstein mit Kalk, Schiefer und Marmorschichten das Grundgestein.

Tisint-el-Riut heißt der Paß, welcher den mit ewigem Schnee bedeckten Aiaschin durchsetzt; dann führt der Weg immer längs des Siß über eine steinichte Hochebene durch den Paß Kaf es Sultan oder Königstein über die kahlen, schroffen, zerrissenen, wüstenartigen Südabhänge des Aiaschingebirges in das schöne Gerstthal mit reizenden Gärten und Getreidebau, wo das Zelt wieder gänzlich aufhört und die Dörfer aus gestampfter Thonerde, mit Stroh und Steinen gemischt, gebaut sind, da bis über Tafilet hinaus nur seßhafte Bewohner sind. Bald stößt man auch auf Palmen, die dann längs des Flußes die vorherrschende Vegetation bilden, aber man erreicht auch bald die Ebene, in der sich nur längs des Flußes noch Culturland fortzieht, während sich weiter davon die unabsehbare Wüste ausdehnt.

Dort ist die Oase Mdaghra; Rohlfs nennt sie eine der glücklichsten, bevölkertsten, reichsten Oasen, die Alles hervorbringt, was der Mensch wünschen kann, bedeckt von Palmen, reich an Oel, Wein, Aprikosen, Pfirsichen, Aepfeln, Pflaumen und anderen Früchten und Getreide. Sie ist vier Stunden lang und hat eine Stunde größte Breite. Als die Bewohner erfuhren, daß Rohlfs von Uesan komme, fanden sich bald zu Hundert und auch die Unheilbarsten mit der Erwartung ein, der Arzt von Uesan müße ihnen Hülfe bringen. Selbst den Teufel mußte er aus einem Hause vertreiben, der fortwährend die Ziegen und Schafe tödtete, und er bewerkstelligte dieß dadurch, daß er einen neuen Fußboden legen ließ, um den von Mist verfaulten zu ersetzen, und einen Koran-Vers über die Thüre schrieb. Herrschend sind in der dortigen Bevölkerung die Augenkrankheiten.

Nach dem Fluß Siß fort gelangt man in die Oase Ertib, wo sich auch 200 Juden-Familien befinden und durch die zahlreichen eingeführten Negerinnen die Bevölkerung jetzt aus eben so viel rothen als weißen Menschen besteht. Ihre Sitten und Tracht sind arabisch. Die Weiber kleiden sich vorzugsweise in einen dunkelblauen Haik, aus grobem Kattun bestehend, der von England aus über Fes eingeführt wird, durchflechten ihr Haar mit vielen Silber- oder Kupferketten, tragen am Arme und den Füßen große silberne oder kupferne Ringe, tätowiren auch häufig das Gesicht und andere Körpertheile, gehen immer unverschleiert. Die Männer und Frauen lieben bunte Trachten, die unverheiratheten jungen Leute tragen einen schweren silbernen Ring im rechten Ohre, der es bisweilen bis zur Schulter herabzieht. Sie sind tapfer, stolz, jedoch diebisch, räuberisch, habsüchtig, ohne Wort und Treue, wie die Araber.

Die ganze Oase zählt über zwanzig Ksors, die beiderseits am l'Ued Siß liegen, welcher sein Bett so tief in diese letzte Hochebene, aus der er

bei Duera heraustritt, eingeschnitten hat, daß man, den Fluß entlang gehend, sich rechts und links von Bergen umgeben wähnt, und doch liegt Aly-bu-Saida, das nördlichste Dorf Ertib's, fast in gleichem Niveau mit Duera. Der wichtigste Ksor ist Ksor-djedide, berühmt wegen der guten, von den dortigen Bewohnern fabricirten Gewehre, und Uled-Aissa, einer der größten Ksors, der über 600 bewaffnete Männer hat. Hier, wie überall unter den marokkanischen Stämmen, zählen die Leute nach ihren Waffen, denn jeder rüstige Mann hat ein Gewehr. Rohlfs rechnet nun auf einen solchen Mann einen Alten, eine Frau und ein Kind, man bekommt so ziemlich annähernd die Zahl der Bevölkerung. Daß man auf einen rüstigen Mann nur drei andere Individuen rechnen darf, findet Rohlfs durch die dortigen Verhältnisse, die Unzulänglichkeit der Nahrung, die schrecklichen Krankheiten und selbst die Polygamie erklärt; denn auch diese, weit entfernt, das Wachsthum der Bevölkerung zu fördern, ist, wie in allen mohamedanischen Ländern zu sehen ist, ein Mittel der Entvölkerung, und die meisten Familienväter, die mehrere Frauen nehmen, erzeugen in der Regel mit ihnen nicht so viel Kinder, als andere mit Einer, und meist sind die hervorgebrachten schwächlich und zeugungsunfähig.

In Uled-Aisa wohnte Rohlfs dem Gottesdienste in der großen Jemma bei und fand ihn dort so wie in den Städten abhalten. Um 1 Uhr begeben sich die Männer in die Jemma — eine Frau betritt nie eine solche — verrichten ein kurzes Gebet und setzen oder kauern sich dann wieder auf die Teppiche oder Matten, die Ankunft des Faki oder Doctors, der die Predigt abliest, erwartend. Nachdem hierauf vom Dache oder Minaret der Muden (Gebetausrufer) dreimal hintereinander das Glaubensbekenntniß abgerufen, das jeder Gläubige mehr oder weniger laut im Barte nachmurmelt, besteigt der Faki mit einem langen Stabe in seiner rechten Hand eine Art Treppe, die neben der Kiblahöhlung, einer gehöhlten, nach Osten zu in jeder Moschee befindlichen, Nische sich befindet und die als Kanzel dient, liest die Predigt, die immer aus denselben Koran-Versen zusammengesetzt ist, ab, und spricht dann ein kurzes Gebet, in welchem er unter Anderem den Segen für den jedesmaligen Herrscher erfleht. Dann folgt noch ein gemeinschaftliches kurzes Gebet, bei dem der Faki vorbetet, und Jeder geht dann seines Weges. Das Ganze dauert eine gute halbe Stunde.

Rohlfs befand sich Anfangs Juni in Ertib. Die Wärme in den Zimmern war 30°—33° C., im Schatten 32°, im Wasser des Flußes 26° bei einem durch vorhergegangenes Gewitter etwas abgekühlten Wetter.

Er fand nur einmal Gelegenheit, das Thermometer außen aufzuhängen, da seine Sachen ohnedieß schon Aufsehen genug erregten. Doch seine ärztliche Praxis und seine Empfehlungen halfen ihm über manchen Argwohn der Bevölkerung hinweg.

Er gelangte dann bei Abuam in die Oase Tafilet, wo er beim Enkel des Sultans Sliman sehr freundliche Aufnahme fand.

Die Natur und Bevölkerung dieser Oase ist unsern Lesern bereits aus der Beschreibung der ersten Reise bekannt. Damals ging Rohlfs in nordöstlicher Richtung über Figig nach Algier, jetzt aber setzte er in südöstlicher Richtung nach Tuat seinen Weg fort.

(Schluß folgt.)

Altslovenische Schicksalsfrauen.

Von Dr V. P.

Im letzten Hefte der dießjährigen Carinthia hat Herr Hermanitz in einem dankenswerthen Aufsatze: „Die Sibyllen der Winden" einen Gegenstand berührt, welcher eine der zartesten Sagengestalten unserer kärntischen Volksüberlieferung betrifft und schon deßhalb unser Interesse länger in Anspruch zu nehmen würdig ist. Eine nochmalige Aufnahme desselben Themas in diesem Blatte mag der Umstand rechtfertigen, daß dort mehr ein historischer Excurs über, als eine Zusammenstellung von den Sagen geboten und damit der natürliche Gang der Untersuchung umgekehrt wurde. Bei dem eminent mythologischen Charakter dieses Sagenkreises kommt es zunächst darauf an, möglichst viele Traditionen aus den verschiedenen Gegenden des Landes zu sammeln und vergleichend nebeneinander zu stellen, damit aus deren einzelnen Zügen sich ein vollständiges Gesammtbild der Gestalt selbst gewinnen lasse. Auf historische Thatsachen in den Sagen zu schürfen, mag für die combinatorische Phantasie allerdings verlockend sein, ist jedoch selten von einem reellen Erfolge begleitet und trägt durch Vermischung verschiedenartiger Gesichtspunkte nur dazu bei, das Verständniß der Sage, welche als Dichtung aufgefaßt werden will, zu trüben.

Im Nachstehenden folgen, anknüpfend an eine übersichtliche Zusammenfassung ihrer Züge, eine Reihe von Sagen, welche mir in Kärnten

über die fragliche Mythengestalt untergekommen sind. Ich habe sie möglichst treu wiederzugeben versucht und sie zum Zwecke eines leichten Ueberblickes nach ihrer örtlichen Verbreitung gruppirt. Der kurze Excurs am Ende soll, soweit es der gegenwärtige Stand der Frage erlaubt, zur Erklärung und Deutung beitragen.

Schicksalsfrauen kennt die kärntisch-slovenische Volksüberlieferung unter verschiedenen Namen, als: žale, žene, žalek (želek) žene, žastitlive žene, auch wohl als bjele žene, svete žene oder sibille. Es sind hehre lichte Gestalten, voll Anmuth und Milde, meist von grünen luftigen Gewändern umflossen. Sie wohnen in Berg und Thal, in Grotten, Höhlen, an Gewässern und der Bauer macht deßhalb auch einen Unterschied zwischen Berg- und Thal-Sybillen. Zaubervoller Gesang läßt sich öfters da vernehmen, wo sie sich aufhalten. In ihren verborgenen Stätten weben sie nun abseits von den Menschen, aber doch mit warmer Theilnahme für deren Geschicke, ein seliges Leben. Sie kennen, was da war und was sein wird und sehen Glück und Unglück voraus. Bei allen wichtigen Vorgängen des menschlichen Lebens greifen sie mit vorsorglichem Walten ein, besonders gerne aber, wenn Jemand geboren wird, heirathet oder stirbt. Sie rathen dem Bauer an, welche Frucht und wann er säen und ernten solle; sie verkünden, ob ein gutes oder ein schlechtes Jahr, gute oder schlechte Witterung eingehen werde. Was sie gerathen haben, muß man befolgen, weil es stets nur von Nutzen ist, während die Vernachlässigung die Huldinnen beleidigt. Ehedem sind sie viel häufiger mit den Menschen im Verkehre gestanden; seitdem diese aber immer schlechter und schlechter geworden, haben sie ihren Verkehr mit ihnen abgebrochen und sich in die Gebirge zurückgezogen. An manchen Orten, heißt es, hat sie der Lärm nächtlicher Musiken, das Pfeifen und Peitschenknallen vertrieben. Wenn sie sich noch irgendwo heutzutage sehen lassen, so ist das selten mehr ein gutes Zeichen.

Ein örtlicher Mittelpunkt dieses Sagenkreises bildet die Gegend nördlich von Völkermarkt gegen die Abhänge der Saualpe hin, zwischen Griffen, Heunburg und Trixen. Es ist das ein uralt heiliger Boden, gewissermaßen die rothe Erde von Kärnten.

Ein Bauer von Waisenberg befand sich einmal in großer Noth, er hatte nicht einmal so viel Brot, um seine Kinder ernähren zu können. In dieser Lage entschloß er sich, die „Bilen" aufzusuchen und sie um Rath und Hülfe zu bitten. Er begab sich auf den „Lamprechtskogel", wo sie in einer großen Höhle ihre Wohnung hatten, die mit einer eisernen Thüre verschlossen war. Als auf sein Klopfen eine Bile an der-

selben erschien, warf er sich vor sie auf die Knie und begann seine Noth zu klagen. Und er that es nicht umsonst, denn die heilige Frau fühlte Mitleid mit dem Armen und sagte zu ihm: „Gehe hin, säe morgen in aller Frühe auf dem Schnee, welcher heute Nacht fallen wird, Bohnen, am nächsten Sonntage aber begib dich zur Kirche auf unserem Berge und was du da vor der Thüre finden wirst, hebe unverzüglich auf und trag' es nach Hause." Freudig kehrte der Bauer zu seiner Familie zurück und erzählte da, was ihm die schöne Bile gesagt habe, und ging denn sogleich ans Werk um deren Rath zu befolgen. In kürzester Zeit erntete er von den Bohnen fünfzigfältige Frucht, beim Kirchlein aber fand er, als er frühen Morgens dahin kam, einen Sack voll Geld, mit dem er sich sogleich aus seiner Bedrängniß heraushalf.

Am Fuße einer Anhöhe bei St. Georgen am Weinberge, da, wo jetzt das Dorf Borolce (Föhrendorf) steht, hatte ehedem ein alter Binder sein niedriges Haus aufgeschlagen. Der war oftmals mit den heiligen Frauen zusammengekommen und hatte Verschiedenes von ihnen gelernt. Alle Samstage mußte der Alte auf den Berg kommen, wo sie wohnten, und die Reife an den Fäßern untersuchen, in denen sie ihre Schätze aufbewahrten. Waren die Reife alt und schadhaft, so mußte er neue aufziehen. Zum Lohne dafür war es ihm auch erlaubt, aus jedem Faße eine Faust voll Zwanziger, nicht mehr und nicht minder, mit sich zu nehmen. Eines Samstags nun, als er wieder dahin ging, kam ihm der Gedanke, anstatt drei, dießmal sechs Fäuste zu nehmen. Wozu brauchen denn auch diese Weiber, dachte er sich, so viel Geld, ich will schon das nächste Mal dafür weniger einstecken. Aber er hatte sich hiebei arg verrechnet Denn als er das andere Mal wieder am Berge erschien, fand er den Eingang in die Höhle nicht mehr. Wohl hörte er die Bilen noch öfters wundervoll singen, aber zu ihnen zu gelangen vermochte er nie wieder.

Auch in dem Felsen, auf welchem das alte Schloß Heunburg stand, hatten diese heiligen Weiber sich aufgehalten. Noch zeigt man ihre Höhlen daselbst. Nachts kamen sie aus jenen heraus und verkündeten den Bauern, was sie für Arbeit anheben oder was sie säen sollten. Einmal rieth einem Heunburger Bauer eine Bile, Saubohnen zu säen, wiewohl der Schnee noch knietief die Erde deckte. Dennoch that der Bauer nach ihrem Geheiß. Als nun der Schnee weggeschmolzen war, fand er die Bohnen hinter dem Ackerzaune liegen, ohne daß sie aufgegangen wären. Nichtsdestoweniger beschloß er abzuwarten; und siehe, als die Zeit um

war, hatte er von ihnen eine Ernte bekommen, wie kein anderes Jahr mehr.

Nördlich von Heunburg in jenem Theile der sich hier abdachenden Saualpe, der zwischen Griffen-Thal und Triren liegt, finden sich an vielen Stellen Spuren ihres Aufenthaltes. Am Lambrechts-Kogel zeigt man die Orte, wo ihr Herd gestanden, die Plätze, wo sie gesessen. Es ist eine geräumige Höhle, dem allgemeinen Glauben nach von unergründlicher Tiefe und durch den Berg reichend. Da, wo jetzt das St. Lamberts-Kirchlein steht, soll ehedem ein Venus-Tempel gestanden sein, den die Leute auf den Rath der Bilen zerstört haben, um an seiner Stätte jenes Kirchlein zu erbauen. — Nicht weit davon sieht man noch die Ueberreste alter Gemäuer in weiter Ausdehnung sich hinziehen: der Volksmund nennt es das „alte Schloß" oder auch **rutarje grad** und bezeichnet dasselbe als Aufenthalt der heiligen Weiber. — Am Berge Deichtan bewohnten sie die riesigen Löcher, welche Einem da durch ihre Tenatorgröße (?) in die Augen fallen. Auch von dieser Stelle ist die obige Sage im Schwunge. Inmitten des Winters kamen die žab zu einem Bauer und hießen ihn Bohnen säen. Anfänglich meinend, er werde von ihnen bloß gefoppt, ächtete er gar nicht weiter auf sie; bald aber vernahm er zum anderen Male ihre Stimme, die rief: „jôan säe, jôan säe"; so daß er es nicht mehr gerathen hielt, länger zu zögern; er ging hin und säete, trotzdem noch tiefer Winter war, gerade unter ihren Felsen seine Bohnen hin. Die Weiber erschienen und lasen dieselben in ihre Schürzen zusammen. Aergerlich darüber entfernte sich der Bauer und gab seine Arbeit für verloren. Mit Beginn des Frühjahrs wollte er nochmals sie erneuern, eine Bile aber widerrieth es ihm, es würden ja, sagte sie ihm, schon die früheren aufgehen. Und wirklich geschah es auch so; der Bauer fand eine vortreffliche Ernte.

Ein anderer reichhaltiger Fundort dieser Sage ist das Zarschengebirge der Sattnitz, welches das Drau-Thal von der Klagenfurter Ebene scheidet. In der Nähe von Stein im Jaun-Thale an der malerischen Skarbin und in Mieger sporadisch auftretend, begegnet sie uns immer häufiger, je weiter wir nach dem oberen Rosen-Thale zurücken, wo sie dann auf dem Gebiete zwischen St. Jacob, Maria Elend und Ludmannsdorf wieder einen wichtigen Mittelpunkt hat.

In der Nähe von Stein im Jaun-Thale gibt es, wie an der Skarbin skale (Höhlen) der Sibyllen. Von ihrem Vorkommen in Maria Rain, Kottmannsdorf und Ludmannsdorf hat Urban Jarnik in Carinthia 1813, Nr. 21, und Th. Hermanitz im letzten

Hefte derselben von diesem Jahre berichtet. — Aus dem Weizelsdorfer Moose zwischen Hollenburg und Feistritz theilte Fritz Pichler in der Zeitschrift „Donau" 1856 eine Sibyllen-Sage mit. Die wilden Weiber, welche hier hauseten, waren gemeiniglich den Menschen nicht gram und verkündeten singend, welche Art Getreide in jeglichem Jahre vorzüglich gedeihen würde. Ihre Wohnsitze lagen entfernt von denen der Menschen. — Ob dem Dorfe Pežnica im Rosen-Thale sind Felsen, genannt Tabor (Schanze, Lager). In diesem Felsen ist eine bewohnbare, ziemlich geräumige Höhle mit einer eisernen Thüre. Nach Mathia Majar's Angaben bei Herman Geschichte Kärntens I. Band, S. 254, wohnten hier die žalik žene. Als die Türken nach Peženeca kamen, waren keine mehr von jenen vorhanden. — Zu St. Jacob im Rosen-Thale soll noch die Thüre zu sehen sein, mit der ehedem eine ihrer Höhlen verschlossen war; jetzt wird sie als Thüre der Sacristei in der dortigen Pfarrkirche verwendet, wie es im Volksmunde heißt. Man erzählt daselbst auch manches Geschichtchen, wie sie mit hübschen Mannsbildern vertraulichen Verkehr pflogen und deren Besuche in ihren Höhlen annahmen. Nur zeigten sie dabei nie ihre Füße her. Ein Bauernbursche, der keck ihr Verbot, nach den Füßen zu fragen, übertrat, bemerkte, daß sie Gänsefüße hatten. Von dem Augenblicke war es aber auch mit seiner Verbindung mit der schönen sibila aus.

Aehnliche Sagen sind in der Gegend um Rosegg und Gottes-Thal im Schwunge.

Zur Erklärung dieses in den einzelnen Sagen variirten Mythus wurde mehrmals schon Anlauf genommen. Bereits Urban Jarnik hat mit dem oben citirten Aufsatze demselben seine Aufmerksamkeit gewidmet, ohne mehr als dessen Oberfläche zu streichen. Auf ihn und Hanusch's slavischen Mythus fußend, erklärte Mathia Majar im Anhange zu Hermann's Geschichte des Herzogthums Kärnten, I. Band, 254. Seite, diese Gestalten für altheidnische Priesterinnen der Slovenen. Etwas ausführlicher behandelten diese Frage Klun in einem Aufsatze: Rojenice, die Schicksalsgöttinnen der Slovenen: Oesterreichische Blätter für Literatur und Kunst 1857, Nr. 47 und 48, und Radics in seinen „Frauen" in der Geschichte und Sage Krains, Laibach 1862, S. 7 und 19. Doch scheinen mir diese beiden letzteren Schriftsteller nicht mit der gehörigen Kritik vorgegangen zu sein, da sie die rojenice und sujenice mit den žale und bile žene zusammenwerfen.

Wie die Sachen dermalen stehen, so scheint mir die Frage vorderhand noch nicht spruchreif. Es wird noch ein weiteres Sagen-Materiale herbeigeschafft werden müssen, um sie endgültig zu lösen. Die Arbeit des Forschers in dem Augenblicke kann sich daher zunächst darauf beschränken, den vorhandenen Stoff zu sichten und die daraus sich ergebenden Thatsachen bestimmt zu formuliren, sowie Verwirrungen fernzuhalten und voreilige Versuche zurückzuweisen.

Ein solches voreiliges Beginnen aber ist es, schon jetzt nach dem dürftigen, vorhandenen Sagenquantum eine Identifizirung dieser Žalozene mit den slovenischen rejenice (sujenice) oder der böhmischen sudičky oder den kroatisch-serbischen vile zu versuchen. Die Vermuthung ihrer Identität mag bei dem Einzelnen einen großen Grad von Lebendigkeit besitzen und vielleicht auch unter dem Gewichte neuer von nachkommenden Sammlungen beigebrachter Sagenzüge zur Wahrheit werden. Vorderhand jedoch läßt sie sich kaum wissenschaftlich rechtfertigen, wenn einem nicht die Lust zu abenteuerlichen Conjecturen höher gilt, als der Drang nach Wahrheit. Das Gewicht der Thatsachen zieht vorderhand nach einer ganz andern Seite hin. Wenn man nämlich erwägt, daß ganz dieselben Sagen wie die oben angeführten in anderen und zwar deutschen Gegenden Kärntens von den „saligen frauen", „weißen" und „wilden frauen," den „bildweißen gözenweibern" und „alfrauen" erzählt werden, welche Namen nur eben so viele Bezeichnungen derselben Gestalt sind, daß einzelne Züge in diesen Sagen vorkommen, welche nur der deutschen Mythe angehören, wie der Aufenthalt in den Höhlen, das Epitheton der Schwanenfüße, die Verbindung mit dem Schicksal, während kein einziger Zug uns begegnet, der spezifisch slavisch wäre, so kann man kaum umhin, in diesen Gestalten nicht die germanischen Wasser- und Schicksalsfrauen zu erblicken, deren Zeichnung in allen Traditionen von dem skandinavischen Norden bis in unsere Alpen herein dieselbe bleibt. Die Thatsache des slavischen Klanges und Charakters ihrer Namen in jenen Sagen, sowie ihres Vorkommens in slavischen Gegenden dagegen als Einwand geltend zu machen, wird keinem Einsichtigen einfallen, der den nationalen Charakter einer Mythengestalt nach innern Wesenheiten, aber nicht nach jenen Zufälligkeiten zu bestimmen gewohnt ist. Bei näherer Besichtigung erweisen sich zubem jene oben angeführten Namen großentheils nur als Uebersetzungen der deutschen Sagennamen.

Man könnte vielleicht noch einwerfen, daß bei stammverwandten Völkern oft gemeinsame Ideen dieselben Gestalten geschaffen hätten und demnach dieselbe mythische Persönlichkeit ebensowohl eine slavische als germanische

sein könne. Die Thatsache ist allerdings richtig und daher auch hier denkbar; allein es gibt trotz der allgemeinen, nur stets die Umrisse betreffenden Aehnlichkeit solcher Gebilde, stets eine Menge kleiner feiner Details, welche die individualisirende Macht des Volksgeistes herausgebildet hat, und an deren Vorhandensein oder Abgang ein geübtes Auge das Walten dieser oder jener Volksindividualität erkennen und die es daher als Kriterien des nationalen Charakters der Sagenstadt selbst verwenden kann. Der Beweis des Daseins specifisch slovenischer Mythenzüge muß erst geliefert werden.

Wir wollen demnach die Frage vorderhand als eine offene behandeln und an unsere Leser slovenischer wie deutscher Abstammung die Bitte richten, im Interesse der nationalen Mythenforschung und Kulturgeschichte den Spuren dieser Sage nachzugehen, damit es an der Hand eines reicheren Materiales einem späteren Forscher gelinge, die Zuständigkeit dieser vorläufig noch heimatlosen Gestalt auszumitteln. Graz, Anfang Juli 1866.

Kleine Mittheilungen.

(Vom Stou.) Als ich unlängst den im Bärenthale bei Windisch-Feistritz liegenden 7200' hohen Stou bestieg, wurde ich durch das Vorkommen einer in unseren südlichen Kalkalpen noch nie beobachteten Pflanze sehr überrascht. Wer je den schroffen Kalkgipfel des Stou vom Bärenthale aus bestiegen hat, und hiezu den Weg über die Struska (Uebergang nach Jauerburg in Krain) benützte, weiß, daß man die Höhe des Weinaschberges auf der Südseite umgeht und erst beim Anlangen an seinem östlichen Abhange wieder der Grat dieses zerrissenen Gebirgszuges betritt, welcher gegen Krain in begrasten und tiefer unten bewaldeten Abhängen zum Savethale, gegen Kärnten jedoch in steilen Felswänden und mächtigen Geröllhalden zum Bärenthale abfällt.

Am obersten Ende nun einer dieser zwischen dem Stou und Weinasch gelegenen Geröllhalde fand ich im obersten Theile derselben ungefähr bei 6300' Höhe den seltenen Ranunculus Seguieri Vill, eine ächte Tyrolerpflanze, welche bisher in Kärnten nur im äußersten Westen im Gebiete der Kreuzkofelgruppe u. z. auf der gemeinschaftlichen Kärntner- und Tirolergrenze, in der Zockalpe ober St. Lorenzen im Lessachthale ganz nahe der pflanzenreichen Kirschbaumeralpe bei 7- bis 8000' gefunden wurde, und auf dem neuen Standorte im Bärenthale unter den ganz gleichen Bodenverhältnissen (feuchter rother Lehmboden) in prächtigen Exemplaren gedeiht und nur in dem von der Tirolerpflanze etwas differirt, daß die Blätter eine stärkere Behaarung tragen und die Blüthen kleiner sind.

Gelegentlich dieser Notiz bemerke ich, daß auf den Abhängen des Stou sehr schön auch Alyssum Wulfenianum wächst, welches wir in Kärnten bisher bloß auf der Alpe Obir fanden, da der Wulfen'sche, von mir mehrmals besuchte Standort am Gerölle des Schlitza-Baches bei Raibl zu Alyssum Kocholii gehört. J. M. v. Jabornegg.

(Sprengöl.) Der jetzige Krieg veranlaßt uns, ein neues Kriegsmittel zu erwähnen. Die Preußen in Böhmen, lesen wir, sprengen die Brücken mit Nitroglycerin. Das neue Kraftmittel, jetzt gewöhnlich als Nobel'sches Sprengöl bezeichnet, hat also auch bei den Mächten des Krieges Anerkennung gefunden. Bei seiner neulichen Einführung in den Handel durch den Fabricanten Nobel hatte man freilich nur die vortrefflichen Dienste hervorzuheben, welche das Sprengöl für die friedlichen Arbeiten des Bergbaues, der Straßen- und Eisenbahnbauten gewähren müßte und sie auch in wachsender Ausdehnung gewährt. Aber der so nützliche Stoff hat sich durch die Erfahrung immer mehr als ein höchst gefährlicher erwiesen; zahlreiche Unglücksfälle, von der Zerstörung der ersten Fabrik in Schweden bis zu der jüngst berichteten Explosion eines ganzen Schiffes im Hafen von Valparaiso, haben gelehrt, daß das Oel unter noch unbekannten Umständen von selbst explodiren kann. Die meisten deutschen Eisenbahnen haben daher das Sprengöl vom Tarif der Frachtgüter ausgeschlossen und diese Maßregel zugleich auf eine andere, bisher für ganz harmlos geltende Waare, die Pikrinsäure, ausgedehnt. Dieses gelbe krystallinische Pulver, dessen Hauptfunction im Gelbfärben von Seide besteht, kann aus einer überraschend großen Anzahl pflanzlicher und thierischer Stoffe durch Kochen mit Salpetersäure erhalten werden Aber eben diese Herkunft, die ihn zu einem Verwandten des Sprengöls stempelt, machte den Stoff nach vielleicht fünfzig Jahren seines Bekanntseins erst verdächtig; man prüfte ihn näher und fand, daß auch er durch Hammerschläge, wiewohl nicht so leicht, zur Explosion gebracht werden kann.

Schien es sonach, als müße das Nitroglycerin, dieses energischste, verhältnißmäßig wohlfeilste und in seiner Anwendung außerordentlich einfache Sprengmittel seiner Gefährlichkeit halber wieder außer Gebrauch gesetzt werden, so hat sich glücklicherweise ein Mittel gefunden, der Gefahr zu begegnen und das Sprengöl dem praktischen Gebrauche zu erhalten. Dem Fabricanten Nobel selbst ist es gelungen, den Stoff in einen Zustand zu versetzen, in dem er alle explosiven Eigenschaften gänzlich verloren hat, aus dem er aber leicht in den früheren activen Zustand zurückversetzt werden kann. Das Nitroglycerin löst sich nämlich sehr leicht in

wasserfreiem Methylalkohol (höchst gereinigtem Holzgeist), und diese Lösung läßt sich auf keine Weise zur Explosion bringen; angezündet verbrennt sie ruhig und ist überhaupt nur in dem Maße wie Spiritus, Terpentinöl 2c. vor Feuer in Acht zu nehmen. Die Lösung bildet somit einen unverfänglichen Artikel für den Transport und die noch so lange Lagerung Um aus ihr das Nitroglycerin mit allen seinen Eigenschaften zum Verbrauche abzuscheiden, ist nichts nöthig als eine Zumischung von Wasser. Hierbei trennen sich die Stoffe und das reine Oel sinkt zu Boden, während der Alkohol sich mit dem Wasser mischt. Da letzterer durch Abdestilliren immer wieder zurückgewonnen werden kann, so involvirt diese Vorbauungsmaßregel eine erhebliche Vertheuerung nicht.

Bei der Gelegenheit möge uns gestattet sein, auf die Entdeckung des Nitroglycerins mit einigen Worten zurückzukommen. Dieselbe wurde in America gemacht zu der Zeit, als die Schießbaumwolle etwas Neues war. Ein Verein deutscher homöopathischer Aerzte stellte sich zur Aufgabe, eine ganze Reihe geeignet erscheinender Stoffe derselben Behandlung wie die Baumwolle zu unterwerfen, d. h. mit starker Salpetersäure zusammenzubringen. So erhielt man aus Glycerin den neuen Stoff, den man Glonoin nannte (nach dem chemischen Zeichen GLO Glycerilorуd und NO_5 Salpetersäure). Bei der Prüfung auf medicinische Wirkung ergab sich bald, daß die kleinste an einer Nadelspitze hängen bleibende Quantität, auf die Zunge gebracht, unerträgliche Kopfschmerzen hervorbringe. Die Herren Homöopathen hatten somit ein willkommenes Beweismittel für Solche, welche an die Wirksamkeit kleinster Arzneigaben nicht glauben mochten. Im vorliegenden Falle wenigstens ist sie zweifellos, aber auch erklärlich, denn in größeren Gaben ist das Nitroglycerin ein schnell tödtendes Gift.

(Ein neuer Lehrsatz.) Daß es auf hohen Bergen kalt und auf den höchsten so kalt ist, daß der Schnee den ganzen Sommer nicht wegschmilzt, ist eine ganz bekannte Thatsache, aus der man indeß nur zu folgern pflegte, daß es in noch größeren Höhen auch noch kälter sein müße. Jetzt hat nun der Engländer Glaisher, bekannt durch seine vielen Luftfahrten im Dienste der Wissenschaft, Beobachtungsresultate vorgelegt, welche im Grunde nichts Anderes als dasselbe Factum, nur in einer anderen Einkleidung enthalten, die demselben ein neues und höheres Interesse zu verleihen geeignet ist. Zwei Thermometer, deren eines mit der Kugel in einer Holzkapsel steht, während die Kugel des anderen frei, aber mit Ruß überzogen ist, zeigen in der Sonne verschiedene Stände: das erstere gibt die jeweilige Lufttemperatur an, das andere dieselbe Temperatur vermehrt mit der von der Sonne direct ausgestrahlten Wärme. Der Ruß-

beschlag dient zur vollständigen Verschluckung dieser letzteren. Diese Differenz der Thermometerstände wird nun nach Glaisher's vielfachen Beobachtungen von Höhe zu Höhe nach einem ganz bestimmten Verhältnisse kleiner und kleiner, so daß sich diejenige Erhebung über die Erde berechnen ließe, wo sie ganz verschwinden würde. Dieß fällt nun wohl ganz mit dem alten Lehrsatze zusammen, daß die Sonnenstrahlen außerhalb unserer Atmosphäre ohne Wärme seien; aber man glaubte und der Anschein spricht dafür, daß das Auftreffen der Sonnenstrahlen auf feste Körper der Zeugungsmoment für die Wärme sei. Nach Glaishers Beobachtungen aber kann sich die Sache wohl auch anders verhalten, und derselbe stellt unbedenklich den neuen Lehrsatz auf: die Bewegung, welche wir strahlende Wärme nennen, kann sich den festen Körpern nur unter Vermittlung eines Gases mittheilen, und die mitgetheilte Quantität hängt von der Dichtheit dieses Gases ab. Sonach hingen die Wärmeverhältnisse eines Planeten nicht oder nicht allein von seiner nähern oder entferntern Stellung zur Sonne, sondern wesentlich mit von der Beschaffenheit seiner Atmosphäre ab; Saturn und Uranus könnten also für Wesen, die wir begreifen würden, ganz ebenso gut bewohnbar sein wie der in den Strahlen der Sonne zunächst gefangene Mercur, sofern nur ihre Atmosphären die entsprechende dichte oder dünne Beschaffenheit hätten. Der Mond dagegen, dem wir auf der jeweiligen Schattenseite eine grimmige Kälte, auf der Tagseite eine Gluthhitze zuzutrauen pflegen, hätte dieser neuen Anschauung zufolge gar keinen Temperaturwechsel, denn es fehlt ihm, so weit unsere Beobachtung reicht, jede Spur einer Atmosphäre, er ist ein Proletarier, der ohne Hemd herumläuft.

Meteorologisches.

Witterung im Juni 1866.

Wenn im Folgenden die Durchschnitte der vorzüglichsten Witterungselemente des vergangenen Juni mit dem normalen Mittel verglichen werden, so sieht man, daß dieser Monat einen ziemlich regelmäßigen Witterungsverlauf hatte. Diese Durchschnitte waren für Klagenfurt folgende: (die eingeschlossenen Zahlen sind die normalen) Luftdruck 320·7 (320·1), Luftwärme 14·7 (14·1), Feuchtigkeit 76 (74), Niederschlag 4·02 Zoll (3·9), Tage mit Gewitter 12 (6). Es war also ein schöner, mäßig warmer, aber sehr gewitterreicher Juni. Das Gewitter am 17. war von heftigem Nordsturm und Schneefall im Gebirge bis 3000' Seehöhe herab, das am 30. begann mit Weststurm und leichtem Hagelfall. Die Wärme stieg am 12. auf 24·2 und fiel am 18. auf 3·0.

Auch an allen übrigen Beobachtungsorten wurden viele Gewitter verzeichnet, viele darunter heftig; in Hausdorf fiel am 14. Hagel, am 30. wieder bei Weststurm, der das schön stehende Getreide niederwarf. In Tiffen war am 25. Hagel beim Gewitter, in Maltein bei dem am 23. In Raibl und St. Peter und am Hochobir fiel am 17. Abends bei Nordwind Schnee. Am 19. war an mehreren Orten Reif, als bei Hausdorf, Maltein, St Peter. Die Wärme erreichte am 12. oder 23. und 24. das Maximum von 20 Graden und darüber, das Minimum fiel auf den 18. jedoch nirgend, auch am Hochobir nicht unter Null, die mittlere Temperatur war am Hochobir 6·6, nach 20jährigem Mittel ist sie 6·2.

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redakteur Dr. Ludwig Jßleib. — Druck von Ferd. v. Kl[illegible]mayr. — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

№ 8. August 1866.

Verstoßen und gestorben.

Aus „Erzählungen meiner Mutter".

Von Ludwig Ißleib.

Du hast ihn also wieder gesehen, deinen ehemaligen Lehrer? Nun, da wirst du dich wohl auch gewundert haben, über sein verändertes Aussehen, der Mann ist alt geworden, nicht wahr? Aber mehr als das — er ist schwach geworden, schwach an Geist, schwach an Willen, schwach an Charakter. Erinnerst du dich seiner noch genau? Welche Entschiedenheit herrschte sonst in seinem Wesen. Sein Geist war scharf, im Urtheil unfehlbar. Sein Wille galt als unumstößlich. Sein Charakter war unbeugsam. Deshalb galt er oft als hochmüthig, eigensinnig, rechthaberisch; allein man konnte ihm nichts Uebles nachreden und konnte ihm daher die Achtung nicht versagen. Er war oft strenge gegen dich, seinen Schüler, und seine Strafen für kleine Unterlassungssünden und Vergehen erschienen mir manchmal ungerecht, jetzt denke ich anders darüber.

Du fragst, was den Menschen so umgewandelt habe? Ein Weib. Du blickst mich fragend an? Nun, so höre, wie das gekommen ist.

Herr Dr. Schwertner ist, wie du weißt, zum zweiten Male verheirathet. Seine erste Frau hast du gekannt, es war ein sanftes, gutes, feingebildetes Wesen, das nach der Geburt des vierten Kindes f.rt und fort kränkelte und nach einigen Jahren steten Leidens starb. Für den Dr. Schwertner war das ein schwerer Schlag, denn nicht nur, daß es seine, mit schwerer Mühe errungene Jugendgeliebte war, sie verstand es auch, sich in alle seine Eigenheiten zu schicken, so daß es keine zufriedenere Ehe geben konnte. War er auch bisweilen heftig und aufbraußend, und kränkte es sie manchmal, sich ungerecht behandelt zu sehen, so dauerte die daraus entstandene Verstimmung selten länger als eine Stunde; sie widersprach nicht, und er sah immer ein, daß er gefehlt, da war denn der Frieden bald wieder hergestellt.

Ueber zehn Jahre nach ihrem Tode blieb Herr Schwertner Witwer, und es schien, als werde er es für sein Leben bleiben. Man war daher nicht wenig erstaunt, als es plötzlich hieß, Adele, die älteste Tochter des reichen Gutsbesitzers Döring, sei seine Braut und die Hochzeit werde in Kürze stattfinden.

So geschah es denn auch.

Adele Döring — du hast sie nicht gekannt, denn ihr Vater hat den Haidehof erst vor einigen Jahren gekauft, sie besaßen früher ein Gut drüben im Hessischen — Adele Döring also zählte damals etwa 24 Jahre, war ziemlich hübsch, galt aber für hochmüthig und unverträglich. Es soll dies der Grund gewesen sein, weshalb sich früher schon einige Verhältnisse, die sie angeknüpft, wieder zerschlagen haben. Das Verhältniß mit Schwertner hat sich leider nicht zerschlagen; man erzählt sich, daß sie als Braut die Güte und Liebenswürdigkeit selbst gewesen sei, so daß Herr Schwertner sich öfter gegen Bekannte ausgesprochen, die Welt habe sich in dem Charakter seiner Adele vollständig getäuscht. Nun, er hat später die Erfahrung gemacht, daß die Welt nicht falsch geurtheilt.

Frau Dr. Schwertner behielt die affectirte Milde und Gutmüthigkeit in der ersten Zeit, in den Flitterwochen, bei, und Herr Schwertner, trotz seiner 45 Jahre noch ein recht stattlicher Mann, schien sich an ihrer Seite immer mehr verjüngen zu wollen. Er führte seine junge Frau in Gesellschaft, machte kleine Reisen mit ihr und war ganz glücklich. Allein so blieb es nicht; der eigentliche Charakter Adelens kam bald genug zum Vorschein.

Das erste Opfer, das sie sich erkor, war die alte Lise. Diese, schon bei den Eltern von Schwertners erster Frau bedienstet, wurde von Schwertner mit einer Art von Pietät behandelt und mehr als mütterliche Freundin, denn als Magd betrachtet. Ihr verdankte er einst, daß er mit seiner geliebten Mathilde im brieflichen Verkehr blieb, ohne welche Vermittlung er vielleicht nie sein Ziel erreicht haben würde. Sie hatte während seiner Witwerschaft das Hauswesen mit seltener Pünktlichkeit und Treue geleitet; sie hatte seine Kinder liebevoll gepflegt und erzogen; ihr war er zu Dank verpflichtet. Die Stellung nun, welche die alte Lise im Hause einnahm, behagte der jungen Gebieterin nicht, und der erste Wermuthtropfen im Wonnebecher der Ehe war für Schwertner, daß er dem mit Entschiedenheit tagtäglich wiederholten Wunsche Adelens, des lieben Friedens halber nachgeben und, nach langer Weigerung allerdings, die alte, treue Person des Dienstes entlassen mußte. Es war zugleich der erste Stoß, den seine Selbstständigkeit, sein Wille, sein Charakter erlitt.

Das zweite Opfer der Herrschsucht und Unverträglichkeit Adelens war Julie, die älteste Tochter Schwertners. Obgleich erst vierzehn Jahre alt, entwickelte dieselbe schon so viel Reize, daß sie die Stiefmutter, die den Dünkel besaß, sich für sehr schön zu halten, offenbar in Schatten stellte. Frau Adele Schwertner merkte das kaum, als sie ihren Mann bestimmte, Julien in eine höhere Töchteranstalt zu geben, um sie dort zur Gouvernante ausbilden zu lassen.

Schwertner weigerte sich lange, denn er hatte eine gegründete Abneigung gegen derlei Töchterschulen, er hielt sie für Friedhöfe des reinen Gemüths und der wahren Weiblichkeit; zudem sah er die Nothwendigkeit nicht ein, Julien zur Gouvernante „verbilden" zu lassen, wie er sagte. „Lieber verheirathe ich sie jung", fügte er oft hinzu, und da Julie von ihrer Mutter ein ganz nettes Vermögen besaß, so hätte sich gewiß auch bald ein Mann für sie gefunden. Aber Frau Adele ließ nicht nach; Schwertner wurde so lange bearbeitet, bis er den Widerstand aufgab und sich von seinem Kinde trennte. Immer tiefer gerieth er in den Abhängigkeitszustand, und als Frau Adele ihm nach einem Jahre mit einem Knaben beschenkte, da wurde ihre Herrschaft eine vollständige. Die Unterjochung geschah wie nach einem ausgearbeiteten Plane; Schritt für Schritt wurde er aus seiner Stellung gedrängt, Tag für Tag mußte er bald in diesem, bald in jenem Falle nachgeben, von seinem Willen lassen und ihren Wünschen und Forderungen folgen und in kürzerer Zeit, als es Jemand gedacht hätte, stand er vollkommen unter dem Pantoffel.

Frau Adele war es sich nicht sobald bewußt, daß sie die alleinige Herrin im Hause sei, als sie auch ihren Launen die Zügel schießen ließ, und der arme Schwertner, wenn er nicht in Allem nachgab, hatte viel zu leiden. Er machte zwar einigemale den Versuch, seine Autorität zur Geltung zu bringen und das Joch abzuschütteln, aber es gelang ihm nicht mehr.

So standen die Dinge nach drei Jahren. Die Kinder Schwertners aus der ersten Ehe wuchsen indessen immer mehr heran und Frau Adele beschäftigte sich mit Plänen, wie sie dieselben nach und nach aus dem Hause schaffen könnte. Mit Julien war es ihr gelungen, dieselbe befand sich seit zwei Jahren in der höheren Töchteranstalt. Aber Johannes, was mit dem anfangen?

Mit diesem Johannes hatte es ein eigenes Bewandtniß. Es war ein hübscher Junge, baumhoch aufgeschossen, blondhaarig, blauäugig, mit etwas Sommersprossen und strotzend von Jugendkraft und Gesundheit. Selbst Frau Adelens Augen ruhten bisweilen mit Wohlgefallen auf der Adonisgestalt des Jünglings, der schon im fünfzehnten Jahre alles Knaben-

hafte abgelegt. Trotzdem war er nicht die Freude seines Vaters, denn so vollkommen ihn die Natur in körperlicher Beziehung ausgestattet, in geistiger hatte sie ihm nahezu Alles versagt. Johannes war, was man Schwachkopf nennt. Seine geistigen Fähigkeiten waren so gering, daß der Plan, ihn studiren zu lassen, vollständig fallen gelassen werden mußte. Er brachte es in der Schule kaum zur Bewältigung der Elementargegenstände. Es ist begreiflich, daß der Gedanke an die Zukunft dieses Kindes für Schwertner kein sehr tröstlicher war. Die Sorge um den armen Jungen, der noch dazu sein Liebling war, machte ihn fast schwermüthig und mag viel dazu beigetragen haben, daß er der Herrschsucht der Frau Adele weniger Widerstand entgegensetzte, als sonst wohl geschehen wäre.

Johannes war, als man seine geringen Geistesfähigkeiten erkannt hatte, von allem Studium entbunden worden. Man ließ ihn in seinem Thun und Treiben gewähren, hoffend, es werde bei ihm einmal der Drang nach irgend einem Lebensberufe entstehen; dann wollte man ihm keinerlei Zwang anthun. Johannes aber dachte nicht daran, er trieb sich sorglos in Stadt und Umgegend umher und fühlte sich gar nicht gekränkt dadurch, daß er „der dumme Hanns" genannt wurde, und die Leute ihn zur Zielscheibe ihres Gespöttes machten.

Eins war merkwürdig an ihm: er konnte ganze Tage lang allein in Wald und Feld herumstreifen, nöthigte ihn aber einmal Unwohlsein das Zimmer zu hüten, so wurde er ganz traurig. Am liebsten kletterte er auf Bergen und Felsen, um Blumen zu pflücken; jede Blume die er sah, rief eine kindische Freude in ihm hervor. Er band Bouquet's und brachte sie den Schwestern, indem er ihnen zugleich erzählte, wo er die Blumen gefunden und wie schön es dort sei, was er Alles gesehen u. s. w. Dr. Schwertner hoffte schon, dieser eigenthümliche Zug zur Natur werde das Nachdenken wecken und den Geist aus seinen Banden erlösen; allein Johannes blieb sich immer gleich. Schade um den hübschen Jungen sagten die Leute, und hörte das Schwertner, so blutete ihm das Herz.

Frau Adele betrachtete Johannes als eine Last, welcher sich zu entledigen, sie alle ihre Sinne anstrengte. Es schien das jedoch unmöglich, denn so oft sie nur die leiseste Anspielung machte, fand sie sofort bei Schwertner den heftigsten Widerstand. Als sie einmal bemerkte, es wäre nur ein Act von Elternliebe und vorsorglicher Klugheit, wenn dem armen Johannes bei Zeiten ein Platz in irgend einer Wohlthätigkeitsanstalt gesichert werde, da fuhr Schwertner fast wüthend auf und sagte, sie solle ihm nie wieder dergleichen hören lassen. Johannes sei sein Kind und wenn dasselbe gänzlich blödsinnig wäre, so würde er es nicht von sich stoßen.

Als Frau Adele erwiderte, das sei ihr auch nicht in den Sinn gekommen, sie habe nur darauf hinweisen wollen, daß man bei Zeiten daran denken müsse, die Zukunft des „armen Johannes" zu sichern, da antwortete er derb: sie solle sich nicht darum kümmern, das wäre seine Sache.

Frau Adele war jedoch nicht so leicht aus dem Felde zu schlagen. Sie kam bei Gelegenheit bald verblümt, bald unverblümt, immer wieder auf das Thema zurück und hatte schon einen bedeutenden Sieg errungen, als Schwertner sich herbeiließ, mit ihr über den Gegenstand zu sprechen.

Johannes ahnte natürlich nicht, daß über sein Schicksal so ernstliche Berathungen gepflogen wurden, er lebte sorglos in den Tag hinein, freilich ein Leben, das sich wenig über das rein Animalische erhob. Dr. Schwertner hatte den Versuch gemacht, ihn bei einem Kunstgärtner in die Lehre zu geben; als Johannes aber die schönsten und theuersten Blumen im Garten abpflückte und zu Bouquets für seine Schwestern verarbeitete, da brachte der Gärtner ihn schnell ins Elternhaus zurück. Ein zweiter Versuch, ihn auf einem nahen Landgute Oekonomie lernen zu lassen, fiel nicht glücklicher aus. Johannes kam plötzlich nach Hause und erklärte, er wolle beim Vater bleiben; dabei blickte er mit seinen blauen Augen den Vater so bittend an, daß dieser ihn weinend in die Arme schloß.

Vor dem Neuthore, dort wo die Gärten an die Felder stoßen, steht ein kleines Haus, das eine Wittwe bewohnt, welche größtentheils von dem Erträgnisse eines Gartens und einiger Aecker lebt. Im Winter beschäftigt sie sich mit Weißnähtereien, in denen besonders ihre Tochter, die Anna Maria, oder wie sie die Mutter selbst abkürzt und wie sie allgemein genannt wurde, die Amri, sehr geschickt ist. Ich selbst habe für deinen Vater dort Hemden machen lassen, die sehr gut gearbeitet waren. Im Sommer sieht man Mutter und Tochter fleißig auf dem Felde und im Garten hantiren, und bleiben die jungen Herren des Städtchens dort öfter stehen um der Amri zuzuschauen und ein paar Worte mit ihr zu plaudern, denn es ist ein sehr liebes Mädchen.

Eines Tages tritt Johannes Schwertner in den Garten zur Amri und erklärt, ihr bei der Arbeit helfen zu wollen. Er war schon öfter zwischen den Gärten herumgeschlichen, hatte lange über den Zaun nach dem Mädchen geblickt, hatte sich aber nicht getraut es anzureden. Amri hatte ihn wohl bemerkt und die Mutter auf ihn aufmerksam gemacht. Die Mutter hatte dann flüchtig hingeschaut und im Tone des Bedauerns gesagt: Schade um den armen Jungen, daß er zu gar nichts ist im Leben.

Dasselbe hatte Amri selbst gedacht. Sie lehnte das Anerbieten des Johannes freundlich lächelnd ab, sagend: „ich denke, ich kanns schon allein richten!“ Der ließ sich aber nicht abweisen, sondern legte sofort Hand an und half, ohne ein Wort weiter zu sagen, bis die Arbeit vollbracht war. Dann grüßte er höflich und ging.

Tags darauf kam er wieder und — Amri und ihre Mutter mußten sich daran gewöhnen, ihn täglich kommen zu sehen. Er half die Beete jäten, trug Wasser zu, um die Pflanzen zu begießen, er gab den schwerbelasteten Aesten der Obstbäume Stützen, kurz er machte sich nützlich, ohne je lästig zu fallen. Am meisten machte er sich in der Nähe Amri's zu schaffen, ihr blieb fast nichts zu thun, denn Johannes arbeitete ihr Alles vor der Hand weg. Allmählich schaute er auch auf und ließ sich in ein Gespräch ein. Es war zwar nicht geistreich was er sagte, aber dumm wars auch nicht. Man hätte es höchstens naiv nennen können. Als er sah, daß man ihn nicht als „dummen Hanns“ betrachtete, wurde er sogar zutraulich und erzählte von seinen Wanderungen über Berg und Thal. Als ihm Amri bemerkte, warum er nicht etwas Ordentliches lerne, antwortete er ganz betroffen: Muß ich denn das? Und als Amri darauf sagte: Nun freilich, vom Spazierengehen kann der Mensch nicht leben! — da wurde er förmlich nachdenklich.

Frau Adele hatte durch die Nachbarn der Mutter Amri's nicht so bald Kunde davon erhalten, daß Johannes täglich in den Garten der Wittwe komme und dort fleißig arbeite, als sie diesen Umstand sich zu Nutzen zu machen wußte. Sie machte Schwertner begreiflich, der Johannes sei nicht so dumm als man glaube, es sei nur Arbeitsscheue, daß er sich so ganz unanstellig zeige. Die Folge war, Johannes wurde zu einem Handwerker in die Lehre gegeben. Acht Tage ohngefähr blieb er dort, dann kam er wieder ins Elternhaus, erklärend, er wollte kein Schlosser werden. Das war selbst Schwertner zu viel; zum ersten Male ließ er sich zur Strenge gegen den armen Jungen verleiten, und drohte, er werde ihn verstoßen.

Diese Sinneswandlung wurde von Frau Adelen sofort ausgebeutet Sie bot alle ihre Beredtsamkeit auf — und sie besaß ein gutes Mundwerk — um Schwertner zu überzeugen, daß es für Johannes das größte Glück sei, wenn er weit vom Vaterhause untergebracht würde.

Schwertner gestand, sie habe in gewisser Beziehung recht. „Aber wohin soll ich ihm denn bringen,“ rief er, „daß er gut aufgehoben wäre? Ich weiß es nicht!“

Da zum ersten Male ließ Frau Adele die Andeutung fallen, sie glaube, ihre Verwandten in Amerika würden ihn schon gut aufnehmen.

Schwertner blickte seine Frau eine Weile starr an, dann sagte er fest: den armen Jungen nach Amerika? Zu wildfremden Menschen? Die ihn sich selbst überlassen würden? Nein, das wäre so gut wie Mord!

Aber Frau Adele hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt, den dummen Hanns — sie nannte ihn lieblos so, wenn Schwertner es nicht hörte — in eine andere Welt zu spediren, und nun hatte Schwertner keine ruhige Stunde mehr. Beim Essen, vor dem Schlafen, während des Spazierengehens, immerfort lag sie ihm in den Ohren; sein Widerstand ward täglich schwächer, und endlich — gab er es zu, daß sie ihren Verwandten schrieb, ob sie geneigt wären, den Johannes bei sich aufzunehmen. Nach einigen Monaten kam die Antwort; sie lautete zustimmend, Und somit war Johannes' Schicksal besiegelt.

Es galt nun, ihm selbst die Mittheilung davon zu machen, Schwertner fühlte nicht die Kraft dazu in sich, er überließ es Frau Adelen. Und der kostete es keine große Ueberwindung. Es war die Krönung ihres Werkes.

Wie Johannes die Nachricht aufgenommen hat? Er hat nichts erwidert, sondern ist fort in die Berge gegangen. Dort wollen ihn Leute haben liegen sehen, stumm in die Wolken schauend. Erst am nächsten Tag kehrte er zurück. Er brachte ein kleines Sträußchen Herbstblumen mit, das er aber nicht seiner Schwester gab, sondern das er, nachdem er ein Stück Brod genossen, wieder mit sich fortnahm.

Amri saß allein im Stübchen und nähte. Ihre Mutter war ausgegangen. Da knarrte leise die Thüre, und als Amri aufblickte, sah sie Johannes hereintreten. Er blieb schüchtern an der Thüre stehen und grüßte halbleise: „Guten Tag, Amri!"

„Schönen Dank, Johannes", antwortete sie, und da er sich seit einigen Tagen nicht hatte sehen lassen, heute auch ungewöhnlich blaß war, so fragte sie ihn theilnehmend, ob er unwohl sei.

„Nein" entgegnete er; aber ich bin gekommen, um mit Dir etwas zu reden."

„So sprich, Johannes," sagte Amri, „komm näher. Da ist ein Stuhl, setz' dich!"

„Ich mag nicht sitzen" erwiderte er. „Ich will stehen, denn ich muß bald ganz fort gehen. Und dann komm' ich nicht wieder."

„Warum denn nicht", fragte Amri

„Meine Mutter schickt mich nach America, das ist weit, sehr weit, da kommt man nicht wieder."

Der Ton, in welchem Johannes das „da kommt man nicht wieder" sagte, war so schmerzlich, so ergreifend, daß dem Mädchen die Thränen in die Augen traten. Sie fragte, um nur etwas zu sagen, denn es war eine peinliche Pause entstanden: „du gehst wohl nicht gerne?"

„Freilich nicht. Es ist hier so schön. Und —

„Nun, was denn und —

„Ich — ich kann's dir nicht sagen. Dir nicht."

„Warum denn mir nicht" fragte Amri.

„Weil — weil du doch nichts thun wirst, um mich hier zu behalten", sagte er traurig.

„Wie kann ich denn das, Johannes? Wenn deine Eltern dich nach America schicken, wie kann ich sie daran verhindern?"

Johannes schwieg, er schien mit einem schweren Entschluß zu ringen; er machte einige Male den Versuch zu sprechen, brachte aber keinen Ton hervor. Endlich platzte er heraus: „Heirath' mich, Amri, dann bleibe ich bei dir und die Mutter darf mich nicht fortschicken."

Dieser Antrag kam so unerwartet, daß Amri zuerst dem Sprecher betroffen in's Gesicht sah, dann aber in ein helles Gelächter ausbrach. Als sie indeß bemerkte, wie dem armen Jungen die dicken Thränen über die Wangen rollten, wie er zitterte, da that es ihr wieder leid, über ihn gelacht zu haben. Sie machte ihm begreiflich, daß es ihr nicht möglich sei, seinen Wunsch zu erfüllen, denn sie sei noch viel zu jung zum heirathen, und wenn sie sich einmal dazu entschlösse, so müßte es —

Sie brach ab, denn sie fürchtete etwas zu sagen, was den Armen kränken könnte, und sie wollte ihn doch nicht wehe thun.

Der aber sagte, und es war, als ob ihn plötzlich ein Geistesblitz durchzuckt hätte: „Nicht wahr, Amri, wenn du heirathest, so darf es kein dummer Hanns sein? Ach, warum bin ich doch so dumm!"

Amri mußte ihr Gesicht wegwenden, denn sie fühlte, daß ihr die Thränen kamen. Das fehlte noch — dachte sie — daß er sich seines Zustandes bewußt würde! Dann wäre er erst beklagenswerth.

„Amri," sagte Johannes, „gib mir einmal deine Hand, Leb' wohl! Ich komm' nicht wieder. Aber ich werd' dich nie vergessen!"

Und nachdem er das Sträußchen Herbstblumen vor ihr auf den Nähtisch gelegt, ging er.

Amri sah ihm durch den Garten nach. Als die Mutter kam, fand sie ihre Tochter mit rothgeweinten Augen. Auf die Frage, was geschehen, erzählte Amri die ganze Abschiedsscene.

Als die Mutter bemerkte, welche innige Theilnahme Amri an dem Schicksale des Johannes verrieth, ward es ihr klar, daß Johannes noch zur rechten Zeit geschieden.

Schwertner begleitete Johannes bis Bremen. Es war für ihn eine unsäglich qualvolle Reise. Mehr als einmal kam ihm der Gedanke umzukehren und den Sohn wieder heimzuführen. Der saß ihm stumm gegenüber und blickte theilnahmslos in die Gegend hinaus. Als schwerste Stunde seines Lebens bezeichnete Schwertner, der mir später einmal die ganze Geschichte erzählte, die Abschiedsstunde auf dem Schiffe. Die Matrosen mußten Johannes den Armen seines Vaters gewaltsam entreißen, so fest umschlungen hielt er ihn.

Als Schwertner zurückkehrte, war er anfangs sehr traurig. Wochenlang sah man ihn nicht; er saß zu Hause in seinem Zimmer und dachte an seinen Sohn. Allmählig jedoch ward der Kummer gelinder. Die Zeit ist eben der beste Tröster.

Frau Adele schaltete und waltete als unbeschränkte Herrin im Hause; Schwertner ließ sie thun und treiben, was sie wollte; er war froh, wenn sie ihn nicht quälte.

So war ungefähr ein Jahr vergangen. Da brachte der Postbote eines Tages ein Paquet. Es war aus America, wie der Poststempel darthat.

Mit einem ängstlichen Gefühle nahm es Schwertner in Empfang und begab sich auf sein Zimmer. Dort öffnete er es.

Als er nach einigen Stunden nicht wieder zum Vorschein kam, ging Frau Adele, die die Neugier plagte, zu ihm.

Was dort geschehen, weiß man nicht; als Schwertner sich wieder öffentlich zeigte, war er, wie du ihn gesehen, gebrochen an Geist und Körper.

Was das Paquet enthalten habe, fragst Du? Schwertner hat mir im Vertrauen einmal mitgetheilt, daß neben andern Schriften das Verdikt einer Todtenbeschau-Jury aus einer Stadt America's darin gewesen sei, in welchem es geheißen, der Johannes Schwertner sei „aus Mangel an genügender Ernährung" gestorben. Er ist also verhungert.

Man kann sich den Schmerz Schwertners denken. Er klagt sich offen selbst an: Ich habe mein Kind in den Tod geschickt; aber mein Weib hat es zu verantworten!

Märchen aus Kärnten.

Mitgetheilt von F. Franzisci.

II. Der verlorne Strähn.

Einmal war eine Bäuerin, die hatte zwei Töchter, eine rechte und eine Stieftochter; ach was hatte die arme Stieftochter zu leiden! Ehe noch die Frau Sonne hinter den Bergen heraufguckte, war sie schon bei der Arbeit, während die rechte Tochter sich noch auf der Ofenbank streckte. Einmal mußte sie Strähne waschen; da fiel ihr ein Strähn aus der Hand und der Bach trug ihn davon. Voll Angst und Kummer eilte sie dem Strähn nach; aber der Bach war schneller als sie und bald war er aus ihren Augen verschwunden. Da stand plötzlich ein Mann vor ihr, der hatte zwei Köpfe; so sehr sie erschrack, so fragte sie doch recht freundlich:

„Mein lieber Vater, habt's kein Strähn g'sehn?".

„Mein liebes Dirndl ich hab' kein Strähn g'sehen" entgegnete dieser. Sie ging nicht weit, da sah sie einen Zweiten, der hatte drei Köpfe, auch diesen fragte sie; aber auch dieser sagte: „Mein liebes Dirndl ich hab' kein Strähn gesehen". So kam sie zu einem vierköpfigen, fünfköpfigen, bis sie endlich zu einem zwölfköpfigen Menschen kam. Alle fragte sie, aber keiner wußte ihr Auskunft zu geben. Da wurde sie sehr traurig; die Nacht brach herein. Zum Glück erblickte sie eine „Keusche" am Bach, da stand ein Weibsbild davor. „Meine liebe Mutter habt's kein Strähn gesehen" rief sie und dieses sagte: „Siehst nicht, daß ich ihn „außerhackel". Darauf bat sie um eine Nachtherberge. „Kannst ja bleiben" sagte das Weibsbild, „was wirst denn nachtmahlen?" „Wenn nur ein Bischen ein „Kaschpale" wär". Da bekam sie Milch und Brod zum Nachtmahl. „Wo willst du schlafen?" „Ein Saunest ist gut für mich." Da konnte sie in einem Federbett schlafen. In der Früh fragte das Weib: „Auf was willst du nach Hause reiten, auf einem Stock oder auf einem Schimmel?" „Ein Stock ist gut für mich". Da konnte sie auf einem Schimmel nach Hause reiten. Und wie sie so auf dem Schimmel durch den Wald ritt, da bellte ein Hündlein:

„Hau, Hau, goldene Frau".

Und wie sie nach Hause kam, da war sie von oben bis unten voll Gold.

Als die rechte Tochter das sah, wollte sie auch Sträh'n waschen, und bat die Mutter, es ihr zu erlauben; sie werde noch viel schöner werden.

Die Mutter hatte nichts dagegen. Da ließ sie mit Fleiß einen Strähn in den Bach fallen und eilte ihm nach. Auch sie kam zu einem zweiköpfigen bis endlich zu einem zwölfköpfigen Menschen. Alle fragte sie, aber keiner wußte ihr Auskunft zu geben. Da kam sie zur „Keusche“ am Bach. Und als sie das Weib, das davor stand, mit groben Worten fragte, ob es keinen Strähn gesehen habe, da entgegnete dasselbe: „Siehst nicht, daß ich ihn außerhackel“. Sie bat um eine Nachtherberge. „Was willst nachtmahlen?“ fragte das Weib. „Milch und Brod“. Da bekam sie ein „Kaschpale“. „Wo willst schlafen?“ „In einem Federbett“. Da mußte sie im Saunest liegen. In der Früh fragte das Weib: „Auf was willst nach Hause reiten?“ „Auf einem Schimmel“. Da mußte sie auf einem Stock nach Hause reiten. Und als sie so durch den Wald ritt, da bellte ein Hündlein: „Hau, Hau, pechige Frau“.

Und wie sie nach Hause kam, war sie von oben bis unten voll Pech.

III. Der wilde Mann.

Zwei Knaben gingen einmal in den Wald hinaus und wie sie so im „G'staudach“ lagen und „Roapper“ klaubten, sahen sie von weiten einen ungeheuer großen Mann, von sehr wildem Aussehen auf sie herkommen. Sie machten sich wohl eiligst auf und davon; aber der wilde Mann war schneller als sie. „Ich hab' Appetit“ rief er, machte einen tiefen Athemzug, zog sie mit seinem „Athem“ an sich und verschluckte sie. — Nach einer Weile nießte der wilde Mann gewaltig, daß bei jedem Nasenloch ein Knabe wieder heraus flog. Als sie sich vom Schrecken erholt hatten, liefen sie, was sie konnten, nach Hause.

Im Walde haben sie sich seitdem nicht mehr blicken lassen.

Romanzen.

I.

Der Herzog von Urbino

Der Herr von Urbino erlag im Streit,
Er mußte die Stadt der Pracht,
Den Stammsitz der Ahnen aus uralter Zeit
Ueberlassen dem Feind', der ihm lacht.

Auf den Söller steigt, da der Abend sinkt,
Der Herzog zur letzten Schau,
Von Palästen und Thürmen glänzt es und blinkt
Bis hinan zu der Berge Blau.

Doch als er hinausritt, war's finstere Nacht,
Und er ritt ein schwarzes Roß,
Sein Leib war gehüllt in schwarze Tracht,
Er ritt ohne Herold und Troß.

Vermauert ward hinter ihm das Thor
Mit Quadersteinen und Kitt:
Da trete kein glücklicher Fuß mehr hervor,
Wo der Herzog von hinnen ritt!

Verflucht sei, wer hier noch eingeht und aus,
Ihm folge der Tod im Genick!
Drauf sprengte der Herzog ins Dunkel hinaus,
Und schaute nicht mehr zurück.

II.

Deutscher Brauch.

Zwischen Zürch und zwischen Straßburg
Ward ein schöner Bund geschlossen:
War die eine Stadt bedrängt,
Half die and're den Genossen.

Straßburg kam, stieß Zürch in's Horn,
Rhein herauf in raschem Ritte;
Aber wenn dann Straßburg rief,
Gab's in Zürch gar schöne Sitte:

Während sich die Männer rüsten,
Hob der Frauen Hand beiseiten
Auf das Feuer einen Kessel,
Guten Brei drin zu bereiten;

Und sie rührten und sie kochten,
Siedend kam er noch zu Schiffe,
Und hinab ging's See und Fluß
Rasch vorbei an Bank und Riffe.

Ruder griffen, Segel schwellten,
Daß zu spät nicht kam die Hilfe,
Warm sein mußte noch der Brei,
Hielten sie in Straßburg's Schilfe.

Deutscher Michel, kannst noch eilen,
Kannst du solchen Brei noch kochen?
Ach, der Feind versalzt ihn dir,
Und wer ißt den Quark nach Wochen!

III.

Roland's Horn.

Es lag zu Tod getroffen
Roland, der edle Held,
Die Wunden standen offen,
Sein Blut floß über's Feld.

Er hatte Leben und Siegen
Verloren mit einem Schlag,
Doch soll sein Banner noch fliegen,
Ob er auch unterlag.

Da griff er nach seiner Hüfte,
Er stieß ins goldne Horn,
Es schmetterte durch die Lüfte
Sein Ruf in Schmerz und Zorn,

Es klang wie letztes Grüßen,
Es klang wie: Gute Nacht!
Wie Schwertklang zwischen Küssen,
Wie Abschied in blutiger Schlacht.

Es hört' es mancher Genosse,
Versprengt in Wald und Moor,
Es wiherten wild die Rosse,
Und spitzten das kluge Ohr.

Und die er liebte, lauschte
Und sann den Tönen nach,
Wie's durch die Lüfte rauschte:
Ob nicht sein Herze brach?

Selbst die im Kampf gefallen,
Erhoben sich im Gefild,
Auftaumelten die Vasallen
Und griffen nach Speer und Schild.

Wie gespenstige Schwerter sauste
Und klang's in Nebel und Nacht,
Hoch in den Wolken brauste
Noch einmal die Geisterschlacht.

Sie stürmen auf mächtigen Schwingen
Vorwärts in frischem Drang,
Die Geister kämpfen und ringen,
So lang sein Horn erklang.

Tschabuschnigg.

Das Stein-, das Bronze- und das Eisenalter der Archäologie.

„Unser Wissen ist Stückwerk und was heute für wahr gilt, kann morgen schon umgestoßen sein", heißt es in der „Carinthia" in ihrem 6. Hefte. Zugegeben; denn der Ausspruch, nicht mehr neu, ist ebenso richtig, als er Zügel ist für den unberechtigten Stolz des Staubgebornen, darf aber deßwegen selbstverständlich kein Hinderniß sein, die Forschungen auf allen Gebieten des menschlichen Wissens so weit als möglich auszudehnen und die dem Menschen verliehenen Geisteskräfte bis zum Aeußersten auszubeuten. Die erworbenen Kenntnisse und Anschauungen klären sich dann im Verlaufe der Zeiten immer mehr und mehr, und der Gewissenhafte und Gebildete, eines Besseren belehrt, gibt dann gerne so manchen wissenschaftlichen Irrthum auf, von dem er früher befangen war.

Dies Letztere findet unter Anderem auch seine Anwendung auf die allgemein bekannte und angenommene Eintheilung des grauen Alterthums in unserem Welttheile in eine Stein-, Bronze- und Eisenperiode. Tausende von Fachgelehrten und Laien, welche an diesem interessanten Gegenstande lebhaft Antheil nahmen, waren von der Vortrefflichkeit dieser Doctrin genügend überzeugt und dennoch stellt es sich jetzt immer deutlicher heraus, daß diese Eintheilung in manchen Punkten völlig unhaltbar, mithin auch anders zu formuliren sei. Zur Erhärtung des Gesagten diene nachstehender, von einem gewissen Herrn F. Maurer in den „Ergänzungsblättern" H. 10 niedergelegte und hier reproduzirte Artikel. —

„Das Stein-, das Bronze- und das Eisenalter der Archäologie. — Im Jahre 1845 stellte der Konferenzrath Thomsen, Director des Museums für nordische Alterthümer in Kopenhagen, folgende Theorie auf: „„Die sogenannte vorgeschichtliche Zeit des europäischen Nordens zerfällt in drei scharf von einander geschiedene Perioden, nämlich in die Steinzeit als älteste, in die Bronzezeit als hierauf folgende und in die Eisenzeit als jüngste, welch' letztere dann vom Mittelalter abgelöst wurde und in sich wieder in eine erste und zweite Abtheilung zerfiel. Alle Gegenstände aus jenen Zeitaltern, soweit sie nicht nachweislich ost- oder weströmischen, oder arabischen Ursprungs seien, sind in den Ländern angefertigt worden, woselbst sie gefunden worden, gleichviel, ob sie auf oder in der Erde, in Morästen oder im Wasser liegen"".

Als besondere Kennzeichen jeder Periode wurde Folgendes angegeben: 1. Für die Steinzeit. In dieser Zeit kannten die Menschen nur Waffen und Geräthe von Steinen, Hirschgeweih, Horn und Holz; die Gefäße waren aus gebranntem, selten aus ungebranntem Thon; zum Schmuck dienten Knochenstücke, durchbohrte Thierzähne, verarbeiteter Bernstein und gebrannter Thon. Metall kannte man gar nicht, oder verstand zum Mindesten nicht dessen Verarbeitung, künstliche Kleidungsstücke ebensowenig und auch keine Schriftzeichen. Es war damals die Menschheit auf der niedersten Stufe der Cultur und noch der jüngsten Kindheit sehr nahe. — 2. Die Bronzezeit springt plötzlich mit jäher Abwechslung dazwischen und bringt eine Metallcultur von so wunderbarer technischer Vollendung und künstlerischer Schönheit, daß ihre Hinterlassenschaft theilweise heutigen Tages noch als Muster dienen könnte. Erz oder Bronze (d. h. eine Mischung aus 90 Theilen Kupfer und 10 Theilen Zinn, oder auch 10 Theilen Zink und Zinn) ist nunmehr das Material, aus den Waffen aller Art, Werkzeuge, Geräthe, Panzer, musikalische Geräthe, Schmuck und Gefäße gemacht werden; daneben kommt Gold massenhaft zu Schmucksachen und Gefäßen verarbeitet vor, aber durchaus kein Eisen oder Silber und ebenso wenig Glas, auch ist noch immer keine Spur von Inschriften oder Münzen zu entdecken, obwohl alle sonstigen Hinterlassenschaften einen großen und allgemeinen Fortschritt bekunden, wie z. B. einfache und gemusterte Gewebe aus Pflanzen- und Wollenfaßern, Ueberreste von Schiffen und Booten, Baumsärge ꝛc. Bernstein fehlt dieser Periode, und was den zu Waffen verarbeiteten Stein betrifft, so ist dieser äußerst selten, doch sind die wenigen gefundenen Streitäxte aus Stein von solcher Vollkommenheit der Arbeit und Schönheit der Form, daß sie sich in diesen beiden Hinsichten den bronzenen an die Seite stellen können, dahingegen sind die

irdenen Gefäße dieser Periode merkwürdig roh und geschmacklos gearbeitet.
3. Die Eisenzeit. Sie tritt ebenfalls sprungweise herein und bringt zuerst das Metall, nach welchem sie den Namen hat, nämlich das Eisen. Aus Eisen sind fortan alle Waffen und, mit geringer Ausnahme, auch alle Werkzeuge gefertigt; Bronze oder Messing wird zu Gefäßen der mannigfaltigsten Art, zu Panzertheilen, Sporen, Beschlägen, Schüsseln, Scheeren, Pferdegebissen 2c. 2c. verwendet. Silber tritt nun auf, theils als Damascirung von Waffen, Einlage von Gold-Zusatz zum Letzteren (welche Komposition Electrum genannt wird), oder als selbstständiges Schmuckstück, und dann oftmals mit Niell (schwarzem Schmelz) ausgelegt, während Gold mitunter Granaten, Carneole oder andere Edelsteine einfaßt. Gleichzeitig mit den neuen Metallen Eisen und Silber erscheint Glas, und zwar gemeines, grünliches oder feines und ziemlich weißes. In der Form sind beide Glasmischungen bald sehr geschmackvoll, bald sehr unansehnlich dargestellt. Münzen und Inschriften treten nun ebenfalls auf, neben Resten von Flachs- und Wollenwebstoffen oder bearbeitetem Holze. Für die erste Abtheilung des Eisenalters sind charakteristisch: west- und oströmische Münzen, Runeninschriften mit deutschen oder angeblich angelsächsischen Charakteren, Sachen mit römischen Fabrikstempeln, gothischen Namen oder griechischen Buchstaben, Antiken, nachweislich römischen Ursprungs, z. B. Schwerter, Vasen, Eimer, Kasserolen, Glasbecher, oder unverkennbar byzantinischen Gepräges, wie Berloques, Busennadeln, Metallspiegel, Spangen 2c. — Der zweiten Abtheilung hingegen sind eigenthümlich: Münzen oströmischen, persischen, deutschen, angelsächsischen, ungarischen und slavischen Ursprungs, so wie die sogenannten kufischen oder arabischen Münzen (des Khalifots, Bokhara's) und deren Nachahmungen. Ferner die Brakteaten oder gehenkelten Münzen, die man entweder aus den vorher aufgeführten Werthzeichen durch Anlöthen eines Henkels bildete, oder eigens in durchaus barbarischer Manier einseitig, mit sehr rohen Figuren oder unlösbaren Buchstaben, respective Runen, prägte. Im Uebrigen hat sich im Norden, d. h. in Schweden, Dänemark und Norwegen, das nordische Runenalphabet schon durchgebildet. Die Schmucksachen und Zierrathe sind byzantinisch, kufisch oder barbarisch (deutsch, angelsächsisch oder auch wohl nordisch). Gefäße aus gebranntem oder ungebranntem Thon, sehr roh bearbeitet, sind häufig.

Als Grundlage dieser Dreitheilung der vorgeschichtlichen Zeit benützte man die heidnischen Gräber, die sich besonders im Norden sehr häufig finden. Zu den Gräbern der Steinzeit rechnet man demnach die in Frankreich Dolmen, in England gewöhnlich Cromlech oder auch Druidensteine,

in Schweden Kisterör, in Dänemark Dysser und Jettestuer (Riesenstuben), in Deutschland Bilzenbetten, Opfersteine oder schlechtweg Hünengräber genannten Beerdigungsstätten. Die Beschaffenheit dieser uralten Gräber ist der Hauptsache nach folgende: Auf einer mäßigen Erdaufschüttung, die von einem Steinkreise eingefaßt ist, liegen 3 oder 4 große Steine und auf diesen ruht ein größerer Deckstein; unter diesen Felsblöcken — denn solche sind es, da der Deckstein oft 16 bis 20 Fuß lang, 6—8 Fuß breit und 3—5 Fuß dick ist — befindet sich in der Aufschüttung die Todtenkammer, welche meist aus flachen, unbehauenen oder behauenen Steinplatten gebildet und 2—4 Fuß hoch ist; in dieser Kammer liegt oder sitzt der unverbrannte Leichnam, umgeben von verschiedenerlei Waffen aus Stein und Knochen, Thongefäßen, Bernsteinschmuck rc; selten gehört Metall zu seiner Hinterlassenschaft. Die Seiten- und Decksteine der Kammer sind bisweilen mit eingehauenen oder eingeschliffenen rohen Ornamenten verziert, zunächst über diese Platten sind dann Geröllsteine geschüttet und hierüber Erde, welche dann die kolossalen Blöcke trägt. Abweichend von den vorbeschriebenen sind die Riesenstuben, die man in Deutschland mitunter schlechthin zu den weiter unten beschriebenen Kegelgräbern rechnet. Die Riesenstuben haben einfache und auch doppelte Steinkammern zur ebenen Erde. Diese Kammern sind wie bei den vorigen, nur gewöhnlich etwas länger, nämlich 6—10 Fuß lang und etwa ein Viertel so breit; zu ihnen führt ein einfacher oder ein paralleler Doppelgang von mitunter 15—20 Fuß Länge, 4 Fuß Höhe und 2—4 Fuß Breite, gleichfalls aus Steinplatten gesetzt. Ueber Gang und Kammern ist dann ein Kies- oder Sandhügel geschüttet, von oftmals 15 bis 20 Fuß Höhe und 30 Fuß Durchmesser an der Grundfläche. Der Inhalt dieser Riesenstuben- oder Kegelgräber ist gewöhnlich derselbe wie jener der Dolmen, Bülzenbetten rc. genannten Gräber. Uebrigens nennt man in Schweden die sogenannten Riesenstuben Arthög oder auch Kummel. — Bülzenbetten und Kegelgräber, welche unterscheidende Bezeichnungen für Deutschland am passendsten wären, findet man nicht in Norwegen und auch nicht im nördlichen Schweden, sonst aber in den meisten Küstenländern Europa's, längs der Flüße, Ströme und Bäche; massenhaft auf Rügen, in Holstein, sowie Mecklenburg, Hannover, Oldenburg, Pommern, in der Bretagne, in Wales und Irland, sowie im gebirgigen Süddeutschland; außerdem aber, wie neuerdings nochmals bestätigt, in erstaunlicher Menge in Algerien und Marokko, wie überhaupt in den Küstenländern Nordafrika's bis an Aegypten heran. Europa würde noch heutigen Tages von diesen und ähnlichen Vorzeitgräbern förmlich übersäet sein, wenn

nicht die Cultur seit vielen Jahrhunderten, respective Jahrtausenden darunter aufgeräumt hätte, um Ackerland und Baumaterial zu gewinnen.

Soll im Steinalter das Beisetzen der Leichen im unverbrannten Zustande Sitte gewesen sein, so wird dem Bronzealter als besonders charakteristisch die Todtenverbrennung zugeschrieben und als Begräbnißweise die Aufschüttung von kegelförmigen Hügeln über einer Todtenkammer mit der darin befindlichen Aschenurne, welche entweder bloß verbrannte Gebeine, oder auch einen Theil des Nachlasses des Todten enthielt, aus den Metallen und sonstigen Stoffen bestehend, welche dem Bronzealter eigenthümlich sein sollten. Oft lagen diese Sachen auch neben oder auf der Urne. — Sehr bald sahen sich jedoch die Urheber und Anhänger der dänischen Theorie genöthigt, einzuräumen, daß die Todtenverbrennung nicht die ausschließliche Bestattungsweise im sogenannten Bronzealter gewesen sein könne, denn man fand viele unverbrannte Leichname in ausgehöhlten Eichenstämmen, aber mit all' den Beigaben der Bronzezeit. Sonderbarer Weise wollte man nun einen Uebergang von einer Periode zur andern behaupten, obwohl dies dem einmal aufgestellten System schroff widersprach, deshalb erklärte man die unverbrannten Leichen für die ältesten der Bronzezeit und rückte diese, sowie die vorhergehende Steinzeit noch viel weiter in das graue Alterthum zurück, schrieb auch die vollkommensten Steinwaffen als Reste des Uebergangsstadiums der ältesten Bronzezeit zu. Als einer der hauptsächlichsten Beweise für die angegebene Reihenfolge von Bronze auf Stein diente übrigens dem Conferenzrath Thomsen das gelegentliche Vorkommen einer Todtenurne mit Bronzesachen oberhalb in einem Todtenhügel über einem darunter befindlichen Grabe der Steinzeit. Die Kegelgräber nennt man in Dänemark kurzweg Gravhöi, in Schweden Aethög oder Kummel (mitunter auch Bredarör), in England Tumulus, in den keltischen Theilen Großbrittaniens Caira, in Frankreich Tumulus, in Rußland nennt man sie öfters Mongolengräber, sonst bezeichnen sie die Slaven im Allgemeinen als „Heidengräber". Der Fundort dieser uralten Grabstätten ist noch verbreiteter als jener der sogenannten Steinzeit, denn man findet sie auch vom kaspischen und schwarzen Meere bis hinauf zur Ostsee und zu dem weißen Meere.

Die ältesten Gräber aus der Eisenzeit (sogenannten ersten Abtheilung) enthalten meistens unverbrannte Leichen, aber im Allgemeinen nicht in künstlich aufgeführten Hügeln, sondern häufiger in natürlichen Bodenerhöhungen, in Sand- und Kiesaufschwemmungen und dann gewöhnlich eine Anzahl Leichen bei einander. Die Gräber aus der neuern oder zweiten Abtheilung der Eisenzeit sind entweder große, oft kolossale, künstlich

aufgeschüttete Hügel über einer aus Eichenbohlen gesetzten Todtenkammer mit unverbranntem Leichnam (oft in Gesellschaft eines Pferdegerippes) oder es sind kleine Hügelchen, in denen unter einer entsprechend kleinen Steinwölbung eine oder einige Aschenurnen stehen, welche verbrannte Menschenüberreste enthalten, und auf oder bei denen häufig ein zerbrochenes oder im Feuer zusammengebogenes Schwert liegt.

Hinsichtlich der Entlegenheit dieser drei Hauptzeiträume von einander und von unserer Zeit nahm man anfangs an, daß das Eisenalter im Norden etwa 400 n. Ch. vollständig in Kraft getreten sei, später, in Folge von römischen Münzenfunden aus der Zeit von 100—200 n. Ch., in Gesellschaft von Eisenwaffen, nahm man an, das Jahr 200 n. Ch. sei der Eintrittspunkt des Eisenalters. Was jedoch das Bronzealter betraf, da erklärte man unumwunden, dies könne nicht früher denn 7—8000 Jahre v. Ch. begonnen haben. Mit diesen ungeheuren Zahlen noch nicht zufrieden, stellte der Professor Worsaan in Kopenhagen schließlich folgende Theorie auf: Es gab in Dänemark eine Zeit, da das Land von Fichtenwäldern bedeckt war und der jetzt in Dänemark nicht mehr heimische Auerhahn dort lebte; dann folgte die Zeit des Eichenwuchses und hierauf die der Buche, welche gegenwärtig noch währt. Da nun der als Zoolog bekannte Professor Steenstrup einstmals einen Feuersteinkeil unter einem Fichtenstamme gefunden haben soll und besagter Fichtenstamm in einem Torfloche lag, in dem weiter nach oben Eichen- und ganz oben Buchenstämme lagen, so folgt daraus, daß die Steinzeit einer vorsündfluthlichen oder gleich nach dieser folgenden Periode angehörte, und dem entsprechend muß das Bronzealter, welches in die „Eichenzeit" fällt, ebenfalls in unbestimmbare Ferne zurückgerückt werden. Als Nebenbeweis galt das Vorkommen von Auerhahnknochen in den sogenannten Scaldyngern oder Kjökkenmöddiger (Schalenhaufen oder Küchenabfälle) Jütlands, dann hieß es, der Auerhahn lebte von den Knospen der Fichtenzweige, deren Bäume zu jener Zeit in Dänemark grünten, da die Auster noch an den Küsten Jütlands heimisch war und ihre weggeworfenen Schalen die Scaldynger bilden halfen, unter denen wir heute Steinwaffen und irdene Topfreste finden!

Die dänische Theorie von den drei Zeitaltern fand reißend schnellen Eingang bei den Britten, Franzosen, Slaven, Schweizern und einem Theile der Deutschen, die sich beeilten, ihre Museen nach der in Kopenhagen beliebten Weise einzurichten, von dorther Instruktionen und Orakelsprüche zu holen und dahin ihre Entdeckungen zu melden. Von Kopenhagen hingegen wurden alljährlich liebenswürdige Männer in alle Welt gesendet, um die thomsen-worsaan'sche Theorie weiter zu verbreiten, den strengen Glauben

an dieselbe zu controliren, die Widerstrebenden mit Hilfe der Presse und mündlicher Auslassungen anzugreifen, kurzum in jeder Weise eine Art wissenschaftlicher Dictatur zu handhaben. Die Hauptstütze für die Herren Bekehrer war übrigens ihr unvergleichliches Museum in Kopenhagen, verbunden mit ihrem liebenswürdigen Benehmen gegen das gewöhnliche Publikum, wogegen der bekannte Gelehrten-Hochmuth deutscher Archäologen (vorbehaltlich rühmlicher Ausnahmen) grell abstach. Es ist nämlich zu beachten, daß das Kopenhagener Museum für nordische Alterthümer an Pracht, Reichhaltigkeit und Seltenheit des Inhaltes ohne Gleichen dasteht, und daß seine hohen und niederen Aufsichtsbeamten darin wetteifern, jeden Besucher ohne Ansehen des Kleides oder Titels durch Erklärung der Antiken, durch Hinweis auf Seltenheiten und durch Zuvorkommenheiten aller Art zur dänischen Theorie hinüber zu ziehen; sogar auf die besuchenden Damen wird diese Proselitenmacherei in galantester Weise ausgedehnt.

Die von den Dänen aufgestellte Theorie und ihre ganze Art und Weise der Behandlung der Archäologie ist hervorgegangen aus politischen Bestrebungen. Alles hatte nur den Zweck, dem alten Dänemark eine uralte klassische Metallkultur zuzuschreiben, und das moderne Dänemark zum Brennpunkte der Archäologie zu machen. Hiedurch wollte man die Sympathien des ganzen gebildeten und gelehrten Europa's gewinnen und gewann sie auch — sehr zum Schaden Schleswig-Holsteins und Deutschlands in der bekannten, nunmehr trotz alledem gelösten Frage. Der politische Nutzen, welchen die dänischen Archäologen erzielten, mußte von der Wissenschaft theuer bezahlt werden, denn ohne die Aufstellung jener von vornherein unhaltbaren Thomsen'schen Theorie wären wir sicherlich in richtiger Erkenntniß der sogenannten vorhistorischen Zeit des nördlichen und mittleren Europa's viel weiter gekommen. Leider griffen auch die Dänen zu den verwerflichsten Mitteln, um ihr archäologisches System, um diesen spanischen Stiefel der Alterthumswissenschaft aufrecht zu erhalten. So ist es ihnen aus ihren eigenen, früher veröffentlichten Bulletins nachgewiesen worden, daß sie nachträglich zusammengehörige Funde auseinanderrissen, um sie in Gegenstände des Stein-, des Bronze- und des Eisenalters aufzulösen dem entsprechend zu rangiren. Es kommen hierbei die wunderlichsten Geschichten vor, so z. B. legte man die sogenannten Probirsteine in die Abtheilung der Steinzeit, obgleich diese zierlich geschnitzten Schiefersteine augenscheinlich nur zur Metallprobe gedient haben können, und, als diesem Zwecke entsprechend, von Thomson früher selbst dargestellt wurden. Andererseits verlegte man die sogenannten weberschifförmigen Steine, die vermuthlich Wetzsteine waren, von der Stein- in die Eisen-

zeit, nachdem man ein Exemplar mit Spuren von Eisenrost gefunden hatte. Gegenstände aus Bronze wanderten in die Eisenzeit, sobald man einen eisernen Niet oder sonst wie die geringste Spur von Eisen an ihnen entdeckte, gleichviel ob ihre Form auf etruskischen oder orientalischen Ursprung hinwies. Selbst die Eintheilung der Gräber ist gänzlich unhaltbar, denn es ist durch nichts bewiesen, daß während eines gewissen Zeitraumes nur verbrannte und während eines andern nur unverbrannte Leichname beerdigt wurden, im Gegentheil hat man bei oder unter jeder Grabform, oft sogar unmittelbar nebeneinander, verbrannte und unverbrannte menschliche Ueberreste gefunden. Eben so verhielt es sich mit allen anderen Dingen — man fand Silber und Glas neben Bronze und Eisen und das nicht bloß im mittleren und nördlichen Europa, sondern sogar in altägyptischen Gräbern; ja noch mehr, die geschriebene Geschichte lehrt uns, daß die semitischen, hellenischen und koptischen Culturvölker der Gestade des Mittelmeeres, die sich thatsächlich einer Bronzekultur erfreuten, von den ältesten Zeiten an das Silber kannten, welches sie u. A. massenhaft aus Tarschisch (Spanien?) holten, daß sie auch sehr frühzeitig das Glas erfunden hatten. Sie müssen sogar das Eisen wenigstens gekannt haben, denn in dem alten Testamente findet sich ein Wort für dasselbe (Barsel), und in den Trümmern Ninive's hat man in unserer Zeit eiserne Panzerschuppen gefunden. Die geschriebene Geschichte lehrt uns ferner, daß die Karthager sich noch zu Hamilcar's Zeiten der Messer aus Feuerstein zum Opfern bedienten; aus dem altdeutschen Hildebrandtliede erfahren wir, daß im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zwei an Goldschmuck reiche Häuptlinge sich mit steinernen Streitäxten bekämpfen, während uns ein lateinisches Lobgedicht auf den Sieg Wilhelms des Eroberers auf den Sieg bei Hastings 1066 mittheilt, daß in jener Schlacht des Mittelalters die Angelsachsen mit Speeren und Pfeilen kämpften, denen sie Spitzen aus geschärften Feuersteinen eingesetzt hatten. Selbst nach der Erfindung des Pulvers schoß man noch lange Zeit mit steinernen Kugeln*), und noch in unserem Jahrhundert bediente man sich des Feuersteines zum Losbrennen der Flinten- und Pistolenschüsse. Auch noch in unseren Tagen ist der Stein als Geräth bei vielen Völkern in Anwendung, so benützen ihn die Isländer, die Faringer, die Bewohner Rügens und deutsche Küstenbewohner brauchen ihn mehr oder minder

*) Die Türken vielleicht noch jetzt bei einem ihrer Dardanellen-Schlösser.

Anmerkung des Einsenders.

allgemein als Hammer und Amboß. Ganz abgesehen von diesen Thatsachen unserer Zeit erhellt aus unzähligen archäologischen Funden und aus literarischen Denkmälern der Vergangenheit, daß die sogenannte Steinzeit bis tief in die Eisenzeit hineinreichte, daß demnach die Bronzezeit eine vorübergehende, den nordischen Völkern nicht in Fleisch und Blut gedrungene Luxusperiode war, welche sich nur auf auswärtigen Handelsverkehr stützte und mit dessen Aufhören zu Grunde ging. — Die vergleichende Geschichts- und Alterthumsforschung weist deutlich darauf hin, daß der größte Theil der bei uns gefundenen Anticaglien altgriechischen, phönizischen, karthagischen, massilischen und etruskischen Ursprungs sein müsse. Neuere Entdeckungen in abessinischen Gräbern haben uns bronzene Sachen vorgeführt, die in Form und Mischung genau den bei uns gefundenen gleichen; daraus allein könnte schon gefolgert werden, daß unsere Alterthümer der betreffenden Art aus den uralten Sitzen der Kultur der Mittelmeer-Gestade zu uns gekommen sind, wenn wir nicht zum Ueberflusse aus klassischen Schriftstellern wüßten, daß Phönizier, Karthager und Massilier unseren Norden fleißig besucht hatten, um für Tauschartikel den Bernstein, sowie das zur Bronzebereitung nöthige Zinn und Zink von hier zu holen, und daß z. B. die Messilier (Marseiller) noch um 50 vor Christi bronzene Waffen und Geräthe nach Brittanien und anderwärts hinführten. Außerdem hat man vor einigen Jahren in schleswig'schen Morästen ganze Schiffe nebst Ladungen der vorstehenden Art gefunden, doch haben die Dänen diese über alle Maßen Aufklärung verschaffenden Funde Jahr und Tag verborgen gehalten, um die Sache nach ihrer Weise zu arangiren, damit nur ihr System und die von ihnen beanspruchte uralte Metallcultur nicht unwiderruflich über den Haufen gestoßen würde. Bekanntlich sind die in Rede stehenden Schiffsladungen, sowie alle in Schleswig-Holstein gefundenen Alterthümer unschätzbar wissenschaftlichen Werthes von dem Dänen Engelhardt (Direktor des Flensburger Museums) beim Beginn des letzten Krieges entwendet und nach Kopenhagen geschafft worden, woselbst die gestohlenen Sachen von dänischen Gelehrten und Staatsmännern verhehlt werden! Und Leute, die solcher moralischer Verirrungen fähig sind, wollen die Wissenschaft beherrschen?

Gegenwärtig liegt die archäologische Frage also: Die Dänen bleiben bei der Eingangs erwähnten thomsen-worsaan'schen Theorie stehen und behaupten für ihr altes Dänemark (unter Zugrundelegung der Grenzen des kolossalen waldemar'schen Reiches!) den Besitz einer uralten

Metallcultur, die gleich auf eine Art vorsündfluthlicher Steinzeit folgte. Die Franzosen schließen sich dieser Lehre in allen Hauptpunkten an, nur erlauben sie sich, die alte vorgeschichtliche Metallcultur ihren keltischen Vorfahren zuzuschreiben und als keltisches Cultur-Ausstrahlungsgebiet ihr Frankreich, ein großes Stück von Spanien, die Schweiz, das ganze Deutschland bis zur Elbe, Schlesien und Ungarn hin zu beanspruchen. Die Ansicht der Schweizer nähert sich der vorstehenden und zeichnet sich durch Aufstellen imposanter Zahlen, wie 7—8000 Jahre für Bronzezeit aus. Die Britten negiren gleichfalls die Geschichte und beanspruchen eine vorgeschichtliche keltische, sowie eine dunkle angelsächsisch-scandinavische Metallcultur. Ein sehr großer Theil der Deutschen huldigt der dänischen Ansicht *) und dies mitunter so bedingungslos, daß er bei uns gefundene Alterthümer für dänische erklärte, wenn sie mit den im Kopenhagener Museum aufgestellten übereinstimmen, wohingegen der überwiegende Theil deutscher Alterthums- und Geschichtsforscher — darunter Männer von ausgezeichnetem Rufe — sämmtliche vorstehende Ansichten als unvereinbar mit der Wissenschaft und als Ausflüsse der National-Eitelkeit verwirft und behauptet, daß handeltreibende Culturvölker des Mittelmeeres die ersten Producte der Civilisation nach den keltischen und germanischen Ländern brachten, daß aber nach Aufhören jener Handelsverbindungen die Urbewohner den Versuch machten, abgenützte, alte Bronzesachen selbstständig umzugießen, und die ihnen überlieferten schönen Modelle in selbstgeschaffenen Gießformen nachzubilden, was ihnen jedoch nur sehr unvollständig gelang, indem sie bloß Zerrbilder der herrlichen Originale erzeugten, weßhalb sie im nördlichen Deutschland bald wieder zum Steine griffen, im südlichen hingegen verhältnißmäßig schnell dahin gelangten, das massenhaft und fast gediegene in ihren heimischen Bergen vorkommende Eisen zu verarbeiten. Daß die wilden oder halbwilden Bewohner Europa's es jemals verstanden hätten, selbstständig Bronze zu mischen, ist durch nichts zu beweisen und auch gar nicht annehmbar, denn nirgends haben wir getrennte Kupfer- oder Zinnbarren bei uns gefunden, überdies war die Behandlung der antiken Bronze ein Geheimniß, das selbst unsere Chemie noch nicht zu lösen verstanden hat, so sehr sie auch darnach trachtet. Die Alten verstanden elastische (federnde) und spröde Bronze herzustellen, und jede ihrer Mischungen hat sich mit jener herrlichen Patina überzogen, die wir

*) War es denn bei den Deutschen nicht auch in anderen Dingen von jeher so?
Anmerkung des Einsenders.

unseren Bildwerken vergebens wünschen. — Die Schwaben, und an ihrer Spitze der berühmte Nilsson — sind für die zuletzt ausgesprochene deutsche Ansicht, nur viel entschiedener und weitergehend, indem sie das Aufgehen semitischer Colonien und die Einführung des Baalcultus in den Norden geradezu annehmen.

Wenn man es wagen darf, in einer so wenig aufgeklärten Sache Zahlen zu geben, und zwar gestützt auf die geschriebene Geschichte, dann können die edelgeformten bronzenen, goldenen, silbernen und ähnlichen Antiken des unklassischen europäischen Bodens in der Zeit von 1000 vor Christi bis 100 nach Christi eingeführt sein, die plumpen und schlechten Nachahmungen hingegen können um 100 v. Ch. bis 200 n. Ch. hier entstanden sein. Eine große Menge unserer Steinsachen wird in diesen Zeitrahmen passen, ein großer Theil wird bedeutend jünger und sehr viele Ueberreste werden wesentlich älter sein; daß diese letzteren aber niemals aus der vorsündfluthlichen Zeit stammen, kann man mit Sicherheit annehmen, seitdem bewiesen ist, daß Torflager und versunkene Baumstämme, sowie Auerhahnknochen mit jütländischen Austernschalen oder gewisse Flußanschwemmungen bisher im Alter viel zu hoch geschätzt wurden; überdies hat man gefunden, daß oftmals angebliches Menschenwerk aus Feuerstein nichts weiter sein kann, wie ein Spiel der Natur. In jedem Falle ist es durchaus verwerflich, in einer noch im Dunkeln tappenden Wissenschaft Systeme aufzustellen und fanatisch mit erlaubten wie unerlaubten Mitteln festzuhalten."

Mit diesen Worten endet der kritische Artikel des Herrn Franz Maurer über die archäologische Manövrirkunst der Dänen. Es bietet eben nichts Erfreuliches dieses literarische Steckenpferdreiten mancher gelehrten Fachmänner, was bei ihnen freilich nur den hochklingenden Namen: wissenschaftliches System führt. — Noch betrübender aber ist es, daß sich politische Hintergedanken sogar in das Heiligthum der Wissenschaften bisweilen eindrängen, um selbe zu ihren selbstischen Zwecken zu fälschen und zu corrumpiren. So ist es z. B. auch bezüglich der Specialgeschichte einzelner Länder und Völker zur Genüge aufgedeckt worden, wie unmoralisch selbe zur Erreichung eigennütziger Zwecke manchmal gefälscht und maltraitirt wurde und es verdient gewiß eine sehr ehrenvolle Erwähnung, daß meistens deutscher Fleiß und deutsche Gewissenhaftigkeit dazu berufen sind, gegen solche Irrthümer oder gar absichtliche Verdrehungen muthig in die Schranken zu treten und der Wahrheit Zeugniß zu geben.

Was aber den in dem hier citirten Artikel über das Stein-, Bronze- und Eisenalter aufgeführten wichtigen Passus über die heimliche Hinweg-

führung und Verhehlung der in „schleswig'schen Morästen und anderwärts in Schleswig-Holstein aufgefundenen Alterthümer" unschätzbar wissenschaftlichen Werthes — durch Dänemark anbelangt, muß die Verantwortung darüber selbstverständlich dem Herrn Verfasser des hier reproducirten Artikels überlassen bleiben, der hierüber gut unterrichtet sein muß, um eine so schwere Anklage öffentlich erheben zu können.

Gerhard Rohlfs' Reisen im nordwestlichen Afrika.

Vorgetragen von J. L. Canaval am 23. März im natur-historischen Landesmuseum.

III.

Die Reise nach Karsas wurde für Rohlfs die beschwerlichste und gefährlichste durch die Treulosigkeit des in Abuam aufgenommenen Führers, einem Duemeni, durch die enorme Hitze des Monats Juli und die Länge der durchwanderten, ganz wasserlosen Wüstenstrecken. Der Weg ging anfangs über eine steinige Ebene, dann aufwärts und 2 Tage über die trostlose Hammada (Wüstenhochebene). Rohlfs mußte ihn zu Fuß zurücklegen und seine Beschuhung wurde immer schlechter. Der Westrand der Hammada ist über 2300 Fuß höher als Tafilet, daher die Luft bedeutend frischer, die Nächte sogar kühl; aber den ganzen Tag über wehte ein furchtbarer Sirokko, Gebli von den Arabern genannt, der den Aufenthalt des Staubes wegen unerträglich machte und die große Hitze von 32° R. zu Mittag im Schatten, erlaubte nicht am Tage zu reisen; sie erregte einen unersättlichen Durst, und der harte feste Boden mit scharfen kleinen Steinen bedeckt, machte bald das Gehen unerträglich. Im Duar der Uled Boanan konnte er von den Strapazen sich etwas erholen; er befand sich aber dort unter Menschen, welche durch Unverschämtheit, Zudringlichkeit und Schmutz seinen Aufenthalt verleideten, und deren Brüder es waren, die ihn vor zwei Jahren bei seiner ersten Wanderung durch Tafilet nach Algier ausgeplündert und fast getödtet hatten. Das Gehrthal, das sie bewohnen, ist fruchtbar, läßt Ackerbau und Viehzucht zu; der vom Atlas kommende Fluß, wie alle vom Atlas kommenden Flüsse mit Ausnahme des Draa hat nur nach den Winterregengüssen Wasser, jedoch fließt dasselbe unterirdisch das ganze Jahr, daher fehlt es allenthalben nicht an Hassi (Brunnen) und Agadir und der Lauf des Wassers ist

genau durch den feuchten Sand bezeichnet. Darum gedeihen längs und in diesen trockenen Flußbetten die Dattelpalmen und andere Bäume, es finden sich zahlreiche Vogelarten ein, darunter selbst viele Enten, die nur am oberen Laufe der Flüsse offenes Wasser finden.

Rohls treuloser Führer, selbst den Duemenis angehörig, welche diese Gegend bewohnen, zwang ihn, einen Intendanten des Marabut von Karsas anzugehen, um sein Gepäck mit 50 Pfund auf dessen Kameele laden zu dürfen, wogegen er für 2 zu zahlen hatte. Die Boani hatten ihm alle Datteln, sein Mehl und seinen Zucker gestohlen, er mußte die Gastfreundschaft der Karsas anrufen und zu Fuß weiter. Besser erging es ihm bei den Uled Sliman, wo er Kameele zum Reiten miethete.

Nun kam er in das Gebiet der Rlnema und Atauna, die den l'Ued Saura bewohnen, wegen ihrer Raub- und Plünderungssucht berüchtigt sind, denen die Boanan vorwerfen, daß sie selbst den Propheten plündern würden, wo dagegen diese jenen erwiderten, daß sie aber selbst unsern Herrgott erschlagen würden. Sie sind als feig verschrieen, da sie nur schutz- und wehrlose Reisende angreifen, setzen sich über die äußeren Formen der mohamedanischen Religion stark hinaus, da sie sogar im Monat Rhamadan nicht fasten, sondern im Ganzen 30 Mann stellen, Einen für jedes Ksor, der dieses Geschäft für die übrige Bevölkerung übernimmt, was in Marokko und rein muselmanischen Ländern den Tod zur Folge hätte. Ihre Plünderungssucht und Dieberei ist aber wohl auch durch die Nothwendigkeit geboten, da der l'Ued Ssaura nicht wie andere Flüsse ein breites Bett für reiche Dattelkultur und Ackerfelder geeignet bietet, sondern nur ein geringer Saum längs des Flusses mit Datteln bestanden ist, und diese meist Eigenthum des Chefs der Sauia Karsas sind, daher die Eingebornen entsetzlich abgemagert und ärmlich aussehen und der Hunger aus ihren Augen spricht.

Für die Reise durch ihr Gebiet mußte Rohlfs wieder einen Mann aus den Rlnema miethen aber es erging ihm im Gebiete dieser Menschen weit besser als in dem zurückgelegten. Karsas ist der bedeutendste Ort, an den Chef der Sauia hatte er Empfehlungsbriefe, fand an ihm einen zuvorkommenden und liebenswürdigen Wirth. Für die Bevölkerung galt er als ein Abkömmling des Abbas, des Oheims des Propheten (wofür er sich zu Igli ausgegeben). Es fand sich unter diesen berüchtigten Menschen selbst Einer, der Rohlfs ohne sein Wissen gegen die Intriguen und Raubanschläge eines Tlemçaner Doctors in seinen Schutz nahm und durch die Entdeckung des Complotts beim Scheich die Abwendung der Ge-

fahren erwirkte. Er schied von den Rlnema mit der Erklärung, daß sie sich gegen ihn sehr gut benommen haben.

Nach der Ankunft der großen Karsaer Marabutin-Karawane von Algerien her, konnte er die Weiterreise in südöstlicher Richtung nach Tuat antreten. Diese Marabutin von Karsas sind die Hauptvermittler des Handels zwischen Tuat und den Franzosen in Algier. Drei bis vier Karawanen ziehen jährlich nach Tlemçan, unbewaffnet, da sie von allen Stämmen, deren Gebiet sie durchziehen, als heilige Personen respectirt werden, selbst auch äußerst friedliebend sind, und während alle umwohnenden Völker jederzeit bis an die Zähne bewaffnet gehen, selbst eine Scheu haben, um eine Flinte zu berühren. Sie pflegen sich äußerst frühzeitig zu verheirathen, wie wohl überhaupt im Orient gebräuchlich ist, aber im ganzen l'Ued Ssaura und auch bei den Marabutin von Karsas ist es verschrieen, mehr als Eine Frau zu nehmen, selbst der Scheich der Sauia hat nur Eine Frau. Die Scheichwürde geht merkwürdiger Weise nicht wie in den andern Sauia's vom Vater auf den Sohn, sondern auf den ältesten Marabut des ganzen Stammes über, daher niemals ein kräftiges Haus an der Spitze der Sauia, daher die Räubereien und Plünderungen der Rlnema, die den ganzen l'Ued-Ssaura für fremde Reisende fast unzugänglich machen.

Rohlfs hielt sich im August 1864 in diesen Gegenden auf, konnte jeden Abend außer einem ausgezeichneten Zodiakal-Licht zahlreiche Sternschnuppen beobachten, die fast alle von Nordost nach Südwest zogen und meist einen langen glänzenden Schweif hinter sich ließen, der auf einige Secunden den ganzen Himmel erleuchtete. Die berüchtigte Fata morgana konnte er auf seiner ganzen Wüstenreise nie beobachten. Er gibt zu, daß eine weiße Sandfläche aus der Entfernung häufig wie Wasser erscheint, hält aber alles andere, was Reisende über Bilder, Palmen, Wiesen und Schlösser u. dgl. berichten, für eine Erfindung ihrer Phantasie. Ebenso berichtigt Rohlfs die Schilderungen über die außerordentlichen Kenntnisse der Wüstenbewohner. Er sagt: „Es ist allerdings wahr, daß ihr Verstand, der ja nur so äußerst wenig Gelegenheit hat, sich mit andern Gegenständen zu befassen — denn was gibt es in der Wüste? Steine, Sand, unendliche Ebenen, wenig Pflanzen, wenig Thiere, wenig Abwechslung — daß ihr Verstand sich auf die Gegenstände, die Natur und Kunst ihnen bieten, sich hat schärfen und üben müssen. So weiß jeder Wüstenbewohner die Fußstapfen eines männlichen von denen eines weiblichen Kameels zu unterscheiden, die meisten Bewohner eines Ksor oder Duar kennen die Fußstapfen ihrer Mitbewohner, sie unterscheiden, ob ein

Araber oder Berber vor ihnen hermarschirt ist, indem die Sandalen der Einen anders sind wie die der Andern, sie wissen ferner an gewissen Kräutern und Stauden, ob man sich einem Flußbette nähert, weil sie eben nur in einem solchen fortkommen, ja sie können Nachts unterscheiden, ob ein Kameel dicht vorher marschirt ist, indem sie die Fußstapfen beriechen, da das Kameel einen sehr stark ausdünstenden widerlichen Geruch hat, der für einige Zeit in den Fußstapfen bleibt. So klein ihr Ideenkreis, so beschränkt ihre ganze Begriffswelt ist, so einfach ist aber auch ihre Lebensweise, sie wissen sich in Alles zu schicken und verstehen das Geringe, was ihnen die Natur darbiethet, zu benutzen." So backen sie beispielsweise das Brot auf die einfachste Art. Ein möglich großes Feuer wird auf einem mit kleinen Steinen belegten Platz angezündet, wenn dieser Platz nun hinlänglich erwärmt ist, fegt man die Kohlen und Asche davon weg, breitet darüber den Teig aus und deckt diesen dann mit Asche und Kohlen wieder zu und nach einiger Zeit ist das Brot gebacken.

Am 8. August setzte sich die Karawane in Bewegung, sich immerfort nach Süd-Ost und mit wenig Ausnahmen im Fluße l'Ued Saura selbst haltend, dessen Bett häufig mit Palmenpflanzungen versehen oder auch von Tilali-Bäumen, die eine ansehnliche Höhe erreichen, angefüllt ist. Erst unterhalb der Stelle, wo der Fluß ein von West nach Osten ziehendes Gebirge durchbricht, verließ sie das Flußbett, kam auf eine Art Hammada, welche baum- und strauchlos, mit Sanddünen bedeckt ist und nur an einer muldenförmigen Einsenkung eine Fogara, d. i. unterirdisch fließende Quelle hatte. Erst in Raß kamen die Reisenden am 13. August in eine fruchtbare Oase, wo sie von den Eingebornen aufs Zuvorkommendste empfangen wurden, sobald diese erfuhren, daß sie von Uesan kamen. Frische Datteln, Pastinaken, Buttermilch und Kuskusu wurden in Fülle herbeigeschafft. Rohlfs Begleiter war so entzückt über diesen Empfang, daß sie vor 4 Uhr Nachmittags nicht nach dem eine halbe Stunde entfernten Brinken in der Oase Tsabit aufbrachen. Der Ksor (Dorfschaft) liegt mitten zwischen hohen Sanddünen, die auf kalkigen und thonigem Boden fußen, über welchem zahlreiche Quellen entspringen und die Dattelzucht ermöglichen.

Brinken ist eine Wüstenstadt mit 3000 Einwohnern, 3 Moscheen, die jedoch ohne Minarets und ohne architektonische Bedeutung sind. Eine unzählbare Menge Fogara oder Quellen bewässern die Gärten und Palmpflanzungen. Rohlfs hatte an den Scheich von Brinken einen Brief des Sidi-el-Hadj-Absalon von Uesan; man hatte ihm aber bei der bekannten Ungastlichkeit des Scheichs trotz dem Empfehlungsbriefe keinen zuvorkommenden Empfang vorhergesagt, was sich auch bestätigte. Der Scheich

war unverschämt genug, um sich wegen seiner Ungastlichkeit in den Augen der Leute rein zu waschen, den Brief für verfälscht auszugeben. Dagegen haben Rohlfs Begleiter von Karsas und der Kadi von Brinken, der ihn schon am ersten Tag gastfreundlichst aufgenommen hatte, bezeugt, daß Rohlfs wirklich von Uesan, und ein Abkömmling vom Haus der Abbasiden (für den er sich vom l'Ued Ssaura an ausgegeben hatte) und sein Empfehlungsschreiben echt sei. Ein Mann von Tafilet, einer der Beni Mhamed, die sich Abkömmlinge der Koreschiten nennen, also ein Vetter zu unserm Reisenden, da el Albas, der Oheim Mohameds, ebenfalls ein Koreschit war, schwor Stein und Bein, daß Rohlfs ein Scherif aus seiner großen Familie sei und daß, wenn man ihm etwas zu Leide thäte, man es seinem ganzen Stamme anthäte. Das alles wirkte; die abergläubischen Bewohner fanden sich nun bei Rohlfs um die Wirkung von Wundern ein. Man brachte ihm ein kleines, neugebornes Kind mit einem etwas angeschwollenen Steiß, das er mit seinem Speichel heilen sollte. Er mußte darauf spucken und die Eltern gingen ihn segnend und preisend davon.

In 1½ Tagreisen gelangte Rohlfs von Brinken weiter in die Oase **Timni**, wo er vom Scheich in Adrhar, eine Stadt, welche Brinken wenig an Größe nachsteht, als beständiger Markt aber wichtiger ist, die freundlichste Aufnahme fand. Er ist der begütertste Mann von ganz Tuat, von gebildetem Wesen und vorurtheilsfrei, so weit es ihm seine Religion erlaubt. Da er sich den ganzen Bart rasirt, wie hier überhaupt Niemand einen Schnurbart trägt, hatte sein Aeußeres weniger Männliches; er ist aber thatkräftig und die große Oase mit 20 Ksors ist die am besten regierte in ganz Tuat. Von der Oase Timni ist die Stadt **Tamentis** nur durch einen ausgetrockneten, ungefähr 2000 Klafter langen und 1200 Klafter breiten Salzsee getrennt, dessen Bett mit einer glänzend weißen Salzkruste bedeckt ist, aber weder durch Zuflüsse, noch durch Niederschlag je mit Wasser gefüllt wird. Diese Stadt, eine der merkwürdigsten Tuat's bildet mit den sie umgebenden Palmen eine in politischer Beziehung unabhängige von der Jemma und deren Scheich regierte Oase, sie zählt 6000 Einwohner, war früher gleich mehreren Orten in Tuat von Juden bewohnt, die jedoch nach dem Hereinbrechen der Mohamedaner und ihrer Religion mit Gewalt bekehrt oder ausgerottet wurden. Auch wenn man die jetzigen Bewohner betrachtet, die sich selbst Abkömmlinge der Juden nennen, läßt Nichts darauf schließen, da sie durch die starke Vermischung mit den Negern des Südens eben so dunkelfärbig geworden sind, wie die übrigen Eingebornen Tuats. Indeß hat sich unter ihnen die bekannte Rührigkeit und Betriebsamkeit ihrer

Voreltern erhalten, Handel und Wandel und allerlei Handwerke als die der Schuh- und Kleidermacher, Waffenschmiede und Schlosser sind noch heute stark im Gange. Die fünf Moscheen der Stadt sind ohne architektonische Bedeutung und ohne Minarets, mehrere lange, an beiden Seiten mit Verkaufs-Gewölben versehene Gassen sind das Anziehendste für den Fremden. Die größte Merkwürdigkeit aber ist ein vom Himmel gefallener Stein von $1\frac{1}{2}$ Schuh Durchmesser, nach Rohlfs Beschreibung, ein Meteorstein, außen schwarz und glänzend, wie mit Fingereindrücken versehen. Er soll nach der Sage der Bevölkerung erst Silber gewesen sein, dann sich in Eisen verwandelt haben.

In Timni machte Rohlfs ein großes Nationalfest mit, zu Ehren eines Scherifs Namens Muley-el-Mahdy, der hier gestorben und begraben ist, gefeiert.

„Unter Trommelschlag versammelten sich um $3\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags alle waffenfähigen Leute mit ihren Waffen und besten Kleidern angethan vor den Thoren der Stadt, und nachdem mehrere Salven abgefeuert waren, zogen sie von einem Ksor zum andern, bis sie außerhalb der Oase auf einen freien Platz kamen, wo der Heilige begraben liegt. Hier wurden alle auf ein Glied rangirt und ein ziemlich gutes Lauffeuer abgegeben. Nun lösten sich die Leute in einzelne Gruppen auf und unter kriegerischen Tänzen und dem gellenden Applaudiren der Weiber feuerten sie fortwährend ihre Gewehre ab. Die vier Söhne des Scheich waren zu Pferde und zeichneten sich durch ihre schönen Burnusse und glänzenden Waffen aus. Sonst sah man nur wenige Cavaliere, da die Pferde zu unterhalten in Tuat zu theuer kommt. Der Scheich selbst hatte sich als einfacher Zuschauer hin begeben. Groß war die Zahl der Weiber und sie hatten Alles, was sie an kostbaren Gegenständen besaßen, auf sich geladen, namentlich überhäuften sie ihre Haare mit Silberringen, Muscheln und Geldstücken, ja viele hatten Zweige rother Korallen in den Flechten. Diejenigen, welche eine etwas hellere Hautfarbe hatten, waren indeß stark mit Sternchen und bunten Figuren im Gesichte bemalt; eine sogar hatte sich auf den ganzen Nasenrücken kleine Korallenstücke geklebt, was wohl als neueste Tuater-Mode viel Neid unter den übrigen Damen hervorzurufen schien. Alle waren unverschleiert, aber keine einzige Schönheit vorhanden, obwohl manches niedliche Mulattenköpfchen zu sehen war. Sie benahmen sich anständig, waren zuvorkommend und ohne Scheu, wie man es sonst selten bei den muselmännischen Frauen anzutreffen gewohnt ist. Viele wünschten mir guten Tag und baten um meinen Segen.

Da die Nacht sehr rasch hereinbricht, war das Fest schon um 6 Uhr Abends zu Ende."

Von Adrhar war Rohlfs am 29. August nach südöstlicher Richtung aufgebrochen. Für seinen Aufenthalt dort und seine Weiterreise ergab sich große Gefahr. Ein Jude Namens Jakob, der alljährlich eine Karawane von seinem Wohnsitz Timimun aus nach Algier abschickte, war in Adrhar angekommen, benahm sich gegen Rohlfs mit größter Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, hatte aber zu verbreiten gesucht, daß er ein französischer Spion sei. Dieser konnte nur aus dem zweideutigen Benehmen anderer Leute, die sich ihm näherten, schließen, daß etwas im Gange sei, hätte er von dem Grund davon noch im Orte selbst erfahren, so glaubt er den Urheber des Gerüchtes schnell zum Schweigen gebracht zu haben, „denn einem unter den Muselmanen wohnenden Juden braucht man nur eine Pistole von Weitem zu zeigen und er läuft." Die Größe der Gefahr für Rohlfs ergibt sich aber aus dem Umstande, daß die Tuater, welche früher nie die türkische Herrschaft hatten eindringen lassen, nach dem verunglückten Versuch Colonien's und Burin's nach Tuat zu gelangen, in aller Eile eine freiwillige Steuer von 3 Quonter, ungefähr 5000 Francs, und 20 hübsche schwarze Sklavinnen als Tribut an Sidi-Mohamed, Sultan vom Rharb mit der Bitte sandten, gegen fernere Versuche der Christen, in ihr Land einzudringen, geschützt zu werden, und sich die Versicherung erwarben, daß den Franzosen und anderen Christen verboten sei, fernerhin ihr Land zu betreten. Rohlfs Begleitung bestand bis S s a h l i, der südlichsten Provinz des eigentlichen Tuat in einem Emkaden von Timmi, der ihn einige Mal schreibend gefunden hatte. Er schien unsern Reisenden doch für einen Mohamedaner zu halten, rieth ihm aber, sich mit dem Schreiben vor den Leuten sehr in Acht zu nehmen, und erzählte, daß vor einigen Jahren die Franzosen einen angeblichen Scherif von Uesan in das Land der Tuater geschickt hätten, daß diese aber dahintergekommen und nahe daran gewesen waren, ihn zu tödten. Dieser Emkaden liebte sehr die Ruhe und gutes Essen und Rohlfs hatte allen Grund gegen diese Leidenschaft sehr nachsichtig zu sein.

So ging die Reise über T a m e n t i t, durch die kleine Oase B u - F a d d i, nach F e n o r r h i n der nördlichsten Oase vom eigentlichen Tuat, dann nach einer kurzen palmenlosen Unterbrechung in die Oase T a m e s t, S a g l u vorbei nach der Sauia K i n n t a, wo die Reisenden beim Chef derselben, Muley-Ismail, am 1. September abstiegen. Hier war vor einigen Tagen kein Weiterkommen, da der Aufenthalt unserem Emkaden

zu sehr behagte und Muley-Ismail die ärztliche Hilfe Rohlfs beanspruchte. Uebrigens fand auch dieser den Aufenthalt bei dem viel gereisten Manne keineswegs unangenehm. Ein gutes Wohngemach, ausgezeichnete Teppiche von Konstantinopel und Arbat, gute Küche hätten Einem glauben machen können, daß man sich eher bei einem reichen Fesser Kaufmanne als bei dem Chef einer Wüsten-Oase befände. Er selbst gebrauchte nie die reichen Teppiche, die er Rohlfs ausgebreitet, er hatte sie und andere Luxusgegenstände, darunter auch Stearinkerzen und Zündhölzchen von Wien auf seinen alljährlichen Reisen nach dem Orient und Sudan nur mitgebracht, damit zu prunken. Rohlfs behandelte ihn in seiner eingebildeten Krankheit mit Vesicaturen und Schröpfen, er war ganz entzückt von dieser heroischen Cur und schwor darauf, Rohlfs müsse der Leibarzt des Sultans der Gläubigen sein, denn solche Mittel, eine einfache Salbe, die ihm das Wasser aus dem Körper ziehe, könne kein gewöhnlicher Arzt haben. Nach dieser zweitägigen Behandlung, die jeden Europäer krank machen würde, fühlte er sich vollkommen hergestellt, gestand zu, daß Rohlfs am nächsten Tage, am 5. September, abreisen könne.

Unser Emkaden leistete Rohlfs auf der Weiterreise noch weit trefflichere Dienste. Er bereitete ihm in Sfali, wohin sie am 8. September kamen, eine ausgezeichnete Aufnahme vor, obgleich Rohlfs nur vom Schich von Timmi einen Empfehlungsbrief mitbrachte, denn um gut bewirthet zu werden, verfehlte er nicht, die Titel und Eigenschaften Rohlfs zu vergrößern, und behauptete sogar, daß er in Timmi Blinde sehend gemacht habe. Als Rohlfs an Sidi Mohameds Bruder, welcher seit drei Jahren in Timbuktu wohnt und als Sherif von großem Einfluß ist, einen Empfehlungsbrief zu bekommen suchte, hat der Emkaden gegen Versprechen eines guten Trinkgeldes (Waschgeld bei den Tuatern) diesen zu erwirken gewußt, ja er hatte Rohlfs in den Augen Si Mohameds so gehoben, daß er, als eine Karawane kam und Rohlfs Kameele miethen wollte, dies nicht zugab, sondern für ihn die Sache abmachte, indem er meinte, er könne nie zu viel für einen Diener Uesans thun, er und sein ganzes Haus seien nur Sclaven Sidi el Hadj-Abselom's. Für so gute Dienste gab Rohlfs dem Emkaden ein gutes Waschgeld und versprach, seine ihm geleisteten Dienste dem Hadj-Abselom in Uesan mitzutheilen, was auch wirklich geschah.

Rohlfs befand sich nun im wichtigsten Orte des eigentlichen Tuats. Unter Tuat im Allgemeinen verstehen aber die Einwohner den ganzen Complex von 18 größeren und kleinen, theils selbstständigen, theils zusammenhängenden Oasen, welche zwischen 26° 35m und 29° 45m nördl. Breite und zwischen 0 und 1° westlicher Länge gelegen sind. Die nördlichste Oase

ist Gurara mit Timimun als Hauptstadt und größter Marktplatz von ganz Tuat. Südlich davon folgen die Oasen Sua, Uogerut, Ofran, Tsabit, Sba, Buda, dann die schon besprochene Oase Timmi und Tamentit. Man gelangt dort in das Gebiet des Ued Ssaura welcher hier Ued Msaud genannt wird und mit der Oase Fenorrhin in das eigentliche Tuat, das nur die am Ued Msaud gelegenen zusammenhängenden Oasen Fenorhin, Tamist, und die Oasengruppen Ued Sidi-Humo-bu Hadj, Ssali und Argan umfaßt. Nordöstlich vom eigentlichen Tuat gelangt man in die selbstständige Oasengruppe von Tidikelt. Tuats Producte sind in erster Linie die Datteln, von denen man so viele Sorten kennt, wie von den Aepfeln. Gerste Weizen und Bischna wird gebaut, letztere erst im August gesäet, im October geerntet, läßt zweimalige Getreideernte im Jahre zu; dennoch ist der Getreideertrag unzureichend für den Bedarf der Bewohner, welcher jährlich noch die Einfuhren aus Algerien nothwendig macht. Granatäpfel und Trauben gedeihen der großen Hitze wegen nur kümmerlich, dafür Baumwolle sehr gut. Im Winter baut man rothe und weiße Rüben, Kohl, Kürbisse, Zwiebeln und Knoblauch, im Frühjahr eine eigene, sehr wohlschmeckende Bohne, Melonen und Pastinaken. Außerdem wächst überall Senna wild, auch Henna, ein beliebtes Farbemittel, Krauke, dessen Holz zur Pulverbereitung vorzüglich geeignete Kohlen gibt, und im südlichen Tuat eine Art Mimose, der Thalha-Baum. Thiere eigener Art, außer in der Insektenwelt sind nicht vorhanden, die von Norden kommenden Schafe bekommen statt der Wolle Haare, wie die Ziegen. Die Hühner sind nicht größer, als bei uns die Küchelchen. Rinder sind gar nicht, Pferde nur wenig vorhanden, und werden wie die Esel mit schlechten Datteln gefüttert.

„Die Bewohner Tuats — sagt Rohlfs — sind theils Araber, theils Schellach, stark vermischt mit Negern Sudans, daher die Hautfarbe mehr dunkel, und die gebogene Nase der Araber ist der geraden und ausgebogenen gewichen. Das Naturell der Eingebornen ist im Ganzen bedeutend friedlicher, als das der sie umgebenden Völker; Gastfreundschaft, Rechtlichkeit und Treue werden den Tuatern mit Recht nachgerühmt und ich muß bekennen, daß mir während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes unter ihnen, nicht das Geringste abhanden gekommen ist. Sie sind jedoch eifrige Mohamedaner, und ihr Land, falls es nicht mit Gewalt wird genommen werden, wird noch lange Zeit einem christlichen Reisenden verschlossen, oder doch gefährlich sein, denn Aberglaube, Fanatismus sind jedem Tuater eingewurzelt".

„Ist man Mohamedaner und namentlich Sheriff, so kann man mit Sicherheit in Tuat reisen, die Schürfa von Uesan haben gar nichts zu befürchten. Auffallend ist die Leidenschaft der Tuater für das Essen von Opium, das jetzt besonders im Norden von Tuat stark gebaut wird; außerdem rauchen und schnupfen fast alle Tabak und es ist für dieses Product Süd-Tuat, namentlich Sfali der Hauptmarktplatz. Von eigenen Producten führt Tuat blos Datteln und Wollenzenge aus, und erhält dafür Getreide, Wolle, Butter u. A. von den Nachbarvölkern, Thee und Kattun von Tafilet her. Sonst gehen noch Goldstaub, Elfenbein und Sclaven vom Sudan durch Tuat, ohne daß jedoch dieser Handel besondere Bedeutung hätte.

„Krankheiten sind in allen übervölkerten Oasen zahlreich, doch sieht man in Tuat nicht so entsetzlich viele Augenkranke wie in Tafilet und Draa, weil die Eingebornen die gute Gewohnheit haben, sich zu waschen. Dagegen sind Brustleiden und selbst Schwindsucht häufig, da die Eingebornen am Tage wegen der schrecklichen, im Sommer nie unter 32° R. im Schatten sinkenden Hitze sich nur leicht kleiden und sich dann in den unverhältnißmäßig kalten Nächten Erkältungen zuziehen". Sonst kommen noch Rheumatismen und Gicht vor, womit aber auch fast Alle behaftet sind, Venerie ist ganz fremd. Die Nahrung der Bevölkerung ist höchst einfach und mäßig. Es gibt Familien, die Wochen hindurch sich nur von Datteln ernähren, da Getreide zu theuer ist. Eine Kameelladung Gerste kostete zur Zeit, als Rohlfs dort war, 39—40 Franc, und eine gleiche Quantität Weizen das Doppelte.

(Schluß folgt.)

Volksgebräuche, Sitten und Aberglauben der Landleute in Kärnten.

Gesammelt von Th. Hermanitz.

Jeder Volksstamm, auch jedes Land, Thal und häufig auch einzelne Gegenden bewahren ihre eigenthümlichen Gebräuche und Sitten, deren mehrere oft mit den der benachbarten Völker oder Länder ganz übereinstimmen oder wenig verschieden sind, einzelne aber nur in bestimmten Gegenden allein vorkommen, und sich da in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten haben.

Manche Gebräuche, aus der vorchristlichen Zeit herstammend, von den ersten Verbreitern des Christenthums in Förderung ihrer Zwecke beibehalten, erhielten sich bei verschiedenen Völkern von Generation zu Generation, wohl auch mit einigen Abänderungen, erleiden aber durch die fortschreitende Aufklärung und damit Hand in Hand gehende Volksbildung fortwährend arge Verluste und bilden dann nur noch den Stoff zu Volkssagen, die bei abendlichen Zusammenkünften tradirt werden.

Da der Bauer sein ganzes Sinnen und Trachten nur seiner Beschäftigung, dem Feldbau und der Viehzucht, wie er sie im älterlichen Hause erlernt hat und die ihm Unterhalt und Brod gibt, widmet, so ist ihm nicht zu verdenken, daß er auch die von seiner frühesten Jugend an eingesogenen Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten, so wie die hie und da damit verbundenen abergläubischen Gebräuche beibehält.

Da ferner die Natur in ihrer Thätigkeit von so vielerlei verschiedenen Erscheinungen begleitet, insbesondere aber bei verheerenden Gewittern ist, die oft selbst dem Gebildeten unerklärlich erscheinen, so ist es dem Landmanne um so weniger zu verargen, wenn er zu allerlei abergläubischen Mitteln greift, um sich möglichst vor einem Nachtheile zu bewahren.

Zur Bestellung der Saat pflegt der Landmann die aus der letzten Fechsung gewonnene schönste Frucht oder in Ermanglung einer guten Fechsung, das von einem Nachbar eingetauschte oder erkaufte Getreide zu nehmen, das er noch möglichst reinigt und bringt den ersten Wurf meist mit einem religiösen Spruch unter die Erde.

Vorgeschrittene, rationelle Oeconomen hingegen haben sich den jedesmaligen Fruchtwechsel zum Systeme gemacht, weil die Erfahrung sie belehrte, daß dadurch immer eine ergiebigere Fechsung erzielt wird, daher sie ihren benöthigenden Samen aus benachbarten Gemeinden und oft sogar aus weit entlegenen Gegenden zu erhalten trachten.

Alle Saaten werden, wenn es nur die Zeit und Umstände zulassen, im zweiten Mondesviertel bestellt.

Am Morgen des Ostersonntags jedesmal, zuweilen aber auch bei Umzügen an den Bittagen und am Frohnleichnamsfeste werden insbesondere jene Aecker, von denen man einen nachhaltigen Ertrag hofft, an ihren Ecken mit kleinen Kreuzchen aus Reisern von Palmbüschen, die in der Pfarrkirche am Palmsonntage geweiht wurden, gewöhnlich drei Kreuze beisammen, besteckt, damit die Saat gut gedeihe und vor Verheerungen durch Schnee, Reif, Hagel oder Ungeziefer bewahrt werde.

Die erste Schnitterin (das Getreidemähen ist noch nicht sehr verbreitet) beginnt immer in einer Ecke und im Namen Gottes und nachdem sie die ersten drei Garben geschnitten und in Kreuzform gelegt hat, greifen die Anderen in der Reihenfolge zur Arbeit. Dieses erfolgt darum, damit das Geschäft unbehelliget vollendet werde. Ist der Acker abgeschnitten, so müssen sich alle Weiber niedersetzen, als eine Aufforderung für das Feld zum Ausruhen.

Die letzte Fuhre von einem eingebrachten Getreide oder Heu bleibt in der Tenne oder im Futterbehältnisse über die Nacht unaufgebunden stehen, gleichsam dem Schutzgeiste als Opfer für die glückliche Ernte gewidmet und wird erst Tags darauf umgeworfen und in die Räumlichkeiten gebracht.

Das erste von der Getreidewinde abgelaufene vollkommen gereinigte Getreide wird sogleich weggenommen und unter irgend einem Segensspruche besonders aufbewahrt, um dem Samen für die künftige Saat beigemengt zu werden. Will die Hausfrau den Segen im Hause erhalten, so darf sie beim Brodbacken ja nicht vergessen, vor Allem immer ein kleines Strüzlein zu machen, das dem darauf zuerst eintretenden Armen verabfolgt wird.

An Sonn- und den gebotenen, so auch an mehreren der zahlreichen sogenannten abgebrachten Feiertagen, wird außer der unumgänglichen Besorgung des Hauswesens und Wartung der Hausthiere in der Regel nichts gethan, selbst das für das Vieh am Festtage nothwendige Futter wird Tags zuvor bereitet. Nur findet bei einigen der Letzteren in manchen Gegenden und Häusern insoferne eine Ausnahme statt, daß man entweder Nachmittags schon oder gleich nach dem Gottesdienste zur Arbeit greift.

Man sitzt, lehnt und liegt die meiste Tageszeit lieber herum und nur einzelne emsige Oeconomen sehen ihren Feldern, Baumpflanzungen und Gärten nach, um das in den Wochentagen Versäumte nachzutragen oder Schadhaftes zu beseitigen.

Wollte Jemand an einem dieser Tage, um weiteren Schaden hintanzuhalten, eine sehr dringende Feldarbeit vornehmen, wie z. B. Heu oder Getreide einbringen, nach welchem er sich, wie oft der Fall, um Brod zu bekommen, schon sehr sehnt, und dessen Einbringung in den Wochentagen längere Zeit dauernder Regen fortwährend verhinderte, so zieht er sich den Haß der Gemeinde zu, weil aus dieser Profanirung des Festtages der ganzen Gemeinde leicht ein großer Schade, eine Strafe des Himmels, zugehen könnte.

Die Aufnahme und beziehungsweise das Verleihkaufen der Dienstleute hat ebenfalls in verschiedenen Gegenden verschiedene Gebräuche im Gefolge, welche meist aus übertriebener Sucht einzelner habgieriger Bauern, die besten Leute zu bekommen, entstanden ist, und dadurch bei Letzteren einen Uebermuth hervorgerufen hat, der in der Folge für die Dienstgeber insgesammt sehr drückend und sogar herabwürdigend geworden ist.

Nun wäre ein günstiger Zeitpunkt eingetreten, diese Fessel und zugleich auch mehrere überflüssige, nur zeitraubende und zu manchen Kollisionen zwischen Dienstgebern und Arbeitern führenden Feiertage ganz und sonst noch manche Uebel auszumerzen.

Die bisher hoch zu Roß gesessenen Dienstbothen sind durch die plötzlich eingetretenen Zeitverhältnisse nun etwas gedemüthiget und fast überall mußte der vorige Uebermuth in eine Unterwürfigkeit übergehen, um oft nur für Kost Arbeit zu bekommen. So sind auch die Löhnungen bedeutend zurückgegangen, die Leute sind fügsamer geworden und leicht wäre es, diese und so mancherlei Unfüge, wie eine gewisse Art zu verleihkaufen, das Ueberhandnehmen der Mitteldinge zwischen Herrn und Diener, der Inwohner respective Taglöhner, umzugestalten oder einzuschränken, wenn man die günstige Zeit auffassen wolle und die Herrn Bürgermeister und die Geistlichkeit durch Zusammengehen und taktvolles Einschreiten vorzugehen bereit wären.

In Krankheitsfällen, sie mögen von welcher Art immer sein, werden zuerst die in der Familie vorräthigen Hausmittel, wie Weihwasser, Palmholz, Zucker, Honig, Theriak, Essig, mancherlei Oele und gebrannte Flüssigkeiten, so wie Kampfer, Wachholderbeeren, Hollunder- oder Eibischthee und verschiedene Kräuter angewendet, später Nachbarinnen, dann Quacksalber, worunter die Abdecker eine hervorragende Rolle spielen, zu Rathe gezogen und wenn einmal das Uebel überhand genommen hat, und nachdem man sich von der Fruchtlosigkeit der üblichen Sympathiemittel überzeugt hat, werden erst Wundärzte und Mediciner geholt.

Weihwasser und geweihtes Holz wird in jedem Hause nebst dem Haussegen, dann dem Kolmonibüchlein, vorzugsweise verehrt.

Mit ersterem pflegt sich jeder Hausgenosse beim Aufstehen und Schlafengehen, beim Antritte einer größeren Reise oder irgend eines ausgedehnteren Geschäftes die Stirne zu benetzen und es werden damit auch krankhafte Theile von Menschen und Thieren gewaschen, es wird gegen Ungeziefer im Hause und Raupen angewendet, bei Feuersgefahr vor bedrohten Gebäuden oder Localitäten ausgespritzt, auch dem heranrückenden Feuer entgegen gegossen. Der Haussegen, ein gedrucktes Bild mit dem

Christuskreuze und mehreren Marterwerkzeugen und verschiedenen Gebeten im Hause aufbewahrt, beschützt, sowie der Kolmonisegen, ein kleines Büchlein, enthaltend verschiedene Gebete und Sinnsprüche, bei sich getragen, die Person vor jeglichem Unheil.

Die Volksbelustigungen bestehen in Gesang, Tanz, Kartenspiel, Kegelschieben, Scheiben- und Eisschießen, Jagen, und in Gebirgsgegenden nebstbei im Ringen, Füßeln, im Faustkampfe und im Hackelziehen, meist an Kirchtagen, namentlich auf der Flatnitzalpe, womit die Bursche ihren Muth und ihre Kraft zeigen, wobei es aber leider meist in blutige Raufhändel übergeht.

Das Kufenschlagen zu Pferde kommt nur an den Kirchweihfesten zu St. Georgen, Feistritz, regelmäßig aber zu St. Stefan im Gailthale vor, dessen Bewohner überhaupt durch die beharrlich beibehaltene ursprüngliche Kleidung, bei der weiblichen Bevölkerung insbesonders in dem eigenthümlich gebundenen Halstuche und durch ihre kurzen, nur bis zu den Knieen reichenden Röcke sich bemerkbar machen.

In Ober-Kärnten, wo überhaupt unter den Landbewohnern eine mehr vorgeschrittene Cultur wahrnehmbar ist, findet man auch herumziehende Schauspielertruppen, die sich meist in dem obern Gailthale ausbilden und in Mauthen, Hermagor und Feldkirchen sich sehen lassen. Kotzebue's Werke werden vorherrschend benützt.

Das Weihnachts- oder Krippel-, sowie das Christileidenspiel wird in manchen Gegenden, vorherrschend aber in Feldkirchen und St. Veit unter einem großen Zusammenlaufe von Menschen, aber nicht mehr so häufig als in der Vorzeit exekutirt.

Die einst regelmäßig und oft großartig mit allen Attributen zur möglichsten Belustigung betriebenen Festumzüge am Faschingsonn- oder Dinstage, das Faschingsbegraben und Blochziehen sitzengebliebener Junggesellen oder Jungfern, das zum Schrecken kleiner und großer Kinder einst sehr beliebte Herumziehen des heil. Nikolaus mit seinen Bartln, welches nun durch den modernen Christbaum in den Hintergrund gestellt wird, das Löseln am Thomasabende, wobei aus den beim Uebergießen von Eiweiß oder geschmolzenem Blei in ein Glas Wasser sich bildenden Gestalten, die Zukunft der betheiligten Person profezeit wird, an welchem Abende nebst verschiedenen Späßen auch das Schuhwerfen stattfindet, wo aus dem leichten, nahen oder weitern Wegfallen und aus der einnehmenden Richtung des Schuhes heirathsmäßige Mädchen lesen, ob sie leicht, weiter oder näher und in welche Gegend hin heirathen werden, nehmen merklich ab.

Ebenso finden schon seltener statt: die Berchta baba bei den Slovenen, wo vor dem h. Dreikönigstage um die Mittagsstunde aus dem Walde oder irgend einem Verstecke nahe bei einem Dorfe eine ganz zerlumpte und unkenntlich gemachte Weibsperson auftritt und mit einer Hacke oder Säge alle Menschen, die ihr unterkommen, zertheilen will, und nachdem sie die Kinder und verschiedene Leute herumgejagt hat, wieder verschwindet; das Herumziehen der heil. Dreikönige unter Gesang und Wortspielen in den beiden Wochen vor und nach dem Festtage; die Osterfeuer, einzig im Lavantthale nur vorkommend, und welche vor Sonnenaufgang am Ostersonntage alle Berge und Hügel des ausgedehnten Thales krönend und von Pöllerschüssen begleitet, einen herrlichen Anblick von den Zinnen des Schlosses Wolfsberg gewähren; die Fackelzüge an diesem Vorabende in allen andern Gegenden des Landes, welche unter zahlreichem Pöllerknallen an den Feldwegen vor den Ortschaften und bei Bildung verschiedener Gruppen und Figuren ausgeführt werden; die mit Ausnahme des Lavantthales in allen Gegenden Kärntens gebräuchlichen Johannis- oder Sonnenwendefeuer am 23. Juni Abends mit dem in manchen Gegenden üblichen Scheibenwerfen, wobei hölzerne runde, im Feuer glühend gemachte Brettchen mit dem unvermeidlichen Ehren- oder Spottspruche an ein Mädchen oder mißliebige Personen, zum Vergnügen oft zahlreicher Zuseher aus benachbarten Orten in die Höhe geschleudert werden, pflegen schon seltener zu werden.

Hingegen erhalten sich die in manchen Gegenden wohl von einander abweichenden, oft mit allerlei Ceremonien begleiteten und deshalb eine eigene Beschreibung erfordernden Hochzeitsgebräuche; die festlichen Leichenmahle und Taufen, das gewöhnlich in ein Saufgelage übergehende Zutrinken am Johannistage (27. December) mit geweihtem Wein — Johannissegen — wodurch Theilnehmern der Segen oft tüchtig zugeführt und sie vor Vergiftungen bewahrt werden; das unvermeidliche Krapfenbacken in den letzten Faschingstagen, mit welchen verschiedenartig geformten Producten Bekannte wochenlang in die Fastenzeit hinein, traktirt werden; das Vorrichten zum Osterfeste von Kuchen, von Kalbs- und Schweinsbraten, Würsten, rothen Eiern u. dgl., welche nur mit dem am Charsamstage von der Pfarrkirche geholten geweihten Feuer zubereitet sein müssen, vor der Auferstehungsfeier in der Pfarrkirche oder von excurirenden Geistlichen in größeren Ortschaften geweiht werden und wovon Verwandte, Tauf- und Firmpathlinge und auch Verehrer von ihren Mädchen am Ostertage betheilt werden; das möglichst ceremonielle Abhalten der jährlichen Kirchweihfesttage, wobei das Spenden von Blumensträußchen

der Mädchen an ihre Verehrer unvermeidlich; das oft drollige Scenen herbeiführende „Fensterln" und „Brentln" der Burschen; das Glückwünschen am Neujahrs= und Geburtstage, der Gebrauch, daß sich am unschuldigen Kindltage große und kleine Kinder durchbläuen und letztere für ihr „frisch und g'sund" mit kleinen Geschenken betheilt werden; die Prozessionen, um Regen oder schönes Wetter zu erbitten, das Gräberaufputzen und Gräberbesuchen am Allerseelentage, 2. November, das Aufpflanzen von Maibäumen mit obligaten Besten für kühne Kletterer am 1. Mai oder am Tage des Kirchweihfestes zur Volksbelustigung, — weil sie theilweise ein Ausfluß der religiösen Gebräuche sind.

Das Wettrennen und Wettlaufen der jüngsten Bürger im Markte Weitensfeld um die Braut, zur Erinnerung an die Pest, deren Verheerungen einstens unter den weiblichen Bevölkerungen nur ein einziges Mädchen übrig ließen, um die sich dann alle heirathsfähigen Männer zankten und in dieser Art den Streit entschieden hatten, wird regelmäßig abgehalten.

Das Peitschenknallen von Burschen am Vorabende des Pfingstfestes, vor den Dörfern oder an Hügeln aufgeführt, ist nur mehr in wenigen Gegenden in Uebung.

Den Vorrechten der Brechlerinen an ihren Brechlstätten, vorüberziehenden Personen Geschenke abzufordern und sie im Verweigerungsfalle mit Spreu zu bewerfen und zotigen Worten abfertigen zu dürfen, hat die Polizei schon theilweise ein Ende gemacht.

Die zeitweise vom Himmel gefallenen Drohbriefe, welche an gewissen Tagen den Untergang der Welt ganz bestimmt vorhersagten, die Leute zur Buße aufforderten und in ersterer Zeit sogar in manchen Familien Vorkehrungsmaßregeln hervorgerufen hatten, kommen ganz außer Kurs, weil sie sich nicht bewähren wollten.

In mehreren Häusern ist noch das Brieglzählen beim Reisigklauben im Walde, oder beim Vorbereiten für den Gebrauch des Backofens im Hause eine gangbare Sitte. Das paarweise Ausgehen beim Abzählen deutet in der Woche zu Maria Vermählung und auch am Thomasabende den heirathslustigen Mädchen die sichere Erfüllung ihres innigsten Wunsches an.

Aus dem üppigen Wachsthum von 3 Weizenkörnern, die man bis zum Ostersonntag in einem Topfe zum Aufgehen bringt und wovon jeder auf Namen der vorzüglichsten drei Verehrer zuvor gelegt worden war, kann zuversichtlich der einstige Bräutigam ausgeforscht werden.

Am Ostermorgen muß einaus gehöhltes und mit Weihwasser gefülltes Osterei über das Haus geworfen werden, wodurch das Gebäude das Jahr hindurch vor einer Feuersbrunst bewahrt wird.

So ist auch in der Gegend von Osterwitz die Sitte, große hölzerne Kreuze von starken Pfosten in der Richtung aufzustellen, wo gewöhnlich schwere Gewitter heranziehen, um einen Hagelschaden von den Feldern abzuwenden.

In Gegenden an der Grenze zwischen Ober- und Unter-Kärnten und namentlich in Orten nächst dem Wörthersee ist an dem für Erforschung der Zukunft insbesonders hochwichtigen Thomasabende die Sitte, wenn ein Frauenzimmer erfahren will, ob sie im folgenden Jahre heirathen und wer ihr Mann werden wird, daß sie an diesem Abende die Stube von einer Zimmerecke zur Thüre hin fleißig auskehren und diese Arbeit im Costüm der Eva verrichten muß. Bei der Thüre angelangt, muß sie schnell zwischen den Beinen durchblicken, und da sieht sie am Tische die ihr vom Schicksale bestimmte Person sitzen.

Auch der Traum desjenigen Mädchens in der Thomasnacht (21. December), welches sich am Vorabende am ganzen Leibe wäscht und unabgetrocknet und mit dem linken Fuß zuerst zu Bett begibt, geht sicher in Erfüllung, wie derjenige Traum, den Jemand am Pfingstsonntage Nachmittags beim Schlafen unter einem Kirschbaume hat.

In der Pfarre Egg und Umgebung im Gailthale halten besonders die Bäuerinen auf den Gebrauch, ihr Hausgeflügel während der Reise der Glocken nach Rom, vor dem Sonnenlichte zu bewahren.

Wie der Abschiedsruf vom Thurm der Pfarrkirche am Gründonnerstage Vormittags 9 Uhr erschallt, beeilt sich jede Hausfrau ihr gefiedertes Volk, insbesonders aber die Hühner schnellmöglichst einzufangen, um sie in einen Keller oder in eine finstere Kammer einzusperren, wo sie ohne Futter und Trank bis zur Zeit belassen werden, als am Charsamstage die Glocken ihre Anwesenheit und glückliche Rückkunft verkündigen.

In Folge dieser Vorsicht wird das Geflügel das ganze Jahr hindurch vor den Nachstellungen der Geier, Füchse, Marder und Iltisse bewahrt und eine jede Henne ist ihnen sicher verfallen, die diese Gefangenschaft nicht theilte.

In der Gegend von Maria-Saal geht am Charsamstage gleich nach Ankunft der Glocken die Bäuerin in ihre Stallungen und gibt jedem Stück Hornvieh mit einer Gerte aus Birkenholz einen leichten Schlag über den Rücken, welches die Thiere vor Unglücksfällen in selbem Jahre beschützen und insbesonders bei Kühen eine größere Fruchtbarkeit und ein leichteres Kälbern bewirken, auch die Milchergiebigkeit fördern sollte.

In der Umgegend von Maria-Rain ist es Sitte, am Charfreitage dem an diesem Tage zuerst kommenden Armen dreierlei Gaben von den gewöhnlich verabfolgt werdenden Geschenken, als Geld, Brod, Mehl, Speck, Würsten oder Weizenkuchen zu verabreichen, daher beeilen sich die Bettler an diesem Tage ja möglichst zeitlich die Dörfer abzulaufen.

Am unschuldigen Kindltage muß jeder Zwetschkenbaum von der Hauswirthin, nachdem sie bereits die Wünsche von einigen Kindern entgegen genommen hat, ebenfalls mit einer Ruthe gestrichen werden, welches zu einer ergiebigen Zwetschkenernte im kommenden Jahre wesentlich beitragen soll.

Im Rosenthale tritt am Mitfastenmittwoche um die Mittagsstunde in den Dörfern ein vermummtes altes Männchen, „der Sagmeister", auf, der mit einer Säge alle ihm vorkommenden Gegenstände zerschneiden will, und nachdem ihm längere Zeit die Kinder zu Leibe gegangen und er sich mit ihnen herumgebalgt hat, verschwindet er wieder.

Am Aschermittwoch und am St. Gertrudentag darf in keinem Hause mehr gesponnen werden, wenn man vom nächsten Flachsbaue eine ergiebige Ernte erwarten will.

Einer Kuh müssen zur Zeit des Kälberns siebenerlei Speisen gegeben werden, wenn man die Kuh lang und brav erhalten will und mit dem Jungvieh Glück haben soll.

Sind die Brechlerinen mit ihrer Arbeit fertig, so muß die Vormeisterin sich beeilen, sogleich den Schimmel zu machen, verzieht sie diese Arbeit, oder unterläßt sie solche ganz, so werden die Bäuerinen, die an dieser Brechlstätte ihren Flachs bearbeiten ließen, damit selten ein Glück haben.

Am heil. Abend, 24. December und auch an den Abenden vor Neujahr und hl. Dreikönig wird mit einer Rauchpfanne oder einem Hafen mit Gluth, worauf geweihtes Holz, Weihrauch und Speck verbrannt wird, in allen Räumen des Hauses und in den Stallungen Umzug gehalten und die Localitäten unter allerlei Segen- und Bibelsprüchen mit Weihwasser besprengt, um Segen dem Hause zu erwirken und Unglück abzuwenden; am letzten Tage noch überdies an die Thüren mit Kreide die Anfangsbuchstaben der heil. Dreikönige mit der Jahreszahl und auch Trudenfüße aufgezeichnet.

Vorherrschend aber und in gleicher Weise am meisten verbreitet sind die Vorkehrungen, die gegen Gewitter getroffen werden.

(Schluß folgt.)

Kleine Mittheilungen.

(Neuer Hitzeapparat.) Zu den Apparaten zur Erzeugung intensiver Hitze hat sich ein neuer gesellt und diesmal ist es Rußland, das den dankenswerthen Beitrag liefert. Der russische Professor Spakowski hat die fruchtbare Idee verwirklicht, brennbare Flüssigkeiten im pulverisirten oder zerstäubten Zustande in den Verbrennungsproceß einzuführen. Die Zerstäubungsapparate dienten bisher nur medicinischen Zwecken, um flüssige Medicamente durch das Einathmen in die Lungen zu bringen. Sie haben zwei nahe neben einander mündende Röhren, deren eine die zu zerstäubende Flüssigkeit liefert, welche ein starker Luftstrom aus der andern sofort in den feinsten Dunst verwandelt. Eine brennbare Flüssigkeit, so behandelt und angezündet, unterliegt der vollständigsten Verbrennung und gibt die ganze Wärmemenge aus, die sie zu entwickeln fähig ist. Das sonst so rußende Terpentinöl, welches eben der vom Erfinder angewandte Brennstoff ist, verbrennt in Spakowski's Gebläselampe mit völlig reiner, zwei Fuß hoher Flamme, die eine enorme Hitze entwickelt, so daß Stücke von Kupfer und selbst Stahl mit Leichtigkeit dabei schmelzen. Das Metallschmelzen ist aber nur die eine der verschiedenen Anwendungsweisen, deren der Apparat fähig ist; der Erfinder hat ihn ferner angewandt zu einem System von Feuersignalen von bedeutender Tragweite, zur oberflächligen Verkohlung des zu Schiff- und Wasserbauten bestimmten Holzes, und endlich, was als das Wichtigste erscheint, als hochkräftigen Dampferzeuger. Auf einem kleinen Dampfbott mit zweipferdekräftiger Maschine wird der Kessel mit einer Terpentinlampe beheizt, die vier Zerstäubungsrohre hat, und eine 3½ Fuß lange Flamme gibt. Die Sache erscheint so einfach und gelungen, daß sogleich der Bau eines Bootes mit dreimal stärkerer Maschine in Angriff genommen wurde und sich alsbald Auftraggeber auf weitere zwanzig solcher kleinen Boote fanden. Der Verbrauch an Oel soll sich auf zwei Pfund per Stunde und Pferdekraft stellen, womit die Wohlfeilheit der Steinkohle allerdings nicht erreicht wird. Aber dagegen gewährt die neue Feuerung außer großer Bequemlichkeit den Vortheil, daß die Pausen kostenfrei sind. Während ein gewöhnlicher kleiner Dampfer im Küsten-, Canal- und anderem Verkehr auch in den Perioden des Stillliegens beständig Feuer halten muß, kann das Terpentinschiff im Moment des Anhaltens seine Flamme auslöschen und braucht erst wenige Minuten vor der Abfahrt wieder anzufeuern; 5—6 Minuten sind ausreichend, um den Kessel in Dampf zu setzen.

(Grönland.) Ein bisher in Geltung stehender geographischer Glaubenssatz, daß nämlich die ungeheure Insel Grönland unter einer eben so großen Eisdecke begraben liege, wie es allerdings von außen her den Anschein hat, wird angezweifelt und vielleicht demnächst berichtigt. Der bekannte englische Alpenkundige Whymbles bereitet eine Erforschungsreise ins Innere des Landes vor. Mit seinen in den Alpen gewonnenen Erfahrungen hofft derselbe sich den Weg über die Gletscher zu bahnen und weiter im Innern grasreiche Thäler zu finden. Die großen Heerden von Wild, welche sich zuweilen in den Küstenstrichen zeigen, lassen in der That auf noch unbekannte Weideplätze im Innern schließen. Die Frage, wie weit sich Grönland nach Norden zu erstrecke, soll bei dieser Gelegenheit wo möglich auch ihre Erledigung finden.

(Chrystallbilder.) Zu den mancherlei hübschen Neuigkeiten, welche die Photographie ab und zu an den Markt bringt, ist in London wieder eine gekommen, welche viel Beifall und Lob erntet. Casket- (Schmuckkästchen-)Portraits nennen sich die Producte der im Eigenthum einer besonderen Actiengesellschaft befindlichen neuen Erfindung. Der Name Chrystallbilder würde die Sache näher bezeichnen, denn die Bilder, in Visitenkartengröße und in halber oder dreiviertel Figur, erscheinen in der That im Innern eines gefaßten Würfels von Chrystall oder Flintglas so eingefangen, wie eine Fliege im Bernstein, und zwar nicht als ein gewöhnliches Bild, sondern in lebendiger Körperlichkeit und in den natürlichen Farben. Das Chrystallbild ist nämlich ein Stereoskop in neuer Einkleidung. Den Würfel hat man sich als diagonal getheilt zu denken, denn er ist aus zwei rechtwinklig dreiseitigen Prismen und zwar so zusammengesetzt, daß zwischen den beiden innern Flächen eine dünne Luftschicht bleibt. Auf jeder dieser Flächen liegt eines der beiden stereoskopisch aufgenommenen Bilder, transparente und colorirte Collodionpositivs. Sie können auf die Glasflächen selbst entworfen sein, werden aber praktischer auf dünnen Glimmerblättchen hergestellt und so eingesetzt. Der Beschauer sieht das eine, vorn liegende Bild direct durch den Krystall hindurch, das andere durch Reflex; beide Bilder decken sich und scheinen an der hintern Fläche des Würfels zu liegen.

(Santorin.) Die Zeitungen haben schon viel berichtet über die noch jetzt fortdauernden vulcanischen Vorgänge bei der griechischen Insel Santorin: jetzt erfahren wir durch einen französischen Bericht auch von den übeln Einflüssen, welche die anhaltenden Eruptionen, namentlich unge-

heurer Mengen böser Gase auf die Gesundheit der Inselbewohner äußern. Dieselben leiden namentlich sehr an Augenentzündungen, Halsbräune, Luftröhrenentzündung und Verdauungsstörungen. Die ätzende vulcanische Asche mag die Augenübel erzeugen, während die übrigen Krankheitserscheinungen zumeist der Wirkung des Schwefelwasserstoffgases zugeschrieben werden. Das Pflanzenreich leidet nicht minder, vor allem die lilienartigen Gewächse, vermuthlich in Folge der salzsauren Dämpfe. Indeß ist Hoffnung vorhanden, daß sich aus dem Bösen auch etwas Gutes entwickeln werde: die schwefligen Dämpfe scheinen das Oidium des Weinstocks getödtet zu haben und man macht sich Hoffnung auf das Ausbleiben der Traubenkrankheit.

(Gletscher-Panorama.) Das bekannte Panorama des Großglockners, welches der kärntnerische Maler Pernhart nach jahrelangen mühsamen Studien gefertigt, und das man auch in größeren Kreisen aus den Schaustellungen desselben kennen und würdigen gelernt hat, wird nun, wie bereits bekannt, vom Oesterreichischen Alpenverein in hübschen Chromo-Lithographien, welche der geistvolle Landschafter Conrad Grefe auf Stein überträgt, herausgegeben. Es liegen bereits einige Blätter dieses verdienstvollen Unternehmens vor, und wir wollen dieselben, schreibt die „N. Fr. Pr.", hiemit den Naturfreunden als schmucke Zimmerzier, vor Allem aber Mittelschulen und ähnlichen Lehranstalten als werthvollen Unterrichtsbehelf anempfohlen haben. Es bildet dieses Panorama eine prächtige Ergänzung des werthvollen Alpen-Atlas von Simony und wird jedem Lehrer als Demonstrations-Object seiner Vorträge über Orographie und Terrain-Formation willkommen sein. Instructiv ist dasselbe namentlich im Zusammenhange mit Keil's geoplastischer Karte der Glockner-Gruppe; daraus läßt sich ein vollständiges Bild dieses Grundstockes unserer Central-Alpen gewinnen. Heute findet vielleicht bei uns die Anempfehlung von Hilfsmitteln zum Studium der Terrainkunde ein willigeres Ohr als vor zwei Monaten. Oesterreich hat es theuer genug bezahlt, daß die Bemühungen seiner geographischen Fachgelehrten nicht jene Popularität und jene allgemeine Anerkennung gefunden haben, wie die gleichen Bestrebungen ihrer Collegen im deutschen Norden.

(Die Sonne.) Nachdem durch Kirchhoff die frühere astronomische Annahme von einem dunkeln und kalten Sonnenkern und einer leuchtenden glühenden Hülle widerlegt ist, seit die Astronomie der Physik zugeben muß, daß eine heiße Umhüllung und ein

alter Kern nicht Millionen von Jahren zusammen bestehen können, sondern daß mit höchster Wahrscheinlichkeit die Temperatur des Sonnenkörpers nach Innen zunimmt, seit endlich Kirchhoff nachgewiesen, daß die Frauenhofer'schen Linien mit den Spectral-Linien vieler Metalle genau coincidiren und daher ohne Zweifel der Absorbtion bestimmter Lichtwellen in einer Atmosphäre, welche jene Metalle in Dampfform enthält, aber kälter ist als die Lichtquelle, ihre Entstehung verdanken, — besteht ein Widerspruch zwischen Astronomie und Physik über die Natur der Sonnenflecke. Die Astronomen erklären diese dem Aussehen nach für Vertiefungen; ist aber das Innere der Sonne heller glühend als die Oberfläche, so kann durch eine Lücke in der letzteren kein dunkler Fleck entstehen. Kirchhoff suchte deswegen die Erklärung in Wolken, in Niederschlägen, welche sich durch zufällige Abkühlung in der Sonnenatmosphäre bilden. (Berl. Akad. 1861.) Faye bemüht sich nunmehr durch eine andere Hypothese den Widerspruch aufzuheben. Glühende Gase strahlen bei weitem weniger Licht aus, als feste Körper in derselben Temperatur. Im Innern der Sonne ist nach Faye die Temperatur so hoch, daß die Bestandtheile wirklich gasförmig, in vollkommener „Dissociation" sind; an der Oberfläche dagegen ist sie durch Ausstrahlung so weit vermindert, daß nichtgasförmige Partikeln sich ausscheiden und durch ihr Glühen die lebhafte Lichtentwicklung bedingen. Sonnenflecke sind Ausbrüche der gasförmigen Bestandtheile. Erklärt wird durch diese Hypothese das geringe specifische Gewicht der Sonne (ihre Dichtigkeit beträgt ungefähr ¼ der Dichtigkeit der Erde; diese ist 5·44, jene 1·37) und die Constanz der Wärmestrahlung, da durch Strömungen beständig die abgegebene Wärmemenge von Innen ersetzt werden muß. Auch die von Carrington festgestellte Zunahme der Rotationsdauer der Flecke nach den Polen zu, ihr Auftreten vorzugsweise in gewissen Breiten sucht Faye aus diesen Strömungen abzuleiten. (Comp. rend 1865.)

(Nebelflecke) nach der spectral-analytischen Untersuchung Huggins. Es gelang von vielen dieser lichtschwachen Objecte ein Spectrum zu gewinnen, das im Gegensatze zu allen übrigen Himmelskörpern aus nur wenigen hellen Linien bestand, von denen eine dem Wasserstoffspectrum, eine andere dem Stickstoffspectrum angehört. Aus diesem merkwürdigen Resultate zieht Huggins den Schluß, daß diese Nebel (worunter die sogenannten planetarischen und der große Orionnebel zu nennen sind) aus glühenden Gasmassen bestehen, und zwar, daß sie Wasserstoff, Stickstoff und ein Gas enthalten, dessen Spectrum unbekannt ist. Damit würde

auch die colossale Entfernung und Ausdehnung fallen, welche man diesen Nebeln beizulegen gezwungen ist, wenn man sie als Sternhaufen betrachtet. (Phil. Mag. Vol. 25.)

Mittheilungen aus dem Geschichtvereine.

Aus dem Vereine getreten ist das Mitglied: Herr Franz Novak, Probst und Pfarrer in Kraigh,

Als Geschenke wurden dem Vereine gütigst gewidmet:

Von Herrn Thomas Ritter von Moro:

a. 90 Stück gedruckte Verordnungen und Patente aus dem 17. — 19. Jahrhunderte;
b. K. Maria Theresia's Landtafel-Institut für Kärnten, 1746;
c. K. Ferdinands II. Müller- und Bäcker-Ordnung für Kärnten;
d. Instruktion für die Landgerichts-Verwalter in Kärnten, 1727;
e. Kärntnerische Zehent-Ordnung vom J. 1577 sammt allen Nachträgen;
f. K. Karls VI. Mauth-Ordnung, 1725;
g. Rechts-Ordnung des Ertzhertzogthums Kärnten. (Manuscript).
h. Eine Hellebarde aus dem Schlosse Maleregg.

Vom Herrn Georg Winter, k. k. Postdirector:

a. Storia dei Sette Comuni, scritto dal Ab Modesto Bonato. 16 Hefte.

b. Einige hundert zum Theil verwälschte Oertlichkeits-Namen aus der Provinz Vizenza. (Manuscript zusammengestellt vom Herrn Geschenkgeber).

Von der k. k. Studien-Direction in Klagenfurt: XVI. Programm des k. k. Gymnasiums in Klagenfurt am Schlusse des Studienjahres 1866.

Von Herrn Peter Freiherrn von Sordagon, k. k. Major in Pension: K. k. Militär-Schematismus vom Jahre 1864.

Von Herrn Friedrich Rauscher, Privat: Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten. Fortsetzung von Dr. Karlmann Tangl. IV. Band; II. Heft.

Vom germanischen Museum in Nürnberg: Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit. Jahrgang 1866, Nr. 5.

Von Herrn Johann Heiß, k. k. Posterpeditor in Spittal: Zwei photographische Abbildungen eines in der dortigen Pfarrkirche befindlichen alten Stein-Basreliefs.

Von Fräulein Pauline Glabotschnigg in Klagenfurt: Ein alterthümlicher Leuchter mit der Jahreszahl 1537.

Von Frau Caroline von Moro, geb. Edle von Rainer zu Haarbach, in Viktring wurde der Geschichtverein mit einem von ihr selbst gemalten großen Oehlbilde (alterthümlicher Klosterhof) in Goldrahmen, beschenkt.

Von Herrn Professor Dr. Karlmann Flor: Das photographirte Bildniß des letztverstorbenen Abtes von St. Paul, Ferdinand Steinringer.

Vom löbl. Stifte Melk: Jahresbericht des k. k. Obergymnasiums in Melk, veröffentlicht am Schlusse des Schuljahres 1366.

Von Herrn Thomas Hermanitz, k. k. Finanzdirectionsbeamten: Kurze Geographie von Deutschland nach der politischen Verfassung der 10 Kreise. Von Tobias Lobek in Augsburg.

Ankäufe:

1. Grundriß der deutschen National-Literatur von August Koberstein. 3. Band, 7. Heft.

2. Denkmale der Baukunst, Bildnerei und Malerei von Ernst Förster; Lief. Nr. 253 — 256.

3. Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. Mai und Juni 1866.

4. Die Gegenäbte Albert und Peter von Sittich und Abt Angelus von Rein. Von P. v. Radics.

5. Römerstein vom Magdalen-Berge (besprochen im März-Hefte der „Carinthia" 1866, Seite 123.)

Meteorologisches.

Witterung im Juli 1866.

Der vergangene Monat Juli war ein in Kärnten ungewöhnlich stürmischer und gewitterreicher. Schon am 3. und 7. traten heftige Gewitter mit starken Niederschlägen und Stürmen auf, dann begann eine kurze Periode der Ruhe und größten Wärme bis 15. Von da an aber kam eine bis zu Ende des Monats währende Gewitterzeit. Fast jeden Tag zogen Gewitter über das Land, besonders die am 16., 18. und 31. begleiteten starke Niederschläge und viele derselben verderblicher Hagelschlag. Am 31. fiel auf den Alpen reichlich Schnee bis zur Seehöhe von 4500. — Die Niederschläge des ganzen Monats waren somit überall beträchtlich groß, am größten diesmal nicht in den Stationen an den Kalkalpen, sondern in Tiffen, wo sie 10·6" betrugen, in Raibl 10·2", in Würmlach 8·9", in Saifnitz 7·8", in Sachsenburg 7·7", in St. Peter 6·4", Klagenfurt 6·1". Die Anzahl Tage mit Gewitter betrug 12 bis 16. Die Temperatur war im allgemeinen ziemlich nieder, in Klagenfurt 15·1, St Paul, Tiffen, Gottesthal, Bad Villach, Sachsenburg über 14°, Hausdorf, Bad Vellach, Raibl noch über 12°, am Luschariberg 9·8, Jaukenberg 7·9, Obir 6·6. Die höchste Temperatur trat überall am 14. oder 15. auf und zwar in Klagenfurt mit 26·3, an den meisten Stationen mit 22 oder 23°, selbst am Hochobir mit 20°.

In Klagenfurt waren die Mittel folgende: (die eingeschlossenen Zahlen sind die normalen) Luftdruck 319·8''' (320·32), Lufttemperatur 15·08 (15.18), Feuchtigkeit 76 (74 3), Niederschlag 6·09 (4 60), Tage mit Regen 18 (11), mit Gewitter 15 (7). Noch mehr Regen im Juli fiel nur noch in den Jahren 1856 (10·5), 1844 (8·8), 1842 (6·2), 1840 (7·6), 1838 (6·6) u. s. w. Es war also ein ungewöhnlich nasser, gewitterreicher Juli.

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ludwig Jžleib. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

№ 9. September 1866.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Von Ludwig Bowitsch.

Das war gegen Ende des Jahres.

Der Schnee lag fußhoch in den Straßen und ein trüber Nebel verschleierte das Himmelsgewölbe, so daß der Tag im Dämmergrau verlief.

Demungeachtet herrschte allerorts ein reges Leben. Was nur über etwelche Gulden zu verfügen im Stande war, traf Vorbereitungen für die festliche Begehung der Weihnacht.

In der Wohnstube des Schreibers Jakob Hiller sah's kläglich aus. Der Winter machte sich in seiner schlimmsten Bedeutung geltend. Kein Flämmchen auf dem Küchenherde, kein Flämmchen im Zimmerofen. Am Bettchen eines etwa zweijährigen Mägdleins saß eine junge bleiche Frau, ein kaum 6 Wochen altes Knäblein an ihrer Brust stillend. Die Kleidung war zwar rein und nett, aber die verschossenen Farben des fadenscheinigen Stoffes zeugten von der Unbill der darüber hingegangenen Zeit. Nur wenige armselige Möbelstücke standen an den Wänden umher. Eine Art Nachtlampe verstreute matten Schein.

Jakob Hiller war ein tüchtiger Student gewesen. In einem Alter von kaum 18 Jahren lernte er jedoch ein Mädchen kennen, das zwar schön und brav genannt werden konnte, aber gleich ihm nicht ein geringstes Eigen besaß. Frau Hiller, der die Erziehung des Sohnes bei einem kleinen Witwengehalte hart genug angekommen war, ermahnte ihren Jakob nachdrucksamst, in einer der entscheidendsten Lebensfragen sich nicht zu überstürzen und nicht in frühen Jünglingsjahren schon Verpflichtungen zu übernehmen, die oft den Muth des reifen Mannes beugen. So innig aber auch der junge Hiller an seiner Mutter hing, in Bezug auf seine Liebe wieß er jeden Rath, jede Warnung zurück. „Jakob, mein Jakob" rief die alte Frau, mag auch das Sprüchwort: „Jung gefreit hat

Niemand gereut", auf Wahrheit beruhen, so bleibt es doch geboten, vor dem Ringtansche die Möglichkeit der Existenz in Betracht zu ziehen. So lange das Nestlein nicht fertig ist, legt das Vöglein keine Eier. Du bist selbst fast noch ein Kind, verstehst das Leben und seine Anforderungen nicht. Vollende vorerst deine Studien — erwirb dir eine Stellung — —"

„Ich kann ohne Margret nicht leben!"

„Du bist jung, sie ist jung und in jungen Jahren läßt sich leicht warten — immer besser eine Freude voraus zu haben, als sie hinterm Rücken zu wissen —"

Jakob aber schüttelte sein blondes Lockenhaupt und wandte sich verbittert ab. Von dem süßen Wahne befangen, daß, wenn Menschen sich recht innig gut sind, das Glück auch unterm Strohdache wohne, rang er nur nach einem Ziele — dem Besitze des theuren Gegenstandes. Entschlossen, den augenblicklichen, wenn auch kleinen Erwerb einer künftigen anständigen Versorgung vorzuziehen, gab er den Besuch der Collegien auf und bewarb sich um eine Stelle in einer Advocaturskanzlei. Nach längerer Umfrage fand er endlich ein derlei Unterkommen als Schreiber. Der Gehalt betrug zwar für den Monat nur 20 fl.; dennoch meinte Hiller ein Königreich gewonnen zu haben.

„Stell' dich nicht meinem Glücke entgegen, liebe Mutter, mein Glück ist einzig durch Margret bedingt. An ihrer Seite wird sich selbst die Wüste zum Paradiese verklären, fern von ihr wandeln sich Marmorhallen zu Kerkergewölben."

Wohl wiederholte Frau Hiller alle bereits vorgebrachten Mahnungen und Warnungen, wohl beschwor sie mit thränenfeuchten Augen, sich nicht von Fantasiegebilden fortreißen zu lassen, wohl führte sie lehrreiche Momente aus ihrem eigenen vielbewegten Leben ihm vor.

Jakobs Ueberzeugung war nicht wankend zu machen. Bangen Herzens gab endlich die Witwe ihre Einwilligung und der kaum 20jährige Schreiber führte seine Braut zum Altare.

Wenn Liebe allein die Menschen vollkommen glücklich zu machen im Stande ist, dann durften die beiden jungen Eheleute festen Muthes in die Zukunft blicken.

Sie liebten sich wirklich innig und warm und diese Liebe ruhte auf festen, sittlichen Pfeilern. Beide waren thätig, genügsam, haushälterisch, und da Frau Hiller ihnen treulich unter die Arme griff, stand es auch mit der äußeren Behäbigkeit nicht schlimm. Die gute Mutter aber konnte, wenn sie gleich den Kindern ihre Anerkennung nicht vorenthielt, der Besorgnisse im Hinblick auf die Zukunft nicht Meisterin

werden. Leider brachen diese befürchteten traurigen Tage bald herein, obschon Frau Hiller nimmer deren Zeugin war.

Ein Schlagfluß machte dem Leben der Wackeren ein Ende.

Jakob und seine Gattin mochten es ahnen, daß ihr Schutzgeist heimgegangen sei, und weinten heiße und aufrichtige Thränen. Sie legten sich wo möglich noch größere Einschränkungen auf, um den erlittenen Ausfall der Finanzen zu decken, und sahen mit stolzem Bewußtsein auf den unter wenig günstigen Verhältnissen zurückgelegten Sparpfennig pochend, der Ankunft eines neuen Erdenbewohners ohne Befangenheit entgegen. Da gefiel es plötzlich dem Dienstherrn Jakobs, sich ins Privatleben zurückzuziehen und auf sein Geschäft zu Gunsten eines nahen Verwandten zu resigniren.

Jakob wurde entlassen und es vergingen Monate, bevor ein neuer Erwerb und zwar abermals in der Kanzlei eines Rechtsfreundes gefunden werden konnte.

Mittlerweile war die junge Hiller Mutter geworden. Der Sparpfennig hatte sich nicht länger halten lassen, auch manch ein Stück des entbehrlicheren Hausraths mußte fortwandern.

Der gute Schreiber gab jedoch seinen Muth nicht auf und hoffte auf Wiedergewinn des Verlornen. Nun wurde aber die junge Frau das Opfer eines schmerzlichen Siechthums und obgleich die Jugendkraft siegte, blieb sie doch untüchtig zur Bewältigung der zahlreichen ihr obliegenden Pflichten.

Muß es nicht als ein Wunder betrachtet werden, daß an der Hand der Noth nicht der Unfriede in den traurigen Haushalt zog? In der That, die beiden Gatten konnten als mustergiltige Beispiele stiller edler Duldung aufgestellt werden, Eines suchte das Andere zu trösten und zur standhaften Ausdauer zu stärken. Ja, im höchsten Jammer fanden sich noch Augenblicke namenloser Seligkeit, wenn der Gatte durch der Gattin, diese letztere durch des Ersteren Selbstverläugnung entzückt wurde. Freilich lächelte diese Seligkeit mit Thränen in den Augen.

Abermals wurde Margret Mutter.

„Gott, wie glücklich machst du mich“ rief Jakob „und ich kann dir dagegen nichts als Noth und Kummer bieten!“

„Brich nur du mir nicht zusammen“, bedauerte das junge Weib, „ach, du leidest um meinetwillen.“

Noth und Kummer hatten aber einen Höhepunkt erreicht, daß eine weitere Steigerung kaum denkbar sein mochte.

Selbst Bettgewand und Kleidungsstücke hatten verpfändet werden müssen, Tische und Schränke waren veräußert worden — der Krämer drang auf Bezahlung verabreichter Nahrungsmittel — armer Schreiber!

Wohl besann sich Jakob in solcher Wirrniß oft der mütterlichen Lehren und gab zu, sich selber mehr als die gute Margret geliebt zu haben, da er sonst zugewartet haben würde, bis es ihm möglich gewesen, der Gattin ein erträgliches Los zu bereiten.

Wohl erkannte er, daß ohne Liebe zwar gar kein Glück möglich sei, daß die Liebe viele Wunden heilen oder deren brennenden Schmerz wenigstens lindern könne, daß aber sie allein nicht ausreichend sei, den Kummer selbst zu verbannen und den Born der Thränen versiegen zu machen.

„Ich habe gefehlt," rief er sich zu „und ich will für diesen Fehltritt büßen, wäre es nur möglich, nicht auch Weib und Kind für diese Uebereilung büßen zu sehen! Muth und Kraft sollen mich nicht verlassen und nachkommen will ich meinen Pflichten bis zum letzten Athemzuge und bleibt der Erfolg auch fern, so darf doch das redliche Streben nicht erlahmen!" und es mußte ihm nachgerühmt werden der Ernst und die Redlichkeit seines Strebens. War auch der Prinzipal hart genug, sich zu keiner Aufbesserung der Bezüge zu bequemen, so versagte er doch dem fleißigen Arbeiter die verdiente gute Nachrede nicht. Der Sollicitator des Bureau's jedoch, der bei mäßigen Einkünften noch nicht warm zu fühlen verlernt hatte, hegte für den armen jungen Mann aufrichtigste Theilnahme. Unter den vielen Partheien, welche den Schutz des Advokaten in Anspruch zu nehmen pflegten, befand sich auch ein reicher Fabrikherr aus ziemlich entfernter Provinz. Rollberg, so hieß der Mann, war mit dem Sollicitator schon seit Jahren befreundet.

„Stehe im Begriffe, ein neues Etablissement in —thal zu gründen — wäre mir ein jüngerer, im Schreib- und Rechnungsfache tüchtiger Mann sehr erwünscht — würde ihm ein honettes Auskommen sichern. —"

„Da könnte ich Ihnen mit bestem Gewissen einen von unseren Schreibern — den Hiller empfehlen. —"

„Den mit dem zarten, etwas verhärmten Gesichte — habe gestern mit ihm gesprochen — scheint allerdings ein angenehmer Mensch. —"

„Brav, geschickt und flink. —"

„Ja — doch — — er blickt wie aus einem Nebelschleier. —"

„Er hat ein trauriges Los zu befahren — verheirathet — Vater von zwei Kindern — durch Unglücksfälle in der peinlichsten Noth. —"

„Nun — da geht es keinesfalls — muß eine gewisse Bürgschaft haben — es gilt mit großen Geldsummen zu gebaren. —"

„Kann Sie versichern — ehrlich ist dieser Hiller — ehrlich —"

„Pah — die Noth führt auch den Besten auf Abwege — und mir, dem Geschäftsmanne, können Sie es doch nicht verargen, wenn ich von gefährlichen Experimenten mich fern halte."

„Ist Ihnen meine Empfehlung nicht genügende Bürgschaft?"

„Ich möchte Sie nicht einer Täuschung zum Opfer fallen sehen. Gefühl und Geschäft dürfen nicht mitsammen hantthieren, sonst macht das eine oder das andere Bankerott."

„Durch eine bessere Stellung wird die Noth bewältigt, somit fällt —"

„Wer aus der Nacht plötzlich ans Licht tritt, wird vom Scheine geblendet und verblendet —"

„Er hat sich stets bewährt und bewährt sich auch jetzt in seiner bittersten Noth. —"

„Es fehlte vielleicht nur —"

Noch manches besprachen die beiden Männer.

„Will nachdenken" schloß Rollberg.

Andern Tags ließ der Fabriksherr sich in ein längeres Gespräch mit Hiller ein und bestellte denselben schließlich zur Abmachung eines Schreibgeschäftes zu sich ins Hotel.

Daß war der arme Schreiber unsäglich froh. Winkte ihm doch ein kleiner Nebenerwerb.

Gegen Herrn Wallner, dem Sollicitator äußerte Rollberg: „Ja — ein recht gewandter junger Mann ist er — schade — doch — nun, auf Wiedersehen. —"

Zur bestimmten Frist traf Hiller im Gasthofe ein. Er war bereits erwartet worden.

„Ich bin kein Freund von weitläufigen Umreden" hub der Fabriksherr an, „somit zur Sache — habe dem Sollicitator einige Schriften übergeben, die ich nun — nachdem ich reiflicher darüber nachgedacht, nicht länger in seinen Händen lassen will — könnten meiner Rechtsangelegenheit abträglich werden — leider steht es mir nicht wohl an, die Papiere selbst zurückzufordern. Sie sollen — Ihr versteht mich — verschwinden — es verschwinden ja oft Papiere — übrigens sind sie mein volles Eigenthum — Ihr genießt des Sollicitators Vertrauen, das weiß ich, verfügt über den Schlüssel — rechts im Kasten — drittes Fach von oben mit meinem Namen überschrieben liegt das Actenbündel — könnt nicht fehlen — morgen Abends — doch morgen ist ja der Weihnachtsabend — also bald nach Mittag erwarte ich — Nun, Ihr tragt Bedenken?"

„Das geht nicht an, Herr Rollberg!“ stotterte Hiller.

„Will ja für diese Gefälligkeit erkenntlich sein — nehmt hier als Angabe 10 fl. — morgen, sobald Ihr meinem Wunsche entsprochen habt, sollt ihr weitere 20 fl. erhalten —“

„Wenn auch Herr Rollberg einzig nur Ihr Eigenthum beanspruchen, so scheint die Art und Weise —“

„Ihr seid empfindlich, junger Mann! — Es gilt ja nur eine Ungeschicklichkeit gut machen, welche ich begangen habe —“

„Eben weil ich das Vertrauen des Sollicitators besitze, dünkt es mir um so schmachvoller, dasselbe —“

„Zu mißbrauchen — pah — er kommt ja nicht zu Schaden — doch ich will euch 30 fl. Angabe leisten und morgen noch 30 fl. darauf zahlen.“

Hiller zitterte wie Espenlaub. Rollberg sprach fortan wärmer und eindringlicher.

„Also morgen — längstens 3 Uhr“ lautete der Schluß der Unterredung.

„3 Uhr“ flüsterte Hiller in sich hinein und wankte gleich einem Schatten durch die Straßen. Da und dort flackerten bereits die Laternen. Scharf pfiff der Wind von den Bergen und wirbelte den hart gefrornen Schnee empor. Endlich war das Ziel der Wanderung erreicht.

„Bist du's Jakob?“ klang's aus banger Frauenbrust; „wo weiltest du so lange?“

„Ich war bei Rollberg, der mich zu sich beschieden.“

„Und erlangst Beschäftigung?“ —

„Ich — nun — ich habe bereits erlangt — doch nein — mag auch die Noth — ich will — vernimm —“

Und er erzählte, wie ihn der Versucher umgarnt.

„Du hast Recht Jakob, geh' auf den schändlichen Handel nicht ein — wir wollen als ehrliche Leute —“

„Margret! Margret! Du bist ein Engel!“ rief Hiller aus und umschlang das gute Weib; „mag auch die Noth mit all ihren Gewalten heranstürmen, sie soll uns zum Widerstande gerüstet finden. Noch dürfen wir in dem Elende mit dem Bewußtsein uns trösten, eines besseren Loses würdig zu sein. Bin zwar müde — thut nichts — will des drückenden Alps ledig sein und das Geld zurückgeben.“

„Warte bis morgen —“

„Nein — er soll nicht länger in dem Wahne sich wiegen, daß mit Geld Alles zu erkaufen sei. Es soll ihm nicht bis morgen vergönnt sein, unser mit Verachtung zu denken! Werde ihn treffen, muß ihn treffen."

Sprach's und eilte fort.

Rollberg stand eben im Begriffe in eine Soirée zu fahren.

„Nur einen Augenblick!" rief Hiller. — „Sollen nicht aufgehalten sein — ich bringe nur das Honorar zurück; es ist mein felsenfester Entschluß, Ihren Wünschen nicht zu willfahren —"

„In der That", brach Rollberg los, „in der That, Ihr weiset in Euerer Bedrängniß die rettende Hand zurück —"

Um solchen Preis mag ich nicht gerettet werden! — Genug, hier ist das Geld; ich werde aber noch überdem den edlen Sollicitator warnen, auf daß —"

„Wirklich?"

„Zuversichtlich —"

„Mann, laßt Euch ins Auge schauen — Ihr geht auf meinen Antrag —"

„Nicht ein — gute Nacht!"

„Halt! halt! Noch einen Augenblick — Ihr seid wirklich unerschütterlich?"

„Ich habe meine Erklärung abgegeben —"

„Nun", fuhr Rollberg fort und ergriff Hiller's Hand, „der Sollicitator ist mit seinen Ueberzeugungen nicht zu Schanden geworden, wohl aber hab' ich eine beschämende Zurechtweisung erfahren. Vergebt, daß ich nicht besser von Euch gedacht, daß ich Euch gekränkt. Vielfältige herbe Erfahrungen haben mich an der Menschheit zweifeln gelehrt. Den Herrn Wallner will ich übrigens schon selbst in Kenntniß setzen, der Triumph soll ihm nicht vorenthalten bleiben — will mich gern als überwunden bekennen."

Die letzten Worte waren mit seltsamer Erregung gesprochen. Im Auge aber funkelte eine Thräne.

„Was meinen Herr von Rollberg?"

„Noch einmal — können Sie mir ernst und aufrichtig verzeihen?"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Es galt eine Art Wette — ich habe sie verloren und zugleich viel, unendlich viel gewonnen: den Glauben, daß es doch Menschen gibt, die unter den drückendsten Verhältnissen treu und edel sich bewähren — mag man mich heute auch in der Gesellschaft vermissen — will mit Ihnen fahren um auch Ihre Frau kennen zu lernen —"

Hiller meinte zu träumen.

„Ist das eine Noth!“ rief Rollberg aus, als er in die ärmliche Stube getreten war.

„Nun liebe Frau und Sie, mein lieber Hiller, wir wollen, wie ich hoffe, uns nicht kennen gelernt haben, um auf ewig wieder zu scheiden. Habe mit dem guten Wallner bereits über die Sache gesprochen. Brauche einen tüchtigen, fleißigen und ehrenhaften Mann. Sollen monatlich 100 fl. haben nebst etwelchen Naturalien — morgen — in der Advocaturskanzlei kommt der Vertrag zum endgiltigen Abschlusse. Hier aber sind einstweilen 200 fl. zur Vorbereitung für die Reise —“

Hiller rang mit allem Aufwand seiner Kräfte nach Fassung. Margret aber stürzte vor dem fremden Manne in die Knie und drückte dessen Hand an ihre Lippen.

„Um Gotteswillen“ fuhr Rollberg empor, „so tief bin ich noch nie beschämt worden!“

Andern Tags wurde die Bestallungsurkunde ausgefertiget.

Wallner aber sprach: „Nun hab' ich mich doch als Menschenkenner bewiesen! Brav lieber Hiller und recht viel Glück!

Ob wol unter golddurchwirkten Baldachinen der heilige Abend in feierlicherer, seligerer Stimmung begangen werden konnte, als er in dem ärmlichen Gemache der Hiller'schen Familie begangen wurde?

„Nun sollst du nicht mehr darben, liebe Margret! Nun kommen goldene Tage, liebe Kinder!“ rief Hiller ein und das andere Mal.

„Nun wird die bange Sorge dir nimmermehr den kargen Bissen Brod vergiften“ jauchzte die Frau.

Und die kühnen Hoffnungen wurden sogar von den Erfolgen übereilt.

Unermüdet tüchtig und treu waltete Hiller im Dienste seines Herrn.

Gegenwärtig besitzen die beiden Gatten selbst einen kleinen netten eigenen Wirthschaftshof, dessen sie sich mit makellosem Gewissen freuen.

Drei treffliche Kinder vollenden das Glück.

Die Erstgeborne ist Braut des jungen Rollberg und wird in den nächsten Tagen Hochzeit machen.

Der alte Herr selbst schwärmt für die Wahl seines Sohnes.

Der Heirathspakt selbst aber ist, um den Gründungstag des Glückes zu ehren, in der letztverflossenen Weihnacht abgeschlossen worden.

Die Freimannsgrube.

Kärntnerische Volkssage.

In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts hatte Kärnten durch wiederholte Kriegsunruhen derart gelitten, daß durch die Verarmung der Bevölkerung auch der Bergbau, ein Hauptnahrungszweig des Landes, ins Stocken kam, und die Arbeiter entweder brodlos umherstreiften oder auswanderten und Kriegsdienste suchten.

Ein solcher Bergarbeiter meldete sich eines Tages dem Bürgermeister eines Städtchens in Ober-Kärnten, dessen Namen uns die Sage verschwiegen hat, und bot dem alten Herrn seine Dienste an.

Der Bursche hatte ein offenes, ehrliches Gesicht, das dem Bürgermeister gefiel, und dieser nahm ihn willig in sein Haus auf. Franz, so hieß der Bergknappe, wußte allmählig durch guten Willen, Fleiß und Treue sich die Gunst seines Herrn in so hohem Maße zu erwerben, daß dieser, nachdem er wiederholte Beweise von der Redlichkeit seines Schützlings bekommen hatte, denselben, da er, wie es bei den Bergleuten häufig vorkam, eine bessere Schulbildung besaß, zu seinem Säckelmeister machte, welchem Amte der strebsame junge Mann mit vielem Geschicke vorstand.

Eines Tages langte im Städtchen ein Reiter an, der in wilder Hast berichtete, daß die Türken in Krain eingefallen und im Begriffe seien, die Grenze Kärntens zu überschreiten. Bereits sei von dieser Richtung her Alles auf der Flucht.

Diese Nachricht erregte keinen kleinen Schrecken. Die Bewohner des Städtchens begannen ihre Habseligkeiten zu packen, versteckten einen Theil derselben, trieben ihr Vieh ins Gebirge und eine große Anzahl derselben zerstreute sich nach allen Seiten.

Der Bürgermeister hatte bereits zwei Einfälle der Türken in Kärnten erlebt, und wußte, daß die Barbaren weder Eigenthum noch Leben schonten und ihre Raubzüge mit Verwüstungen bezeichneten; deßhalb war sein nächster Gedanke darauf gerichtet, wie er die Schätze seiner Gemeinde den Händen des Feindes am sichersten entziehen könne. Er zog deßhalb den Säckelmeister, zu dem er ein großes Vertrauen hatte, zu Rathe, welcher nach einigem Nachsinnen folgenden Vorschlag machte.

Ich weiß für den Schatz der Gemeinde einen sicheren Ort, wo ihn Niemand suchen wird. An der Landesgrenze gegen Obersteier und Salzburg befindet sich in der Stangalpe ein alter Bergbau, der in seinem

Innern stellenweise noch gut erhalten ist. Dort in diese Höhle, welche nicht leicht zu ersteigen ist, bringen wir das Geld und können uns im schlimmsten Falle selbst dort verbergen. Die Abgelegenheit und das Wilde dieses Berges ist der beste Schutz vor dem Feinde.

Dem Bürgermeister schien die Wahrheit des Gesagten einzuleuchten, denn er befahl dem Säckelmeister sogleich alle Anstalten zur Flucht zu treffen, ohne irgend Jemandem von dem Plane etwas zu verrathen.

Es war bereits Abend und der Mond eben aufgegangen, als Franz zu seinem Herrn eintrat und ihm meldete, daß Alles zur Reise vorbereitet sei. In dem Gemache des Bürgermeisters aber fand er noch eine zweite Person, einen großen, finster aussehenden Mann in seinen Mantel gehüllt, der gleichfalls bestimmt zu sein schien, die Reise mitzumachen.

Dem war auch so. Der Bürgermeister theilte dem Säckelmeister mit, daß Meister Timotheus, der Freimann, von ihm ins Vertrauen gezogen wurde und sie begleiten werde.

Ein leiser Schauer überflog den Säckelmeister, als er dem Manne ins Gesicht blickte, dessen gewaltiges Schwert schon vielen Verbrechern zum Schrecken geworden war, und obgleich er etwas Aehnliches nicht zu befürchten hatte, so war ihm in dessen Gesellschaft doch nicht wohl zu Muthe und es that ihm beinahe wehe, daß sein Herr noch einen Dritten ins Geheimniß eingeweiht habe, als mißtraue er Franzens Redlichkeit; doch bald sammelte er sich wieder und bestieg mit den Uebrigen den Wagen, den er selbst lenken mußte.

Der Schatz war glücklich in einer schwer zugänglichen Kluft des verlassenen Bergbaues untergebracht worden und die drei Vertrauten bestiegen wieder den Wagen, der sie nach Hause bringen sollte, nachdem sie sich noch durch einen kräftigen Trunk Weines gelabt hatten. Franz aber war vor Müdigkeit und durch den feurigen Wein duselig gemacht, auf dem Wagen fest eingeschlafen. Plötzlich wurde er von einem heftigen Schmerze erschüttert, der, seinen ganzen Körper durchzuckend, sich zweimal wiederholte. Er erwachte mit einem Schrei, aber sein Blick umflorte sich und ihm war nur, als sehe er den Freimann und dessen blitzendes Schwert, worauf er schnell das Bewußtsein verlor.

Als er wieder die Besinnung erlangte, sah er sich in einer elenden Hütte und fühlte sich so matt und kraftlos, daß er unvermögend war, sich zu bewegen. Er wollte sprechen, vermochte es aber gleichfalls nicht; denn ein stechender Schmerz am Halse verhinderte ihn daran. Er befand sich in einer Köhlerhütte der oberen Steiermark, wohin man ihn mit

einer schweren Wunde am Kopfe und am Halse gebracht hatte, nachdem er in einer Schlucht ohnmächtig war gefunden worden. Durch viele Tage hatte er in einem heftigen Fieber dagelegen, und nun bei wieder erlangtem Bewußtsein vermochte er sich nicht mehr der Vergangenheit zu erinnern; doch begann er bei einer sorgfältigen Pflege langsam zu genesen. Erst nach mehreren Wochen fand er Sprache und Gedächtniß wieder.

Die Türken waren inzwischen bei Villach geschlagen und aus dem Lande vertrieben worden und Franz entschloß sich nun, zu seinem geliebten Herrn zurückzukehren, obgleich eine bange Ahnung seine Brust beengte, wenn er seines Erlebnisses gedachte, das ihm die Möglichkeit eines schurkischen Planes vorspiegelte, dessen Gelingen auch dem Bürgermeister unheilbringend gewesen.

Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen.

Der Bürgermeister war spurlos verschwunden und man glaubte allgemein, er sei bei seiner Flucht den Türken in die Hände gerathen und von denselben fortgeschleppt und getödtet worden.

Franzens zweite Frage war nach Meister Timotheus.

Dieser befand sich im Orte, aber wie man Franzen erzählte, war mit dem Manne seit dem Abzuge der Türken eine gewaltige Veränderung vor sich gegangen und in sich gekehrt und trübsinnig schlich er umher und war jeder Freude abgestorben. Gegenwärtig hütete er das Krankenlager. Franz beschloß ihn aufzusuchen und in Begleitung eines Bekannten ging er dahin.

Der Freimann sprang entsetzt empor, als der ehemalige Säckelmeister eintrat, der selbst über des Scharfrichters elendes Aussehen erschrocken war. Timotheus starrte den Eingetretenen regungslos an; als dieser aber fragte: „Wo ist mein braver Herr, mein Vater, der Vater der Gemeinde?" Da stieß der Freimann einen Schrei aus und sank wieder auf sein Lager zurück; dann hob er die Hände stöhnend empor, deutete auf das an der Wand hängende Richtschwert und bat mit zitternder Stimme: „Nimm mein Leben, mein elendes Leben!"

Franz schauerte zusammen, er begriff mit einem Male, was in jener Nacht, als sie von dem Bergwerke zurückkehrten, vorgegangen war.

„Hohle den Schatz für die Gemeinde, er liegt noch dort, wo wir ihn versteckten," begann er von Neuem, „die Habsucht hatte mich verblendet und ich habe derselben zwei Menschenleben geopfert; aber sie sind schwer auf meine Seele gefallen, so daß ich den Gang nach jenem finstern Orte nicht mehr wagte, denn auf jeden Schritt und Tritt ist die Gestalt

des erschlagenen Bürgermeisters hinter mir und bewacht mich — Ach! da ist er wieder! Fluch dem Mammon! — Gnade, Gnade!" —

Und er verzerrte seine Gesichtszüge, streckte die Glieder aus und blieb starr und regungslos — eine Leiche.

Franz schlug ein Kreuz und eilte entsetzt von diesem furchtbaren Sterbelager.

Als er wieder seine vorigen Kräfte erlangt hatte, machte er sich in Begleitung mehrerer Bürger auf den Weg, um das versteckte Geld und Silber aus dem Bergwerke zu holen. Mit klopfendem Herzen geleitete sie der ehemalige Bergknappe zu dem Eingange des Bergwerkes, in welches sie, Einer nach dem Anderen, behutsam eindrangen; plötzlich aber stieß Franz einen durchdringenden Schrei aus und blieb regungslos stehen; der Schrecken hatte die Bewegungen Aller gelähmt. Vor ihnen stand, von einem bläulichen Feuer umgeben, die gespenstige Gestalt des verstorbenen Freimannes im blutigen Gewande mit drohendem Blicke und geschwungenem Schwerte in der Rechten.

Von wildem Entsetzen erfaßt, wandten sich die Eingetretenen zur schleunigen Flucht und gelangten ungefährdet wieder ans Tageslicht. Die Erzählung von der schauerlichen Erscheinung verbreitete sich bald in der ganzen Umgegend und Niemand wagte sich mehr an diesen verrufenen Ort, um das Geld zu holen, denn man fürchtete die Begegnung des grimmigen Freimannes, der jeden Eintretenden bedrohte.

Der alte verfallene Stollen in der Stangalpe erhielt aber durch dieses Ereigniß in der Folge den Namen „Freimannsgrube" oder „Freimannsloch", den er bis zum heutigen Tage behalten hat, und es geht im Volke die Sage, der Freimann sei so lange zum Hüten jenes Geldes verurtheilt, bis Jemand sich finde, der den Muth besitzt, trotz der Abwehr des gespenstischen Hüters in die Grube vorzudringen und den Schatz glücklich zu heben.

F. A. R.

Koit und Aemmarik.

(Morgenroth und Abendroth)
Ein esthnischer Mythus.

Kennst du die Leuchte in Allvaters Hallen? So eben ist sie zur Ruhe gegangen und da, wo sie erlischt, glänzt der Wiederschein noch am Himmel und schon zieht sich der Lichtstreif nach Osten hinüber, wo

sie sogleich wieder in voller Pracht die Schöpfung begrüßen soll. Kennst du die Hand, die die Sonne empfängt und zur Ruhe bringt, wenn sie ihren Lauf vollbracht hat? Kennst du die Hand, die die erloschene wieder anfacht und ihren Lauf am Himmel beginnen läßt?

Allvater hatte zwei treue Diener aus dem Geschlechte, dem ewige Jugend verliehen war und als Leuchte am ersten Abende ihren Lauf vollbracht hatte, sagte er zu Aemmarik: „Deiner Sorgfalt, Töchterchen, vertraue ich die sinkende Sonne an. Lösche sie aus und verbirg das Feuer, damit kein Schade geschieht". Und als am anderen Morgen die Sonne wieder ihren Lauf beginnen sollte, sagte er zu Koit: „Dein Amt, Söhnchen, sei, die Leuchte anzuzünden und zum neuen Laufe vorzubereiten". Treulich übten Beide ihre Pflichten und keinen Tag fehlte die Leuchte am Himmelsbogen, und wenn im Winter sie am Rande des Himmels hingeht, erlischt sie früher am Abende und beginnt später am Morgen ihren Lauf, und wenn im Frühlinge sie die Blumen und den Gesang erweckt und im Sommer die Früchte mit ihren heißen Strahlen zur Reife bringt, so ist ihr nur eine kurze Ruhezeit vergönnt und Aemmarik übergibt die erlöschende unmittelbar der Hand des Koit, der sie sogleich wieder zu neuem Leben anfacht.

Jene schöne Zeit war nun gekommen, wo die Blumen erblühen und duften, und Vögel und Menschen erfüllen den Raum unter Hmarinens *) Zelt mit Liedern — da sahen Beide sich zu tief in die braunen **) Augen, und als die erlöschende Sonne aus ihrer Hand in die seinige ging, wurden die Hände auch gedrückt und die Lippen berührten sich. — Aber ein Auge, das nimmer sich schließt, hatte bemerkt, was zur Zeit der stillen Mitternacht im Verborgenen vorging, und anderen Tages rief der Alte Beide vor sich und sagte: „Ich bin zufrieden mit der Verwaltung eures Amtes und wünsche, daß ihr ganz glücklich werden möget. So habet denn einander und verwaltet euer Amt hinfort als Mann und Weib".

Und Beide entgegneten aus einem Munde: „Alter, stör' unsere Freude nicht. Laß uns ewig Braut und Bräutigam bleiben, denn im bräutlichen Stande haben wir unser Glück gefunden, wo die Liebe immer jung und neu ist".

*) Hmarinen ist vorzugsweise der Gott der Luftregion, der über Donner und Blitz gebietet, aber auch, wie der Häphästos der Alten, die künstlichsten Schmidarbeiten verfertigt.

**) Braune Augen, wie die Rinde vom Johannisbeerstrauch, sind ein Haupterforderniß der Schönheit bei den Esthen.

Und der Alte gewährte ihre Bitte und segnete ihren Entschluß. Nur einmal im Jahre, auf vier Wochen, kommen Beide zur Mitternachtsstunde zusammen, und wenn Aemmarik die erlöschende Sonne in die Hand des Geliebten legt, folgt darauf ein Händedruck und ein Kuß, und die Wange Aemmarik's erröthet und spiegelt sich rosenroth ab am Himmel bis Koit die Leuchte wieder entzündet und der gelbe Schein am Himmel die neu aufgehende Sonne ankündigt. Der Alte schmückt noch immer zur Feier der Zusammenkunft mit den schönsten Blumen die Fluren und die Nachtigallen rufen der am Busen Koit's zu lange weilenden Aemmarik scherzend zu: laisk tüdruk, laisk tüdruk! ö pik! *)

Der wilde Reiter.

Auf schwarzem Roß um Mitternacht
Ein wilder Reiter sprengt.
Wer ist der wilde Reiter?
Die Zügel sind verhängt.

Vor ihm her stürmt ein Kriegerschwarm
Ein eilbeflißner Troß:
Doch schneller sprengt der Reiter
Auf seinem schwarzen Roß.

Vor ihm her wiegt ein Geier sich
Im fahlen Mondesschein:
Doch schneller sprengt der Reiter
Und holt den Geier ein.

Vor ihm her schwirrt ein dunkler Pfeil
In blitzbeschwingter Eil':
Doch schneller sprengt der Reiter
Und überholt den Pfeil.

So sprengt der wilde Reitersmann
Dahin mit Sturmesmacht:
So weiter, immer weiter,
Die lange dunkle Nacht.

*) Eine Nachahmung des Nachtigallenschlages. Wörtlich: Säumiges Mädchen, die Nacht wird zu lang!

Ins Antlitz leuchtet ihm so graß
Das helle Morgenroth:
Der Rapp', das ist die Seuche,
Der Reiter ist der Tod.

Robert Hamerling.

Das Lied.

Sieh' aus dem Schlot' die Funken sprüh'n
In dunkler Nacht,
Und gaukelnd durch die Lüfte glüh'n
In heller Pracht;
Das Feuer, dem sie keck entspringen,
Brennt dort zu andern, ernsten Dingen,
Und nährt in schwerem Werktagsjoch
Die Funken doch!

Es springt wohl aus des Geistes Glut,
Der Schweres schafft,
Manch kleines Lied voll Uebermuth
In eig'ner Kraft —
Doch nicht wie Funken zu versprühen,
Schwingt sich's, um zündend fortzuglühen
In guter Menschen Herz und Sinn,
Und bleibt darin.

Mai 1866. Friedrich Bodenstedt.

Herbstgefühl.

Ueber die Berge, über die Wiesen
Gleitet mild der Sonne Strahl;
Bläuliche Lüfte wallen und fließen,
Stilles Träumen füllt das Thal.

Ach, in diesen sonnigen Tagen
Senkt sich Frieden ins Gemüth;
Jeglich Ringen, Streben und Zagen
Ist verlodert, ist verglüht.

Was der Frühling lachend geboten,
Was der Sommer brennend gab,
Legst du zu den anderen Todten
Deiner Liebe in das Grab

Ohne Kummer siehst du schwinden
Was das Herz so fest geglaubt;
Denn — du kannst den Frieden finden,
Den die Welt dir oft geraubt.

Ludwig Jßleib.

Gerhard Rohlfs' Reisen im nordwestlichen Afrika.

Vorgetragen von J. L. Canaval am 23. März im natur-historischen Landesmuseum

IV.

(Schluß.)

Am 10. September verließ Rohlfs Ssali und setzte seine Reise in nordöstlicher Richtung nach der Oasengruppe von Tidikelt fort. Das Land zwischen Ssali und der Oase Aulef (2 Tagreisen) und zwischen Aulef und der kleinen Oase Titt (eine halbe Tagreise) ist steinigt, ganz öde. Freundlicher gestaltet sich die ungefähr 10 deutsche Meilen lange Ebene nach Ain-Salah, mit 1—2 Fuß hohen Kräutern bewachsen, welche vorzügliches Kameelfutter abgeben.

Man trifft auf der ersten Hälfte der Route nur drei permanente Brunnen, gelangt dann in die Oase Innhar von den Kel-mellel bewohnt, die ganz und gar Sprache und Sitten der Tuareg haben, auch meistens in Hütten aus Palmzweigen oder in kleinen Lederzelten wohnen, sich aber wie die Uled Bu-Humo in Ain-Salah für Araber ausgeben; dann folgt wieder Land von Domrahnpflanzen, grün mit Ain Salah, dem Hauptort von Tidikelt, dem Sitz des Häuptlings der Bu-Humo. Rohlfs traf dort am 17. September ein und verblieb bis 29. October. Der Empfehlungsbrief von Sidi-Absalom an den Häuptling Hadj Abd-el-Kader bereitete unserem Reisenden die beste Aufnahme. Es war darin diesem anbefohlen, Rohlfs in Sicherheit an den Scheich Hamed-el-Bakay in Timbuctu zu bringen. Der Ausführung seines Planes thürmten sich aber große Hindernisse auf. In Aulef traf Rohlfs mit einem Scherif von Uesa zusammen, der dort Almosen sammelte und erklärte, Rohlfs sei ein Christ,

sein Diener ein Jude; in Ain-Salah fand sich ein Tuareg Namens Si Ottmann, welcher im Jahre 1862 unter den Tuareg-Häuptlingen war, die mit den Franzosen in Rhadames ein Freundschaftsbündniß abschlossen. Dieser verdächtigte Rohlfs als Christen und Franzosen und Abd-el-Kader war ein Mann, welcher zu Rohlfs sagte: „Und käme ein Christ, versehen mit Empfehlungsschreiben vom Sultan in Konstantinopel und Marokko, ich würde ihn den Leuten überliefern, wir wollen keine Christen in unserem Lande." Dazu kam noch, daß es ihm an Geld fehlte, um bis Timbuktu zu kommen, daß von dort her immer beunruhigendere Nachrichten über den Ausbruch von Krieg unter den Tuaregs einliefen. Doch Abd-el-Kader vertraute zuletzt dennoch unbedingt dem echt befundenen Empfehlungsschreiben des Sidi-Absalom, von dem er behauptete, daß er ein solches unmöglich einem Christen hätte ausstellen können. Rohlfs suchte sich ihn immer mehr zu befreunden und die Großen und Reichen von Ain Sallah, die seine ärztliche Hilfe nicht entbehren konnten, hielt er sich zu Geißeln zurück, indem er sie mit Vesicaturen, durch Einbrennen von Moxen, die er nur langsam zur Heilung kommen ließ, behandelte und damit auch sein Ansehen als geschickter Arzt bewahrte, für den die Araber nur einen solchen erklären, der sie zu quälen versteht. Die Tholba (Pfaffen) lud er häufig zu essen und bezahlte ihnen jeden Brief gut, den sie für ihn schrieben, die Rhadameser Kaufleute suchte er möglichst zu vermeiden, auch gab er durch keine Fragen über Orts- oder Bergnamen, noch selbst durch Aufnotirung oder irgend welche Beobachtung Veranlassung zum Glauben, daß er kein Mohamedaner sei.

Die Oase Ain-Salah ist die wichtigste und bedeutendste der Oasengruppe von Tidikelt. Die Rhaba, das mit Kräutern bewachsene Land erstreckt sich von da noch auf 8 Meilen weit nach Osten, die Oase selbst läuft von Nord nach Süden und hat mehrere Ksors, die alle am östlichen Rande des Palmenwaldes auf Sanddünen erbaut sind. Die Naturprodukte sind dieselben wie in Tuat, nur wird Tabak und Opium hier nicht gebaut. Die Bewässerung geschieht wie in Tuat mittelst der Fogara und man müsse auch hier eine unterirdische Strömung von Norden nach Süden annehmen, wofür die Lage der meisten Fogara und der Umstand spricht, daß sie nach starkem Winterregen im Frühjahre anschwellen, daß diese Regen aber in Tidikelt selbst höchst unbedeutend sind, daher das nöthige Wasser nicht liefern können. Ueber die Temperatur der Atmosphäre zur Zeit seines Aufenthaltes in Tidikelt bemerkt Rohlfs, daß das Thermometer Nachmittags immer noch über 24° R., vor Sonnenaufgang

12° — 16° R. zeigte und daß sich unsere nordische Schwalbe Anfangs October dort sehen ließ, um dort zu überwintern. Eine auffallende Erscheinung in Ain-Salah sind die fetten Frauen. Kaum erreichen die Frauen 20 Jahre, so nehmen sie derart zu, daß sie sich kaum mehr fortbewegen können; die Kameelmilch und Kameelbutter sollen Ursache dieser enormen Beleibtheit sein. Je fetter eine Frau, desto schöner ist sie in den Augen der Männer. Obgleich die schwarzen Sklavinen hier nicht theuer sind (80 — 100 Thlr.) so ist doch selten, daß sich die Weißen mit ihnen vermischen. Es herrscht vielmehr strenger Kastengeist. Die Schürfa Marabutin, Horr oder freien Araber, Hartani oder Abkömmlinge frei gelassener Sklaven, endlich die Sklaven selbst heirathen nur unter sich, und auch die Tuareg vermischen sich nicht mit andern Völkern. Die letztern erscheinen in Tidikelt bloß im Herbst aus den umliegenden Landschaften, um Datteln gegen getrocknetes Gazellen- und Antilopenfleisch einzutauschen. Die Sgomaren sind von ihnen am häufigsten hier und bauen kleine Hütten aus Palmzweigen, während sie sonst in ihrer Heimat kleine lederne Zelte bewohnen, tragen meist lederne Hemden und wie alle Tuareg lange enge Hosen, häufig auch von Leder. Die Sgomaren sehen mit gewissem Stolz auf die andern Tuareg namentlich die Hogar und Imrad herab, da sie alle mohamedanischen Vorschriften halten, während diese eigentlich gar nicht Mohamedaner genannt werden können. Ueberdieß sind diese beiden Stämme als räuberisch und wortbrüchig selbst bei den Tidikeltern verschrien, welche in dem gleichen Rufe bei den andern Völkern der Umgebung stehen. — Die Frauen bei den Tuareg kleiden sich wie bei den Arabern, ohne sich zu verschleiern. Die Bewohner Tidikelts haben Tracht und Sprache der Tuareg angenommen.

Während des Aufenthaltes in Ain-Salah machte Rohlfs die große Dattelernte mit. Die ersten Datteln reifen schon im Mai und von da an fehlen im Sommer nie frische Datteln, die eigentliche Ernte ist jedoch Ende September, nach dem Wüstenkalender richtiger Anfangs October. Merkwürdiger Weise haben alle Wüstenbewohner des nordwestlichen Afrika's selbst die von Draa, Tafilet, Tuat und Fesan nicht die mohamedanische Zeitrechnung nach Mondmonaten, sondern die alte julianische Zeitrechnung mit derselben nur wenig entstellten Benennung der Monate (Jenuair, Fefrair, Mars, Abril, Maio, Junio, Julio, Rust, Stembre, Ktobr, Nvembr, Djembr). Rohlfs hält sie für ein Ueberbleibsel der alten christlichen Herrschaft im Norden Afrika's, welche so viele

Spuren auch in der Wüste von sich zurückgelassen hat und die Tuareg und Berber sind die Träger dieser Zeitrechnung geworden.

Bei der Beschreibung einer in dem Nebenhause zu Ain Salah geschehenen Leichenfeier, die ganz übereinstimmend ist mit den Beschreibungen arabischer Begräbnißfeier von Egypten oder einem andern Theile des nördlichen Afrika nimmt Rohlfs Veranlassung über den moralischen Zustand der Familienverhältnisse der Mohamedaner und die öffentliche Prostitution zu sprechen. Im Gegensatz zu den modernen Lobrednern der Araber, welche behauptet haben, daß bei den Christen die Prostitution größer als bei den Mohamedanern sei, weist Rohlfs auf die Hadjela oder geschiedenen Weiber der Mohamedaner hin, die man im kleinsten Duar, kleinsten Ksor antrifft und die er für nicht zurückhaltender bezeichnet, als bei uns die öffentlichen Frauenzimmer. Mohammed hat seinen Anhängern vier Frauen zu heirathen und so viele Sklavinen zu halten gestattet, als es die Vermögensumstände erlauben, aber der unbemittelte Mohammedaner, der nicht zwei Weiber heirathen oder gar Sklavinen kaufen kann, entschädigt sich damit, daß er ein Weib nach dem andern heirathet. Unter dem nichtigsten Vorwande kann er sich von seinem Weibe, insbesondere dann scheiden, wenn er keine Kinder mit ihr erzeugte, weil die Unfruchtbarkeit der Ehe immer den Frauen zur Last gelegt wird. Rohlfs sagt daher von dem von ihm durchreisten nordwestlichen Afrika: „Man trifft in der That in den großen Volkscentren äußerst selten Bordelle und von allen marokkanischen Städten hat nur Mikenes solche, wer aber tiefer ins mohamedanische Leben eingeweiht wird, sieht mit Entsetzen, daß die Hälfte der unverheiratheten Weiber sich prostituirt."

Aus den schon oben angegebenen Gründen und da sich vor Frühjahr keine sichere Gelegenheit zur Reise nach Timbuktu ergab, mußte Rohlfs seinen Rückweg nach Tripolis antreten, um dort Zuflüsse aus Europa zu erhalten.

Am 26. October war endlich die Karawane nach Rhadames fertig und Rohlfs hat seinen Miethvertrag vor Hadj Abd-el-Kader mit demselben Si Otmann abgeschlossen, der ihn als Christ verdächtigt hatte, dessen Bruder seiner Zeit den berühmten Reisenden Major Laing nach Tidikelt geführt hatte, der Buderba begleitet, Duveyrier geführt und endlich im Vereine mit seinem Bruder Hadj Hamed, Häuptling der Hogar, und Hadj Ghanoch, Beherrscher der Asgar, den Vertrag mit den Franzosen abgeschlossen hatte, wonach Fremde im Lande der Tuareg Schutz genießen sollen. Rohlfs wußte nun, daß der Beweggrund seines anfänglich so feindseligen Auftretens gegen ihn bloß der war, Rohlfs zu

zwingen sich in seine Arme zu werfen, um durch ihn gegen glänzende Belohnung aus Tidikelt gerettet zu werden, wenn es gelänge Rohlfs einzuschüchtern oder die Großen gegen ihn aufzureizen; als er aber sah, daß seine Ränke nichts vermochten, wurde er der liebenswürdigste und zuvorkommendste Mensch, immer aber beim Vertragsabschlusse aufgelegt, unseren Reisenden gehörig zu prellen, wenn sich dieser nicht nach den verschiedenen Preisen rechtzeitig erkundiget hätte. Um so uneigennütziger benahm sich Hadj Abd-el-Kader, der bloß auf den Empfehlungsbrief von seinem geistlichen Scheich hin einem Fremden so ganz ohne Vortheil seinen Schutz angedeihen ließ. Während er von allen ankommenden Fremden bedeutende Geschenke erhielt, damit er sie gegen die räuberischen Uled Bu-Humo sichert, konnte ihm Rohlfs außer einigen Kleinigkeiten Nichts anbieten, mußte ihm selbst seinen Revolver, welchen er mehrmals zum Geschenke verlangte, der eigenen Sicherheit wegen, abschlagen; Abd-el-Kader gab sich mit dem Troste auf Rohlfs' Rückkehr im nächsten Frühjahre zufrieden und war davon aber so fest überzeugt, daß er ihm eine Doppelpistole eigener Art mitgab, um in Tripoli ein neues Schloß daran machen zu lassen, ja ihn nur unter der Bedingung sicherer Rückkehr nach Tripoli gehen ließ, da er sich verpflichtet erklärte, den im Briefe des Sidi-Absalom ausgesprochenen Befehl auszuführen, Rohlfs sicher nach Timbuktu zu senden. Beim Abschiede gab er den Reisenden seinen Segen und sprach zu Si Ottmann: „Triffst du mit den Uled Bu-Humo zusammen und sie greifen euch an, so sage ihnen: Mustapha (Rohlfs) hat unter dem Dache eures Chefs gewohnt; stoßt du auf Schaamba oder Tuareg, so erkläre ihnen, Mustapha war seit fast zwei Monaten der Gast Abd-el-Kader's, der ihn liebt wie seinen Sohn, und wer ihn antastet, tastet seine Familie an."

Zur Reise nach Rhadames mußte sich Rohlfs für dreißig Tage mit Lebensmitteln und auf zehn Tage mit Wasservorrath versehen.

Die ersteren Tage ging es über eine endlose, mit Gebüschen aus Dommrahn bedeckte Ebene, ein cultivirbares an Brunnen reiches Terrain, das sich noch weit hin nach Süden erstreckt, am dritten Tage aber auf eine sanft nach Osten zu aufsteigende öde steinige Hamada. In den Dommrahn-Waldungen erhielt die Karavane einen erwünschten Zuwachs für die Küche in den Heuschrecken, die sich Abends vorher in der Luft gezeigt hatten und Morgens darauf auf den Dommrahn-Büschen gefunden wurden. „Diese Heuschrecke, eine der auch in Deutschland vorkommenden größeren Arten, gab uns einen erwünschten Zuwachs für unsere Küche. Man ißt sie auf Kohlen geröstet, mit etwas Pfeffer und Salz

bestreut, nachdem Kopf, Eingeweide und Flügel entfernt wurden. So zugerichtet geben sie ein schmackhaftes Essen; man kann sich jedoch denken, daß Tausende von Heuschrecken dazu gehören, um einen hungerigen Magen zu füllen. Die Tuareg pflegen deßhalb auch eine andere Procedur anzuwenden, sie rösten sie, stoßen sie zu Pulver und mischen dieß Pulver mit Dattelmehl; ob dieß indeß ein für einen Europäer genießbares Essen abgibt, kann ich nicht sagen, denn obgleich mich die Vettern Si Ottmann's häufig einluden, an ihrem Heuschreckenmahle Theil zu nehmen, konnte ich mich dennoch nicht überwinden, es zu kosten. Geröstete Heuschrecken habe ich dagegen häufig gegessen, und ich kann sagen, daß sie genießbar sind, und ich bin der Ueberzeugung, daß, wenn die Franzosen erst directe und schnelle Communication mit der Wüste haben, die Heuschrecken als ein Leckerbissen auf den Speisekarten Chevet's figuriren werden."

Die ganze weitere Reise bis Rhadames bot nichts als Wüstenland dar, unterbrochen durch zahlreiche, aber ausgetrocknete Flußbette, die auf dem ersten Viertel der Route von Norden nach Süden, nach Passirung von Hassi Missigin am 6. November aber insgesammt von Süden nach Norden verlaufen. Das weiteste Thal bot Ued Irharhar, zu deutsch „Strom" genannt, in einer Weite von $2^1/_2$—6 Meilen. Einige von diesen l'Ueds, wie der l'Ued Stauk, l'Ued Tuil (langer Fluß), l'Ued Djemel (Kameelfluß), l'Ued Ain-Sitt, haben Talhabäume und bieten reichliches Kameelfutter. Dort finden sich auch viele Gazellenheerden. Die meisten haben bei ihrem Ursprunge am Fuße der Hammada oder der sie durchziehenden Berg- und Hügelketten Hassi oder Brunnen; auf ihrem weiteren Verlaufe dürfte sich aber in verschiedener Tiefe Wasser finden. Die Berge und Hügel, welche sonst noch Abwechslung in die Einförmigkeit der Hammada bringen, sind häufig nur Reihen von Sandhügeln, aber auch niedere Gebirgsketten von Sandstein und Kalkstein. Der Boden ist mit Sand und kleinen Steinen und auf eine weite Strecke an der Westseite der Aregkette von Missingen selbst mit schwarzen Steinen bedeckt, auf der Hammada von Tinrarb aber blendend weiß und mit Muscheln und Amoniten-führenden Kalksteinen bedeckt. In der Ebene des l'Ued Schich (Sklavenflusses) beobachtete Rohlfs auch eine Menge schwarzer Basalte, mitunter selbst große lange Säulen, obgleich die nächsten Berge doch nur Sandstein und Kalkformation zeigen. Nur in den Dünen von Abiod, bevor man zum weiten, in der Hauptrichtung von Süden nach Norden streichenden Thale des Ued Irharhar gelangt, findet sich weißer

thonartiger Boden, ein sicheres Zeichen in der Wüste, daß Wasser nahe ist.

Der erste Brunnen, auf den die Karawane am 2. November stieß, wäre der Hassi Meltga gewesen, ist aber bei einem Kriege zwischen den Schaamba und Tuareg von jenen, welche Leichen und darüber Steine und Sand in den Brunnen warfen, trocken gelegt worden, daher man sich von dem eine Viertelmeile nordwärts gelegenen Hassi Jersmellihl mit Wasser versehen mußte. Der zweite Brunnen fand sich in der großen Ebene Missigen am 8. November, der weit und breit besucht wird, aber ein Bitterwasser führt, das über die ganze Karawane eine Abführungscur brachte. Auf das nächste Wasser stieß man am 12. November beim Nachgraben an der oben bemerkten Thonschicht und dann erst wieder am 15. November in der Sauia Temassanin, einem kleinen Palmengarten von 100 Bäumen, der von allen bewohnten Orten über zehn Tagreisen entfernt ist. Die Heuschrecken hatten damals alle Bäume kahl gefressen und die Leute der Karawane konnten Säcke voll sammeln, um sie in Rhadames zu verkaufen. Von den wenigen Häusern war zur Zeit nur eines vom Gartenwärter bewohnt, unweit davon standen einige Palmenhütten, von Frauen und Kindern der Uled el-Hadj-Faki bewohnt, welche der Dattelnernte wegen hier waren und eben aufbrechen wollten. Der Gartenwärter, ein Tuater, erklärte, lieber im Gefängnisse zu sitzen, als mitten in der Wüste allein zu bleiben, und schickte sich auch zur Reise an. Der Karawanenführer nahm ihn aber nicht auf, denn der verstorbene Si Mussa vom Stamme der Uled Sidi el-Hadj Faki, der hier sein Grab hat, darf nach Aussage der Leute nie allein sein, sonst macht er die ganze Karawane, wenn sie von hier fortgeht, zu Narren oder weiß es so einzurichten, daß sie lange Zeit in der Wüste umherirrt. Deßhalb beredeten Alle den Mann zu bleiben. Man ließ ihm einen Sklaven als Gesellschafter und Gehilfen zurück und versprach, daß man ihm bald eine hübsche Targia zuführen werde, mit der er sich verheiraten könne.

Die Tuareg-Frauen in den Palmhütten zeigten keine Scheu, ohne frech zu sein, sie gingen vielmehr mit den Männern um wie mit ihres Gleichen, denn wie auch die Tuareg die mohamedanische Religion angenommen haben, so wußten sie doch in gesellschaftlicher Beziehung alle Verordnungen Mohammed's zurückzustoßen. Es kommt nie vor, daß ein Targi mehrere Weiber nimmt oder gar Sklavinnen als Kebsweiber hält. Die Frau hingegen hat in jeder Beziehung gleiche gesellige Berechtigung mit dem Manne, ja, unter den Tuareg ist sie mit Nachsetzung des Sohnes in der Scheichswürde erbberechtigt.

Am 17. November setzte die Karawane ihre Reise fort, gelangte auf die von mehreren l'Ueds durchbrochene, von Kalkstein- und Gypsschichten blendend weiße Hamada Tinrard, dann am 20. November längs dem Djebel Bela Rhadames in das Bett des l'Ued n-Sidi, der am 21. November stromaufwärts bis zu einem großen Marmorbecken, mit Regenwasser angefüllt, verfolgt wurde. Auf dem Wege dahin traf man mit Si Ottmann und einem reichen Rhadameser Kaufmanne zusammen, welche Beide erst am 11. November von Ain-Salah aufgebrochen und die Karawane auf ihren flinken Reitkameelen (Meheri) hier eingeholt haben.

Bei der Begrüßung Si Ottmann's konnte Rohlfs erfahren, daß die Tuareg und die Araber von Tuat und Tidikelt von der Karawane ihm den Zeitverlust zur Last legten, daß sie zehn Tage länger unterwegs waren, weil er, so oft er zu Fuße ging, nach Gewohnheit der Europäer sein Palmenstöckchen abwechseld auf den Boden setzte, wodurch nach ihrem Glauben die Reise verzögert wird. Rohlfs mußte dieß daher in der Folge unterlassen.

Das folgende Land behielt den Charakter des zurückgelegten bei. Allenthalben trostlose Steinwüste, von vielen l'Ued durchzogen, ein Gewirre von Kalk- und Sandhügeln, die sich manchmal wie Wälle und Verschanzungen durcheinander schieben. Vom 23. bis 27. November stieß man nur auf einen Brunnen, Hassi Tefoschain, und dieser hatte sehr schlechtes Wasser und die Lufttemperatur sank einmal selbst auf — 2° vor Sonnenaufgang. Am 28. November erreichte man Rhadames, wo Rohlfs als echter Gläubiger in der Moschee der Sauia Mulay Taib Quartier nahm.

Rhadames (Ghadames), das alte Cydamus der Römer, ist vollkommen isolirt von allen bewohnten Gegenden, inmitten der Wüste, sehr bevölkert und seit 20 Jahren unter türkischer Oberherrschaft, um welche sich die Rhadameser aus Furcht vor den Franzosen bewarben. Da die Bewohnerzahl im Zunehmen, cultivirbares Land wenig ist, so sind die Häuser sehr hoch, die Straßen sehr enge und überbaut. Von Rhadames ging Rohlfs nach Tripolis, wo er am 29. December 1864 ankam.

Diese Reise von Tanger über Tuat nach Tripolis einschließlich seiner vorausgegangenen Reise von Algier bis Abiod Sidi Scheich, seines Aufenthaltes daselbst und seiner Rückkehr nach Oran bestritt Rohlfs mit der kleinen Summe von 600 Thalern. Um seine durch die große Hitze in Tuat geschwächte Gesundheit wieder herzustellen und die ferneren Reisepläne zu besprechen, kam er im Februar 1865 nach Deutschland, war

aber im März schon wieder in Tripolis, trat nach einem Ausfluge nach Lebda am 20. Mai die Rückreise über Misda nach Rhadames an, um von dort aus über das Gebirgsland der Hogar nach dem Niger vorzudringen. Der Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen den Hogar-Tuareg und den Uled Bu-Humo verhinderte die Reise nach Timbuktu, überdieß war von dort die Nachricht von dem Tode des Scheichs el-Bakay, an den Rohlfs Empfehlungsschreiben hatte, eingetroffen. Er selbst wurde während des Wartens in Ghadames bei der enormen Sonnenhitze mit 36° R. im Schatten bei Tage und 20° bei der Nacht von einem heftigen Durchfalle mit Erbrechen befallen, der ihn bald dahingerafft hätte.

Der Krieg der Tuareg vereitelte hierauf selbst seine Reise nach Ideles und er war genöthiget, am 31. August Ghadames zu verlassen und nach Mursuk zu gehen. Er that dieß auf einer von früheren Europäern nicht begangenen Route, welche dicht an einem der höchsten Punkte der Schwarzen Berge, dem Djebel Nabet es-Djrug (ungefähr 3500' hoch) vorbei führt, und traf am 26. October in Mursuk ein, wo er eine ausgezeichnete Aufnahme fand. Dort traf er mit Mohammed ben Sliman, dem ehemaligen Diener des unglücklichen Reisenden Eduard Vogel zusammen, von dem man die endliche Aufklärung über das Schicksal und Ende dieses Reisenden erhalten hatte. Er theilte Rohlfs mit, daß alle Effecten und Papiere Vogel's, so wie er sie bei sich hatte, im Besitze des jetzigen Sultans seien, über welchen alle Aussagen übereinstimmend sehr günstig lauteten, und bot sich an, Rohlfs auf einer Reise nach Wadai zu begleiten. Dieser erkannte darin wohl die beste Bestätigung für die Wahrheit der Aussagen über den Charakter des jetzigen Sultans, da jenes Anerbieten von einem Eingebornen gemacht wurde, der bei der gewaltsamen Ermordung Vogel's selbst dem gewaltsamen Tode nur mit genauer Noth entgangen war. Das Alles bestimmte Rohlfs, seine weiteren Pläne nach den südwestlichen Wüstenländern vorläufig zu vertagen und eine Reise nach Wadai zu versuchen. Zur Deckung der Reisekosten sind ihm von Gotha an 5000 Francs angewiesen und von der geographischen Gesellschaft in London 100 Pfd. St. überschickt worden. Er vollendete seine Ausrüstung über Tripolis her, schickte einen berittenen Boten nach Wara voraus, um die Erlaubniß des Sultans von Wadai zur Reise dahin einzuholen. Endlich gelang ihm noch, den alten, höchst bewährten Diener Dr. Barth's, Mohammed aus Gatron, in seine Dienste zu nehmen. So dürfte er heuer im Februar seine Reise angetreten haben, auf welcher ihn die Glückwünsche aller Deutschen begleiten.

Beiträge zur deutschen Mythologie aus Kärnten.

Von Dr. F. P.

I. Weise Frauen.

In einem früheren Aufsatze habe ich versucht, die Sagen über die unter den Namen žale oder žalik, žene, in den slavischen Theilen Kärntens bekannte Mythengestalt zusammenzustellen, und dabei Veranlassung genommen, auf die auffallende Aehnlichkeit derselben mit den Traditionen deutscher Gegenden von Kärnten über die „wilden", „weisen", „saligen Frauen", „Alfrauen", „Götzenweiber", „Bilweißen" hinzuweisen, wobei jedoch ausdrücklich bemerkt wurde, daß eine endgiltige Lösung der Frage vor der Hand nicht geboten werden könne, weil über deren Inhalt noch zu wenig Mattriale vorliege. Heute ist es an uns, jene Beobachtung zu rechtfertigen. Zu diesem Ende folgt im Nachstehenden eine nach denselben Gesichtspunkten, wie sie mich beim ersten Aufsatze leiteten, angelegte Sammlung deutsch-kärntnerischer Sagen über die Gestalten der wilden Weiber oder weisen Frauen.

Wenn ich hiebei den Collectivtitel „weise Frauen" wählte, so muß ich im Vorhinein mich verwahren, als würde ich damit eine Identität aller unter diesem Namen zusammengefaßten mythischen Gebilde andeuten wollen. Der Titel soll keineswegs einer spätern Deutung präjudiciren, sondern lediglich nach dem Beispiele des volksthümlichen Sprachgebrauches, der mitunter für sämmtliche jener einzelnen Gestalten obigen Collectivnamen braucht, zur bequemeren Behandlung dienen. Jene einzelnen Namen sind vorwiegend nur örtlich im Schwunge. Im Lavantthale erzählt man die Sagen von den „Götzenweibern", in der Gegend zwischen dem Gurk- und Glanthale vom Krappfelde angefangen bis nach Maria Saal von den „Bilweisen" oder „weisen Frauen", das Möll- und Drauthal hat den Namen „weise oder salige Frauen" das Gailthal den Namen „Alfrauen". Mitunter erscheint dieselbe Sage auch wohl von den „hadischen Frauen", wiewohl dieser Name in der kärntnerischen Volksüberlieferung sonst eine ganz bestimmte Gestalt mit individuellem Gepräge zu bezeichnen pflegt, von der man fast überall jene Geschichte erzählt, die durch Chamisso's klassisches Gedicht: „Das Riesenspielzeug" allgemeine Verbreitung erhielt.

Die einzelnen Sagen finden sich bald sporadisch, bald in ganzen Ketten im Lande verbreitet. Solche örtliche Centra sind im Lavantthale

die Strecke zwischen St. Paul und St. Andrä, in Mittelkärnten der classische Boden, der beiläufig von St. Johann am Brückl, Althofen, St. Veit und Maria Saal begrenzt wird, im Möllthale die Gegend von Pusarnitz, Sagritz, Flattach, Fragant, im Gailthale die Umgebung des Jaukenberges. Es ist allerdings diese Geographie der Sage noch vielfach unvollständig, aber nachkommendes Materiale dürfte die localen Mittelpunkte wohl vermehren, ohne deshalb die Bedeutung des Angeführten zu schmälern.

Wir beginnen mit den Sagen des Lavantthales.

Am Weinkogel oder Weinberge bei St. Paul wohnten die „Götzenweiber". Das waren weissagende Frauen, welche den Leuten der Umgebung mit ihrem klugen Rathe oftmals beistanden. Sie pflegten zur Saatzeit gerne zu rufen: „Poan sân, Poan sân"; säte man auf diesen Ruf, so gab es eine fruchtbare Ernte. — In einer Höhle des Berges hatten sie ihren Aufenthalt genommen und große Schätze sind in derselben verborgen. Aber es getraut sich Niemand, der hineinkommt, etwas davon zu nehmen, weil ein schwarzer Hund auf der Truhe sitzt.

Eine Bäuerin von Rabenstein entwarf von diesen Weibern, welche auch am Rabensteinerkogel ihre Wohnungen hatten, folgende Schilderung: die Götzenweiber sind Frauen von ausnehmender Schönheit; sie haben schöne blonde Haare, die bis zu den Fersen reichen und meist aufgelöst im Winde flattern. Sie hatten Kunde von Allem, was vorging, was gewesen ist und noch sein wird. Mit den Menschen der Nachbarschaft standen sie im guten vertraulichen Verkehre und theilten ihnen manchmal etwas von ihrer Wissenschaft mit, was jenen sehr von Nutzen war.

In dem ob St. Andrä gelegenen Burgstallerberg, auf welchem ein altes Schloß gestanden sein soll, gibt es viele Höhlen und Löcher. In diesen hatten die „Götzenweiber" vor uralten Zeiten gewohnt, die allwissend waren und über Glück und Unglück Gewalt hatten. Sie kamen oft zu den Menschen herab, um ihnen singend die vortheilhafte Zeit für die Saat zu verkünden. Aber als die Menschen gottloser wurden, die Frauen verspotteten und höhnten, und mit den Peitschen des Nachts zu knallen anfingen, gaben diese den Verkehr mit ihnen auf und ließen sich seitdem nicht wieder sehen.

Ueberschreiten wir die Saualpe, so begegnen wir denselben Sagen in der Gegend zwischen St. Veit, Althofen, Maria Saal und St. Johann am Brückl. Hier haften sie an den Namen der Villeweisen oder weisen Frauen.

Bei Launsdorf erhebt sich ein höhlenreicher zerklüfteter Berg, der Zensberg mit Namen. In seinen Höhlen wohnte ehedem die „Billeweis", das waren schöne kluge Frauen, die allwissend waren. Man konnte sie nur öfter hören als sehen. In voller Gestalt erschienen sie nur, wenn sie die Menschen vor etwas warnen wollten oder wenn ein Unglück bevorstand. Sonst verkündeten sie meist singend ihren Willen. Wenn der Bauer ihren Ruf vernahm, so mußte er schnell das thun, was er befahl. Das schlug denn immer zu seinem Vortheile aus. — Ein Billeweib bat einmal eine Bäuerin aus der Gegend von St. Sebastian, sie einmal neben ihrem Manne schlafen zu lassen. Aus Dankbarkeit für die Erlaubniß gab die Huldin ihr einen Knäuel zum Geschenke mit der Weisung, ununterbrochen abzuwickeln. Sobald die Abwicklung unterbrochen werde, hört der Knäuel auf. So bekam die Bäuerin eine Menge herrlichen Gespinnstes. — Ein andermal hatte sich ein Billeweib zu einem Bauer ins Bett gelegt, als aber dessen Eheweib ihr schönes Haar aus dem Bette hängen sah und es aus Eifersucht abschnitt, erschien die weise Frau nie wieder.

Unterhalb des Schlosses Osterwitz zieht sich gegen Nordosten ein Berg, der mit dem sogenannten Fraunberg südlich von St. Georgen am Längsee zusammenhängt. Eine künstlich ausgehauene Grotte, zu der man durch eine runde Oeffnung gelangte, war da die Wohnung der Billeweis. Die hier hausende Billeweis war eine Wohlthäterin der benachbarten Gegend, nur durfte man ihr nichts verweigern oder sie durch Neckereien beleidigen. Oftmals hat sie den unter ihrer Grotte weidenden Schafen das Fleisch herausgenommen und sich davon genährt, ohne daß die Thiere davon einen Schaden gehabt hatten. Wer ihnen dies aber nicht erlaubte zu thun, über den ist gemeiniglich Unglück hereingebrochen. — Diese Billeweis hat auch Wetter zu machen verstanden.

Von den Löchern in den Felsenwänden der Kraiger Schlösser ob St. Veit werden ähnliche Sagen erzählt. Man zeigt noch bestimmte Höhlen, in denen die Billweise gewohnt und vor denen sie ihre Wäsche aufgehängt hatten. Des Nachts stiegen sie in die Ortschaften herunter und sagten den Leuten, was sie säen sollten. Befolgten diese ihren Rath, so hatten sie es nicht zu bereuen, da ein gutes Jahr darauf folgte.

Das Wort salige Frauen oder weise Frauen wird im Möll- und Drauthale abwechselnd gebraucht, um damit hehre, lichte Gestalten zu bezeichnen, die in Höhlen, Grotten und an Wässern wohnen. Sie ließen sich gerne mit den Menschen, welche in ihrer Nähe angesiedelt waren, in Verkehr, oft sogar in sehr intime Beziehungen ein. Sie kamen aus ihren Höhlen herunter, um ihnen bei den häuslichen und Feldarbeiten helfend

zur Seite zu stehen. Nur durfte man ihnen dafür keinen Lohn geben, sonst erschienen sie nie wieder. Im Umgange waren sie ernst und schweigsam, sie redeten nur, wenn sie allein waren, hatten schöne Haare und eine liebliche Stimme. Sie nahmen nie eine Speise von den Menschen zu sich.

Eine solche salige Frau kam ehedem im Möllthale alle Mal zu einem Bauer, wenn in dessen Hause Brod gebacken werden sollte. In aller Frühe, wenn die Dirnen am Backtroge erschienen, um ihre Arbeit zu verrichten, fanden sie das Brod jedesmal schon fertig auf dem Tische. Das that die Salige; alle Arbeiten beim Backen verrichtete sie im Stillen allein und verschwand dann wieder wie sie gekommen. Sie trug stets dasselbe Gewand, das zwar alt, aber immer nett und reinlich war. Durch viele Jahre hindurch hatte sie in dieser Weise ihre Besuche fortgesetzt und bei der Wirthschaft thätig mitgeholfen, als die Hausleute auf den Gedanken kamen, sich ihr dankbar zu erweisen und ein Geschenk zu machen. Es wurde für sie eine ganz neue Kleidung angeschafft und als wieder Backenszeit war, dieselbe zum Backtroge hingelegt. Die Leute aber hatten sich in ein Versteck zurückgezogen, von wo aus sie beobachten konnten, was die weise Wohlthäterin da wohl machen werde. Sie erschien wirklich wieder am frühesten Morgen und wollte sich schon an ihre Arbeit machen, als sie das Gewand neben dem Backtroge bemerkte. Da wurde sie traurig und rief unter Thränen:

„hint'n schên, vür schên,
i terf nit mer in tâg gên,"

kehrte sich um und zog wieder von dannen, ohne von der Kleidung und von den hingestellten Speise etwas anzurühren. Von dieser Stunde an war sie nie wieder zu sehen.

Die saligen Frauen verschwanden auch, wenn man sie beleidigte, oder ihnen etwas zum Essen vorsetzte.

Am Ptonspitz bei Flattach im Möllthale will man die Saligen noch im Jahre 1857 gesehen haben. Sie wohnten dort in einer Höhle, vor welcher nach einem verbreiteten Glauben auch sonst die Hexen ihre Zusammenkünfte hielten. Im Inneren der Höhle sah man öfters ein Feuer brennen, während bei dem Eingange weiße Tücher der Frauen heraushingen und im Winde flatterten

In Fragant kam alljährlich eine solche weise Frau zu einem Bauer, wenn er auf die Alm „heugen" (Heu ziehen) ging. Sie half ihm da mit dem Rechen in Haufen zusammenbringen und verschwand dann Abends nach vollbrachter Arbeit wieder so geheimnißvoll, wie sie erschienen war.

Sie nahm weder Speise, noch einen Lohn vom Bauer an, und wollte ihn auch auf seine Einladung zu der Wohnung begleiten. Das Eheweib des Bauers hatte aber Kunde erhalten von den häufigen Besuchen der schönen Frau bei ihrem Manne, und beschloß, sich an ihr zu rächen. Von Eifersucht getrieben begab sie sich heimlich nach der Alm und fand da den Bauer gerade, wie er neben der weisen Frau in einem Schupfen von der Arbeit ausruhte. Sie trat heimlich hinzu und schnitt derselben ihre schönen blonden Haare ab. Wie die Salige nach ihrem Erwachen den an ihr verübten Frevel gewahrte, stieß sie einen Schrei aus, verschwand und ließ sich seit dieser Zeit nie wieder sehen.

Im Drauthale sollen sich die Frauen noch heutzutage manchmal zeigen, während sie ehedem sich viel öfters sehen ließen. Sie sind große, schöne Gestalten, haben wundervoll schöne blonde Haare, welche sie entweder fliegend oder in langen Zöpfen geflochten tragen. Von den Almen, wo sie ihren Aufenthalt und ihre Wohnungen hatten, stiegen sie gerne zu den Menschen nieder, um mit ihnen gesellig zu verkehren und sie bei ihrer Arbeit zu unterstützen. Die verschiedenen Sagen, die in dieser Hinsicht von ihnen erzählt werden, enthalten ganz dieselben Einzelnheiten wie die oben angeführten.

Im Gailthale erzählt das Volk von Alfrauen, die auf dem Romaskofl unter dem Jaukenberge hausen sollen. Der Kofl selbst hat viele Höhlen und Felsenwände, welche mit Blutstreifen überzogen zu sein scheinen. Aus diesen Felsen hörten einst die Hirten Kindergewimmer. Einer der Hirten füllt seine hölzerne Schüssel mit Speise und setzt sie an den Stein. Als er nun die Schüssel zu holen wieder hinging, funkelte es in derselben von lauterem Silber. Diesen Dank der Alfrauen nahm der Hirte mit sich, und als es sein Genosse sah, setzte er ebenfalls eine hölzerne Schüssel, aber mit Steinen gefüllt, an den Felsen. Als er nachsehen wollte, schmetterten ihn die Alfrauen an den Felsen, daß das Blut herunterrann.

Eine Deutung und Interpretation dieser Sagen kann man bei diesem geringen Materiale wohl noch kaum versuchen. Wen es interessirt, ihren mythischen Gehalt zu untersuchen, den verweisen wir vorläufig auf Grimm's deutsche Mythologie I. Band, Seite 368 und 441, und auf Mannhardt's umfassende Arbeit: Germanische Mythen. 667.

Volksgebräuche, Sitten und Aberglauben der Landleute in Kärnten.

Gesammelt von Th. Hermanitz.

(Schluß.)

Ist ein drohendes Gewitter im Anzuge, so wird in jedem Hause auf dem Herde meist von der Hausfrau oder sonst einer anwesenden Weibsperson eiligst ein kleines Feuer angemacht und in demselbem von dem in jedem Hause unentbehrlichen Palmholze mehrere Reiser verbrannt. Die Hausfrau pflegt sodann mit einem Weihwasserkessel in der Hand das Haus zu umkreisen, wobei sie Weihwasser aussprengt. Sind die Gewitterwolken schon sehr nahe, folgt schon Blitz auf Blitz und erdröhnen die Donnerschläge immer heftiger, so werden gegen die heranziehenden Wolken mit der Hand Kreuze geschlagen, ihnen Weihwasser entgegen gesprengt, und die Hausfrau beeilt sich, die im Hause unentbehrliche, aus Wallfahrtsorten bezogene geweihte Kerze anzuzünden, welche auf dem Tische in der Stube aufgestellt wird, und um die sich sofort die Hausleute zum Gebete versammeln und das Vorübergehen des Gewitters abwarten.

Bauern, deren Gehöfte im Gebirge oder auf Hügeln liegen, schießen mit geweihtem Pulver und gleichen Kugeln den Wolken entgegen, um die Wettermacher und die auf den Gewitterwolken reitenden Zauberer zu vernichten oder unschädlich zu machen, und es wird von Fällen erzählt, daß bei zeitgerecht angebrachtem Schuße oder bei angewendeten, in insbesondere für miraculös gehaltenen Kirchen oder von verehrten Geistlichen geweihten Kugeln, die Wolken sogleich ihre Richtung verändert und sogar Zauberer oder andere mysteriöse Gegenstände aus den Wolken gefallen sind.

Eines jeden Meßners vorzügliche Sorge ist es daher, in heißen Sommertagen den Himmel fleißig zu beobachten und bei Heranziehen eines Gewitters mit den in besonderer Verehrung stehenden, zum Nothrufe überhaupt jedesmal verwendeten Glocke das Zeichen zur Vorsicht und zu den nöthigen Vorkehrungen zu geben, und wehe dem Meßner, der es einmal übersieht, zu läuten, ehe der Gewittersturm seine Verheerungen beginnt oder bereits schon vollführt. Dem Meßner wird das ganze Unglück zugeschrieben, und statt der freiwilligen Collectur für das Wetterläuten, die in manchem Hause ziemlich reichlich ausfällt, wird er mit Schimpfworten tractirt.

Der Glaube an manches Glöcklein, insbesondere von Wallfahrtskirchen auf Bergen, ist unerschütterlich, und viele Bauern horchen mit Bangen dem ersten Glockenzeichen entgegen, wenn ein Gewitter schon nahe gerückt und sie den ihnen wohlbekannten Hilferuf noch immer nicht vernehmen.

Alle von Behörden zur Abstellung dieser Volkssitte getroffenen Verfügungen zeigten sich wirkungslos. Uebrigens hat dieser Aberglaube auch etwas Gutes, weßhalb er zu entschuldigen ist.

Die Leute auf dem Felde, im Walde und oft auch am Wasser, in ihre Arbeiten vertieft oder Nachts von ihren mühseligen Berufsgeschäften des Tages ausruhend, werden durch dieses Glockenzeichen auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam gemacht, denn oft ist es zum Vorbereiten für die Sicherheit schon zu spät, wenn einmal Blitz und Donner mahnen, das Glöcklein hingegen erinnert schon zeitlich zur Vorsicht und zu Vorkehrungen, die besonders im Gebirge nöthig ist.

Das Wetterläuten ist eine tief eingewurzelte Volkssitte, die schwer auszurotten ist. Die Glocken sind übrigens von der Gemeinde beigeschafft, ihr Eigenthum, warum soll man den zerstreuten und oft weit von einander entfernten Insassen, besonders in Gebirgsgegenden, dieses nur mögliche und in keiner Beziehung nachtheilige Auskunftsmittel zur Warnung vor Gefahren nicht lassen? Will man die einzige aus dem Wetterläuten hervorgehen könnende Gefahr vor dem Blitze beseitigen, so trage man den Pfarrgemeinden auf, ihre Kirchthürme mit Blitzableitern zu versehen, welcher Weisung sie gewiß gerne nachkommen werden.

In Gegenden, wo ein Selbstmörder begraben wird, insbesondere aber, wenn dieses in einem Friedhofe geschieht, sollen Mißwachs, außergewöhnlicher Frost und besonders gerne Hagelverheerungen eintreten.

Kommt ein Selbstmord in der Gemeinde vor oder geht Jemand im Wasser oder irgendwo auf eine unnatürliche Weise zu Grunde, so scheut man sich lange den Ort des Vorfalles zu betreten, und wenn dieses Ereigniß sonst nichts Unheilvolles im Gefolge hat, so tritt wenigstens, wie nach Hinrichtungen, sicherlich ein mehrtägiger Landregen ein.

Der Freitag wird allgemein für einen Unglückstag angesehen, und viele Leute vermeiden möglichst an diesem Tage irgend ein wichtigeres Geschäft zu beginnen, insbesondere wenn dieser Wochentag mit einer Tageszahl zusammentrifft, die die Nummer 7 enthält.

So gibt es auch einzelne Unglückstage im Jahre, die selten ohne Malheur ablaufen, wie der 1., 2., 4., 6., 11., 12., 17., 18., 20. und 24. Jänner; der 1., 8., 12., 16., 17., 18. und 22. Februar; der 1., 3.,

4., 12., 13., 14., 15. und 16. März; der 1., 3., 10., 15., 17. und 18. April; der 7., 8., 10, 17. und 30. Mai; der 1. und 7. Juni; der 1., 5., 7., 17. und 21. Juli; der 1., 3., 17., 18., 20. und 21. August; der 1., 2., 10., 15., 18. und 30. September; der 6., 15. und 17. October; der 1., 6., 7., 10., 11. und 14. November, und der 1., 6., 7., 10., 11, 18. und 25. December. Insbesondere werden der 1. April als Judas Geburt, der 2. August, Tag des Sturzes der Engel, und der 1. December, als Tag des Unterganges von Sodoma und Gomorrha, zu den sicheren und Hauptunglückstagen gezählt.

Die Stunde vor Mitternacht ist die Geisterstunde, in welcher Abgestorbene auf Erden wandeln sollen, man trachtet daher möglichst, um diese Zeit zu Hause zu sein, um mit den Geistern nicht in Berührung zu kommen. Die um 11 Uhr Nachts vom Stadtpfarrthurme in zwei Absätzen ertönende sogenannte „Lumpenglocke“ ist eine Erinnerung, daß die Geister der auf dem Friedhofe beerdigten Personen einem übermüthigen Thürmer wegen Uebertretung des Gesetzes, mit seinem Horne die Mitternachtsstunde nie von der Südseite und ja nie zu früh zu verkündigen, einst an den Leib wollten, was aber glücklicherweise seine Ehegesponsin durch ihre Geistesgegenwart und nur dadurch vereitelte, daß sie die Thurmuhr schnell auf 12 vorrückte.

In den ersten zwei Nächten, nachdem die Leiche eines Verstorbenen aus dem Hause getragen wurde, pflegt dessen Seele in die Wohnung zurückzukommen, um sich nochmals in den ehemals bewohnten Räumen umzusehen; später kommt sie, um Familienglieder vor Unheil zu schützen.

Von der Burg Liebenfels, deren großartige Ruinen ihre einstige Herrlichkeit noch immer bezeichnen, herrscht unter den Landleuten des Glanthales folgende Sage:

Einem Ritter und Burgherrn dieses in der Vorzeit mächtigen Schlosses war seine Gattin gestorben und hinterließ ihm zwei hoffnungsvolle Knaben, die sich dem Jünglingsalter nahten.

Um den Schmerz über den Verlust seiner so geliebten Lebensgefährtin möglichst zu verscheuchen, widmete er seine ganze Aufmerksamkeit den Kindern, trachtete sie stets um sich zu haben und wies ihnen deßhalb auch neben seinem Schlafzimmer ihr Ruhegemach an, wo er so manche Stunde der Nacht neben ihrem Bette saß, sie selbst pflegte und dabei seinen Gram vergaß und einigen Trost fand.

In einer Nacht wurde der ältere Knabe durch ein ihm vorgekommenes überlautes Blasen des Thurmwächters bei Verkündigung der Mitternachtsstunde mit seinem Horne wach und es schien ihm, auch seinen

Namensruf vernommen zu haben, und er glaubte, sein Vater verlange nach ihm. Er sprang sogleich auf und trat in dessen Schlafgemach, traf aber den Vater schlafend an, und weil er eine Täuschung durch das Gekreische, das die Nachtvögel in der Umgebung der Burg vernehmen ließen, vermuthete, ging er wieder in seine Kammer zurück.

Kaum zu Bette gekommen, hörte er denselben Ruf und zweimal seinen Namen nennen, und deutlich, wie aus dem Zimmer seines Vaters kommend. Er stand wieder auf, ging dahin und fragte den Vater um sein Begehren. Der Burgherr, durch das Knarren der Zimmerthüre und die Ansprache wach geworden, wußte von nichts und befahl seinem Sohne nur zu Bette zu gehen, weil er vielleicht einen Traum gehabt habe, aus dem die Täuschung hervorgegangen sei. Der Knabe befolgte zwar den Auftrag, weckte aber den an seiner Seite ruhenden jüngeren Bruder auf, weil ihm die Sache sonderbar vorkam, indem er sich deutlich an die Namensrufe erinnern konnte.

Eben in der Erzählung des Vorfalles begriffen, hörten beide Knaben denselben Ruf dreimal, schnell nach einander, ebenfalls wie aus dem Gemache des Vaters kommend und wie dringend, fast ängstlich ertönend.

Von Angst aufgescheucht, zugleich aus dem Bette springend, liefen sie schnell zu ihrem Vater, was er denn wolle, und wieder hatte er nichts vernommen; da aber die Knaben zur Rückkehr durchaus nicht zu bewegen waren und dem Ritter die Sache nun selbst unheimlich vorkam, so gestattete er ihnen die Nacht in seinem Zimmer zuzubringen, und noch nicht mit der Vorbereitung zu einer provisorischen Lagerstätte zu Ende, hörten alle Drei in dem vor wenigen Augenblicken verlassenen Gemache ein furchtbares Krachen und Gepolter, als wenn Mauern einstürzten.

Als das Getöse geendet hatte, sah der Vater zur Thüre hinein und bemerkte, daß die Zimmerdecke herabgefallen, — damit auch der Fußboden in das untere Geschoß hinabgerissen und Alles zertrümmert wurde, und nun erklärte sich der von den Knaben vernommene Ruf als eine Warnung der verstorbenen Mutter, die auch ihrer innigst geliebten Kinder wegen so schwer aus der Welt geschieden war. —

So wie der Freitag fast allgemein in üblem Geruche steht, so scheut man sich auch, vorherrschend in der Gegend von Bleiburg, in den zwei letzten Vormittagsstunden vom Hause zu gehen, wenn man eine weitere Reise vor hat, weil das vorhabende Geschäft höchst selten gelingt oder man leicht auf der Reise ein Unglück erleidet.

Die so hoch in Ehren gehaltenen Lostage und die Bauernregeln haben an ihrem einstigen guten Rufe schon sehr gelitten, sie treffen nicht

mehr so genau zu. Unter den Landleuten ist die Vermuthung hervorgerufen, daß mit dem Aelterwerden der Erde auch die Lostage nicht mehr so genau sein können, als sie noch zu Knauer's Zeiten — also vor 100 Jahren — waren.

Der Glaube an die Trud, die im Schlafe dem Menschen unter den Armen hindurch langsam auf die Brust kriecht, ihm das Athemholen erschwert und böse Träume und Krankheiten verursacht, Kinder in Betten aber meist erdrückt, ist, wie der an Hexen, leider noch sehr verbreitet.

Zum Schutze gegen die Trud werden an Betten oder Wiegen, auch an Zimmerthüren Trudenfüße gemalt oder mit Kreide aufgezeichnet.

Insbesondere aber spielen die Hexen eine bedeutende Rolle; sie verursachen böse Wetter, Mißwachs, Feuersbrünste, hartnäckige Krankheiten, Unglück mit Vieh, ungeahnte Belästigungen und Hindernisse in häuslichen Verrichtungen, wie namentlich in der Milchproduction, im Butter- und Käsemachen und im Bereiten der Speisen.

Es gehört noch eine geraume Zeit dazu, um diesen eingewurzelten und sogar in besser gelten wollenden Familien vorkommenden und genährten Aberglauben auszurotten.

Ein thätiges und beharrliches Zusammenwirken der Ortsvorstände der Geistlichkeit und Lehrer mit den Gebildeten auf dem Lande kann dieses nur bewirken, und insbesondere liegt es im Berufe der Lehrer, auf die ihnen anvertraute Jugend möglichst einzuwirken, um ihnen die Unhaltbarkeit und Lächerlichkeit der im elterlichen Hause eingesogenen Vorurtheile beizubringen.

Magister Heinrich Freyer †.

Viele Bewohner von Klagenfurt dürften sich des schlichten, anspruchslosen Mannes erinnern, der durch einige Zeit hier weilte, als er die erste Aufstellung des Naturhistorischen Museums besorgte.

Auch in weiteren Kreisen ist sein Name wohl bekannt, und nur wenige Naturforscher dürfte es in Oesterreich geben, welche nicht in irgend welcher Beziehung zu dem Manne gestanden, der nun, für die direct forschende Naturgeschichte viel zu früh, in ein besseres Jenseits hinüber ging.

Wir glauben im Interesse unserer Leser zu handeln, wenn wir einen kurzen Auszug aus seinem von Dr. Karl Deschmann verfaßten Nekrologe folgen lassen.

Heinrich Freyer war am 7. Juli 1802 in Idria geboren, wo sein Vater Werksapotheker war, welchen Posten sein durch die Kaiserin Maria Theresia dahin berufener Großvater gründete.

Beide waren Naturforscher, Letzterer ein Zeitgenosse von Scopoli und Haquet, Ersterem zu Ehren wurde die Primula Freyeri benannt. Freyer war sonach Naturforscher in dritter Generation.

Im Jahre 1815 kam Freyer ans Gymnasium nach Laibach, 1819 an jenes nach Fiume. Die philosophischen Studien absolvirte er in Laibach und widmete sich nach deren Beendigung der Pharmacie in seinem Vaterhause in Idria. 1828 wurde er in Wien zum Magister promovirt. 1832 beriefen ihn die Stände Krains als Custos ans Laibacher Museum und entsendeten ihn nach Wien, um sich unter Heckel's Leitung die neuesten zoologischen Präparations-Methoden anzueignen. Graf von Hohenwart lehrte ihn das Entziffern von Urkunden, worin er es zu ausgezeichneter Fertigkeit brachte.

Im Jahre 1848 wurde er hierher zur Aufstellung des naturhistorischen Museums berufen, wo er die Bekanntschaft des Herrn Franz v. Rosthorn machte. Eine in dessen Begleitung unternommene geologische Reise durch Istrien vermochte ihn sich einen Urlaub zu erwirken und den geologischen Curs unter Haidinger durchzumachen (1850), von welcher Zeit an er diesen Zweig der Wissenschaft mit großer Vorliebe cultivirte.

Im Jahre 1853 wurde er an das zoologisch-anatomische Museum in Triest als Conservator berufen, in welcher Eigenschaft er auch bis zu seinem am 21. August l. J. in Laibach erfolgten Tode verblieb.

Zu seinen hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen gehört vor Allem die naturhistorische Durchforschung von Krain, des Küstenlandes und Istriens, nach allen Richtungen; die Zusammenstellung der fossilen Fauna und Flora von Radoboi — die Entdeckung der ersten Grotten-Carychien (nunmehr Zospaeum Burguinant et Ullepitsch) und anderer, vordem unbekannter, sowohl recenter als fossiler Pflanzen und Thiere. Wir erinnern bloß an: Freyera Biasolettiana Koch, Daphne Blagaiana Freyer, Cirsium Freyerianum Koch, Sauroramphus Freyeri, Heckel et Kneer, Salar genivittatus H. et K., Delphinophis Freyeri, Mayer etc. etc. etc.

Unter seinen literarischen Leistungen verdienen hervorgehoben zu werden:

Vor Allem seine ausgezeichnete Specialkarte des Herzogthumes Krain in 16 Blättern, die erste in Oesterreich in Farbendruck angefertigte Karte. Wohl keine Alpenprovinz Oesterreichs dürfte eine so vortreffliche Karte besitzen, da man mit selber ausgerüstet bei heiterem Wetter mit einiger Erfahrung sich ohne Führer auch in den Alpen zurecht finden wird.

Ferner seine Fauna der in Krain lebenden Wirbelthiere (1842) mit Angabe aller slavischen, im Volke gesammelten Namen; — Verzeichniß der in Krain üblichen slavischen Pflanzen-Namen („Illyrisches Blatt" 1836).

Landwirthschaft und Topographie Krains (1838 und 1839).

Alphabetisches Verzeichniß aller Ortschafts- und Schlössernamen des Herzogthums Krain (1846).

Zudem eine Menge von Aufsätzen in den Berichten der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien, der Regensburger Flora, dem Illyrischen Blatte — und Hohenwart's Beiträgen zur Naturgeschichte u. s. w.

Zu seinen vorzüglichsten Gönnern und Freunden durfte er zählen: August König von Sachsen, Arneth, Fötterle, Haidinger, Hauer, Hladnik, Heckel, Graf Hohenwart, Hollander, Hoppe, Hörnes, Kneer, Kokeil, Morlot, Reichenbach, Schreibers, F. Schmid, Thomasini, Fürstbischof Wolf.

Nachstehender gelehrten Gesellschaften war er Mitglied: Correspondirendes Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien, — der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, — des Museal-Vereines in Krain, — der Landwirthschaftsgesellschaften in Laibach, Klagenfurt und Görz, — des montanistisch-geognostischen Vereines für Inner-Oesterreich, — des zoologisch-botanischen Vereines in Wien, — des siebenbürgischen Vereines für Naturgeschichte in Hermannstadt, — der k. botanischen Gesellschaft in Regensburg, — der k. Gesellschaft für specielle und vaterländische Naturgeschichte in Dresden, — der k. Gesellschaft der Naturforscher in Moskau und der k. ökonomischen Gesellschaft in Petersburg.

Mir war er seit dreißig Jahren Freund, und ihm und Hainz verdanke ich die Vorliebe zu den Naturwissenschaften.

Ullepitsch.

Kleine Mittheilungen.

(Die kaiserlich russische geographische Gesellschaft in St. Petersburg) ist eine der bedeutendsten und thätigsten ganz Europa's, die den deutschen, englischen und französischen Vereinen vollkommen ebenbürtig an der Seite steht. In ihr wirken, wie auch in der Petersburger Akademie der Wissenschaften, eine große Anzahl Deutscher, deren Abhandlungen der Vereinsschrift zur großen Zierde gereichen. Leider erscheint Letztere fast nur in russischer Sprache und geht so, da dieses Idiom wenig bekannt ist, für die Wissenschaft, die ihren Hauptsitz doch einmal im mittleren und westlichen Europa aufgeschlagen hat, verloren. Namentlich die Erforschung des nördlichen und mittleren Asiens wird durch die Mitglieder des Vereines in reger Weise gefördert; dort, in jenen noch ungenügend gekannten Gegenden, vertritt Rußland entschieden eine Culturmission. Es bringt erobernd vor und regelt die Verhältnisse halbbarbarischer Völker, denen es im Uebrigen ihre Eigenthümlichkeiten in Religion, Sitte und Sprache beläßt. Die Pioniere sind gewöhnlich wissenschaftliche Reisende, auf welche dann bald die Kosaken folgen. Schon jetzt ist auf diese Weise ganz Central-Asien vom kaspischen Meere, quer durch die Mongolei bis an die japanische See, dem Einflusse Rußlands unterworfen und die Einverleibung dieser ungeheuren Landstrecke, so weit sie nicht schon erfolgt ist, gilt nur noch als Frage der Zeit.

In der letzten Versammlung der geographischen Gesellschaft, in der über das Vereinsjahr 1865 — 1866 Bericht erstattet wurde, erhielten mehrere Mitglieder Ehrenmedaillen für ihre Forschungen in Central-Asien zuerkannt. Die wichtigste Entdeckungsreise ward dort im verflossenen Jahre von dem Fürsten Peter Alexjewitsch Krapotkin ausgeführt, welcher einzelne bis dahin unbekannte Strecken der Mandschurei durchzog und zum ersten Male den großen mandschurischen Fluß Sungari von seiner Mündung bis zur Stadt Girin bereiste. Dieser gewaltige Strom, der in den Amur mündet, wird von den Chinesen als der Hauptarm desselben betrachtet. Er entspringt auf den 12.000 Fuß hohen Schan-Alin-Bergen an der Grenze von Korea und durchzieht, nachdem er mehrere große Flüsse aufgenommen hat, die Mandschurei vorherrschend in nordöstlichem Laufe. Seine Länge beträgt 165 deutsche Meilen; sein Wasser ist trübe und milchig, daher stammt auch sein Name, denn Sungari heißt in der Mandschusprache Milchfluß. Den oberen Lauf bewohnen chinesische und mandschurische Völkerschaften, am unteren Theile haust dagegen ein tun-

gusisches, sehr gutmüthiges Völkchen, die Golden, welche vom Fischfang leben.

Schon 1859 hatte der russische Botaniker Maximowitsch den Versuch gemacht, den Sungari aufwärts vorzudringen; wegen der Feindseligkeit der Chinesen war er jedoch bald genöthigt, umzukehren. Im Jahre 1863 ging dann der französische Missionär Francelet, der aus dem Innern China's kam, den ganzen Fluß abwärts. Allein sein in den „Annalen zur Verbreitung des Glaubens" mitgetheilter Bericht, der sich namentlich um Missionsdinge dreht, gibt sehr wenig wissenschaftliche Ausbeute. Diese verdanken wir nun Krapotkins Expedition, die astronomischen Bestimmungen nahm der russische Officier Usolzow vor und auch die Botanik und Zoologie, wie die Ethnographie, erhalten große Bereicherung.

Für die Chinesen war der Sungari stets von der größten Wichtigkeit; auf seiner herrlichen Wasserstraße führten sie ihre Producte und Handelswaaren den Völkern am Amur zu und auf ihm zogen auch die stolzen Flotten nach dem letztgenannten Strome, um die Russen von dort zu verjagen, welche sich bereits im 17. Jahrhundert dort festgesetzt hatten. Jetzt liegen die Verhältnisse freilich anders, und wie Rußland in den turkomanischen Chanaten im westlichen Inner-Asien von Tage zu Tage mehr an Boden gewinnt, so strebt es auch in Ostasien weiter nach dem Herzen des himmlischen Reiches zu. Es besitzt dort bereits das ganze linke Amurufer und arbeitet jetzt daran, auch das rechte und den Sungari zu gewinnen.

(Auge und Ohr.) Daß unser Ohr viel empfindlicher, verletzbarer und schamhafter ist, wird durch die Vorgänge bewiesen, die wir alle Tage sogar in der Gesellschaft vom besten Tone wahrnehmen. Man thut dort Vieles, wovon man, ohne Anstoß zu geben, nicht sprechen dürfte. Es geht dort Allerlei ganz offen und vor Aller Augen vor sich, was in Worte zu kleiden völlig unerlaubt wäre. Auch trägt man Dinge der Art zur Schau, daß Andere sie sehen und dabei denken sollen, wie schön ist das! auf welche sie aber doch bei Leibe mit keiner hörbaren Silbe anspielen dürften, ohne sogleich die Uebrigen erröthen zu machen. Man scheint vorauszusetzen, daß unser blödes Auge Manches dabei übersieht und bewußtlos durchschlüpfen läßt. Die Sprache aber brächte es vermittelst des Ohres sogleich zu bestimmtem, klarem Bewußtsein. Man kann diese Beobachtung noch weiter ausdehnen und im Allgemeinen bemerken, daß wir überhaupt eine Menge Dinge in aller Stille mit dem größten Gleichmuthe sowohl mit ansehen, als auch verrichten, ohne

Gewissensbisse dabei zu empfinden und ohne uns dabei beleidigt zu fühlen, während wir von diesen Dingen mit Niemandem **reden** möchten. Der beste Maßstab für die Moralität und Schicklichkeit unserer Handlungen und Anschauungen wäre demnach der, daß sie das Lautwerden und das Aussprechen ertrügen. Unterlasse Alles, worüber du mit andern achtungswerthen Menschen nicht **laut reden** möchtest. Freilich ist dies nur auf moralische Dinge zu beziehen, und Alles, worauf das „Naturalia non sunt turpia" (Natürlichkeiten sind nicht Schändlichkeiten) paßt, ist selbstverständlich dabei auszunehmen.

(**Der Selbstbefestiger.**) Unter diesem Namen hat sich **Gengembre** in Paris eine neue Art von Knöpfen patentiren lassen, die das Annähen mit all seinen lästigen Consequenzen umgehen sollen. Ihre Construction ist folgende: Ein an einem Plättchen sitzender langer Metallhacken wird an der Stelle, wo der Knopf sitzen soll, von hinten her durch den Stoff gestoßen. Das Plättchen befindet sich dann an der Rückseite, der Hacken an der Vorderseite des Zeuges. Ueber diesen Hacken wird ein kleiner Kautschukcylinder geschoben, so daß der Hacken aus dem Cylinder hervorragt. Nun wird der freie Hacken in die hohle Knopfplatte gesteckt und durch eine Viertelsdrehung in eine innen befindliche Rinne der Platte hineingehoben. Der Kautschukcylinder wird dabei zusammengedrückt und preßt dann durch sein Bestreben sich wieder auszudehnen die Platte gegen den Hacken fest an. — Die Vorzüge dieses Knopfes bestehen darin, daß er ganz gerade sitzt, daß er zu jeder Zeit abgenommen, durch einen anderen ersetzt und geputzt werden kann. Daß er nicht angenäht zu werden braucht, bleibt jedoch sein Hauptvorzug. Wenn erst dieser Knopf, wie sehr zu wünschen ist, sein Bürgerrecht erlangt haben wird, werden wir über die Zeit, in welcher Knöpfe noch angenäht wurden, wohl eben so lächeln, wie etwa jetzt bei der Erinnerung an die geschnittenen Gänsefedern.

Meteorologisches.

Witterung im August 1866.

Im August dauerten bis zur Hälfte des Monats die Stürme des Juli fort und waren von nicht geringerer Heftigkeit. Schon in der Nacht auf den 1. war starker Weststurm mit Gewitter. Am 5. und dauernd bis zum 6. war ein Gewitter mit Stürmen über ganz Kärnten mit starken Regengüssen, in **Klagenfurt** 1·5 Zoll Regen, **Hüttenberg** 2·9", Ueberschwemmungen, **Hausdorf** 2·1", **Tiffen** 2·8", **Raibl** 2·5", **Saifnitz** 2·2", **Würmlach** 3·5", **Sachsenburg** 2·8", **Maltein** 2·9"; am **Hochobir** war heftiger S.W.-Sturm, am 6. Schneefall; auch in Hausdorf fielen Schneeflocken unter Regen, in Flattnitz 4800' war die Schneelage 1½', sie reichte im Allgemeinen bis 4000' Seehöhe.

Am 9. wieder Gewitter, besonders heftig in den Kalkalpen, die Nacht hindurch dauernder S.W.-Sturm mit Regengüssen. Die Niederschläge waren geringer

als am 5. und 6., größer waren sie in Klagenfurt 2·t", und in Raibl 3·3". Am Hochobir (6450' Seehöhe) war am 10. wieder S.W.-Sturm mit Schneefall und darauf folgendem Nordsturm.

Die Regenmenge des ganzen Monats erreichte an mehreren Stationen ungewöhnliche Höhe, in Klagenfurt 5·8", Hüttenberg 6·9", Hausdorf 8·0", Tiffen 6·9", Raibl 10·3", Würmlach 9·8", Sachsenburg und Maltein 6·3".

Die Temperatur war gering, erreichte nur in Klagenfurt, Hausdorf, Sachsenburg 20°, in Gottesthal 21°, und fiel am 6. an den meisten Orten auf 4 bis 3°. In Hausdorf wurden sogar (in den Hundstagen!) Oefen geheizt. Die Reife des Getreides wurde dadurch in hohen Lagen verzögert, in St. Peter begann der Kornschnitt am 7., der des Weizens am 26.

Hier folgen noch einige Mittel für Klagenfurt, die eingeschlossenen Zahlen sind die normalen. Luftdruck 319·7 (320·3), Luftwärme 12·9 (13·5), Niederschlag 5·8 (3·9). Der August war nur in folgenden Jahren noch kühler: 1845, 1844, 1833, 1828 (12·0) und 1813, noch mehr Regen hatte er 1864 (6·6), 1849 (7·9), 1846, 1845, 1844, 1·29 und 1815.

Der Sommer (Juni, Juli, August) hatte heuer folgende Mittel (eingeschlossen die normalen): Temperatur 14·22 (14·59), Feuchtigkeit 79 (76), Niederschlag 16·91" (12·71). Also ein sehr nasser, kühler Sommer! Noch reichlicheren Regen hatte der Sommer 1864 (13·3"), 1850 (17·2"), 1849 (14·1"), 1844 (21·1"), 1840 u. s. w.

Mittheilungen aus dem naturhistor. Landes-Museum.

Mitglieder:

Jahresbeiträge gingen ein für 1865 von Herrn Baron Silbernagel in Ferlach. Für 1866, vom Gau St. Paul: Von Herrn Professor Ambros Pauler 2 fl.; von Herrn Karl Waschner, Bürgermeister in St. Andrä 3 fl.; von Herrn Albert Tonitz, k. k. Notar 3 fl.

Geschenke an Naturalien:

Herr Fr. Weinek, k. k. Oberbergkommissär: eine Suite Ganggesteine und Erze über das Fahlerzvorkommen in Schwabegg.

Vermehrung der Bibliothek:

Von Sr. Durchlaucht Fürsten Friedrich von Lichtenstein: She library of entertaining knowledge I — V Vol.

Im Schriftentausche:

Programm des k. k. Gymnasiums Klagenfurt für 1866.

15. Jahresbericht über die Oberrealschule zu Graz.

Monatsberichte der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1865 und Mai 1866.

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. XVIII. Band, 1. und 2. Heft.

Würzburger naturwissenschaftliche Zeitschrift. 6 Band, 2. Heft.

Kataloge des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie.

Actes de la Société Helvétique des sciences naturelles réunie a Genéve 49mo Session.

Jahrbuch des österreichischen Alpenvereines. 2. Band.

Jahresbericht des physikalischen Vereines zu Frankfurt am Main für 1864 — 1865.

Bulletin de la société Vaudoise des sciences naturelles. Vol. IX, Nr. 54.

Correspondenzblatt des naturforschenden Vereines zu Riga, 14. und 15. Jahrgang, und Arbeiten desselben Vereines, neue Folge, 1. Heft.

Procedings of the Boston society of natural history 1864 — 1865.

Condition and dvings of the Boston society of natural history. May 1865.

Annual report of the board of regents of the Smithsonian institution 1864.

Reports on the extent and nature of the materials of a medical and Surgical history of the rebellion.

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ludwig Jžieib. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

№ 10. October 1866.

Das Album der Erinnerungen.

Historische Erzählung von Dr. J. Proschko.

Der Cagot.

Der gewaltige Montperdu streckte seine Riesenschatten auf die grauen Granitblöcke der Pyrenäenkette; der rosige Schimmer des Abendgoldes lag, gleich einer magisch in tausend Rubinen zitternden Sternenkrone, um sein eisbedecktes Silberhaupt — der Tag ging zu Ende; graue Wolkenschleier senkten sich zwischen den Gebirgsthälern nieder, aber unten in den freundlichen Thalgegenden bei Pau trieben sich flinke Arbeiter herum, und hie und da trat ein staubbedeckter Reisender aus den Engpässen der Pyrenäen und staunte die sterbende Natur der Gebirgsthäler an, welche, gleich groß im Schaffen wie im Umwandeln — denn einen anderen Tod kennt Mutter Erde nicht — ein besonderes Herbstkleid, im Jahre 1779 unserer Zeitrechnung, angezogen hatte.

Dort aber, wo sich eine waldige Anhöhe wie ein grüner Olivenhain in das fruchtbare Thal herabsenkte, schlüpfte jetzt ein junger Gebirgsjäger — nein: eine wunderliebliche Amazone im grünen, feinen Jagdkleide, das braune Federhütlein auf dem blonden Lockenhaupte, glühende Röthe auf dem milchzarten Antlitze und eine am Schafte zierlich mit Elfenbein ausgelegte Jagdflinte in der Hand, durch das dichte Gebüsch hervor, während ihr von der anderen Seite des Bergkegels ein etwa fünfzehnjähriger, kräftig gebauter Jüngling entgegeneilte, der, im einfachen, hellgrauen Kleide der südfranzösischen Gebirgsjäger, gleichfalls eine Jagdflinte auf dem Rücken trug und der jungen Amazone zulächelte.

„Dorthin hat der Gast aus Helvetien seinen Flug genommen", rief er der schönen Jägerin zu, indem er mit der Rechten auf eine schneebedeckte Felsenzacke wies, welche hinter den grünen Gletschern emporragte.

„Schade", rief die jugendfrische Amazone, „schade, daß uns dieses herrliche Thier enteilte — wäre ein Prachtexemplar für die Naturaliensammlung meines Vaters gewesen, dieser gewaltige Lämmergeier!"

„Wollen wir jetzt den Chimborasso verlassen und unser Schifflein nach Europa zurücksteuern?“ fragte der schmucke Jäger, indem er sich müde an der Seite der Jungfrau niederließ.

Diese aber antwortete nicht; ihr großes blaues Auge schweifte am Gebirgsrande herum, als ob sie die Fährte des entflogenen Lämmergeiers mit aller Kraft ihres Auges erspähen müsse.

„Du spähest vergebens nach Charles“, sagte nach einer Weile der junge Bergjäger, „der Cousin ist wohl durch die Weinhügel ins Thal gelangt und wird vor uns im Hause sein.“

Die Amazone erröthete. „Ich suchte die Spur des Geiers“, sagte sie nach einer Weile halbleise.

„O wie schön zittert die Lüge auf Deinem Munde, Helene“, entgegnete in tiefer Bitterkeit der Jüngling, „o gesteh es nur, seit Charles Dupin, der schlanke Cornet, aus der Normandie in unseren Thälern weilt, hast Du kein Vergnügen mehr mit mir die Weltumsegler zu spielen und unseren Chimborasso zu besteigen.“

„Sind wir nicht solch'm Spiele bereits entwachsen?“ fragte die Jungfrau, ihre weiße Hand auf den Arm des Jünglings legend. „Sieh', Jean, — Du zählst nun schon sechszehn, ich fünfzehn Sommer; da mein' ich, daß ...“ — „daß unsere jugendlichen Spiele ein Ende haben müßten ...“ ergänzte Jean Baptist; „und so kommt Dir der schöne Cornet aus der Normandie sehr gelegen, um den guten Jean, der mit Dir die schönen Reisebeschreibungen las und sie nachahmend im Gebirge mit Dir herumlief, nun auf die Wanderschaft zu schicken.“ Helene schlug den Blick zu Boden, und eine hohe Purpurröthe strahlte auf ihrem Antlitze.

Die jungen Spielgenossen stiegen schweigend ins Thal herab, um die Wohnungen ihrer Eltern zu suchen; das süße, kleine Spiel des lieblichen Paares im Gebirge schien einen Ruhepunkt erhalten zu haben .... der Jüngling und die Jungfrau standen am Scheidewege, das Bewußtsein der ersten Liebe begann zu dämmern.

Jean Baptist war der Sohn des Advocaten zu Pau in Bearn, Helene die Tochter des Maires. Echte Kinder des Gebirges, hatten sie, sobald sie die Füßchen rühren konnten, ihre Spiele unter den himmelhohen Granitfelsen und im dunkeln Gewälde der Gebirgskette gemeinsam gepflogen. Sobald sie lesen konnten, war es eine alte Bilderfibel, aus welcher Jean Baptist in der Bibliothek seines Vaters die Reisen des weltberühmten Christoph Colon und Ferdinand Magellan entnehmend, seiner kleinen Bergbegleiterin vorlas. Begeistert von der Romantik dieser Beschreibungen, stürmten nun die kleinen Gebirgskinder den Bergkogel

vor den Wohnungen ihrer Eltern hinauf, träumten da den Chimborasso und das Cap Horn, das Feuerland und Patagonien, den Pik von Teneriffa und die ganze Kette der Cordilleras zu durchwandern, und wenn sie müde am Gipfel des Bergkogels anlangten, sich ein kleines Feuer anzündeten und ein paar mitgenommene Kartoffeln rösteten, so meinten sie nicht anders als auf irgend einer Insel der Südsee oder Indiens zu sitzen und nannten jede der Spitzen des Gebirges, die sie mit freiem Auge sehen konnten, nach einer ihnen bekannten geographischen Benennung Africa's oder America's.

O wie selig saß dann die kleine liebliche Helene an der Seite ihres Gespielen, mit dem sie ihr Vesperbrod, wie er mit ihr das seine, theilte . . . und die Eltern der kleinen „Weltumsegler" freuten sich an diesem innigen Verständnisse ihrer Kinder; denn sie hatten nichts dagegen, wenn die Zeit die zarte Blume dieser Jugendliebe zum ernsten Verhältnisse heranreifen sollte....

So wanderte Helene und der junge Jean manchen Frühling, Sommer und Herbst im Gebirge und trieben dort ihr kindliches Spiel der Entdeckungsreisen nach allen Gegenden der Pole. — Der Himmel sah freundlich darein; aber auch dieses unschuldige Spiel der Jugend sollte nicht ohne Schattenseite verbleiben Helene zählte nun vierzehn, Jean fünfzehn Jahre. Das süße Gefühl kindlichen Vertrauens, die Unbefangenheit der Spielgenossen wechselte in manchem Augenblicke schon in das, wenn gleich noch undeutliche Gefühl der ersten reinen Jugendliebe. — Jean konnte seinen feurigen Blick nicht mehr auf Helene werfen, ohne daß sein Herz heftiger schlug, und seine Aeußerungen der reinen jugendlichen Freude über Helenens blühendes Aussehen zauberten schon zuweilen Rosen auf ihre Wangen.

Nun nahte aber der Störefried dieses reinen Verhältnisses. Der Maire von Pau, Helenens Vater, empfing Besuch aus der Normandie. Der Neffe des Maire, ein erst kürzlich dem Chasseur-Regimente des Königs als Cornet eingereihter junger Mensch, kaum siebenzehn Jahre alt, aber hoch aufgeschossen wie eine Tanne, trat an einem der letzten Herbstabende, in die knappe Uniform wie eingegossen, den Säbel mit versilbertem Griffe an der Seite, in das Wohnzimmer des Maires. — Mit offenen Armen empfangen, hatte der junge Bransekopf schon nach einer halben Stunde neues Leben in die Familie gebracht und sich die lieblichste Blume derselben, die an Geist und Körper ihren Jahren voraneilende Helene, ausersehen.

Mit Charles war auch seine Cousine, ein bleiches Mädchen von etwa zwölf Jahren, aus St. Saturin bei Seez in der Normandie, angekommen. Ernst und fast traurig starrte das Kind darein, als sei es lange der Welt und ihren Freuden entwachsen; auch seine Körperfülle ragte, wie bei allen Kindern der Natur und der urkräftigen Landbewohner, weit über seine Jahre hinaus; der Ernst des Benehmens dieses Mädchens stach seltsam ab gegen die Freude und Lebenslust ihres Cousins und Helenens, die sich gar bald in vertrauliches Plaudern zusammenfanden, während Marie Aline Charlotte, das bleiche Mädchen von St. Saturin, wortlos und stille auf dem Sofa saß, Jean Baptist aber zum ersten Male an diesem Abende Blicke des stillen Vorwurfs auf Helene hinübergleiten ließ, die nicht verstehen wollte, wie sehr es den treuen Jugendgespielen kränkte, daß sie gar so aufmerksam der Erzählung zuhörte, die Charles, der junge Cornet, von den Fluren seiner Heimat machte, während ihm Helene die Beschreibung ihrer Gebirge lieferte und ihn einlud, gleich am nächsten Tage eine Bergfahrt dahin zu unternehmen. Der nächste Morgen graute auch kaum, als Helene, Charles, Cousine Marie und Jean Baptist im Gebirge herumkletterten.

Sie hatten eine bedeutende Höhe gewonnen; Jean Baptist war, seiner sonstigen Gewohnheit entgegen, hinter den Bergsteigern zurückgeblieben, Helene und Marie kletterten am Abhange empor; Charles aber hatte sich im hohen Gestrüppe des Berges verloren.

Jetzt ertönte von jener Seite, wohin Charles verschwunden war, ein heiseres Geschrei näher und näher; plötzlich rollte den Bergabhang eine runde, kugelförmige Gestalt herab, hinter welcher Charles, der Cornet, mit lautem Hollarufe drein rannte; es war eine runde Knochenkugel — ein Thier — nein, eine Menschengestalt ... ein buckeliger, kugelförmiger Knirps, mit einem wahrhaftigen Affengesichte, kollerte den Hügel hinab. Sein langes affenartiges Gesicht durchfurcht von hundert tiefen Falten, seine kleinen, rothgeschlitzten, tiefliegenden Augen, sein vorragendes, aufgestülptes Nasenflügelpaar, seine in eine tiefe Hasenscharte gespaltene Oberlippe, welche die weißen, spitzigen Zähne nur halb deckte und über die ein borstenartiger Bart lief, sein zerrissenes, einmal braun gewesenes, hemdartiges Kleid, welches den dürren Leib kaum zur Hälfte bedeckte, gaben ihm eher das Aussehen eines gejagten Hundes, als eines Menschen. — Und ein solcher Menschen-Hund — ein „räudiger Hund" war auch diese elende, menschlich-thierische Jammergestalt, — ein Cagot, einer jener ausgestossenen der europäischen Paria in den Pyrenäen, die da genannt sind Cagots, von canis gottus (räudiger Hund); elende Bettler mit

Aussatz und Ungeziefer behaftet, ohne Nahrung und Obdach herumirrend, mit hageren, bleichen Gesichtern, meist verstümmelt und gelähmt, verhöhnt und verlassen, ausgestossen von der bürgerlichen Gesellschaft, daher auch boshaft und schlecht, . . . man nennt sie Abstämmlinge der Barbaren, die im vierten Jahrhunderte in das südliche Europa einwanderten. Hinter dem armen Halbmenschen jagte, wie erwähnt, Charles, der muthwillige Cornet, darein, seine Gerte schwingend und den armen Cagot mißhandelnd, welcher aus seiner heiseren Kehle Töne des Jammers ausstieß und jetzt, im heftigen Laufe, an Jean Baptist anprallte, der ihn, mit beiden Armen auffangend, vor dem Absturze von einem zackigen Felsen schützte und sich mit aller Kraft an einen Baum stemmen mußte, um nicht mit seinem Schützlinge in das Thal hinabgeschmettert zu werden.

Zornglühend rief er dem nacheilenden Cornet ein gewaltiges „Halt" entgegen und als dieser, mit Helenen und Charlotten, näher kam, streckte ihm Jean Baptist seine Faust entgegen. „Bis hieher und nicht weiter!" rief er wuthentbrannt. „In unserem Gebirge jagen wir nur Thiere und keine Menschen!"

„Menschen?" rief Charles lachend, „ist das wirklich ein Mensch, ich hielt die Knochenkugel für einen Waldaffen oder Orang-Outang!"

Jean würdigte den Cornet keines Blickes und führte den erschrockenen Cagot sogleich sanft an der Hand ins Thal hinab, denn der arme Halbmensch trug einen spitzen Stein im Fuße, der ihm beim Abstürzen vom Felsen eine Wunde gerissen hatte. — Aber jetzt öffnete sich der sanfte Mund des stillen Mädchens von Saturin. Marie Aline Charlotte machte ihrem Cousin bittere Vorwürfe über die „Verletzung der Menschenrechte" in der Person dieses mißgestalteten Gebirgsläufers; sie, die kleine Normandie-Bewohnerin, schien eine große Gewalt über ihren Cousin zu haben, der, obgleich er fast fünf Jahre älter war als sie, doch ihre Strafpredigt geduldig anhörte und sich kaum mit seiner Unkenntniß der menschlichen Form des Knirps entschuldigte, während Helene seine Partei nahm und den „lieben Gast" vor dem Forum ihres Gewissens und dem Richterstuhle seiner Cousine rein zu waschen suchte.

Aber Charles, der leichtfüßige Cornet, kümmerte sich wenig um die Vorwürfe Mariens; er hatte auch nicht Lust, sich eine weitere Straflection Jeans zu holen, und verlor sich bald wieder in das Gebüsch, um mit seiner Jagdflinte Vögel aufzuscheuchen, während Helene und Marie den Hügel hinabstiegen, um, mitleidiger, den verwundeten Cagot zu beruhigen. — Dieser hatte sich aber schon wieder aufgerichtet. Er saß neben Jean, der ihm aus seiner Kürbisflasche etwas Wein gereicht hatte, und

verband mit einem Leinwandfetzen seine Fußwunde, die er mit einer dunklen Salbe belegt hatte. Die Ueberreste derselben und andere Habseligkeiten lagen in einem geöffneten Bündel, das er früher auf den Rücken geschnallt getragen hatte, neben ihm im Grase. Als der arme Halbmensch die beiden Mädchen erblickte, bot er ihnen sogleich seine ärmliche Krämerwaare an, die aus einigen Blechspiegeln, Handmessern, Scheeren, schlecht gemalten Oelbildern und etwas Papier bestand.

Gutmüthig bat jetzt der arme Cagot Jean und die beiden Mädchen, sich Geschenke aus seinem elenden Krame auszuwählen. Wohl verneinten sie dies einstimmig, aber gegen baare Bezahlung, meinte Jean, dürften sie dem armen Cagot schon seine Last erleichtern.

„Künftige Woche ist dein Geburtstag, Helene", setzte er hinzu, „wenn du noch ein kleines Geschenk von Jean Baptist annehmen willst, so will ich wohl ein Silberstück hingeben, um mir und dir die Freude zu machen, daß du dir aus dem Bündel des kleinen Gebirgskrämers da dasjenige auswählst, was dir am besten gefällt und Maria mag auch zugreifen, wenn sie ein Andenken in die Normandie mitnehmen will."

Jean Baptist klimperte mit seinen acht Silberstücken in der Tasche. Helene verstand seinen vorwurfsvollen Blick. Erröthend und schweigend kramte sie unter den Habseligkeiten Cagots — ebenso Aline.

Die Letztere hatte bald etwas gefunden, was ihr zu Gesicht stand, ein kleiner gewöhnlicher Dolch, . . . ganz einfach, ungeschliffen, verrostet, wie ihn der Cagot im Gebirge gefunden hatte, wo ihn ein Reisender verloren haben mochte. Er war ihm daher um zwei Silberstücke feil. Marie Aline Charlotte, das bleiche Mädchen aus der Normandie, meinte, sie könne ihn vielleicht gegen die Straßenräuber einmal brauchen, wenn sie, größer geworden, mit Vater und Mutter, auf Handelswegen, die Berge ihrer Heimat durchreisen würde. Wie ihr Gemüth, so war ihre Wahl gewesen — die rostige Waffe hatte das Kind allein, unter allen Silbersächelchen des Cagots, angesprochen. Aber Achill verrieth sich ja auch an der Waffe, die ihm Odysseus zum Kaufe anbot.

Helene schien nichts recht zu Gesichte zu stehen — dies hatte sie schon auf ihrem Nähtischchen, jenes taugte nicht für eine Mädchenhand . . . jetzt aber ergriff sie ein Papierpäckchen: es enthielt in buntbemalter Pappe etwa dreißig goldgeränderte, bunte Blätter. Auf dem Deckel stand mit Gold-Lapidaren die Inschrift: „Album der Erinnerung". . . . Das Heft war also eine Art Stammbuch, Erinnerungszeilen, vertrauten Freunden und Bekannten gewidmet.

„O wie schön, wie niedlich!“ rief Helene aufjubelnd. „Lange sehnte ich mich nach einem derartigen Büchlein, wie meine Mutter eines besitzt, und worin ihre Freundinnen aus aller Zeit verzeichnet stehen!“

Sie hatte ihren Jubelruf noch nicht geendet, als die übrigen sechs Silberlinge Jeans schon in der Hand des armen Cagots lagen, der in noch größeren Jubel ausbrechend, mit dem nie besessenen Reichthume, seine Habseligkeiten aufraffend, ins Gebirge zurückrannte, während Helene, das schöne Album in der Hand, dem freudeglühenden Jean die weiche Hand reichte, und ihn mit einem bittenden und zugleich dankenden Blicke ansah, als wollte sie sagen: O Jean, wie gut bist du! kannst du mir vergeben.

Aber jetzt kam Jean mit einer Bitte: „Helene“, sagte er, „deine Freude über das kleine Geschenk dieses Albums entzückt mich; aber die ersten drei Blätter desselben mußt du mir geben, . . . oder freut es dich nicht, wenn mein Name der erste ist, der in deinem Album prangen wird?“

Rasch reichte Helene dem jungen Freunde drei Blätter des Albums dar; roth, grau und goldschimmernd waren diese Blätter.

Mit hohem, seine Jahre weit überragendem Ernste nahm jetzt Jean Baptist die drei Blätter zwischen die Finger und hielt sie empor. „Helene“, sagte er feierlich, „sieh, jedes dieser Blätter wird meinen Namen tragen — jedes soll in deinem Album prangen, aber nicht zu gleicher Zeit — das rothe, freudebedeutende, sollst du schon morgen erhalten, mit Lust und Freude wird der Jüngling seinen Namen darauf zeichnen; das graue will ich dir senden, wenn ich in Paris, wohin mich, wie du weißt, der Vater im nächsten Frühling senden wird, als Anwalt des Rechtes eine Stellung, ein Amt errungen haben werde; dann soll's dir sagen, daß ich der Jugendgespielin in den Pyrenäen noch immer gedenke — daß grau wie dies Blatt mein Haar werden kann, ohne daß ich deiner je vergessen werde; — das goldfärbige . . . nun Helene,“ setzte er leise, mit gepreßter Stimme hinzu, „das dritte, das goldfärbige, sollst du empfangen, wenn . . . wenn du einst mit Charles zum Traualtar treten wirst!“

Die Jungfrau starrte ihn an; aber Jean verschwand rasch hinter dem Gebüsche. Helene schlug das Auge nieder und hielt in den zitternden Händen, von Marie mit ernstem Blicke betrachtet, das Album der Erinnerung.

Das rothe Blatt.

Am nächsten Morgen erschien Jean Baptist weder beim gemeinsamen Frühtische, noch in dem Bureau seines Vaters, wo er bereits seit zwei Jahren in den Geschäften der Rechtsanwaltschaft verwendet wurde. — Er war ins Gebirge geflüchtet und erzählte dort den Felsen und Bäumen von dem Unmuthe, den er empfunden hatte, als Helene am Abende dem jungen Cornet, Charles Dupin, abermals zugelächelt und ihm sogar ein Blatt ihres Albums zur Ausfüllung gegeben hatte.

Jean Baptist hatte nicht unrecht gesehen. Charles Dupin, der schöne Cornet in seiner knappen Reiteruniform, hatte bald nach seinem Auftreten im Hause Eitenne Bourdalaine's, des Vaters Helenens, das für alles Schöne empfängliche Herz der Letzteren bestrickt. Helene horchte den feurigen Worten des Jünglings, als er ihr von den militärischen Uebungen auf den elyseischen Feldern erzählte, denen er bereits beigewohnt hatte, und manche andere Beschreibung machte von dem, was er in der Heimat und im großen Paris bereits geschaut.

Jetzt saß das Pärchen wieder in der Weinlaube des Hausgartens beisammen. Helene hatte den ganzen Tag hindurch nicht an Jean Baptist gedacht, selbst sein Name schien ihr als ein gewöhnlicher im Vergleiche zu dem Charles.

Sie hing mit ihrem Auge an dem Munde des Letzteren und ihre Hand ruhte in der seinen. Im Feuer des Gespräches zog er das Mädchen näher; begeistert von schöner Erinnerung, erzählte er ihr von der schönen Königin Marie Antoinette, deren Einzug im Jahre 1770 er geschaut hatte. Von der Beschreibung der Anmuth und Würde dieser herrlichen Fürstin ging er mit jugendlichem Feuer auf die Huldigung der Reize Helenens über ... das Mädchen erröthete und erröthete wieder und senkte das Auge zu Boden und ihre Hand zitterte in der lebenswarmen Hand des begeisterten Cornets, ihr Herz schlug in raschen Pulsen; — jetzt zog der Jüngling das schöne Mädchen dicht an seine Seite und sprach von dem unnennbaren Glücke, welches er genießen würde, Helenen einst in das Haus seiner Eltern einführen zu können ... Er war vor ihr ins Knie gesunken und verbarg seine glühenden Wangen in ihrem Schooße; jetzt erhob er sich rasch und drückte der sanft widerstrebenden Jungfrau einen glühenden Kuß auf die frischen Lippen ...... aber jetzt blieb auch sein Auge starr gefesselt auf dem todtbleichen Antlitze Jean Baptist's, der, ungesehen von Beiden, in die Laube getreten war und

mit zitternden Lippen dastand und auf Helenen einen Blick des unendlichen Schmerzens warf, der sein treues Herz durchzuckte. Helene saß todtenbleich in der Laube; sie schlug ihr Auge zu Boden; ihr Antlitz brannte; sie schwieg ... So schweigt die todtmüde Natur in brennender Gewitterschwüle vor dem Ausbruche des Sturmes. Jean Baptist war in diesem Augenblicke um zehn Jahre älter geworden. — Eine lange Pause trat ein ... Jetzt erhob Jean Baptist sein Haupt.

„Herr von Dupin", sagte er mit gepreßter Stimme, „ich erwarte Sie in einer Stunde am Granitkegel im Gebirge, wir werden uns schlagen!"

Helene schrie laut auf — Charles Dupin, der Cornet aus der Normandie, beruhigte aber Helenen mit der Versicherung, daß er, so sehr er die militärische Ehre zu wahren wisse, nach den Gesetzen des Adels und seiner Militäreigenschaft sich mit Jean Baptist weder schlagen könne, noch wolle. Der eifersüchtige „Schreiber" am Advocatentische, meinte er, werde seinen Groll schon im Tintenfaße zu ersäufen wissen.

Als die letzte Abendröthe auf die Felsenkrone des schneebedeckten Montperdu herabsank, saß die schuldbewußte schöne Helene an der Seite Mariens, bleich und sinnend ... sie hielt ein Papierblättchen in der Hand, das ihr Marie Aline über Bitte Jean Baptist's zugestellt hatte; über Bitte Jean Baptist's, der am nächsten Morgen, zum großen Leidwesen seiner Eltern, weder in Pau noch in der Umgegend zu finden war.

Das Papierblättchen war das rothe Blatt aus dem Album der Erinnerung; es trug in großen Zügen die zwei Worte: L e b e w o h l!

Die Blutsäufer.

Der letzte Rest des alten Frankreich war weggefegt, der letzte Träger der königlichen Würde war gefallen; Ludwig XVI., der ärmste Sohn einer langen Reihe königlicher Väter, der unschuldigste unter ihnen, hatte sein Haupt zum Blocke getragen. — Ein dämonischer Geist raste über Frankreich.

In der Bel-Etage eines vierstöckigen Hauses im Quartier au Marais stand eine etwa achtundzwanzigjährige Frau mit sanften, ausdrucksvollen Zügen und blauen, hellen Augen, in denen die Freude des Wiedersehens strahlte, zwischen der Thüre und schloß eine hochwüchsige, schön gebaute,

etwa fünfundzwanzigjährige Jungfrau, mit strahlendem Feuerauge und festen entschlossenen Zügen, in ihre Arme.

„Willkommen in Paris, meine theuere Marie!" rief sie. „Nenne mich nicht Marie", antwortete die Angeredete mit dumpfer, halbleiser Stimme, indem sie ins Gemach trat und die Thüre hinter sich abschloß. „Jetzt ist in Frankreich Alles anders geworden, und wer da einen weichen, sanften Namen trug, der muß ihn ablegen und einen harten, rauhen, kraftvollen annehmen, wie die Zeit eine rauhe, harte und kraftfordernde geworden ist! Also nenne mich bei meinem letzten Namen Charlotte — dieß klingt schöner und kühner, wie der Name Deines Erkorenen Charles Dir auch besser gefiel als der —"

„O still! still!" bat Helene die Freundin, „laß die Bilder des Vaterhauses und der Vergangenheit ruhen." — „Recht Helene", erwiederte Charlotte, „wo ist jetzt der Franzose, der ein „Vaterhaus" sein nennen darf. Frankreich ist die Heimat der Blutsauger *) geworden. — Aber wo weilt Charles Dupin, mein Cousin, dein Mann, wo verließest Du Deine Eltern?"

„Vater und Mutter sind lange heimgegangen in die Wohnungen des Friedens", entgegnete Helene; „ich stütze mich in diesen sturmbewegten Tagen einzig auf meinen Mann und weile, wie ich Dir schrieb, seit einem Monate in Paris, wo Charles Anstalten trifft, um sich mit dem Wenigen, was er sein nennt, nach der Schweiz zurückzuziehen; in Lausanne wollen wir uns ankaufen."

„Und Jean Baptist, Dein Jugendgespiele?" fragte Charlotte weiter.

Helene schlug die Augen nieder. — „Er kam nicht mehr zum Vorschein", sagte sie traurig; das rothe Albumblatt ist Alles, was mir als Erinnerung von ihm blieb."

Da lächelte Charlotte bitter. „Sieh", sagte sie, „auch ich habe noch das Andenken bewahrt, das ich einst erhielt, als wir am Fuße des Montperdu den armen Cagot trösteten, den Charles muthwilligerweise mißhandelt hatte . . ."

Charlotte zog den kurzen Dolch hervor, den sie sich damals aus dem Kram des Cagot ausgesucht hatte. „Sieh", sagte sie, „jetzt ist das kleine, wunderbare Eisen geschliffen und mag mir als Schutzwaffe gegen die Blutsauger Frankreichs dienen, die auch unser schwaches Geschlecht nicht verschonen — o, der Dolch wird fester halten, als deine Treue für Jeane Baptist, deinen Jugendgespielen, hielt!"

*) Buveurs de sang, die fürchterlichsten der Terroristen zur Zeit Marat's.

Sie lächelte hier freundlich und drückte Helenen, die, sich verletzt fühlend, sich vertheidigen wollte, einen sanften Kuß auf den Mund; dann bat sie dieselbe, ihr die weitern Schicksale mitzutheilen, welche Helene und ihre Eltern seither erlebt hatten, und Helene berichtete kurz, daß ihre Eltern bald nach Jean Baptist's Verschwinden starben; daß sie einige Zeit hindurch noch allein in Pau verblieben, vor fünf Jahren aber nach Lyon übergesiedelt sei, wo Charles Dupin in Garnison lag; hier habe sie sich ehelich mit ihm verbunden. Vor einem Monate sei sie nach Paris gekommen — denn die Emigration war bereits gesperrt und bei dem herrschenden Schreckensregimente in Frankreich für sie mehr Sicherheit in Paris selbst, als in Lyon. Von Paris hatte sie Charlotte geschrieben und gebeten, sie zu besuchen, und diese stand nun im Zimmer ihrer Freundin und erklärte, Paris nicht wieder verlassen zu wollen, „denn die Weltstadt und ihre großen Ereignisse seien nun die Angel, um welche sich auch ihr Leben bewegen müsse."

Jetzt stand auch Charles im Zimmer und freute sich, Charlotten, die Cousine und Jugendfreundin, zu sehen, von der er seit Jahren nichts gehört. Aber Charlottens ganzes Wesen verrieth eine ungewöhnliche Aufregung. Dringend bat sie Charles und Helenen, sie heute noch in die Wohnung des Dictators und Hauptes der „Blutsauger" Frankreichs, Jean Paul Marat, zu geleiten; denn es handle sich um das Leben zweier Verwandten von ihr, die der schreckliche Mann zur Guillotine verurtheilt habe und die bereits in der Conciergerie schmachteten.

Helene erbleichte — Charles Dupin widerrieth entschieden diesen Gang, der nur dahin führen könnte, Charlotten zu ihren Freunden in die Conciergerie und aufs Blutgerüste zu bringen; denn für einen Geächteten zu bitten, galt damals bei der Buveurs de sang gleichfalls für ein todeswürdiges Verbrechen . . . Aber Charlottens Charakter war von jener Stärke, die dem Eisen gleicht. Was die Jungfrau aus der Normandie sich vorsetzte, das vollführte sie.

Charles Dupin und Helene mußten ihrem Drängen weichen und nach einer Stunde stand Charlotte im Vorzimmer Marats, nachdem sie Helene mit einer feurigen Umarmung entlassen hatte. — Diese und Charles standen bekümmert vor dem Portale der Wohnung Marats und harrten der glücklichen Rückkunft Charlottens.

Es war heute der zwölfte Julitag des Jahres 1793. Charlotte trocknete sich den Schweiß von der heißen Stirne.

Helene und Charles Dupin wußten nicht, daß Charlotte schon am Vortage bei Marat Eingang versucht, jedoch nicht gefunden — daher ihn mittelst eines Schreibens um die Gestattung eines Besuches gebeten hatte.

„Bürger," lautete dies Schreiben, „soeben komme ich von Caen. Ihre Liebe zum Vaterlande läßt mich voraussetzen, daß sie mit Vergnügen über die unglücklichen Begebenheiten jener Provinz der Republik sich unterrichten werden. Ich habe Ihnen wichtige Geheimnisse zu entdecken und werde Ihnen Gelegenheit verschaffen, Frankreich einen großen Dienst zu leisten!"

Marat ließ sie daher heute vor. Er war eben aus dem Bade gestiegen. Charlotte trat ein — Marat nickte ihr zu; er hielt sie für eine fanatische Theilnehmerin seiner Gesinnungen. Bald drehte sich das Gespräch Beider um die Versammlungen von Calvados. — Charlotte nannte dem Volkstribun die Theilnehmer dieser Zusammenkünfte. „Alle diese", schrie er, „sollen bald auf dem Schaffotte büßen!"

Aber in diesem Augenblicke blitzte der Dolch, den Charlotte seit den Tagen in den Pyrenäen bei sich trug, — und das Eisen stack im Herzen Marats. Charlotte Corday hatte Frankreich von seinem blutigen Dictator befreit.

Ruhig wie eine Opferpriesterin stand Charlotte Corday da, unbeirrt von dem Tumulte, der sich jetzt um sie herum erhob.

Als sie aus dem Hause trat, fiel ihr Blick auf Charles Dupin und Helene — sie wendete ihr Auge rasch zur Seite, denn sie wußte, daß ein einziger Blick auf diese ihre Freunde, die sie vor dem Eintritte in Marats Behausung vergebens gebeten hatte, sich zu entfernen und ihre Rückkunft in ihrer Wohnung abzuwarten, diese sogleich ein Opfer der Volkswuth werden würden, wenn man deren Verbindung mit ihr, der nunmehr dem Tode Verfallenen, bemerken würde. — Aber Helene konnte ihrem Schmerze nicht gebieten. Als sie von dem umstehenden und andrängenden Volkshaufen das Schreckliche erfuhr, versuchte sie, von Charles vergebens zurückgehalten, mit ihren schwachen Armen Bahn durch die Massen zu Charlotten, der geliebten Freundin, zu brechen. „Charlotte", rief sie, „o meine theure Charlotte! was hast du gethan!"

Der Ruf wurde sogleich von den Volksrotten aufgefaßt. „Eine Genossin des Mordes!" schrie man von allen Seiten, „faßt sie, bindet sie und ihren Begleiter!" — Helene und Charles, obgleich Letzterer die Uniform eines Pariser Nationalgardisten trug, wurden niedergeworfen und gebunden.

Da drang ein anderer hochstämmiger Officier der Nationalgarde, die dreifarbige Cocarde auf dem Hute, durch das Gedränge. Vor ihm senkten sich die Piken und wichen die Massen theilweise auseinander. Er schlug mit gewaltiger Faust die Bajonnete nieder, die sich eben in den jungfräulichen Busen Charlottens bohren wollten. — „Achtung dem Gesetze!“ donnerte er in die Massen. „Gerichtet, nicht getödtet, muß vorerst die Mörderin Marat's werden, so will es das Gesetz, das auch in der Republik respectirt werden muß!“

Und die Massen gehorchten und senkten abermals ihre Piken und Bajonnette.

Charlotte Corday warf jetzt einen langen, bedeutungsvollen Blick auf ihren augenblicklichen Retter — dann erbleichte sie und sank zurück; er fing sie mit dem Arme auf; eine schwere Ohnmacht schloß das Auge der kühnen Jungfrau für einen kurzen Moment. Das Heulen der umstehenden Weiber weckte sie bald wieder. „Wer sein Vaterland liebt“, rief sie jetzt, „den kümmert's wenig, was es kostet!“

Wildes Brausen der immer dichter heranstürmenden Menschenmenge geleitete nun die Jungfrau, die nach dem Gefängnisse der „Abtei“ abgeführt wurde, während man Charles Dupin und Helene in die Conciergerie führte und mit Flüchen und Drohungen verfolgte, denen jener Officier der Nationalgarde, der die Massen an das Gesetz gemahnt hatte, und der jetzt Charles und Helenen geleitete, vergebens wehrte.

Charlotte Corday, die Heldin aus der Normandie, stand bald vor dem Revolutionstribunale; ernst, gemessen und edel war ihre Vertheidigung. — Chaveau-Lagarde, ihr Vertheidiger, staunte selbst ob ihrem Heroismus. „Bürger!“ rief er, „Ihr hört die Angeklagte selbst! Sie gesteht ihr Verbrechen, sie bekennt, daß sie es mit kaltem Blute vorher überlegt gehabt, sie verhehlt keinen Umstand, sie selbst will keine Rechtfertigung! Diese unerschütterliche Ruhe, diese gänzliche Verläugnung ihrer selbst, diese Zeugen der innersten Gewissensruhe, sie sind nicht in der Natur! An Euch, Bürger, Geschwornen, ist es, zu urtheilen, von welchem Gewichte diese moralische Ansicht in der Wagschale der Gerechtigkeit sei!“

Vergebens waren diese Worte. — Charlotte Corday wurde zum Tode verurtheilt. — Ruhig und gefaßt dankte sie ihrem Anwalt: „Sie haben mich eben so fein als edel vertheidigen wollen,“ sagte sie, „und dies allein war meiner Lage angemessen. Ich danke Ihnen dafür, und gerne möchte ich Ihnen ein Zeichen der Achtung geben, die sie mir eingeflößt haben. Diese Herren unterrichten mich jedoch soeben, daß mein

Vermögen verfallen ist, aber es bleiben mir im Gefängnisse noch kleine Schulden zu bezahlen, und diese Pflicht übertrage ich hiermit Ihnen!"

Am 17. Juli des Jahres 1793 führte man Maria Aline Charlotte Corday, in einen rothen Mantel gehüllt, zum Schaffot . . . Sie starb unter dem Beile der Guillotine.

Charles Dupin und seine Frau saßen in der Conciergerie in verschiedenen Gefängnissen. — Auch ihnen ward das Los des Todes bald geworfen, denn als bezeichnete Freunde Charlottens, denen sie ihren letzten Blick vor der Wohnung Marat's zugeworfen hatte, wurden sie ohne Bedenken für ihre Mitschuldigen gehalten. Vergebens hatte Charlotte Corday, über ihr Verhältniß zu Dupin und Helenen befragt, gegen jede Verbindung mit denselben protestirt, vergebens behauptete sie, diese nie gekannt und gesehen zu haben. Helenens eigenes Geständniß, im tiefsten Schmerz um Charlotten gemacht, strafte sie Lügen und Dupins Versicherung, um das Vorhaben Charlottens, Marat zu tödten, nicht das Mindeste gewußt zu haben, — fand keinen Glauben. Beide wurden zum Tode verurtheilt. Noch in den Julitagen des Jahres 1793 hielt ein Wagen vor den Hallen der Conciergerie; Helene mußte einsteigen und das vierräderige Fahrzeug rollte dem Greve-Platze — nein! dem Montmartre zu — und hinab, hinab, weiter und weiter, der Barriere entgegen, hinter welcher sich die Straße nach der Schweiz öffnete. Helene bereitete sich im Stillen zum Tode vor, sie nahm im Geiste Abschied von ihrem Charles und dachte der ernsten Todesmahnung nach, die ihr der sie besuchende Conciergewärter — einen Geistlichen hatte man ihr nicht gestattet — am Vorabende für die Ewigkeit mitgegeben hatte.

Jetzt glaubte sie das Klirren der Guillotine, das Sausen und Grollen der harrenden Menge zu hören — der Wagenschlag öffnete sich. Ein junger Officier, derselbe, der Charlotten vor der Wohnung Marat's der Volkswuth entrissen hatte, dießmal in die Uniform eines Marinelieutenants gekleidet, starrte Helene beim Schimmer der Laterne an — sie blickte auf; aber schon flog der Kutschenschlag wieder zu.

„Die Straße nach Lausanne!" herrschte der Officier dem Kutscher zu. Fort rollte der Wagen. — Die Uhren von Paris verkündeten die dritte Morgenstunde eines nebeligen Tages.

Als der Wagen außerhalb der Barrieren von Paris rollte, fühlte Helene auf ihrem Schooße ein Papierpäckchen, welches die Hand des erwähnten Officiers beim Schließen der Wagenthüre rasch in das Innere des Wagens geschlendert hatte.

Sie hielt es, sich hinausbeugend, gegen die Wagenlaterne, und las die Adresse: „An Helene Bourdalaine.“ Rasch riß sie das kleine Siegel entzwei. Im Päckchen lag in weiße Baumwolle gewickelt eine Papierrolle mit der Ueberschrift: „Reisegeld“, — sie enthielt achtzig Louisd'or darunter lag ein graues, goldgerändertes Albumblatt, worauf die Worte standen: „Charles Dupin ist bereits in Sicherheit und erwartet seine Helene in Lausanne.“

Unterzeichnet war das Blättchen mit den Worten: „Der Sohn der Pyrenäen.“

Die silberne Hochzeit.

Die Schlacht bei Leipzig war geschlagen. Napoleon hatte sie verloren. Die Kunst, ihn aus offenem Felde zu schlagen, welche J. v. Voß noch nach der Lützner Schlacht für nicht erfunden erklärte, war also erfunden.

Poniatovsky und Macdonald waren angewiesen worden, die Vorstädte Leipzigs so lange zu decken, bis die Hauptmasse hindurch sei und sich dann fechtend dem Rückzuge anzuschließen. — Aber bald nachdem Napoleon mit Mühe und auf Umwegen die Ranstädter Vorstadt und ihr Thor gewonnen hatte, flog die Elsterbrücke, durch Voreiligkeit des die Flatterminen befehligenden Kriegers, in die Luft. — Verzweiflung und Angst jagte jetzt die fliehenden Soldaten. — Die Elster verschlang ihre Opfer, Poniatovsky fand selbst in ihren Fluten den Tod. 60.000 Gefangene, Verwundete und Todte kostete die große Völkerschlacht den Besiegten.

Es war daher natürlich, daß die Verbündeten, deren Heere gleichfalls eine Masse von 45.000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt hatten, kaum die nöthige Mannschaft abgeben konnten, um alle Gefangenen zu bewachen. — Fürst Schwarzenberg befahl daher den Corpscommandanten, die größte Disciplin in den Reihen ihrer Krieger zu erhalten. Marschall Blücher und der Kronprinz Karl Johann von Schweden konnten dem Ausreißen der schlechtbewachten Gefangenen nicht anders mehr wehren, als, indem sie durch Trommelschlag verkünden ließen: „Jeder Flüchtling oder den Versuch der Flucht machende Soldat aus den Haufen der französischen Gefangenen würde im Ergreifungsfalle allsogleich erschossen

werden!" — Die Justiz im Schlachtfelde ist eine kurze; dort herrscht das Standrecht. Die Desertionen der gefangenen Franzosen nahmen auch wirklich bereits ab.

Die Armee von Norddeutschland — so nannte sich die Heeresmasse Karl Johann's, des Kronprinzen von Schweden, und Blüchers — schwärmte schon vor der Schlacht in den nördlichen Gegenden Leipzigs herum und wurde fast jede Nacht von der französischen Besatzung der Stadt beunruhigt. Napoleon hatte dort das Corps des Herzogs von Ragusa aufgestellt. Aber der preußische General „Vorwärts" hieb mit seinen Hußaren dies Corps in die Pfanne. Bei Möckern an der Elster war der Hauptkampf; die französische Infanterie, von 40 Kanonen unterstützt, fällte dort ihre Bajonnette gegen die preußischen Säbelträger, die, der General „Vorwärts" voran, in den Feind rasten, als ginge es zum Schnitte auf dem Aehrenfelde.

Der Kaiser der Franzosen, an der Spitze des Ney'schen Corps, hinderte Blücher, seinen Sieg weiter zu verfolgen.

Bei dieser Affaire waren mehrere französische Officiere, vom Corps des Herzogs von Ragusa in die Hände der Preußen und Schweden gefallen.

Sie standen traurig und lagen zum Theil verwundet auf den Höhen von Wideritzsch neben den Lagerfeuern der Verbündeten, deren Bivouacs nach der gewonnenen großen Völkerschlacht eine weitere Ausdehnung bekamen.

Auch diesen gefangenen Officieren vom Corps des Herzogs von Ragusa wurde die Ordonnanz des Marschalls Blücher und Kronprinzen von Schweden eröffnet: „daß jeder Gefangene, dem es beikommen würde, Versuche zur Flucht zu machen, im Ergreifungsfalle unnachsichtlich durch Pulver und Blei vom Leben zum Tode befördert werden würde."

Keinem von den auf diesen Hügeln liegenden französischen Gefangenen fiel es jedoch bei, im gegenwärtigen Augenblicke einen Fluchtversuch zu machen, die Ausdehnung der verbündeten Heeresmassen war eine so weitläufige, ihre Vereinigungspunkte lagen so eng geschlossen neben einander, daß in diesem Momente ein Fluchtversuch gleich einer Wahnsinnsthat erscheinen mußte. Schon die nächsten Patrouillen oder der erste Lagerposten mußte einen jeden Wagehals, der zu fliehen gewagt hätte, an der Sohle fassen und dem Stabsprofosen zur standrechtlichen Procedur überantworten.

Dennoch sann ein junger Wagehals mitten in diesem Gedränge über einen Fluchtversuch nach. . . . Es war ein junger, etwa achtzehnjähriger Cornet der französischen Cavallerie vom Corps des Herzogs von

Ragusa. — Ihn schien es an den Sohlen zu brennen — unruhig schritt er vor dem Zelte auf den Höhen von Wideritzsch, wohin man die verwundeten Officiere des genannten französischen Corps gebracht hatte, auf und nieder. — Bald zog er ein Briefchen aus der Brusttasche und las; dann drückte sich auf seinem Antlitze wieder eine seltsame Unruhe aus. — Weithin warf er sein Auge nach der Gegend, wohin die französischen Colonnen ihre Retirade genommen hatten.

Die blutige Sonne der großen Völkerschlacht sank nieder. Vor dem Hauptquartier der verbündeten Mächte im Städtchen Rötha wurden die Zelte abgebrochen, denn sie zogen als Sieger in Leipzig ein. Da — es dröhnte die zwölfte Nachtstunde von den Thürmen — passirte ein preußischer Hußar die Wachlinie bei Lindenthal. Schon war er, eine breite Ledertasche, unzweifelhaft mit Depeschen, auf seinem Sattelknopfe haltend, an der Linie vorüber, um seinen Falben dem äußersten Vorposten der verbündeten Armee zuzulenken, als ein schwedischer Carabinieri sein Geschoß auf ihn anschlug und ihm mit einem donnernden „Parole!" in den Weg trat.

Der Hußar wollte sein Rößlein ohne ein Wort zu verlieren aus dem Schußbereiche lenken, aber im Nu umschwärmten ihn jetzt zwei, vier, sechs Carabinieris. — „Parole!" donnerte es von allen Seiten.

Der Hußar legte jetzt nachsinnend seinen Finger auf die Stirne, als wollte er die fataler Weise vergessene Parole dort herausholen.

„Karl Johann von Schweden!" sagte er jetzt halbleise mit unsicherem französischem Dialecte.

„Nichts da! fehlgeschossen!" riefen die Schweden, „Karl Johann ist die Parole vor drei Tagen gewesen, heute lautet sie „Nach Hanau!" — reißt den Strolch vom Pferde, er ist ein Ausreißer!"

Im nächsten Augenblicke lag der Hußar auf der Erde. — Die nähere Untersuchung seiner Montur und Habseligkeiten erwies, daß er allerdings ein Franzose war, der die Vorpostenlinie überschreiten und das Weite suchen wollte. Aber der junge Gefangene war nicht gewillt, sich so leicht den Schweden zu überliefern. Rasch riß er, sich wieder aufraffend, sein Pistol, das er bei seinem Entweichen gleichfalls dem todten Hußaren abgenommen hatte, aus der Uniform und feuerte es auf den ihm zunächst stehenden Schweden ab; der Schuß versagte und jetzt stürmten die Letztern wüthend auf den Gefangenen ein. Mit der Kraft der Verzweiflung raffte sich der Cornet empor, eine geschickte Wendung und er hatte sich wirklich eine Gasse gebahnt. Fünf Schritte vor ihm standen die Pferde der Carabinieri, im Nu hatte er sich auf eines der-

selben geschwungen und jagte das Schlachtfeld entlang in die Finsterniß hinaus über Verwundete, Jammernde und Leichen — hinter ihm drein die verfolgenden Schweden.

Schon glaubte er die letzten Wachfeuer der schwedischen und preußischen Vorposten-Bivouacs wahrzunehmen, — noch eine Strecke und er durfte hoffen, im Dunkel der Nacht unerkannt und unbeirrt den Nachtrab der flüchtigen französischen Armee zu erreichen — da donnerte ihm ein gewaltiges „Halt" entgegen.

Der Flüchtende erkennt beim Schimmer einer Feldlaterne einige preußische Hußaren, an ihrer Spitze einen alten Graukopf, der ihm lachend seinen blitzenden Säbel entgegenstreckte.

„Parole!" donnerte es abermals.

„Le diable!" antwortete der muthige Cornet, und sein Sarras fliegt aus der Scheide, während die verfolgenden Schweden heranzogen.

Links und rechts um sich hauend kämpfte jetzt der muthige Junge, so lange eben seine Kraft ausreichen mochte, gegen die auf ihn andrängenden Schweden, während die preußischen Hußaren um ihn einen Kreis geschlossen hatten und den anstürmenden Schweden entgegenschreiend, daß sie innehalten sollten, denn der Franzose sei bereits Gefangener der Hußaren.

Das Donnerwort des an der Spitze der letzteren befindlichen Graukopfes brachte die Combatte endlich zum Stehen, ein tüchtiger Hieb seiner Klinge schleuderte dem jungen Flüchtling seinen Säbel aus der Faust — jetzt lag er entwaffnet auf dem Boden.

Aber die Schweden wollten nicht so leichten Kaufes ihren Flüchtling fahren lassen.

„Vorwärts!" riefen sie, indem sie den entwaffneten Cornet anfaßten und in ihre Mitte ziehen wollten.

„Das ist meine Parole!" schrie der alte Hußar dagegen. „der Gefangene ist unser — trollt euch, Bursche! rechts um — marsch!"

„Trollen?" — sagte lachend der Rottenmeister der schwedischen Carabinieris — „wer seid Ihr, daß Ihr uns das „Rechts um kehrt Euch" dictiren wollt — wir sind schwedische Reiter und lassen uns von preußischen Nachzüglern keine Ordres dictiren. — Wer seid Ihr, daß Ihr uns kommandiren wollt?"

„Der Marschall „Vorwärts!„ donnerte der Alte, indem er dem nächsten Hußaren die Feldlaterne aus der Faust riß und damit sein Eisenfressergesicht beleuchtete.

Die Schweden standen wie vom Blitze gelähmt.

„Der Marschall Vorwärts!" wiederholte lachend der Alte, „oder wenn Ihr das nicht versteht, der alte Blücher, der Euch sogleich mit seinem guten Solinger die Köpfe bläuen wird, wenn Ihr nicht Ordre parirt! — Wartet, ich will Euch lehren, Ihr Sumpfkröten", setzte er ruhiger hinzu, „ob Ihr gutwillig gehorchen wollt, wenn der Marschall Vorwärts die Ordonanz diktirt! — Jetzt eskortirt mir den Gefangenen da in mein Zelt; doch halt, vorerst muß ich wissen, wer der Junge ist, — wie heißt man, warum ist man deserteurt? He, Blitzjunge?

„Charles Dupin, Cornet im Corps des Herzogs von Ragusa."

„Das haben wir in die Pfanne gehauen", sagte Blücher, seinen Schnurbart streichend, „wo will man jetzt hinaus?"

Der Cornet schwieg verlegen.

„Aha", fuhr der General Vorwärts fort, „man sucht sich in preußischer Uniform über die Schlachtlinie zu buchsiren. —

Nichts da! — rechts um kehrt! marsch".

In zehn Minuten stand Charles Dupin, der Cornet, im Zelte des Marschall „Vorwärts". Am nächsten Morgen wurde er den schwedischen Carabiniers übergeben, die ihn seinem Schicksale entgegenführten.

Auf der Anhöhe bei Lindenthal stand ein ziemlich breites, mit mehreren Abtheilungen versehenes, weiß- und gelbfarbiges Zelt; vor demselben hielten zwei schwedische Dragoner Wache. Im Zelte selbst saß in schwedischer Generalsuniform ein stattlicher Mann mit ernsten Zügen, aus denen die Starrheit des kriegerischen Geistes, aber auch die Milde des Menschenfreundes sprach. — Strenge und wehmüthig zugleich blickte er daher auf einen langen Papierstreifen, den ihm ein junger Officier darbot. — „Die Liste der Ausreißer und Flüchtigen", las er, „nicht weniger als siebenundsechszig — das gibt wieder einen Trauertag für eben so viele Familien, die ihre Söhne in der Ferne beweinen."

Den achtundsechzigsten hat Marschall Blücher gestern Nachts selbst an den äußersten Vorposten attrapirt und als ihn unsere Carabiniers kalt machen wollten, in sein Zelt escortiren lassen; er meint, Eure Hoheit könnte ihn wohl noch zum Besserem verwenden, als für eine Kugelscheibe, — der Junge habe sich gewehrt gegen ihrer Zehne, wie der leibhaftige „Gott sei bei uns".

Der Stattliche in schwedischer Generals-Uniform blickte nach dem letzten Namen auf der Liste der Ausreißer.

„Charles Dupin", las er. — „Führen Sie den Gefangenen vor", befahl er dem Adjutanten.

Wenige Minuten vergingen und der Cornet stand vor dem schwedischen General.

„Nach dieser Liste", begann der Letztere in französischer Sprache, indem er theilnehmend auf den Cornet zutrat, „nach dieser Liste heißen Sie Charles Dupin".

„So ist mein Name," entgegnete der Angeredete.

„Und Ihr Vaterland?" fragte der General weiter.

„Lausanne," antwortete der junge Mann.

„Und Ihre Eltern?" fuhr der General fort.

„Mein Vater," entgegnete der Cornet, „nennt sich Charles Dupin, wie ich, und ist gegenwärtig Major im Corps des Herzogs von Ragusa, in welchem auch ich als Cornet bedienstet bin."

„Und Ihre Mutter?" fragte der General.

„Weilt bei Ihm."

„Und nennt sich?"

„Helene Dupin, geborne Bourdalaine. — Beide verließ ich im Schlachtfelde." — Eine lange Pause trat ein.

Der General ging mit weiten Schritten im Zelte auf und ab, Dann blieb er mit verschränkten Armen vor dem jungen Dupin stehen.

„Sie scheinen ein guter Soldat zu sein," sagte er, „dies beweist Ihre tiefe Stirnwunde; Sie müssen sich diese besser verbinden lassen," setzte er theilnehmend hinzu, „das Blut dringt aus der Kopfwunde auf Ihre Uniform".

„Was soll mir ein Verband?" entgegnete der Cornet, „da dieser Schädel, den ich noch auf meinen Schultern trage, ohnedies bald von Kugeln zerschmettert ins Grab sinken wird, denn ich weiß nur zu gut, was mir nach ihren Kriegsgebräuchen bevorsteht."

„Aber was bewog Sie zur Entweichung aus den Reihen der Gefangenen?" fragte der General; „hatte man Ihnen doch durch Trommelschlag die Folgen eines jeden Fluchtversuches bekannt gemacht."

„Der Beweggrund meiner Entweichung zählt in Ihrem Strafcodex nicht", entgegnete der Cornet.

„Und dennoch möchte ich ihn wissen", sagte der General.

„Ich und meine Eltern sind unzertrennlich", entgegnete der Cornet nach einer kurzen Pause; — „dennoch trennte uns diesmal die Schlacht, denn meine Mutter, die uns sonst nach jeder Affaire in den Bivouacs des Nachtrabes erwartete, gerieth diesmal mit mir und dem Vater zugleich ins Gedränge — sie ward verwundet und mein Vater mußte sich bemühen, ehe er seiner Fronte vorritt, sie in Sicherheit zu bringen. Wir

verständigten uns schnell. Für den Fall des Sieges wollten wir uns an der Elsterbrücke in Leipzig, für jenen der leider nunmehr erfolgten Niederlage unserer Armee in Hanau an den Festungswerken zusammenfinden. — Die Schlacht ist verloren, und Sie sehen also, daß ich mich in jedem Falle durchschlagen mußte, um zu meiner verwundeten Mutter zu gelangen — und dann ..."

„Nun dann? ..." fragte der General.

„Dann", fuhr der Cornet fort, „wollten wir auch am 3. November das fünfundzwanzigjährige Erinnerungsfest der Vermählung meiner Eltern feiern — man nennt das in unserer Schweiz die „silberne Hochzeit" — setzte er traurig hinzu. „Nun diesmal und in alle Zukunft werden meine guten Eltern den Jahrestag ihrer Verbindung wohl allein und ohne den Sohn feiern müssen." — „Ich bedauere Ihnen dies bestätigen zu müssen", sagte der General traurig, „denn das Kriegsgesetz abzuändern steht nicht in meiner Macht; bereiten Sie sich daher vor, wie es einem Manne geziemt. — Morgen früh um acht Uhr werden in der Halle'schen Vorstadt die Executionen der Flüchtlinge, unter denen auch Sie verzeichnet sind, vorgenommen."

Er winkte mit der Hand und der junge Mann wurde abgeführt.

Am nächsten Morgen um acht Uhr stand Charles Dupin, der Cornet, vor einer kleinen Kirche in der Halle'schen Vorstadt. — Man hatte dieses Gotteshaus unberührt gelassen und weder ein Lazareth für Verwundete noch ein Magazin von Kriegsvorräthen, wie bei so vielen anderen Kirchen, daraus gemacht. Ja, es trug dieses Haus des Herrn im Innern sogar eine gewisse, mit dem Treiben und der Unordnung auf den von Wagen, Kanonen, Soldaten überfüllten Gassen so sehr im Gegensatze stehende Zierde und festliche Pracht auf seinen düsteren Altären zur Schau, denn diese waren mit grünem Eichenlaub und Tannenreisig vielfach geschmückt und einige braunrothe Teppiche prangten vor dem Hochaltare.

In dieser Kirche stand Charles Dupin, der zur Kugel verurtheilte Cornet, und blickte mit starrem Auge in die bunten Glastafeln der runden Fenster, auf denen die Morgensonne eben den brennenden Dornbusch, vor welchem Moses auf den Knieen lag, mit magischem Lichte vergoldete.

Und in wenigen Minuten sollte der junge Cornet, dem der Stabsprofoß noch am Abende sein kriegsrechtliches Urtheil vorgelesen hatte, wegen Entweichung aus den Reihen der Gefangenen, der Ordre des

Prinzen von Schweden gemäß, vor dem Walle erschossen werden und das freundliche Licht des Taggestirnes nicht wiedersehen, das eben so sanft durch die Fenster brach. Er dachte mit tiefer Trauer und Sorge seiner Eltern, von denen er sich im Schlachtfelde getrennt hatte, denn der Vater mußte ja vor die Fronte seines Bataillons; die Mutter war, wie erwähnt, verwundet im Nachtrabe verblieben.

Unendlich wehmüthig gestimmt sank der Arme jetzt auf das Steinpflaster des Kirchleins in die Knie. „Ziehe Deine Schuhe aus", lispelte es, „denn dieser Ort ist heilig!" Und jetzt brach das Soldatenherz. Schwere Tropfen perlten vor den Augen des Verurtheilten, dem man diese kurze Frist ließ, in dieser, den Stadtwällen nahe gelegenen Kirche sein Herz auszuschütten und einem Priester, den man ihm verheißen hatte, sein letztes Sündenbekenntniß darzulegen.

Verwundert blickte jetzt Charles Dupin um sich, da bereits eine Viertelstunde abgelaufen war und außer ihm kein anderer Gefangener und zum Tode Verurtheilter erschien. — Jetzt aber trat ihm aus der kleinen Sacristei ein Priester im Ornate eines katholischen Feldcaplans entgegen. Er grüßte den Cornet in französischer Sprache und eröffnete ihm, daß er beordert sei, seine Wünsche entgegen zu nehmen.

Der Cornet schüttelte traurig das Haupt: „Der einzige Wunsch, den ich noch hegen könnte," sagte er, „wäre der, meine geliebten Eltern zu sehen, — aber dieser Wunsch ist —"

„Nicht unausführbar", fiel der Priester ein, indem er mit einer Handbewegung die Thüre der Sacristei aufstieß. „Seine Hoheit der Kronprinz von Schweden hat dafür gesorgt!"

Helene Dupin und ihr Gatte, der Major Charles Dupin, standen vor ihrem Sohne. „Vater! Mutter! Sohn!" waren die Laute, welche jetzt ertönten.

Aber Thränen erstickten bald die Stimme der armen Mutter, als sie von Charles, ihrem Sohne, dessen Verurtheilung erfuhr.

Wie eine Rasende warf sie sich um seinen Hals und stürzte dann vor den Altar des Herrn, um seine Gnade herabzurufen, und auf der bleichen Wange des Majors zitterte eine heiße Thräne des bittersten Vaterschmerzens. Krampfhaft hielt er die Hand seines Sohnes gefaßt. Aufgelöst in namenlosen Schmerz, jammerte die arme Mutter jetzt ihr Gebet um Schonung und Rettung zum Himmel; vergebens tröstete der Geistliche und der junge Verurtheilte selbst. Schweigend und trostlos stand der Vater neben Beiden.

„O, wenn menschliches Gefühl in Ihrem Herzen lebt," flehte die arme Mutter jetzt zu dem Geistlichen, „wenn Sie ein wahrer Diener Ihrer Kirche sind, so helfen Sie hier."

„Hier kann nur Einer helfen nächst Gott", antwortete der Priester, — „begnadigen kann nur der, in dessen Hand das Kriegsgesetz liegt, welches die Verurtheilung dieses Unglücklichen aussprach — Seine Hoheit Karl Johann, der Kronprinz von Schweden, der Ihnen auch diesen Abschied bewilligte, nachdem er Sie gleichfalls auf der Liste der Gefangenen gelesen hatte." Jetzt umschlang die arme Mutter die Füße des Geistlichen.

„O, eilen Sie! eilen Sie!" flehte sie von Thränen fast erstickt, oder führen Sie mich zu seinen Füßen — ach, ich kann unmöglich glauben, daß man so grausam sein und uns in diese Kirche führen konnte, um uns das Bild unseres unglücklichen Sohnes, ohne Worte der Gnade, zu zeigen."

„Madame", sagte der Geistliche, „man ließ Sie, nachdem man Ihre und Ihres Gatten Gefangenschaft aus den Listen der Tagesrapports ersehen hatte, heute aus Menschlichkeit hieher bringen, damit Sie Abschied von Ihrem Sohne nehmen könnten." Und der junge Cornet erfuhr jetzt, daß auch seine Eltern Gefangene seien, die Marschall Blücher mit seinen Hußaren am Vorabende an den Vorposten gleichfalls angehalten hatte, als sie die Wahlstatt verlassen wollten.

„Abschied!" jammerte die trostlose Frau, während auch ihr Gatte in Schluchzen ausbrach, „o, wer — rettet uns aus diesem Jammer! Wo, o wo ist der Engel, der da das goldene Blatt der Gnade brächte!"

„Hier!" ertönte eine starke Stimme — und bestrahlt von dem magischen Lichte der ewigen Lampe stand ein stattlicher Krieger — jener General, in dessen Zelte der junge Cornet am Vortage gestanden hatte, — zwischen der Thüre zur kleinen Sacristei. In seiner Rechten hielt er ein goldfärbiges Blatt — die Gnade ... aus seinem Munde tönte das Wort „Gnade!"

Helene Dupin, die arme, schmerzensvolle Mutter stürzte auf ihn zu. Ein sanfter Blick seines Auges begegnete dem ihrigen; sanft legte er das goldfarbige Blatt in ihre Hand. „Der Prinz von Schweden", sagte er lächelnd, „hat ihren Sohn begnadigt."

Der thränenvolle Blick der armen Frau fiel auf das Blatt und sie las darauf:

Zur Erinnerung der silbernen Hochzeitsfeier Charles Dupins mit Helene Bourdalaine.

Darunter standen mit kleiner Schrift die Worte:

Karl Johann, Kronprinz von Schweden, einst Jean Baptist, der Sohn der Pyrenäen.

Helene blickte auf — ihr Auge haftete auf den Zügen des Generals. — Sie zitterte am ganzen Leibe vor freudigem Schreck.

„Helene!" rief der Mann in Generals-Uniform, „Helene, erkennt mich Dein Auge nicht mehr?"

„Jean Baptist!" rief die Mutter des Cornets, glühend vor Ueberraschung.

Jetzt ertönte der sanfte Klang der kleinen Orgel — die Kirchenthüre sprang auf und weiß gekleidete Jungfrauen traten herein.

„Helene," sagte der Mann in schwedischer Generals-Uniform — Prinz Karl Johann, der künftige Thronfolger Schwedens — „wir feiern jetzt deine silberne Hochzeit — das goldfarbige Albumsblatt *) sei, wie es Dir Jean Baptist in den Thälern der Pyrenäen einst verheißen hat, Dein Brautgeschenk".

Zwei Monden später standen Charles Dupin — Vater und Sohn — in schwedischen Diensten; der Cornet als Hauptmann der königlichen Garde in Stockholm, der Major als Militär-Commandant eines großen Detachements zu Upsala — Beide im Schooße des Glückes, das ihnen, eingedenk seiner Jugendliebe, Jean Baptist, der Sohn der Pyrenäen, — Jean Baptist Bernadotte, nunmehr Karl Johann, der Kronprinz von Schweden, — zugewendet hatte.

Märchen aus Kärnten.

Mitgetheilt von F. Franzisci.

IV. Die schwarzen und weißen Steine.

Ein Gärtner hatte zwei Söhne und eine Tochter, die sich ungemein liebten; was war das für Freude, wenn sie miteinander im Garten

*) Die Dorpater Jahrbücher aber erzählen noch von jenem goldfarbigen Blatte, welches durch einen liefländischen Gelehrten für das Archiv der dortigen Hochschule angekauft, dort als ein strahlendes, geschichtliches Blatt aus dem merkwürdigen Album der Erinnerung aufbewahrt wird.

herumschlendern konnten, da wurde ihnen die Zeit nie zu lang. Sie pflückten Blumen, steckten sie aufs Hütchen oder wanden Kränze daraus. Nicht weit davon auf einem „Büchl“ wohnte ein Einsiedler, zu diesem gingen die Geschwisterchen öfters hinauf und brachten ihm Blumen und Früchte.

Einmal, es war gerade im Frühling, da waren sie wieder beim Einsiedler oben und wie sie so herumschauten, erblickten sie einen wunderschönen Berg, den sie früher gar nie bemerkt hatten. „Da müssen wir auch einmal hinauf,“ sagten sie zum Einsiedler; aber dieser schüttelte sein Haupt und sagte: „Nein, nein, liebe Kinder, wer da hinauf geht, der kommt nicht mehr zurück.“ Das machte sie nur noch neugieriger.

„Was wird da wohl oben sein,“ sagte der ältere Knabe zu seinen Geschwisterchen, als sie wieder unter einem schattigen Baum im Garten beieinander saßen, „ich weiß was ich thue, ich reite hinauf, sorgt euch nicht um mich, ich komm schon wieder zurück“ Die Geschwisterchen waren damit einverstanden, und als er fortritt, sahen sie ihm lange, lange nach; wohl warteten sie von einem Tag auf den andern; — aber das Brüderchen kam nicht wieder.

Da wurden sie traurig und wußten sich nicht zu rathen und zu helfen. „Beruhige dich,“ sagte der jüngere Bruder, der sich ein Herz faßte, zur Schwester, „ich werde mich aufmachen und nachsehen, wie's unserem Brüderchen geht, ich reit hinauf, das Rößlein ist flink und stark bald bin ich auf der Höhe oben.“ Da fing das Mädchen zu weinen an, und sagte: „Wenn du auch fortgehst und nicht wieder kommst, so hab ich gar kein Brüderchen mehr.“ „Tröste dich“, entgegnete der Knabe, „ich werde schon wieder kommen und auch unsern Bruder mitbringen.“ Doch das Mädchen wollte sich nicht trösten lassen. „Gut,“ meinte der Knabe, „doch fort muß ich — aber siehe da, ich lege hier mein Messer auf den Tisch, bleibt es so, wie es jetzt ist, so geht es mir gut, zeigt sich aber Blut daran, so geht es mir schlecht; hiemit weißt du's.“ Da ergriff er die Zügel des Pferdes, schwang sich hinauf und ritt davon.

Aufmerksam betrachtete das Mädchen das Messer. Ein paar Tage blieb es gleich, und es freute sich schon — aber bald zeigte sich Blut daran. — Nun ließ ihm die Angst um seine verlorenen Brüderchen keine Ruhe mehr, nichts hielt es mehr zurück, es wollte ihnen nach um jeden Preis; ohne sie wollte es nicht leben. Vorerst ging es zum Einsiedler hinauf und klagte ihm sein Herzeleid, sagte ihm auch, was es vorhabe. Der Einsiedler nickte mit dem Haupte: „Ja, ja, gehe den Brüderchen

nach; aber sieh' dich ja nicht um, wenn dich Jemand auf dem Wege rufen sollte."

Das Mädchen dankte dem Einsiedler und ging weiter. Bald war es am Fuße des Berges, der nun schon ein ganz herbstliches Ansehen hatte. Der Weg wurde nun immer beschwerlicher und steiniger, allerlei wunderbare Stimmen ließen sich hören; aber das Mädchen ließ sich nicht irre machen. Glücklich hatte es, ohne sich umzusehen, die Höhe erreicht. — Da stand ein prachtvolles Schloß, aber kein lebendes Wesen war zu sehen, es war todtenstill ringsum wie im Grabe. „Ach, wo sind meine lieben Brüderchen" rief es und eilte dem Schlosse zu. Um das Schloß herum lagen viele schwarze und weiße Steine und im Schloßthor stand ein großer Krug, der mit Wasser gefüllt war.

„Thu' begießen, thu' begießen"

sang ein goldschimmerndes Vögelein, das auf dem Thorflügel saß. Da ergriff das Mädchen mit beiden Händen den Krug und goß das Wasser über die schwarzen und weißen Steine aus. Allsogleich fingen sie sich zu bewegen an und wurden in Menschen und Pferde verwandelt, auch die beiden Brüderchen mit ihren Pferden waren darunter. Schon wollte es hineilen und sie herzen und küssen; da sang der Vogel:

„Wirst sehen, wirst sehen."

Das Mädchen schaute zum Schloßthore hinein, da stand ein großer Pudel, der hatte einen Bund Schlüssel in der Schnauze.

„Nimm weg, nimm weg"

sang jetzt das Vögelein. Das kann auch geschehen, dachte es, ergriff den Schlüsselbund und mit einem „Riß" hatte es ihn weg. Gleichzeitig stand statt des Pudels ein schöner Jüngling vor ihm und sprach: „Du hast uns erlöst; wir hatten gegen Arme ein Herz wie Stein und wurden deswegen in Stein verwandelt, und wer sich heraufwagte, wurde zu Stein. Dein Muth und deine schwesterliche Liebe hat uns gerettet. Was du hier siehst, gehört dir zum Lohne."

Und das Mädchen wurde des Jünglings Braut und Besitzerin des Schlosses und lebte dort mit seinen Brüdern viele Jahre in Glück und Freude — und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

Die Elemente.

Ich liebe die Flamme,
  Das Glanzelement,
Im Wetterleuchten,
  Im Sterngeflimmer.

Ich liebe den Aether,
  Den göttlich freien,
Wo die Winde, die Wolken,
  Die Adler wandern.

Ich liebe die Welle,
  Die klingende,
Weithin wallende
  Von Land zu Land.

Ich liebe die Erde,
  Das heil'ge Grün,
Wo's hold zu wandeln
  Und noch süßer zu ruh'n ist.

Und sterb' ich, geb' ich
  Mein Wesen gerne
Den liebgeword'nen,
  Den Elementen:

Den Geist der Flamme,
  Die Seele dem Aether,
Das Herz der Welle,
  Den Leib der Erde.

Geist soll lodern,
  Seele sich dehnen,
Des Herzens Woge soll weiter rauschen und klingen,
  Der Leib soll ruh'n.

Robert Hamerling.

St. Columban.

(Bei Roveredo.)

Ueberm Strom am Felsenhange
Steht ein Kirchlein ruhig fest,
Hingeklebt — fast wird mir bange —
Wie am Haus ein Schwalbennest.

Helle darf das Glöcklein klingen
Einmal nur im langen Jahr,
Und dann hört man jubeln, singen,
Beten manche frohe Schaar.

Und es künden uns die Sagen
Ringsum noch auf jeden Schritt,
Daß voreinst in alten Tagen
Hier gehaust ein Eremit.

Traun! der trug ein rein Gewissen
In des Himmels voller Huld
Und sein Herz war nicht zerrissen
Von des Lebens großer Schuld.

Wenn bei Nacht das Wetter sauste
Oben an der Felsenwand,
Unten tief der Strom erbrauste
Mit empörter Wogen Brand, —

Ließ er schallen wohl vom Thurme
Jenes Glöcklein weit hinaus,
Daß es klang gar hell im Sturme
Und durch wilden Wogenbraus.

Ach! o trüg' ich für das Leben
Solch' ein Glöcklein in der Brust:
Wollten Stürme sich erheben,
Läutet' ich's mit voller Lust!

Chr. Schneller.

Katzennatur.

Die Liebste liebt die Katzen;
Das ist mir durchaus nicht recht!
Ich hasse aus guten Gründen
Das falsche Katzengeschlecht.

Miezchen hat sammtene Pfötchen,
Doch heimliche Krallen daran;
Sie hat ein Fellchen wie Seide,
Doch im Rachen manch' spitzigen Zahn.

Mir wird ganz angst, wenn sie surrend
Auf Liebchens Schooße sich dehnt, —
Ich fürcht', daß das Kratzen und Beißen
Die Kleine sich angewöhnt.

Sie hat mich schon gebissen,
Einmal zur nächt'gen Stund'
Mit ihren kleinen Zähnen,
Daß mir die Lippe wund.

Sie that's aus heißer Liebe,
Ich weiß es ganz gewiß.
O, nimmermehr vergesse
Ich diesen Liebesbiß.

Sie wird mir auch zerkrallen
Dereinst das Herze mein:
Denn sie wird von mir gehen
Und — einen Andern frei'n!

Ludwig Ißleib.

Fercher von Steinwand und seine Tragödie „Dankmar".

Anstimmen darf ich ungewohnte Töne,
Da nie dem Halben ich mein Herz ergeben:
Der Kunst gelobt' ich ganz ein ganzes Leben,
Und wenn ich sterbe, sterb' ich für das Schöne
Platen.

I.

Es war in den letzten Julitagen des Jahres 1845, daß in der Wohnung des Professors Engelbert Pasler zu Klagenfurt sich eine große Anzahl von Schülern zusammenfanden; die vierte Grammaticalclasse (wie man sie damals nannte) wollte von ihrem hochverehrten Lehrer feierlich Abschied nehmen, überreichte demselben zu diesem Zwecke ein Gedicht, das der Dolmetsch ihrer Gefühle des Dankes und der Liebe sein sollte. — Dieses Gedicht hat damals in vielen Kreisen eine Art Aufsehen erregt, denn es war von einem Schüler der Classe selbstständig verfaßt und für einen so jugendlichen Geist überraschend gelungen. — Es wurde auch in Musik gesetzt und bei Gelegenheit des Abschiedsständchens, das auf die Uebergabe folgte, von einem Chore gesungen. — Der Verfasser hatte schon ein Jahr vorher aus eigenem Antriebe begonnen sich in Versen zu versuchen und war im Laufe der vierten Classe seinen Mitschülern durch eine Zeitschrift als Poet bekannt geworden, die er herausgab und abschriftlich unter seinem Publicum verbreitete. — Der Schüler hieß Johann Kleinfercher, der Dichter nannte sich selbst Meinolphus Steinwand. Steinwand heißt nämlich die Ortschaft der Pfarrgemeinde Stall im Möllthale, wo des Musensohnes Geburtshaus steht. — Sie liegt über einer senkrecht aus der Möll aufsteigenden Felsenwand.

Nach neun Jahren (1854) begegnet uns der Name Steinwand in Wiener Blättern. — In harten Kämpfen mit widrigen Schicksalen hatte sich Kleinfercher durch die Studienlaufbahn durchgerungen, in Kämpfen, aus denen nur das Außerordentliche seiner Natur und seine Muse ihn endlich erretteten. Diese hatte ihn seit dem ersten glücklichen Erfolge nicht mehr verlassen und war mit ihm groß geworden. — Nach und nach hatte sie sein ganzes Fühlen und Denken sich dienstbar gemacht und forderte gebieterisch den ganzen Menschen. — Mit dem Ende der Studien kam der schwere Augenblick der Entscheidung: bürgerliches Wirken oder freies Schaffen, das war hier die Frage. Sie bedeutete für ihn so viel als Sein oder Nichtsein. — Nach langem, bangem Zweifeln über die Intensität seiner Begabung entschied er sich, wie einst Schiller und später Platen, statt der Bürde eines bürgerlichen Amtes, die schweren

Pflichten eines freien Dichterlebens auf sich zu nehmen, schwer für Den, der sie so hoch und heilig hält, wie Steinwand. — Eine glückliche Wendung seines äußeren Geschickes in den letzten Jahren hatte ihn der nothwendigsten Sorgen um seine materielle Existenz enthoben und ihm seinen Entschluß erleichtert.

Sein Schaffenstrieb hatte seit seinem ersten öffentlichen Auftreten nie geruht, aber die Werke des jugendlichen Genius drangen nicht über Freundeskreise hinaus. Da aber zündeten sie in der Regel gewaltig, erwirkten flammende Begeisterung und umgaben das Haupt des Dichters mit einem Nimbus beispielloser Verehrung. — Und in den Tagen tiefster Bedrängniß während seiner Wiener Studienzeit brachte ihm sein Genius eine ungeahnte Rettung. — Eine Dichtung, die handschriftlich verbreitet wurde, führte ihn dem Hause zu, wo edle Herzen und großer Sinn dem Umhergetriebenen eine Heimat bereiteten.

Nachdem er so mit sich eins geworden, wollte er mit seiner dichterischen Kraft vor das Publicum treten und that dies versuchsweise (1854) durch das Feuilleton des „Wanderer". Eine Reihe von lyrischen Gedichten erschien unter dem Namen Fercher von Steinwand, welche die literarischen Kreise von Wien in eine gewisse Aufregung brachten. Rasch waren Lob und Tadel wach, das Eine steigerte sich zu einer poetischen Apostrophe im „Wanderer", der Andere äußerte sich am prägnantesten in einer Travestie von Steinwand's „Pferd der Rennbahn", die der bekannte Emil Kuh im „Humoristen" abdrucken ließ. — So wichtig schien das Ereigniß, daß Wurzbach in seiner Bibliographie dessen eigens Erwähnung that. — Hatte Steinwand sich auch nicht eines ungetheilten Beifalls zu erfreuen, so war ihm doch die Gewißheit geworden, daß seinen Dichtungen die Gefahr, ignorirt zu werden, nicht drohe. — Seitdem erschienen mehrere Gedichte in verschiedenen Zeitschriften und Albums, wie die „Vision" in der „Carinthia" von 1854.

Zwölf Jahre aber mußten wieder verstreichen, bevor ein größeres Werk Steinwand's den Weg in die Oeffentlichkeit fand. — Der Grund dieser befremdenden Erscheinung liegt theils in den Verhältnissen, theils im Dichter selbst. — Persönliche Berührungen mit literarischen Persönlichkeiten in- und außerhalb Oesterreichs, sowie mehrfache Versuche, einen Verleger zu finden, legten auch ihm die traurige Ueberzeugung nahe, daß die deutsche Literatur im Argen liege und daß er von einem blasirten Geschlechte keine Förderung seiner Muse zu erwarten habe. — So kam er dahin, sich auf sich zurückzuziehen und nur seinem Genius zu leben, sich zu bilden und zu schaffen, wie es die Stunde erlaubt

und gebietet, im Vertrauen auf die Zukunft, unbekümmert um die Gegenwart.

Es bedurfte einer nachdrücklichen äußeren Anregung, daß er sein Pult öffnete und ein Werk dem Drucke übergab, das seit acht Jahren vollendet vor ihm lag. — Es bezeichnet die vorliegende Tragödie darum nicht den gegenwärtigen Standpunkt seiner künstlerischen Entwickelung, sondern gehört einer früheren Periode an; nichtsdestoweniger aber hat sie vollen Anspruch auf eine allgemeine Beachtung, als das Werk eines Genius der wie ein Riese an Kraft und Schwung hervorragt unter den poetischen Genossen der Gegenwart.

Der Stoff ist der Geschichte des deutschen Volkes entnommen. Dieser Umstand ist weder zufällig noch gleichgültig. — Ungleich unseren französirenden, antikisirenden oder gar jüdelnden Dramatikern, hat Steinwand von jeher das volle Herz seinem Volke zugewendet, überzeugt, daß ein wahrhaft nationales Schauspiel nur aus dem Boden der nationalen Geschichte erwachsen könne. — Es ist ein Unheil für die deutsche Bühne, daß ihre größeren Genien diese Ueberzeugung nicht theilten und die hohe Aufgabe Stümpern überließen, welche die deutsche Vergangenheit eher verstümmelten als verklärten.

Wenn irgend eine Periode des deutschen Alterthums für die Gegenwart mehr als eine antiquarische Bedeutung hat, so ist es die der sächsischen Kaiser, das Jahrhundert der Ottone. — Nirgends findet der nach politischer Einigung ringende Volksgeist mächtigere Anregung, freudigere Aufmunterung, als in der Geschichte Heinrichs des Finklers und seines großen Sohnes. — In diesen Männern ringt der Geist nationaler Größe mit der blinden Wirklichkeit der Stammeszersplitterung, schlägt mit gewaltiger Hand die vielköpfige Herzogshydra und erzieht die Nation zur künftigen Trägerin der römischen Kaiserwürde, zur Gebieterin Europa's. — Ein siegestrunkener Preuße kann auch mit Behagen darauf hinweisen, daß die politische Einigung des ganzen Volkes auch das erstemal vom Norden ausgegangen; freilich muß er dabei verschweigen, daß der Süden noch nicht im Besitze alter Vorrechte gewesen, und noch kein Bund zu zerreißen, kein Kaiser zu besiegen war. Für den Dramatiker hat das Geschlecht des zehnten Jahrhunderts noch eine besondere Anziehungskraft. Es kannte die engen Schranken des verbrieften Gesetzes noch nicht; die Abstraction der Staatsgewalt hatte noch nicht die Triebe des Individuums so in Fesseln gelegt wie heute; noch beruhte der Staat meist auf der Person und persönlich war die Treue und der Verrath; die individuelle Leidenschaft konnte noch gewaltig ausgreifen, da und dort einen Brand

entzünden. — In solcher Atmosphäre gediehen starke Charaktere, wie sie die Tragödie braucht, und konnten Leidenschaften toben, die, wie Aristoteles will, Furcht und Schrecken erregen. —

Die Schrankenlosigkeit der persönlichen Leidenschaft hat Niemand bitterer erfahren, als Otto, der Sohn Heinrichs, keiner hat sie glücklicher bekämpft als der erste römische Kaiser deutscher Nation. — Schon in den ersten Jahren seiner Regierung bedrängten ihn Feinde von Außen, erhoben sich Feinde im Innern. — Die Leidenschaft sprengte die heiligen Bande der Familie und zwei seiner Brüder sah er nacheinander gegen sich in Waffen. — Erst griff Dankmar, sein älterer Stiefbruder, nach der Königskrone, die Otto's junges Haupt schmückte; dann ließ sein jüngerer Bruder Heinrich sich verblenden, zweimal das Schwert gegen seinen König zu ziehen. — Alle diese Kämpfe sind reich an tragischen Conflicten und erschütternden Katastrophen. — Es durfte der Dichter das Leben nur in seinen einfachen, aber großen Motiven erfassen, um zu erschüttern. So hat Steinwand sein Werk geschaffen.

Zu Aachen ist Otto, der Sohn Heinrichs, zum Könige der Deutschen gewählt worden und man erwartet ihn zur Krönung im Dome. — Vor diesen Dom versetzt der Dichter die handelnden Personen; und Dankmar selbst eröffnet die Tragödie mit einem Monologe. — Wie Göthe's Iphigenie gleich eingangs der Stimmung Ausdruck gibt, die als Haupttriebfeder aller weitern Handlung wirkt, so läßt hier der Dichter aus Dankmar den ganzen tiefen Groll sprechen, der später all seine tragischen Leidenschaften entfacht und erst mit der schwindenden Seele des Helden schwindet. — Der ehrgeizige, thatendürstende Bastard König Heinrichs fühlt sich schwer gekränkt und zurückgesetzt, denn er trägt in sich die dunkle Ahnung eines Vorrechtes vor seinem gefeierten Halbbruder. —

Bald darauf tritt seine Mutter Hedwig an ihn heran und verwandelt diese Ahnung in helle Gewißheit. Nicht Heinrichs schlechtes Kebsweib sei sie gewesen, versichert sie, sondern seine rechtmäßig angetraute Gemahlin; nur die Ränke einer Nebenbuhlerin, der Ringelheimerin Mathilde, und Scheelsucht der Geistlichkeit hätten das Band zu lösen vermocht, hätten sie in die Verbannung getrieben und Dankmar die Rechte der Erstgeburt genommen. Heinrichs Tod löste den Bann und nach langer Trennung kann sie wieder den theuern Sohn umarmen. In ihr kocht aber noch die Gluth der Rache gegen die glückliche Mathilde und schlägt nun in helle Flammen auf. In Dankmar sieht sie ihren König, ihre Zukunft; ihn fordert sie auf, ihr des Witwenschleiers ungetrübte Weihe zu erstreiten, da ihr der Ruhm der Gattin ward

verkümmert. — Dankmar folgt dem Rufe der heißgeliebten Mutter und die Action beginnt. — Rasch sammelt er eine verwegene Schaar, überfällt Otto noch beim Krönungsfeste vor Aachens Mauern und treibt ihn in die Flucht. — Dem Glücklichen verbündet sich der mächtige Eberhard von Franken und nun wird Aachen selbst erstürmt. — Hier aber erwartet ihn ein neuer Gegner, Otto's Bruder Heinrich, der die Verwirrung benützend, sich selbst zum Könige krönen ließ. Von seiner Mutter Mathilde gehetzt, hatte auch er nur auf einen Augenblick gelauert, um Otto zu verdrängen, aber das schmähliche Gebahren findet eine schmachvolle Strafe. Unter Hohn und Spott entkleidet ihn der siegreiche Dankmar der Zeichen königlicher Würde und schickt ihn nach Hause. — Aber auf der Höhe seines Glückes ereilt auch Dankmar das tragische Verhängniß. Während er sich die Krone erstreitet, fällt seine Mutter als Gefangene in die Hände ihrer Todfeindin Mathilde und sein Freund Eberhard hat nur noch Zeit, ihm die Unheilsbotschaft zu bringen. Bald fällt auch er von den wuchtigen Streichen Otto's, der wie ein Aar sich wieder erhoben und mit Macht vor Aachen erschienen war. — Nun bleibt Dankmar nichts übrig, als mit der letzten Anspannung seiner Kräfte seine Mutter zu befreien, auch nur, damit sie dann von seiner eigenen Hand, nicht von der des Feindes sterbe. Er selbst wird gefangen. Otto aber will den Streit noch durch offenen Zweikampf schlichten. Aber der geschmähte Heinrich sendet Dankmar einen hinterlistigen Pfeil und der gewaltig Siegende fällt. — Dies der Verlauf der einfachen und doch stürmischen Handlung.

Der Dichter hat die Geschichte mit poetischer Freiheit behandelt, ohne ihr jemals untreu zu werden. Es spricht aus der Charakteristik und der Motivirung ein großer historischer Sinn. Aber es waltet in dem Werke nicht minder ein echt dramatischer Geist. — Handlung ist der Welt allmächtiger Puls, auch jener auf der Bühne, und diese wird getragen von einem leidenschaftlich bewegten Dialoge. — Die Sprache ist oft von erschütternder Kraft und hinreißendem Schwunge, freilich ungewohnt für Ohren von Epigonen.

Das Urtheil über das Einzelne der künstlerischen Leistung überlassen wir dem Leser. Er mag über Manches mit dem Dichter rechten, die große Natur des Ganzen wird kein Unbefangener bestreiten können. — So möge das Werk denn ausgehen in die Welt, zur Ehre des heimischen Dichters und des Vaterlandes! —

Das Eichhorn.

Wer an heiteren Frühlingstagen, bevor die Sonne hoch am Himmel steht, den Wald durchschreitet, wird in Bälde auf ein Thierchen treffen, das durch die menschliche Nähe aufgeschreckt, sich mit gewaltigem Satze vom Wiesengrunde gegen einen Baumstamm emporschnellt und in Schlangenwindungen einem Blitze vergleichbar nach der Krone hinaufschießt, von der sicheren Höhe aber mit klugen, fast schelmischen Augen auf den schwerfälligen Wanderer herabblickt

Dieses Thierchen nun, sonder Zweifel der freundlichste Schmuck, aber bei großer Vermehrung auch das Verderben der Wälder, wird von dem Deutschen „Eichhorn", „Eichhörnchen", „Hörnchen" genannt, wahrscheinlich von wegen der spitzen, emporstehenden Ohren, die aus der Entfernung sich wie kleine Hörner gestalten.

In einigen Gegenden kommt auch der Name „Eichkatze" oder „Eichkätzchen" vor

Das Eichhorn zählt zu den Säugethieren, gruppirt sich als solches unter die Zehenthiere und stellt sich als Zehenthier wieder in die Ordnung der Nager.

Man kennt über 30 Arten. Es gibt laufende und fliegende Eichhörner.

Wir wollen vorzugsweise den Bewohner unserer Forste, das gemeine Eichhorn ins Auge fassen.

Die Länge des Thieres von der Schnauze bis zum Schwanze beträgt 9 Zoll; der Schwanz selbst ist an 20 Zoll lang.

Der Kopf ist dick, abgeplattet und läuft in eine Spitze aus. Die Nase ist emporgehoben, die Unterlippe ist von der Oberlippe überragt. Sowohl im oberen als im unteren Kiefer befinden sich zwei Schneidezähne, welche von den Backenzähnen durch eine Lücke geschieden sind. Die oberen Schneidezähne sind nach innen schief, gleich einem scharfen Meisel zugeschliffen, die unteren, bedeutend längeren Schneidezähne sind pfriemenartig, beweglich und wachsen in dem Maße, als sie sich an der Spitze abnützen, von unten wieder nach.

An den Seitenflügeln der Nase befinden sich fünf Reihen langer, schwarzer Bartborsten, deren einige auch über den Augen und auf den Backen sich bemerkbar machen. Die großen, schwarzbraunen Augen treten weit hervor, die Spitzen der aufrecht stehenden Ohren sind mit steifen Haaren besetzt.

Der hintere Theil des Körpers ist stärker als der vordere und entspricht den längeren, kräftigeren Hinterfüßen. Auf den Letzteren vermag das Thier vertical zu sitzen, während es die Vorderfüße als Hände zum Erfassen der Nahrung verwendet.

Dadurch, daß die unterwärts behaarten, eine klebrige Feuchtigkeit ausschwitzenden Pfötchen mit starken Ballen, die Zehen aber überdem mit spitzigen Nägeln versehen sind, wird das Klettern ungemein erleichtert. An überhangenden Felsblöcken und steilen Mauern so gut wie an knorrigen Eichen und schwindelhohen Tannen gewinnt das Eichhorn Halt, indem es mit den scharfen Krallen in Gestein und Rinde sich einhäckelt. Der lange buschichte Schwanz, den es, sobald es aufspringt, in gleicher Richtung mit dem Körper von sich streckt, scheint ihm wie ein Segel oder Ruder zu dienen.

Die Farbe ist in der Regel fuchsroth mit weißen unter dem Halse und Bauche fortlaufenden Streifen. Seltener ist das schwarze Eichhorn. Beide Arten schillern jedoch zur Winterszeit ins Grau hinüber und liefern im hohen Norden ein prachtvolles, aschgraubläuliches, unter der Bezeichnung „Vehwamme" allbekanntes Pelzwerk.

Wenige Thiere dürften eines derart umfangreichen Heimatsbezirkes sich zu rühmen im Stande sein, als es bei unserem Eichhorn der Fall ist; denn selbes ist über ganz Europa verbreitet, hauset im nördlichen und mittleren Asien und umgaukelt die brandenden Wogen des Mississippi.

Die engere und eigentlichste Heimat des Hörnchens aber ist der Wald. Der Wald mit seinem zauberhaften Dämmer, seinen duftenden Blumen und murmelnden Quellen. Wo immer zusammenhängende Gruppen hochstämmiger Bäume, wenn auch nur in mäßiger Ausdehnung, über die Landschaft sich breiten, findet der geschäftige Nager sich ein, bald von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig in grotesken Sprüngen sich hebend und senkend, bald an den Säumen der Lichtungen mit befreundeten Stammesgenossen neckische Kurzweil treibend.

Selten nur gönnt das Thier sich Rast, wo es dann aufrecht sitzend mit in der Form eines S emporgeschlagenem Schwanze klug und pfiffig in die Welt hinein schaut.

Schrittweiser Gang, ja selbst schrittweiser Lauf sind nicht des Eichhorns Sache. Immer eilt es in größeren oder kleineren Sprüngen, so daß es zu fliegen scheint, über den Boden dahin. Die vollendetste Meisterschaft bewährt sich jedoch im Klettern. Das rutscht hinauf und hinab mit der Schnelligkeit eines emporgeschleuderten und niederrollenden Balles, so daß nicht die geringste Unterbrechung auffällig wird.

Bei heiterem, mildem Wetter erreicht die Munterkeit ihren höchsten Grad. Regen und greller Sonnenschein sind dem Eichhorn zuwider. Wird es plötzlich von dem Ersteren oder Letzteren überrascht, so wirft es sich den buschichten Schwanz übers Haupt, woher auch die griechische Benennung σκιουρος (und der dem Griechischen nachgebildete Name sciurus), d. i Schattenschwanz, sich schreibt.

Auch gegen Kälte ist es empfindlich und daher auf Zubereitung warmer Nestchen bedacht.

Jedes Hörnchen hat in der Regel mehrere Wohnungen; doch sind nicht alle mit gleichem Comfort ausgestattet. Als momentane Ruheplätze werden die verlassenen Horste der Krähen, Elstern und anderen derlei Vögel benützt. Die eigentlichen Nester finden sich theils verborgen in den Höhlungen der Bäume, theils frei auf dem Hauptstamme, dort, wo dieser in Aeste sich theilt. Zur Auspolsterung werden Laub, Moos, Heu, Federn u. dgl. verwendet. Die in den Zwieseln befindlichen Nester werden mit einem kegelförmigen Aufsatze überdacht und einem engen Eingangsloche versehen, um dem Eindringen der rauhen Luft und des Regens zu wehren.

Zur Frühlingszeit liefern sich die Männchen wegen der Weibchen oft blutige Schlachten. Nicht selten bewerben sich 10 bis 20 dieser possirlichen, vierfüßigen Ritter um die Huld einer launigen Dame.

In mittleren Jahren stellen sich die Mutterfreuden nur einmal ein und werden 3 — 7 lebendige Junge zur Welt gebracht; in günstigen Jahren wird das Weibchen zweimal und wohl auch dreimal unter denselben Verhältnissen Mutter.

Die Liebe der Eltern gegen ihre Kleinen, welche nach ungefähr 9 Tagen in den Besitz der Sehkraft gelangen, ist wahrhaft musterwürdig.

Welch' ein freudiges Mühen, zärtliches Kosen, neckisches Spielen waltet über der niedlichen Brut! Nach ungefähr 4 Wochen betreten die neuen Waldbewohner bereits den Schauplatz ihres künftigen Wirkens und bilden unter Aufsicht und Anleitung ihrer erfahrenen Pfleger sich in den erforderlichen Sprüngen und Kunststücken aus.

Die Nahrung des Hörnchens besteht aus Knospen, Früchten und Fruchtkörnern.

Nadelholzsämereien, Eicheln und Buchenkern bilden die gewöhnlichste Kost, doch werden auch Schwämme, Eier und kleine Vögel nicht verschmäht. Gilt es einen Tannen- oder Fichtenzapfen zu verspeisen, so läßt sich das Hörnchen auf die Hinterbeine nieder, löst unter stetem Umdrehen

ein Blättchen nach dem andern ab, bis der Kern bloßgelegt ist und verzehrt den Letzteren endlich mit behäbigster Ruhe.

Ueber alle Maßen zierlich und manierlich erweist sich der kleine Gourmand, wenn ihm sein Lieblingsfutter, eine Hasel- oder Wallnuß, geboten wird. Das Enthülsen und Aufsprengen der Schale erfolgt mit einer Bedachtsamkeit und Grazie, daß selbst der verbissenste Griesgram nicht leicht des Lächelns sich zu erwehren vermag.

Pfirsich-, Aprikosen- und bittere Mandelkerne sind jedoch anlässig der in ihnen enthaltenen Blausäure für die Hörnchen ein tödtliches Gift.

Bei regem Appetit und einer verhältnißmäßig raschen Vermehrung bringen die an und für sich possirlichen Gäste oft über weit gedehnte Waldesstrecken Unheil und Verderben. Stehen die Gärten eines Dorfes mit dem Forst in Verbindung, donn werden auch diesen Gärten Besuche abgestattet.

Zur Zeit des Ueberflusses ist das Hörnchen auf Anlegung von Magazinen bedacht und speichert die aus weiten Entfernungen zusammengetragenen Vorräthe auf. Oft finden sich in hohlen Bäumen und Felsschründen ganze Kübel von Körnern und Nüssen.

Wie bereits vordem bemerkt worden, ist das Thier gegen jede Unbill der Witterung in hohem Grade empfindlich. Stundenlange, bevor die Wolken sich entladen, zieht es sich in das warme Nestchen zurück, ja nicht selten wartet eine ganze Gesellschaft Tage hindurch eng zusammengerollt in der schützenden Höhle das Toben und Wüthen der Elemente ab.

Strenge Winter räumen unter den munteren Springern furchtbar auf. Theils erschöpft sich der Vorrath der Magazine, theils hindern Schnee und Eis die Hebung der mühsam geborgenen Schätze. Hunger überwältigt die Einen im Neste, erstarrt fallen Andere von den Wipfeln der Bäume.

Das Hörnchen ist äußerst reinlich und leckt und putzt ohne Unterlaß an seinem Leibe. Auch das Nest wird unbesudelt erhalten.

Alle Sinne sind scharf.

Ein treffliches Gedächtniß eint sich mit Schlauheit und List. Aus weiter Ferne den Verfolger gewahrend, ergreift es mit feiner Berechnung die gebotenen Vorsichtsmaßregeln, schießt wie ein sich schlängelnder Blitz an einer Tanne empor, springt von dieser auf eine andere hinüber, lugt da und dort mit spitzfindigen Augen hervor und prüft, während es zu handeln nicht säumt, fortan die Situation.

Füchse und Raubvögel kommen selten ihm bei. Dünkt den Alten ein Nest bedroht, so werden die Jungen alsbald in ein anderes getragen.

Wer eine Brut entdeckt und das Ausnehmen derselben verschiebt, darf versichert sein, die Stätte nach wenigen Stunden verlassen zu finden.

Auch im Schwimmen ist das Eichhorn vortrefflich, wenn es von Angst und Noth getrieben sich in das ihm verhaßte Wasser stürzt.

Abgesehen vom Menschen ist der Edelmarder sein grimmigster Feind.

Dieser überfällt das Opfer im Schlafe oder hetzt es, selbst ein grandiöser Meister im Klettern, förmlich zu Tode.

Dennoch gelingt es dem Hörnchen dadurch, daß es vom höchsten Wipfel des Baumes mit wagrecht ausgebreiteten Füßen und schnurgerade von sich gestrecktem Schwanze auf den Boden hinabfliegt, eine Strecke forteilt und abermals an einem anderen Stamme emporspringt, dem verblüfften Feinde zu entrinnen.

Erschreckt ruft es ein lautes „Duck", „Duck", in verdrießlicher und behaglicher Stimmung läßt ein leises „Murren" sich vernehmen; zuweilen „klatscht" und pfeift es auch.

Seiner Munterkeit, Klugheit und Reinlichkeit wegen wird das Hörnchen häufig im Zimmer gehalten und ist auch wirklich ein anmuthiges, harmloses Wesen, das sich von seinen Pflegern gerne hätscheln läßt und allerlei artige Kunststückchen erlernt.

Wenn die Zähmung jedoch gelingen soll, muß es in den ersten 4 Wochen aus dem Neste genommen werden, völlig groß gewachsen bleibt es ungefügig. Ja selbst die gutmüthigsten und zahmsten Thiere werden an der Neige ihres Lebens mehr oder minder unwirsch und bissig. Der Biß aber mit den scharf schneidenden Zähnen kann unter Umständen leicht sehr schlimme Folgen nach sich ziehen.

Die alten Eichhörner werden theils in Schlingen gefangen, theils erschossen. Das Fleisch, obwohl es als Wildpret keine Rolle spielt, soll schmackhaft sein.

Bei den fliegenden Eichhörnchen sind die Seitenhäute an den Vorder- und Hinterfüßen derart verlängert, daß sie dem springenden Thiere gleichsam als Fallschirm dienen und die Gefahr eines unglücklichen Sturzes ferne halten. In der That vermag das fliegende Hörnchen über eine Kluft von 20 Klaftern mit der Sicherheit und Leichtigkeit eines Vogels hinüberzusetzen. Auch bewährt sich das seltsame Flugvermögen, wenn es Ströme von bedeutender Breite zu durchschwimmen gilt.

Man kennt mehrere Arten fliegender Eichhörnchen, von denen eine in Polen sich befindet.

Alle diese Arten aber, so wie jene der laufenden Eichhörner, stimmen in der Weise ihres Seins und Waltens mehr oder minder mit dem gemeinen „Hörnchen" überein.

Ludwig Bowitsch.

Paul Spach.

Wie selten geschieht es wohl, daß die Menge, wenn sie an den Früchten wissenschaftlicher Forschung sich erfreut, die Wunder der elektrischen Feensprache anstaunt oder an den leuchtenden Gasflammen sich ergötzt, dabei der Männer gedenkt, die im stillen Kämmerlein in rastloser Emsigkeit die geistige Arbeit verrichten, deren Früchte später die Welt gedankenlos genießt. Wie wenig achtet sie diese stillen Arbeiter im Reiche der Gedanken; wie wenig ahnt sie, daß ein unsichtbares Band die kleinste Entdeckung mit der höchsten Erkenntniß, die scheinbar müßige Beschäftigung mit den fruchtbarsten Errungenschaften des Geistes verbindet. Und dennoch, obwohl sie, die Gelehrten, wie die Dichter meist leer ausgehen bei der Theilung der Erdengüter, arbeiten sie unermüdlich fort, nur wenige Eingeweihte kennen, achten und theilen die Mühen und Freuden ihres geistigen Schaffens. — Der Mann, dessen Namen wir an die Spitze dieses Aufsatzes geschrieben, war ein solcher Mann der geistigen Arbeit, der ein langes Leben unermüdlichem Forschen, strengem Denken, ehrlichem Ringen nach Wahrheit gewidmet hat; wenn diese Zeitschrift die Aufgabe hat, die Namen Derjenigen, die in der Heimat im Leben, Kunst oder Wissenschaft hervorragen, in ihren Blättern zu verzeichnen, so hat sie diese zunächst gegen Spach zu erfüllen. Aber, indem wir den Leser in kurzer Skizze an sein Leben und Wirken erinnern wollen, müssen wir freilich besorgen, daß es kaum gelingen wird, ihm einen vollen Einblick in seine gelehrte Thätigkeit ebenso wie in seinen eigenthümlichen, kindlich einfachen und doch männlich strengen Charakter zu verschaffen.

Spach erblickte das Licht der Welt am 6. März 1789 zu Villach und wurde von dem damaligen Ortspfarrer auf den Namen Felix Michael getauft; er war der eheliche Sohn des Lebzeltermeisters Johann Spach und seiner Gattin Maria, gebornen v. Trattnik, aus Spittal. Er verlebte seine Jugendjahre zu Villach im elterlichen Hause Nr. 32 (im Jahre 1838 abgetragen) und erhielt auch in der

dortigen Normalschule den ersten Unterricht. Im Jahre 1803, also in seinem fünfzehnten Lebensjahre, kam er an das Gymnasium zu Klagenfurt, wo er im Hause des Schuhmachermeisters Spenger wohnte und dessen Sohn Mathias instruirte, der in der Folge durch achtzehn Jahre Pfarrer in St. Nikolai in der Vorstadtpfarre in Villach war. Spach war ein ausgezeichneter Student und fast durch alle Jahrgänge der Erste seiner Classe, er fand daher, als er im Jahre 1811 das Lyceum absolvirt hatte, gerne die nachgesuchte Aufnahme in das Benedictiner-Stift zu St. Paul, wo gerade zwei Jahre vorher die Ordensgeistlichen aus St. Blasien eingezogen und fähige Köpfe an sich heranzuziehen bemüht waren. Der junge Spach hatte längst während seiner Studien ein ungewöhnliches Talent und eben so seltenen Fleiß und Ausdauer beurkundet, daß er dem Convente, der die beiden Lehranstalten zu Klagenfurt und St. Paul mit Lehrkräften zu versehen übernommen hatte, im hohen Grade willkommen war, während er selbst auch für seinen Wissensdrang und seine mit ihm herangewachsene wissenschaftliche Forschbegier dort reiche Nahrung und im Lehramte schöne Verwerthung derselben zu finden hoffte. Schon im Jahre 1814 legte er die Ordensgelübde ab, indem er den Klosternamen St. Paul annahm, wurde am 14. September desselben Jahres vom Cardinal Fürst Salm zum Priester geweiht und celebrirte bald darauf seine erste Messe in der Pfarrkirche St. Nikolai in Villach, unter Assistenz des Pfarrers Joseph Wanggo.

Spach begann sein Lehramt am Gymnasium zu St. Paul schon vor seiner Ordination als Professor der Mathematik nach dem damaligen Lehrplane, wurde jedoch schon bald darauf nach Klagenfurt als Lehrer der Humanitätsclassen übersetzt. Im Jahre 1824 wurde ihm die Lehrkanzel der Physik am Lyceum zu Klagenfurt übertragen, die er bis 1846 bekleidete.

Spach versuchte sich bald in schriftstellerischen Arbeiten, indem er für die Studirenden metrische Uebersetzungen von Bruchstücken aus Ovid's Verwandlungen, Horazens Satyren und anderer Leseübungen herausgab, wie sie in der damals vorgeschriebenen Chrestomatie enthalten waren. Mit besonderer Vorliebe aber widmete er sich gleichzeitig der Mathematik, gab zuerst Euklid's Elemente und 1822 die erste Auflage seiner Arithmetik heraus, welche ganz nach dem damals vorgeschriebenen Lehrbuche gearbeitet war und, da dieses im barbarischen Latein geschrieben war, eine treffliche lateinische Uebersetzung der vorzüglichsten Lehrsätze als Beilage enthielt. Er veranstaltete allmählig noch drei, wesentlich verbesserte Auflagen derselben, deren letzte 1836 erschien und als zweiten Theil eine

vollständige (ebene) Geometrie, Potenzen- und Logarithmentafeln, einen Grundriß der Mechanik und mehrere Sätze aus der mathematischen Physik und Astronomie enthielt. — Auch nachdem er vom Lehramte entfernt war, war er noch fortwährend mit mathematischen Studien beschäftigt und gab im Jahre 1852 seine neue Parallelentheorie, im Jahre 1856 Logarithmentafeln neuer Einrichtung, 1860 Zeitbestimmungen und Berichtigungen heraus. Es ist hier nicht der Ort und steht nur Männern vom Fache zu, den Werth dieser seiner gelehrten Werke zu würdigen und zu beleuchten, wie viele schöne Früchte unausgesetzter geistiger Arbeit, strengen, gewissenhaften Forschens, scharfsinnigen Denkens, glücklichen, genialen Erfindens in seinen eng gedruckten Heften aufgespeichert sind.

Jede Seite seiner Schriften zeugt von seinem klaren, scharfen Denken und vorzüglich von dem Streben, alle Sätze der Mathematik klar, erschöpfend, aber auch so kurz als möglich auszudrücken. Schlug einerseits, wie wir nicht läugnen wollen, dieses Streben nach Kürze im Ausdrucke in eine gewisse Manier und Einseitigkeit um, so entstanden daraus aber anderseits für den Schüler Schwierigkeiten, indem dieser seinem Vortrage, bei der Präcision und strengen Kürze des Ausdruckes, oft nicht schnell genug folgen konnte und selbst wieder kaum mit dem Gedanken recht vertraut, auf den bestimmten scharfen und kürzesten Ausdruck desselben bedacht sein mußte. Spach galt daher für strenge und wurde von den schwächeren Studenten gefürchtet. Diejenigen aber, welche seinem strengen Gedankengange zu folgen befähiget und fleißig genug waren, hatten nicht nur Gelegenheit sich die Elemente mathematischen Wissens gründlich anzueignen, sondern lernten dabei vor Allem Eines: richtig denken!

Spach widmete sich seinem Lehramte mit voller Liebe und unermüdlichem Eifer. Nebst seinen ununterbrochenen mathematischen Studien war der Verkehr mit der Jugend, zumal den befähigteren und fleißigeren seiner Schüler, seine einzige Lebensfreude. Der schlechte Fortgang des Einen, die schlechte Note, die er ihm bei der Prüfung zu geben sich verpflichtet fühlte, kränkte und betrübte ihn mehr vielleicht, als den Schüler selbst, wie er wieder über das gut abgelegte Examen des Anderen eine innige, fast kindliche Freude empfand und nach Jahren mit inniger Befriedigung davon erzählen konnte, wie Dieser oder Jener einen Lehrsatz der Physik oder Mathematik mit logischer Schärfe und bündiger Kürze zu demonstriren vermocht habe. — Vielleicht im Gefühle, daß sein eigenthümlicher Vortrag nicht allen Zuhörern zum vollen Verständnisse genüge, war er zu jeder Stunde des Tages bereit, jedem derselben das, was ihm

darin dunkel geblieben, zu wiederholen, schwierige Parthien mit ihm durchzugehen, Zweifel und Anstände zu beseitigen, kurz Alles zu thun, was ihm möglich war, jenem den Fortgang zu ermöglichen und zu erleichtern. Spach war nicht nur dabei unermüdlich, sondern war auch geneigt, den Fortgang der Schüler nach dem Eifer zu bemessen, mit dem sie sich zu diesem Privatissimum einstellten; mit den fähigsten und eifrigsten stellte sich aber bei diesem regen und steten Verkehre ein wirklich freundschaftliches Verhältniß zwischen Lehrer und Schülern heraus; Spach schenkte ihnen die volle warme Liebe seines edlen Herzens und bewahrte sie sein Leben lang. Noch in seinem Greisenalter versäumte er nie, so oft er nach Klagenfurt kam, seine immer kurz bemessene Zeit unter Besuche bei einigen seiner ehemaligen Schüler zu theilen und ihnen die Ergebnisse seiner neuesten Forschungen und Studien mitzutheilen; ja am Sterbebette noch, wenige Tage vor seinem Hinscheiden, empfing er noch mit großer Freude den Besuch eines ehemaligen Schülers und empfahl ihm an andere die letzten Grüße aus dieser Welt.

Spach bekleidete das Lehramt bis zum Jahre 1846 und war während dieser Zeit glücklich und zufrieden. Da ging um diese Zeit in seinem Innern eine merkwürdige Umstimmung, eine seltsame Wandlung seines geistigen Lebens vor sich. Er, der geübte strenge Denker, meinte in religiösen Dingen dieselbe Verstandesbefriedigung erreichen zu können, die ihm die Mathematik bot, verwechselte den Glauben mit dem Wissen und verfiel, nachdem er durch mehr denn dreißig Jahre Mönch und Priester gewesen, in religiöse Grübelei, in Zweifel und Bedenken an den Grundlehren unserer Kirche. Er hatte von da an schwere Tage, schlaflose, qualvolle Nächte zu verleben im vergeblichen Ringen gegen die wuchernde Macht des wachgewordenen Zweifels, im ohnmächtigen Bemühen, sein Kleid und Lebensstellung in Einklang zu bringen mit dem Bewußtsein seines schwindenden Glaubens. Er kämpfte den Kampf verschwiegen, allein in seiner stillen Klosterstube. Als aber der Fürstbischof Martin Slomschek bei einer Visitation des Klosters an ihn eine darauf bezügliche Frage stellte, da enthüllte er ihm in seiner strengen Wahrheitsliebe seinen Seelenzustand und theilte ihm, gewohnt der Wahrheit auch nicht ein Titelchen ihres Rechtes vorzuenthalten, unverholen seine Zweifel mit. Aber weder die Belehrungen seiner Mitbrüder, an die er gewiesen wurde, noch das eifrige Lesen der Bibel, das ihm empfohlen ward, vermochten seinen wankend gewordenen Glauben wieder zu befestigen, — und so wurde ihm zuerst bedeutet, daß er die Lehrkanzel verlassen müsse. Trauernden Herzens, ja mit Thränen im Auge nahm er Abschied von

dem langgewohnten, ihm so lieben Verkehre mit der Jugend. Nachdem aber alle Fristen, die man ihm gestellt zur Um- und Einkehr in den Glauben, ohne Erfolg verstrichen waren, wurde ihm Ebern dorf als Aufenthaltsort angewiesen, wo er außerhalb der Klostergemeinde den ihm vom Stifte angewiesenen Unterhalt genießen solle. In dem, dem Stifte St. Paul gehörigen ehemaligen Klostergebäude zu Eberndorf bewohnte Spach nun ein sonniges, freundliches Zimmer und war, außer an die Mahlzeiten mit dem Administrator des Gutes, einem Mitgliede des Conventes, ganz und gar nicht gebunden in seinen Bewegungen und Gebrauche seiner Zeit. Das Stift behandelte ihn als einen Verirrten, der durch Liebe und Belehrung wieder zum Glauben zurückgeführt werden solle; auch ließen es die Conventualen, auch der Prälat Ferdinand, der Spach schon von früher her in Freundschaft gewogen war, an solchen Bemühungen nicht fehlen; aber weder diese, noch die Belehrungen des Fürstbischofes Dr. Wiery und die Besprechungen mit dem berühmten Theologen Dr. Hamberg, Stiftsabte in München, hatten den gewünschten Erfolg.

Spach nahm in Eberndorf seine langgewohnte Beschäftigung und Studien wieder auf; von Zeit zu Zeit gab er ein Heftchen oder auch nur einzelne Bögen im gewohnten compressen Drucke und in studirter Kürze mit dem Resultate seiner Arbeiten heraus: Zeitbestimmungen, scharfe Berechnungen astronomischer oder physikalischer Größen und Ausdrücke und in letzteren Jahren Widerlegungen der von einer Seite wieder hervorgezogenen anticopernicanischen Weltanschauung u. dgl. Die Herstellung von Meridianen und Sonnenuhren zum Zwecke von Zeitbestimmungen nahm viel von seiner Zeit in Anspruch, indem das zu Stande Gebrachte noch immer nicht seiner Strenge und Gewissenhaftigkeit genügen wollte.

Spach war bis in sein letztes Lebensjahr gesund und ungewöhnlich kräftig; er war einfach in seiner Lebensweise, höchst mäßig in seinen Genüssen, doch war ihm Bewegung in freier Luft Bedürfniß. Im Winter war das beliebte Eisschießen und Schlittschuhlaufen seine Erholung, im Sommer aber liebte er und vermochte es auch, große Wanderungen zu Fuße auszuführen, nicht selten legte er noch in den letzteren Jahren den über drei Meilen langen Weg von Eberndorf nach Klagenfurt zu Fuße zurück; eine Wanderung von drei bis vier Stunden zu unternehmen, um einen Trunk frischen Quellwassers zu genießen, war seit vielen Jahren seine Gewohnheit, er kannte alle guten Quellen weit in der Runde und war, wenn auch sonst höchst frugal und einfach, darin ein Feinschmecker

und unterschied sehr scharf zwischen einer und der anderen Quelle. — Obschon seit einem Jahre eine bedenkliche Abnahme seiner Kräfte zu bemerken war und er selbst sie klagend fühlte, wollte er dennoch weder von ärztlicher Hilfe noch Aenderung seiner Lebensweise und Aufgeben seiner weiten Wanderungen etwas wissen; mehr als einmal trieb er die Erschöpfung seiner Kräfte bis zur Ohnmacht und einmal mußte er zu Wagen nach Hause gebracht werden. Mit dem Verfalle der Kraft stellten sich auch andere Symptome der beginnenden Auflösung ein, er war jedoch beharrlich in der Weigerung, ärztliche Hilfe und Arzneimittel zu gebrauchen. Bald konnte er Zimmer und Bett nicht mehr verlassen, verschied endlich still und sanft am 27. August 1866 Nachts.

Auf Veranlassung des Herrn Josef Interberger in Villach, Schwiegersohn von Spach's Schwester, Maria Spach, verehlichte Heindl, wurde die Leiche am 26. August nach Villach gebracht, dort eingesegnet und in die Familiengruft beerdigt.

Spach war ein vielleicht einseitiges, aber gewiß ein ungewöhnliches, großes Talent, das gepaart war mit eisernem, rastlosem Fleiße; er war vielleicht pedantisch strenge, aber er war es zuerst gegen sich selbst, und neben seiner männlich ernsten Strenge wohnte in ihm die Einfalt und Güte eines Kindes, eine unversiegbare Liebe zur Welt und zu den Menschen, ungeachtet aller Täuschung und oft eingebildeten Kränkung; wer ihn kannte, der achtete ihn hoch, der liebte ihn auch! — Man mag über seine religiösen Zweifel denken, wie man will, aber man darf nicht vergessen, daß er darüber viel geopfert, viel gelitten hat. Dem verdammenden Urtheile möchten wir den Ausspruch entgegenhalten, den ein würdiger Priester an seinem Sterbebette zu uns machte: „Der Herr wird ihn milde richten, denn er hat die Wahrheit, wenn auch in seiner Weise, doch redlich gesucht, und war er auch kein Christ im Glauben, glich er doch einem solchen in seinem reinen tugendhaften Wandel auf Erden."

Aus welchem Geschlechte war Bischof Otto I. von Bamberg, der Gründer des Klosters Arnoldstein?

In unserer heimischen Geschichtsliteratur finden wir allenthalben als Stifter des Klosters Arnoldstein Otto Grafen von Andechs, Bischof zu Bamberg genannt.

Es ist dies ein Irrthum der durch Verwechslung des Stifters mit Otto II., der wirklich ein Graf von Andechs war, entstand.

Megiser, Leipzig 1612, Seite 759 sagt, er war ein Sohn des Markgrafen Berthold IV. (richtiger II.) von Istrien, aus dem Geschlecht der Grafen von Andechs.

Valvasor, Nürnberg 1688, führt als Gründer Arnoldsteins Bischof Otto von Bamberg, einen Grafen von Andechs, an.

Ussermann episcopatus Bambergensis 1801, gibt seine Abkunft als zweifelhaft an und sagt nur, daß er „ex Suevia seu Alemannia" stamme.

Hohenauer in seiner Kirchengeschichte Kärntens, sowie Bonend „die Herrschaften des Hochstiftes Bamberg" nahmen den Irrthum ebenfalls auf.

Vorsichtiger war Freiherr von Ankershofen, welcher, wahrscheinlich der Sache mißtrauend, ihn einfach nur Otto I. nannte, und seiner Familie nirgends erwähnt.

Pertz's monumenta Germaniae enthalten sämmtliche Quellen, die auf das Leben Otto's Bezug haben, als da sind: **Herbordus, de vita Ottonis**, welcher sagt, daß er aus Schwaben stamme; — **Ebbo, vita Ottonis** nennt seine Eltern Otto und Adelhaid; — **Monachus Priefling ensis**, sagt, er war ein Schwabe.

Ersch und Gruber's Encyclopädie enthält einen Aufsatz Jäck's, welcher seine Abkunft als zweifelhaft angibt.

Jacob Agrer in seiner Bamberger Reimchronik vom Jahre 900 — 1599 sagt:

> Sanct Ott der Acht ist zum Bischof erwöhlt anno 1102.
> Sanct Ott ein graff von Andechs,
> war ein herrling guten Geschlechts,
> Graff Bertholts Sohn Außerkorn,
> Die Fürstin von Ammerthal geborn,
> Vnd von seiner Landts Art ein Schwab.

Österreicher entwickelt die Abstammung dieses Bischofs in den „geöffneten Archiven von Bayern" und beweist, daß er ein geborner „von Mistelbach" war. Wenn wir obige Schriftsteller vergleichen, so werden wir bald derselben Ueberzeugung sein, und einsehen, daß eine Verwechslung mit Otto II., Bischof von Bamberg (regierte 1177 — 1196) stattfand. Die Grafen von Andechs oder Meran waren in Tirol heimisch. Mistelbach oder Müsselbach, der Stammsitz Otto's liegt am Bodensee und war ehemals ein Bestandtheil Schwabens.

Ueberdies sagen alle seine Biographen, daß er wegen Armuth die Hochschule nicht besuchen konnte, sondern nur in einem Kloster seinen

Unterricht erhielt, was bei den begüterten Grafen von Meran nicht der Fall war.

Somit wären die vorbezeichneten Stellen in unserer heimatlichen Geschichte zu berichtigen und als Stifter des Klosters Arnoldstein nur Otto I. von Mistelbach — von Clemens dem III. am 30. September 1189 in die Zahl der Heiligen aufgenommen — zu betrachten.

Archivar Weiß.

Zur Alterthumsforschung.

I. Dolmen.

Dolmen, auch Bülzenbetten, Druidensteine und Hünengräber genannt, (aus dem celtischen daul, Tisch, und men, Stein), Steintische, bestehen aus 4 oder mehr aufgerichteten Steinstücken, auf welchen eine Platte von etwa 800 Centnern liegt. (Sie ist nämlich oft 16 bis 20 Fuß lang, 6 bis 8 Fuß breit und 3 bis 5 Fuß dick.) Unter diesen kolossalen Monumenten, welche zunächst aus der Bretagne bekannt geworden sind und gewöhnlich den Celten zugeschrieben werden, findet man beim Nachgraben gewöhnlich eine Grabstätte, in welcher Geräthe aus Stein oder Bronze, aber nie aus Eisen sich befinden. Jetzt sind Hunderte von Dolmen in der Provinz Constantine (Burzug) und an den Thoren von Algier (Guiotville) entdeckt worden, woraus man schließen müßte, daß Celten auch in Africa gewesen sind. G. v. Bonstetten und Alex. Bertrand haben unabhängig von einander die Verbreitung der Dolmen über den Erdboden studirt und Jeder durch eine Karte, der Letztere wenigstens durch eine Karte von Frankreich erläutert. Das Resultat dieser Forschungen lautet übereinstimmend, daß von Celten keine Rede sein könne. In Frankreich, das doch 2300 Dolmen, theils freistehende, theils mit einem Hügel bedeckte (Riesenstuben) zählt, kommen dieselben gerade in dem früher als „Celtica" bezeichneten Innern des Landes so viel wie gar nicht vor; ebenso wenig finden sich Dolmen im Osten des Meridians von Brüssel und Marseille und an den östlichen Zuflüßen der Rhone, auch nicht in Ober-Italien, in Böhmen und Galatien, bekannten Wohnsitzen der Celten. Dagegen zieht sich eine breite Linie dieser Gräber an der ganzen Nord- und Westküste unseres Continents hin, von Königsberg

durch Pommern, Mecklenburg und Schleswig-Holstein, Jütland, Hannover, Ost-Friesland und die Provinz Drenthe, dann mit Uebergehung von Belgien auf der ganzen französischen und spanisch,n Westküste, endlich am Nordende von Africa bis in die Gegend von Cyrene. Daß die Errichter von Dolmen aus Asien kamen, beweisen die Bauwerke an den Küsten von Malabar, auf dem südlichen Abhange des Kaukasus und auf der Nordküste des schwarzen Meeres. Auffallend ist es, daß die Gräber aus Holz oder Stein, welche die Tscherkessen ihren Todten errichten, eine schlagende Aehnlichkeit mit den Dolmen haben.

II. Alte Steingeräthe in Indien.

King und Foote haben, wie die „Ann. and Mag. of Nat. Hist." mittheilen, bei Madras eine Anzahl von Steingeräthen entdeckt, welche dieselbe rohe Form der Bearbeitung zeigen, wie diejenigen, die in Europa in den letzten Jahren so großes Interesse erweckt haben. Alle sind aus einem dichten glasigen Quarzit gearbeitet, der in großer Menge in jenen Gegenden vorkommt. Es ist dies die erste derartige Entdeckung in Indien. In Verbindung hiermit mögen eigenthümliche sogenannte Druidenkreise von hohen, aufrecht gestellten Steinen stehen, welche ziemlich häufig in demselben Districte beobachtet werden.

Ist nun die Angabe richtig, und wir haben keinen vernünftigen Grund daran zu zweifeln, daß in den „Dolmen" neben Steingeräthen auch Bronzesachen gefunden wurden, so ist schon mit dieser Einen Thatsache die dänische Theorie von dem Stein-, Bronze- und Eisenalter unwiderruflich über den Haufen geworfen, denn die Ausflucht von einem Uebergangsstadium von der jüngsten Stein- bis zur ältesten Bronzezeit paßt bei dem so präcis hingestellten dänischen System gerade so wie die Faust auf ein Auge.

Kleine Mittheilungen.

(Zur Farbenlehre.) Dem Professor am k. k. Staatsgymnasium zu Linz, Josef Kubelka, ist es gelungen, weißes Licht (Sonnenlicht) durch ein Prisma zu leiten, ohne daß es eine Farbenzerstreuung erleidet. Das austretende Licht bleibt vollkommen weiß, und es erscheint kein Spectrum. Diese Entdeckung ist geeignet, eine vollständige Umwälzung in der Licht- und Farbenlehre herbeizuführen, denn sie liefert den Beweis, daß das weiße Licht aus keinerlei farbigen Bestandtheilen zusammengesetzt und sohin auch unzerlegbar ist. Dadurch wäre die allgemein angenommene Lehre Newton's widerlegt, daß sich die Entstehung der Farben durch die Brechung und Ablenkung erklärt. Dieselbe muß daher einen andern Grund haben. Der Gegenstand ist für Physiker vom Fache so interessant, daß er nicht verfehlen wird, die Aufmerksamkeit derselben auf sich zu lenken.

(Versilberte Gläser.) Die Natur der Sonne zu erforschen ist eine Aufgabe, an der unsere Zeit mit Vorliebe und um so angestrengter arbeitet, als die ab und zu gewonnenen neuen Resultate in der Regel wieder neue Räthsel sind. Der bekannte Physiker Leon Foucault hat jetzt zu den Beobachtungsmitteln eine Verbesserung angegeben, die den Beifall aller Sonnenbeschauer finden wird. Die für das Auge nöthige Abschwächung des Sonnenlichtes, wie sie bisher durch farbige Gläser oder auf andere Weise bewirkt wurde, ist mit mehrfachen Schwierigkeiten und Uebelständen verknüpft, denen man entgeht, wenn man nach Foucault's Vorschlag statt gefärbter Gläser versilberte anwendet. Ein versilbertes Glas, das einerseits ein brillanter Spiegel ist, zeigt gleichwohl beim Durchsehen gegen das Licht, in Folge der ungemeinen Dünnheit der Silberschicht, eine Transparenz und Klarheit wie das schönste färbige Glas. Man sieht durch dasselbe das Bild der Sonne in erwünschtester Ruhe und Reinheit und kann ohne alle Schädigung der Augen beobachten. Ein specieller, sehr schätzbarer Vortheil besteht aber darin, daß das Silber fast sämmtliche Wärmestrahlen gegen den Himmel zurückwirft und nur ein bläuliches kaltes Licht in das Instrument gehen läßt. Damit ist man der jetzt gewöhnlichen Hitzeerzeugung im Rohr und der daraus folgenden Luftströmungen ledig geworden Da die Dicke der Silberschicht gleich Null anzusehen ist, so bedarf man für dieselbe keines besonderen Glases, sondern sie wird gleich auf der Außenseite des Objectivglases selbst durch chemischen Niederschlag angebracht. Sonach würden die Sonnenfernröhre da, wo man eine große Glaslinse zu sehen gewohnt ist, künftig einen Spiegel zeigen.

(Die Hooibrenk'sche Befruchtungsmethode.) Entdeckungen, die sich schließlich in Nichts auflösten, hat es zu allen Zeiten gegeben und bekanntlich leisten darin die Franzosen etwas. Vor etwa drei Jahren waren sie begeistert von der angeblichen Entdeckung einer künstlichen Weizenbefruchtung durch einen Holländer Hooibrenk, und der Mann trug sogar das Kreuz der Ehrenlegion davon. Aber die Seifenblase platzte schnell und man frug sich erstaunt, wie man sich einer so groben Selbsttäuschung habe hingeben können. Jetzt ist wenigstens hiefür eine leidliche Erklärung gefunden. Das Verfahren des verschollenen Entdeckers bestand darin, daß über die Aehren des blühenden Weizenfeldes von zwei Personen gespannt gehaltene Seile hingeführt wurden: an den Seilen waren Lappen befestigt und diese mit Honig eingerieben. Hierdurch sollte der Samenstaub besser vertheilt und damit ein größerer Körnerertrag erzielt werden. Ein Gärtner in Rouen, der das Manöver vielfach ohne allen Nutzen versucht hatte, bis er endlich in einem Falle doch einen vollständigen Erfolg sah, hat nun die Sache in das wahre Licht gesetzt. Zur Zeit der Blüthe schwärmen um die Aehren auch die Insecten, in deren Natur es liegt, ihre Eier an den Weizen abzusetzen. Unter ihnen kann namentlich die Weizenfliege durch den Schaden, den sie anrichtet, furchtbar werden. Denkt man sich nun in dieser Periode über die von Insecten wimmelnden Aehren klebrige Lappen gezogen, so ist klar, daß eine Menge derselben daran kleben bleiben und damit unschädlich werden müssen, so daß nun die Frucht um so ungestörter zur vollen Entwicklung gelangen kann.

(Luftdrainirung.) Niemanden ist unbekannt, daß die Auflockerung des Ackerbodens eines der Haupterfordernisse für seine Ertragsfähigkeit bildet; es bedeutet aber die Lockerung in der Hauptsache nichts anderes als die Eröffnung einer Menge Zugänge für die Einwirkung der atmosphärischen Luft auf die Gesammtmasse der Ackerkrume. In Tharand sind nun interessante Versuche ausgeführt worden, um festzustellen, welche Wirkung eine noch kräftigere Luftcirculation unter der Ackerfläche, wie sie durch Drainröhren zu erzeugen ist, haben möge. Es wurden in einem sehr trockenen Acker in anderthalb Fuß Entfernung Stränge aus lose verbundenen Thonröhren in etwas ansteigender Ebene gelegt, und deren obere Enden mit schornsteinartigen Aufsätzen versehen. Auf der einen Parcelle kamen die Röhren 20, auf der andern nur 10 Zoll tief zu liegen. Zwei folgende Parcellen wurden der Vergleichung halber ebenfalls 20 resp. 10 Zoll tief gegraben, aber ohne Röhren gelassen. Die ganze Versuchsfläche ist sieben Jahre lang mit den verschiedensten Früchten

bestellt worden, und alle Resultate haben auf das entschiedenste den wohlthätigen Einfluß der Luftcirculation im Untergrunde eines gebundenen Lehmbodens erkennen lassen. Eben so deutlich stellte sich heraus, daß die Luftdrainirung selbst bei trockenem Sommerwetter ihre günstige Wirkung nicht verleugnete; der drainirte Boden hielt sich beständig kühler und feuchter, die Vegetation blieb frisch und ungestört, während auf den andern Parcellen die Pflanzen sichtlich litten und vorzeitig reiften.

(Der Talegalle.) Das künstliche Ausbrüten der Eier in sogenannten Brutmaschinen ist bekanntlich eine Procedur, die nur bei aufmerksamster Beobachtung aller einschlagenden Bedingungen gelingt und bis jetzt nur bei Chinesen und Egyptern mit Vortheil betrieben zu werden scheint. Es erscheint dieses künstliche Ausbringen doch immer wie ein Zwang der Natur, und gleichwohl gibt es einzelne Vogelarten, welchen die Natur das gewöhnliche Brutgeschäft abgenommen und sie auf andere Wege gewiesen hat. So lebt in Australien eine Art Truthuhn, der Talegalle, von dem man sagen kann, daß er für seine Eier einen Brutofen, etwa nach dem Princip herstellt, wie der Gärtner ein Mistbett anlegt. Der Acclimatisationsgarten im Boulogner Wäldchen ist kürzlich mit dieser Art Vögel bereichert worden, und die Franzosen hoffen, daß sie ihnen das Schauspiel ihrer Baukunst nicht vorenthalten werden. — Der Talegalle hat die Größe eines kleinen Truthahns und gehört zum Hühnergeschlechte, obwohl er mehr einem Geier ähnelt. Seine Farbe ist ein gewelltes Schwarz, Hals und Kopf sind unbefiedert und dunkelroth, der Letztere mit einem hochgelben Kamme geziert. Wenn die Zeit des Eierlegens kommt, sucht sich das Huhn eine Stelle an einem beschatteten feuchten Abhange und beginnt mit seinen starken Füßen, nach hinten ausscharrend, Laub, Gräser, Genifte und Gewürzel zu einem runden Haufen, einem förmlichen Schober zusammenzuwerfen, wobei es praktisch genug ist, immer nur von der Höhe herab, niemals aufwärts zu scharren. Auf diesem Haufen legt der Vogel seine Eier im Kreise, alle dicken Enden nach außen, und deckt sie mit dem nämlichen Materiale etwa 1 Meter tief zu. Die Eingebornen gaben an, daß der Vogel fortan über seinen Eierschatz Wache halte, was noch nicht festgestellt ist, eben so wenig, ob die Jungen aus ihrem Gefängnisse aus eigener Kraft oder mit Hilfe der Alten hervorkommen. Wie dem auch sei, die Wärme, die durch die Fäulniß in dem feuchten Haufen entsteht, bringt die Brut zur Reife und zu ihrer Zeit erstehen die jungen Vögel fix und fertig, wie Minerva aus Jupiters Haupte, das vollständig ausgebildete Gefieder zwar in einer

schuppigen Scheide steckend, die sich der Vogel aber alsbald abreißt, worauf er, wie ein Schmetterling mit den Flügeln zitternd, diese abtrocknet und dann auf die nächsten Bäume fliegt oder auf dem Boden seiner Nahrung nachläuft, somit ein Geschöpf ist, das weder selbst eine Kleinkinderzeit hat, noch sich später mit Kinderwarten zu befassen braucht.

(Käse.) Den Verehrern von altem Käse wird es interessant sein zu erfahren, welche Veränderungen der frische Käse durchmachen muß, damit sie ihn mit ihrer besonderen Vorliebe beehren. Der französische Forscher Brassier untersuchte die chemische Zusammensetzung verschiedener Stücke ein und desselben Käses, die er theils frisch, theils nachdem sie verschieden lange im Keller gelegen hatten, analysirte. Er fand dabei zwei wesentliche Veränderungen. Einmal nimmt der Fettgehalt des Käses um so mehr ab, je älter er wird. Während ein frisch untersuchtes Stück 66 Gramm Fett enthielt, waren in einem gleich großen Stücke nach zwei Monaten 56 und nach 4 Monaten nur noch 46 Gramm Fett enthalten. Die zweite Veränderung, die sich beim Altwerden des Käses vollzieht, betrifft seinen Gehalt an Casein (Käsestoff). Ein Theil desselben zersetzt sich zu einer ganzen Reihe flüchtiger Stoffe, die Brassier noch nicht genau studiren konnte, unter denen er aber das Vorkommen des bekannten stechend riechenden Ammoniak sicher nachwies. Wir greifen wohl keinem eigenen Urtheile vor, wenn wir die ziemlich verbreitete Liebhaberei für den alten Käse nicht auf den geringeren Fettgehalt desselben, sondern auf jene flüchtigen aus dem Casein entstandenen Verbindungen zurückführen.

Meteorologisches.

Witterung im September 1866.

Im September blieb zwar der warme Südwest herrschend (am 2 und 3. am Hochobir sogar mit sturmartiger Heftigkeit), aber ohne viel Gewitter und Niederschläge. Am 17. und 18. aber wehte ein großer Wirbelsturm, der bis nach England und Schweden verbreitet war, auch über Kärnten; er wurde als Nord- oder Nordweststurm an vielen Stationen bemerkt, Hausdorf, St. Peter, Hochobir (besonders stark), verbreitete aber über ganz Kärnten reichliche Niederschläge und zwar auch als Schnee bis zu einer Seehöhe von 5000' Fuß herab, besonders reich war der Niederschlag in Tiffen, Klagenfurt (über 2") Raibl (1·8) u. s. w. Dabei sank die Temperatur der Luft bedeutend, meist auf 4—5°, am Luschariberge am 18. auf 0, am Hochobir auf 2° unter 0. Aber auch nach diesem Sturme blieb noch der Südwest und mit ihm noch ziemlich hohe Temperatur herrschend bis Ende des Monats.

In Klagenfurt wurden folgende Mittel der vorzüglichsten meteorologischen Elemente beobachtet (die eingeschlossenen Zahlen sind die normalen des September): Luftdruck 320·54 (320·78), Luftwärme größte am 8. 21·2 (21·7), kleinste 5·0 (1·2), mittlere 11·91 (11·12), Luftfeuchtigkeit 87 (85), Niederschlag 48·92''' (37·40), Bewölkung 3·72 (5·66). Tage mit Nebel 12·0 (8·0), mit Regen 9·0 (8·0) u. s. f. In den letzten 54 Jahren war der September 16 Mal noch wärmer, am wärmsten 1861 (12·47). — Am 6. wurde ein sehr schönes Meteor beobachtet, das auch in Laibach, Oedenburg, Wien, Pettau, Essег u. a. O. gesehen wurde. Der Ozongehalt der Luft war sehr gering: 4·97 Nachts, 7·51 Tags.

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ludwig Jßleib. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

№ 11. November 1866.

Ein verhängnißvoller Tag.

Erzählung von Ludwig Ißleib.

Es ist nun nahezu ein Jahrzehnt vergangen, seit ich zum ersten Male die Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates besuchte. Geschäfte waren es nicht, die mich dahin führten; ich war auf einer Ferienreise begriffen und verweilte in Wien, um mich zu überzeugen, ob das Lied: „Es gibt nur a Kaiserstadt“ Recht habe. Damals hatte man noch nicht begonnen, die Stadt zu erweitern, die alten Thore waren noch nicht abgebrochen, und da ich vollständig Flaneur war, so schlenderte ich bald da bald dort hinaus, unbekümmert, wohin mein Fuß mich trug. Bevor ich aber mein Tagewerk des Flanierens begann, machte ich jedes Mal einen Gang in die Augustinerkirche, um mich an Canova's wundervollen Meisterwerke, an dem Grabmahl der Erzherzogin Marie Christine zu erbauen. Es war das einzige Kunstwerk in Wien, das, je öfter ich es betrachtete, um so mächtiger mich fesselte und der Tag schien mir verloren, an dem ich nicht einige Zeit dabei verweilt hätte. Der Fremde, der nach Wien kommt, unterläßt nicht, in die düstere Kirche einzutreten, um das Grabmahl wenigstens gesehen zu haben; und an jedem Morgen fand ich Repräsentanten der verschiedenen europäischen Völker, die bald längere, bald kürzere Zeit dem Beschauen widmeten. Eine englische Familie, bestehend aus einem langen, hageren Herrn mit röthlichem Backenbart, einer gleichfalls hageren, aber kleinen Frau und einer jüngeren Dame, die ich, weil sie hager im Superlativ war, für die Tochter hielt, erschienen an drei Vormittagen nacheinander, um ihr „wonderful,“ „beautiful,“ auszurufen. Anfangs ärgerte mich ihre Nähe, bald jedoch interessirte mich ihr Gebahren. Der alte Herr, der verkörperte Spleen, lehnte an dem einen Kirchenpfeiler und starrte das Denkmal an mit einer Apathie, die nur den Söhnen Albions eigen ist; die ältere Dame promenirte auf

und ab, bald auf das Denkmal, bald auf ihren Gemahl blickend, während die jüngere eine Skizze für ihre Mappe entwarf. Ich versuchte ihr über die Schultern zu blicken und sah, daß sie ihre Sache besser machte, als ich vermuthet hatte.

Mehr noch als diese Engländer zog mich ein junger Mann an, den ich jedesmal vor dem Grabmahl traf. Sein stilles Wesen, sein bleiches Gesicht kontrastirten seltsam zu der Gluth der Begeisterung, die aus seinen Augen sprach, wenn er sie auf Canovo's Schöpfung ruhen ließ. Er kümmerte sich wen'g um das, was um ihn herorging, seine ganze Seele schien er in den Marmor versenken zu wollen, den des Meisters Hand belebt hatte. Sein Anzug war einfach und schlicht, er verrieth sogar eine gewisse Dürftigkeit und darum befremdete es mich umsomehr, daß der junge Mann so viel Zeit mit dem Anschauen des Grabmales verschwendete. Ich hatte mir schon vorgenommen, ihn anzureden, als er meinem Vorhaben entgegenkam, indem er sich mir plötzlich zuwendete und sagte: die Miß zeichnet nicht übel; aber so etwas läßt sich nicht zeichnen.

Warum nicht? entgegnete ich ihm; warum sollte nicht einfach mittelst Crayon von dem Ganzen ein Bild entworfen werden können, das die Erinnerung unterstützt?

Wer das gesehen und nicht jede Einzelnheit im Gedächtniß behält, dem nützt eine Zeichnung auch nicht, der hat es nicht verstanden. Ich habe es mir in die Seele gezeichnet.

Damit wollte er sich entfernen.

Ich hielt ihn zurück, indem ich ihn fragte: Sie scheinen ein großer Bewunderer dieses Kunstwerkes zu sein!

So wie Sie, entgegnete er, ich habe es wohl gemerkt.

Da wir so sympathisiren, sprach ich, so wäre es mir äußerst angenehm, wenn wir noch ein Stündchen plauderten.

Er gestand, daß er denselben Wunsch hege, und so schritten wir hinaus nach dem Volksgarten, wo wir dem Theseus unsern Besuch abstatteten, und uns in allerlei Kunstbetrachtungen ergingen. Je länger ich in der Gesellschaft des jungen Mannes verweilte, um so interessanter wurde er mir; seine Ansichten waren klar, seine Urtheile bestimmt und zeugten von einem großen Kunstsinn. Ich fragte ihn, ob er selbst Künstler sei; da er aber die Frage entweder überhörte oder absichtlich unbeantwortet ließ, so wiederholte ich sie nicht, um nicht neugierig und zudringlich zu erscheinen. So viel theilte er mir aber mit, daß er in Wien nur auf der Durchreise sei, und daß er gleich mir planlos herumflanire. Wir

beschlossen nun unsere Geschäfte gemeinschaftlich zu machen, besuchten die Gemälde-Gallerie in Belvedere, dinirten und gingen miteinander ins Theater, um dann bei einem Glase Märzenbier uns von den Anstrengungen des Tages zu erholen.

Man mag über die Schänken urtheilen wie man will, sie sind und bleiben doch die Orte, wo schon Manchem das Herz aufgegangen, wo er mittheilsam geworden ist. Als wir einige Gläser des berühmten Gerstensaftes geleert hatten, wagte ich die Frage, ob mein Gefährte Künstler sei, noch einmal.

Sie haben mich schon einmal gefragt, sagte er, ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll. Ich bin Künstler und bin es auch nicht, wie Sie wollen. Ich habe in einem Münchner-Atelier unter Anleitung eines ausgezeichneten Meisters Studien gemacht, habe aber noch nichts geschaffen. Ich bin auf dem Wege nach Italien, um meine Studien dort fortzusetzen; vielleicht, daß ich eines Tages verdiene, ein Künstler genannt zu werden. Jetzt bin ich nur Schüler. — Diese Bescheidenheit gefiel mir. Ich sagte, wer so viel Begeisterung für die Kunst besitze, der werde nicht Schüler bleiben, der sei schon von der Natur zum Künstler bestimmt.

Glauben Sie an eine Vorausbestimmung? frug er mich hastig.

An eine solche, gewiß! entgegnete ich.

Dann sind Sie mein Mann, rief er aus, ziemlich düster hinzusetzend, denn wenn des Menschen Schicksal nicht voraus bestimmt wäre, so könnte ich wahnsinnig werden.

Diese sonderbaren Worte riefen in mir ein Erstaunen hervor, daß sich wohl in meinen Mienen spiegelte, denn er sagte: Sie blicken mich an, als ob Sie mich wirklich schon der Verstandeskräfte beraubt hielten. Ja wohl, ich müßte wahnsinnig werden, wenn es keine Prädestination gäbe.

Jetzt mußte ich unwillkürlich laut auflachen. Sie sind also Fatalist in der schlimmsten Bedeutung des Wortes?

Muß ich nicht? entgegnete er. Seit meiner Jugend bin ich das Opfer eines blinden Fatums, das alle meine Bestrebungen und Hoffnungen vernichtet, das mich auf einer bestimmten Bahn vorwärts treibt, einem Ziele zu, das mir zwar stets als Höchstes erschienen ist, dem ich mich aber nicht gewachsen fühle. Und das Ziel ist die bildende Kunst.

Ei, so freuen Sie sich doch darüber, entgegnete ich, Viele sind berufen, Wenige aber auserwählt; freuen Sie sich, daß die Musen Sie zu ihrem Liebling erkoren, und Ihnen schon in der Wiege den Kuß der Weihe gaben.

Alles ganz gut, sprach er wieder düster, aber das Schlimme an der Sache ist, daß dies gerade an einem Schalttage geschah. Darin besteht mein Unglück, daß ich an einem Schalttage geboren bin.

Jetzt glaubte ich wirklich, ich säße einem mit stillem Wahnsinn Behafteten gegenüber. Er blickte trübe vor sich hin, spielte gedankenlos mit Brotkügelchen, die er zwischen den Fingern drehte und fortschnellte, und schien wirklich ganz niedergedrückt von dem Bewußtsein, der Schalttag habe ihm Unglück fürs ganze Leben gebracht.

Aber der Gedanke war zu drollig, als daß ich nicht wieder gelacht hätte; das verdroß ihn sichtlich und er sagte: Ich sehe schon, ich muß Ihnen meine Geschichte erzählen, wenn Sie mich nicht für einen Narren halten sollen. Aber nicht hier, bei dem schweren Biere; lassen Sie uns noch in eine Weinschenke gehen. Aus Feuer wird der Geist geschaffen. Kommen Sie!

Ich folgte ihm. Wir traten in ein sogenanntes „Beisel" und ließen uns vom Besten vorsetzen. Mein Gefährte trank ein Glas auf einmal aus und begann dann seine Erzählung, die ich hier einfach mittheile ohne poetische Zuthat. Nur die Namen sind fingirt, da ich es nicht wagen durfte, die wirklichen zu nennen, ohne von den Betheiligten zur Rechenschaft gezogen oder wenigstens der Indiscretion beschuldigt zu werden.

Etwa zehn Minuten von A. entfernt liegt ein großes hübsches Landgut, das dem Fürsten L. gehört. Dort war mein Vater Verwalter, dort wurde ich am 24. Februar des Jahres 1828 geboren. Ich war das letzte Kind, dem meine Mutter das Leben gab, und wuchs im Kreise meiner übrigen acht Geschwister zu einem ziemlich lebhaften Buben heran, dessen größte Freude darin bestand, in einer zum Gute gehörigen Töpferei zu verweilen, dem Drehen und Formen der verschiedenen Küchengeräthe zuzuschauen und wohl auch allerlei Figuren aus den Thonabfällen bilden zu können. Diese Liebhaberei, die ich auch fortsetzte, als ich bereits die Schule in A. besuchte, brachte mir nicht selten Schläge ein.

Bald hatte ich meine Kleider beschmutzt, bald wegen der Spielerei, meine Schulaufgaben zu machen vergessen, so daß mir der Besuch der Töpferei und Ziegelbrennerei aufs Strengste untersagt wurde. Das war ein Reiz mehr, ich ging jetzt verstohlener Weise hin und wurde bei der Uebertretung nur zu oft ertappt.

Mein Vater hatte zwar einiges Vermögen sich gesammelt, allein das reichte nur so weit, um die Söhne etwas lernen zu lassen, und die

Schwestern auszustatten. Ich sollte studieren, und darum brachten die Eltern mich in meinem neunten Jahre ins Gymnasium in A.

Mein Vater war ein guter, aber ernster und mürrischer Mann, ein wahrer Hypochonder, der uns Kinder sehr streng behandelte. Gegen mich war er besonders streng, oft heftig; ich glaube, ich war nicht sein Liebling, obgleich ich fleißig war, gute Fortschritte in den Unterrichtsgegenständen machte und keinen Anlaß zur Klage gab. Dagegen liebte die Mutter mich mit einer Zärtlichkeit, die mich des Vaters Strenge gern vergessen ließ; sie nannte mich stets „Georg, mein Herzensjunge", und ich vergalt ihr diese Liebe mit einer blinden Anhänglichkeit und mit dem unbedingtesten Gehorsam. Ich war zwölf Jahre alt geworden, da starb sie, meine liebe, gute Mutter. Sie starb am 24. Februar 1840, meinem Geburtstage. Es war ein furchtbarer Schlag, der mein junges Herz traf. Keines meiner Geschwister fühlte den Verlust so tief wie ich. Der Unglückstag wurde mir verhaßt, und seltsamer Weise traf es sich, daß mir an jedem 24. Februar, vorzüglich aber an den Schalttagen etwas Unangenehmes begegnete. Früher mochte das auch geschehen sein, aber ich hatte nicht darauf geachtet. Jetzt bebte ich vor diesem Tage und — Sie mögen immerhin lächeln über mein Vorurtheil — meine Furcht war gerechtfertigt, das wird Ihnen meine weitere Geschichte zeigen.

Ich war siebzehn Jahre alt, sollte zu Ostern mein Abiturientenexamen machen und auf die Universität gehen, um Philologie, für welche ich mich entschieden hatte, zu studieren. Nach dem Tode meiner Mutter wohnte ich in der Stadt, weil es mein Vater für gut erachtet hatte, mir daselbst ein Zimmer zu miethen. Es war zu viel Geräusch auf dem Landgute und ich bedurfte zu meinen Studien einer ruhigen und stillen Wohnung Mir war das lieb, denn mein Vater war finsterer und grämlicher als zuvor. Zudem glaubte ich dadurch in einen Grad von Selbstständigkeit versetzt zu sein, der mir gefiel.

Es war Fasching und die Primaner, denen nicht das bevorstehende Examen wie ein Alp die Brust drückte, waren lustig und guter Dinge; man lud sie ein zu den Bällen und ich ärgerte mich manchmal, daß die alten Classiker mich um jedes Tanzvergnügen brachten. Da ward ich eines Tages zu einem Hausballe einer Familie eingeladen, wo ich immer Zutritt genossen, und diesmal trug die Tanzlust den Sieg davon über Sophokles, Xenophon, Horaz und Tacitus.

Es war am 24. Februar; ich ging, um unter fröhlichen Menschen zu weilen; denn, wie schon gesagt, dieser Tag hatte für mich etwas Unheimliches.

Wenn mir nun auch kein Unglück widerfuhr, so ereignete sich doch etwas, das Einfluß auf mein ganzes Leben übte — ich verliebte mich.

Sie lachen? Sie meinen, das sei ja ein angenehmes Ereigniß, befähigt, alle schlimmen Ahnungen zu verscheuchen? Der böse Tag sei ja zum Glückstag geworden? Hören Sie nur weiter.

Sie war noch ein Kind — ich würde sagen eine Rosenknospe, allein ich liebe diese abgenützten poetischen Vergleiche nicht. Sie war schön wie der junge Maimorgen; ihrer Haare schwarze Flechten umschlangen das reizendste Köpfchen, das ich je gesehen; ihre schlanke, leichtfüßige Gestalt war feenhaft; allein das schönste waren ihre Augen — zwei tiefdunkle, unergründliche, süße Räthsel, an deren Lösung ich die Ruhe, das Glück meines Lebens setzte.

Daß ich ganz Leidenschaft war, mich ganz dem Zauber dieses Engels — sie hieß Angelika — hingab, können Sie denken; war ich doch jung und voll Feuer. Sie merkte es bald — wer hätte es nicht merken sollen — und wie das so geht, wenn sich zwei junge Herzen finden, wir verstanden uns. Sie war aus G—, einer größeren Stadt, die zwischen A— und der Residenz an der Eisenbahn liegt, und wir kamen überein, daß ich, so oft ich G— zur Ferienzeit berühren würde, einige Tage bei ihren Eltern bleibe. Die Mutter, die zugegen war, stimmte bei, — ich war selig.

Ostern kam. Mein Examen fiel glänzend aus. Mit den besten Zeugnissen bezog ich die Universität. Auf der Reise dahin machte ich meinen ersten Besuch im Hause der Eltern meiner Angela. Ich ward sehr freundlich aufgenommen.

Angela's Vater hatte sich vom Gerbermeister zum reichen Kaufmanne aufgeschwungen, der mit Thierfellen ein ausgedehntes, äußerst einträgliches Geschäft betrieb. Er besaß keine kaufmännischen Kenntnisse; sie wurden durch langjährige Erfahrungen ersetzt. Er besorgte nur den Einkauf und überließ die übrigen Geschäfte dem Buchhalter, der sein volles Vertrauen besaß und von dem er zum Theile abhing. Es war sein Stolz, als Geschäftsmann zu gelten, und da er seiner Erziehung, seinem ganzen Leben nach jeder ferneren Bildung ferne stand, so faßte er alle Verhältnisse von seinem beschränkten Standpunkte auf. Gefiel ihm etwas, so drückte er das Behagen durch die Phrase aus: Das ist ein Geschäft; mißfiel ihm etwas, so sagte er: Das ist kein Geschäft.

Angela's Mutter glich ihrem Manne; aufs Haar? — Nein! Sie war brünett, während ihr Gemahl ganz schwarzes, krauses Haar besaß. Sonst war kein Unterschied zwischen Beiden. Was Herr Holzmann für's

Geschäft war, das war sie für's Hauswesen. Die Erziehung ihrer Tochter überließ sie ihrer Schwester Adelheid, einer alten Jungfer, die Gouvernante in verschiedenen vornehmen Häusern war, ein vortreffliches Gemüth und eine nicht gewöhnliche Bildung besaß. Durch ihre Fürsorge war Angela das an Herz und Geist ausgezeichnete Wesen geworden, das mich mit tausend Ketten an sich fesselte. Tante Adelheid war unsere Vertraute und nährte in mir die schönsten Hoffnungen

So vergingen drei Jahre. So oft ich G— passirte, blieb ich im Holzmann'schen Hause einige Tage. Angela liebte mich, wie ein so junges Herz lieben kann; ihr Vater hatte mich lieb, ich spielte Piquet mit ihm, las ihm Zeitungen vor, kurz, that Alles, um mich in seiner Gunst festzusetzen. Die Mutter sah mich ebenfalls gern; ihr that die Aufmerksamkeit wohl, die ich Angela spendete, sie schmeichelte der mütterlichen Eitelkeit. Tante Adelheid war aber unser Schutzgeist, sie kannte unsere Zuneigung, sie vermittelte den Briefwechsel und machte es möglich, daß ich Angela auf Minuten, auch wohl auf Viertelstunden allein sah.

Nur einen Feind hatte ich im Holzmann'schen Hause, der sich zwar äußerst freundlich gegen mich erwies, der mich aber glühend haßte, und vor dem mich Tante Adelheid öfter warnte. Das war Herr Radmacher, der Buchhalter; eine dickköpfige, falsche, ränkevolle Natur.

Die Tage nahten, an denen ich mein Staatsexamen zu machen gedachte. Ich war fleißig gewesen, sehr fleißig; arbeitete ich doch einem Ziele entgegen, das alle meine Wünsche krönen sollte — einer Anstellung und Angela.

Es war am 23. Februar 1848, als ich von einem Besuche bei einem der Professoren in meine Wohnung zurückkehrte und einen Brief vorfand, der nichts enthielt als die Worte:

> Umgürte dich mit kaltem Erz
> Und laß das Weinen und das Klagen
> Ein Mann muß auch den größten Schmerz
> Mit Fassung und mit Ruhe tragen.
>
> Die Tante.

Wie centnerschwere Felsstücke fielen diese Worte auf mich nieder, und obschon sie eben so viele Räthsel für mich waren, so erfaßte mich doch eine Angst, die mich fast des Bewußtseins beraubte. Was war geschehen? War Angela erkrankt oder wohl gar schon gestorben? Ich hatte seit einiger Zeit keine Briefe mehr erhalten. Der Gedanke rief in mir eine furchtbare Aufregung hervor; ich fühlte im Kopfe einen eigenthümlichen,

stechenden Schmerz, der, je mehr ich an einen Verlust der Geliebten dachte, um so heftiger wurde. Den ganzen Nachmittag und die halbe darauf folgende Nacht quälte mich dieser Schmerz; ich war in einer vollständigen Rathlosigkeit. Endlich faßte ich einen Entschluß In der Frühe eilte ich auf die Eisenbahn und fuhr nach G—.

Es mochte gegen 3 Uhr Nachmittags sein, als ich mich nach meiner Ankunft ins Holzmann'sche Haus begab. Ich sah hier mehrere fremde Diener beschäftigt. Endlich trat das Dienstmädchen aus den Zimmern; es erschrack, als es mich sah und sagte: ich will es sogleich der Herrschaft melden, daß Sie da sind. Es kam nicht zurück; statt seiner erschien die Tante, die mich bei der Hand nahm und auf ihr Zimmer führte. Was ich dort erfuhr — Sie werden es schon vermuthen. Noch jetzt, wenn ich daran denke, fühle ich, daß derselbe stechende Schmerz im Kopfe wiederkehrt und meine Gedanken in tollen Wirbel versetzt. Was geschehen war, ist einfach Folgendes: Herr Radmacher hatte um Angela's Hand geworben. Angela hatte sich geweigert darauf einzugehen und mit Thränen erklärt, daß sie Herrn Radmacher nicht liebe. Herr Holzmann, welcher den Buchhalter nicht entbehren konnte, hatte mit den Worten: Das ist kein Geschäft" ohne Weiteres seine Zusage gegeben, und als die Tante es wagte, sich des Mädchens anzunehmen, die Verlobung alsbald angeordnet. Angela, im Herzen verzweifelnd, aber muthlos dem väterlichen Willen gegenüber, ließ Alles über sich ergehen; sie war ein willenloses Opfer. Eben als ich ankam, hatte der Austausch der Ringe stattgefunden.

Wie ich aus dem Holzmann'schen Hause und auf den Bahnhof gekommen, wie ich nach A. in das elterliche Haus gelangt bin, und was nachher mit mir geschehen ist, weiß ich nicht. Sieben Wochen lag ich im Fieberwahnsinn; die Aerzte zweifelten an meiner Rettung. Als ich genas, hatte ich das Gedächtniß verloren. Ich konnte mich keines vor meiner Krankheit vorgefallenen Ereignisses erinnern; kaum daß ich meine Geschwister wieder erkannte. Es währte wohl ein halbes Jahr, bevor ich der Erinnerung wieder vollkommen mächtig wurde. An Angela, an meine Liebe, an mein Herzeleid durfte ich nicht denken, wenn nicht der stechende Schmerz im Gehirne mich in den Zustand der Bewußtlosigkeit versetzen sollte. Die Aerzte warnten mich davor, mich diesen Gedanken hinzugeben.

Zu meiner Zerstreuung besuchte ich wieder öfter die Töpferei. Die Ofenfabrication interessirte mich. Ich versuchte mich im Modelliren und Zeichnen und hatte mir bald alle technischen Fertigkeiten angeeignet. Ich gewann diese Beschäftigung immer lieber, besonders als ich gewahrte, daß

man auf meine Vorschläge einging und nach Zeichnungen von meiner Hand Ornamente, Reliefs und kleine Statuetten verfertigte. Um meine Kenntnisse zu erweitern, las ich fleißig Winkelmanns Kunstgeschichte, die ich zufällig in meines Vaters Bibliothek fand. Endlich brachte mich ein Bekannter auf die Idee, mich ganz der Kunst zu widmen. Ich folgte seinen Rath, ging nach München, ließ mich als Schüler bei *** aufnehmen, in dessen Atelier ich drei Jahre lang fleißig den Studien oblag und nun sehen Sie mich auf der Reise nach Italien.

Aus dieser Skizze meines Lebens werden Sie entnommen haben, daß das Schicksal mich gleichsam gewaltsam zur Kunst getrieben und in dem Gedanken, daß es meine Bestimmung ist, daß ich auf mein schönstes Glück verzichten mußte, um einem höheren Ziele zuzustreben, liegt die einzige Beruhigung für mich. Denn, wenn Alles nur Laune des Zufalls wäre, wenn ich Ang.la verloren hätte, ohne in der Kunst Ersatz finden zu können — Gott im Himmel — ich — ich — da ist der stechende Schmerz wieder — wahrhaftig ich würde wahnsinnig. Verstehen Sie mich nun? —. —

Mit dieser Frage schloß der junge Mann seine Erzählung. Ich war lebhaft davon ergriffen.

So flüchtig er auch alle diese Ereignisse berührt hatte, so wenig er von seinen Gefühlen, von seinen Leiden und Qualen gesprochen hatte, so erhellte doch aus seinem ganzen Berichte, mehr noch aber aus der Weise, wie er erzählte, daß er mir sein tiefstes Innere erschlossen hatte. Er hatte mir ein Leben gezeigt, über welches wirklich ein dunkles Verhängniß zu schweben schien und es war mir nun ganz leicht erklärlich, wie er zu einer solchen fatalistischen Anschauung gelangt war. Ich hätte ihm gerne meine Einwürfe gemacht; allein, was hätte es genützt? Ich würde ihn vielleicht mit meiner Klügelei verletzt haben; darum stimmte ich ihm bei und sagte, es scheine mir jetzt ebenfalls, daß er zum Künstler bestimmt sei.

Um mir aber selbst auch genug zu thun, wollte ich ihn davon abbringen, an den unglückbringenden Schalttag zu glauben. Er meinte, es könnte Zufall sein, aber die Wiederholung sei doch zu auffallend.

Es war spät geworden; die Kellner saßen und schliefen, unsere Gläser waren leer.

Wir schieden mit dem Versprechen, uns am nächsten Morgen wieder in der Augustinerkirche zu treffen.

Ich kann nicht behaupten, daß ich einen ruhigen und erquickenden Schlummer genossen hätte. Die Erzählung des jungen Mannes hatte

mich dermaßen ergriffen, daß ich noch lange darüber nachdachte und endlich eingeschlafen von beängstigenden Träumen gequält wurde.

Vor Canova's Meisterwerke fanden wir uns am nächsten Morgen wieder. Die englische Familie war schon da, Mr. Spleen stand am Pfeiler, die Tochter zeichnete. Mein junger Freund zuckte die Achseln; wir gingen, um andere Sehenswürdigkeiten der Donaustadt zu besichtigen. Als wir uns am Abende trennten, gab er mir seine Karte, indem er mir mittheilte, daß er am nächsten Morgen nach Triest reisen werde. Ich gab ihm meine Adresse und bat ihn, mir einmal zu schreiben, wenn der böse Schalttag ihm wieder einen Streich gespielt haben sollte. Er versprach es.

Ein Jahr war seit meinem Besuche in Wien und seit der Begegnung mit dem jungen Bildhauer vergangen. Flüchtig hatte ich mich seiner Person und seiner Schicksale zuweilen erinnert; sein Versprechen aber, mir schreiben zu wollen, hatte ich nicht als bindend betrachtet.

Da erhielt ich eines Tages einen Brief mit dem Postzeichen: „Carrara ddo. 1. Mai 1856." Ich erbrach ihn; er war unterzeichnet: Georg Heller. Ich erinnerte mich keines Georg Heller. Doch kaum hatte ich einige Zeilen gelesen, so wußte ich, von wem der Brief war. Er lautete:

Carrara 1. Mai 1856.

Sie werden sich wohl kaum noch meines Namens erinnern können, obgleich Sie während unseres kurzen Zusammenseins in Wien so viel Antheil an meinem Lebensschicksal nahmen. Ich weiß, das vergißt sich leicht; aber ich bin meines Versprechens eingedenk und theile Ihnen mit, was mir am letzten Schalttag geschehen. Er hat nicht vorübergehen können, dieser Tag, ohne mir etwas Außergewöhnliches zu bringen. Hören Sie:

In dem Atelier, in welchem ich beschäftigt bin, sind außer mir noch ein Dutzend Bildhauer thätig, darunter Männer von Ruf und Talent. Am 24. Februar kommt ein Herr mit einer Dame, es waren Deutsche, um unsere Arbeiten zu besichtigen. Die Dame war jung, ihre Züge waren von klassischer Schönheit. Sie erinnerten mich an Angela, obgleich ich keine Aehnlichkeit herauszufinden vermochte. Sie hatte sich auf einen Sessel niedergelassen, so daß ich sie unbemerkt beobachten konnte. Da fällt mir ein, sie zu zeichnen. Schnell nehme ich ein Papier und ehe sie sich zum Weitergehen erhebt, ist ihr Conterfei entworfen. Da ich keine wichtigeren Arbeiten vor hatte, so beginne ich die Büste in Thon zu modelliren. In einigen Wochen war das Modell fertig.

Signor F. lobte die Arbeit, theilte mir mit, es sei die Tochter des berühmten Compositeurs L. und ich möchte einen Gypsabguß nach M. senden, wo L. wohne. Einige Tage darauf tritt Herr L. in unser Atelier, läßt sich mir vorstellen und bittet mich, die Büste in Marmor auszuführen und den Preis dafür selbst zu bestimmen. Natürlich ging ich darauf ein, machte aber die eine Bedingung, das Modell noch einmal mit dem Original vergleichen zu dürfen. Gestern nun waren der Maestro Tedesco und seine Tochter wieder da, sie ist himmlisch schön. Ich glaube, der 24. Februar 1856 ist mir günstiger, als alle seine Vorgänger.

Georg Heller.

Daß ich diese freundliche Zuschrift nicht unbeantwortet ließ, ist natürlich. Mich freute die heitere Phisiognomie des Schreibers, die ich aus den Zeilen hervorblicken sah. Ein nicht geringeres Vergnügen gewährte mir der Umstand, daß der junge Künstler von seinem Fatalismus abzulassen schien. Es freute mich nicht minder, daß er sein Wort gehalten. Ich schrieb ihm von dieser dreifachen Freude, die mir sein Schreiben verursachte und gratulirte ihn zu seiner Eroberung.

Damit war unsere Correspondenz wieder zu Ende. Nach Verlauf einer geraumen Zeit erhielt ich eine florentinische Gazzetta unter Kreuzband. Ich las sie einige Male, es war nichts besonderes Interessantes darin zu finden. Endlich entdecke ich unter der Rubrik „Kunstnotizen" die Besprechung eines in der Societá promotrice delle belle arti ausgestellten Kunstwerkes: „Dante Allighieri, die Comedia divina schreibend," und einer Büste, „Porträt"; beides von einem Deutschen, dessen Chiffre G. H. sei. Das Urtheil der Kritik war ein so überaus günstiges, daß ich mich von Herzen darüber freute; denn ich zweifelte keinen Augenblick, daß Georg Heller gemeint sei. Ob er aber selbst in Florenz lebe, oder ob er seine beiden Werke eingesendet habe, erfuhr ich nicht daraus, erhielt auch keinen Brief von ihm, und so schlief die Erinnerung wieder ein.

Einige Jahre später reiste ich durch Obersteier, Salzburg und Kärnten. In Ischl auf der sogenannten Esplanade sah ich einen Herrn promeniren, der mir sehr bekannt schien, doch konnte ich mich seines Namens nicht entsinnen.

Abends traf ich ihn wieder in einem Biergarten. Er saß an einem Tische allein, rauchte eine Cigarre und schien wenig Notiz von der anwesenden Gesellschaft zu nehmen. Ich betrachtete ihn aufmerksam, während ich in meinem Gedächtnisse nach Anhaltspunkten für das Wiedererkennen suchte.

Endlich fiel mir der Name Georg Heller ein. Das muß er sein! rief ich fast laut — redete ihn an, und richtig, er war es. Er erkannte mich nun auch sogleich und alsbald gings an ein Fragen und Erzählen.

In kurzen Umrissen entwarf er mir ein Bild von seiner bisherigen Künstlerlaufbahn, seinem Leben und Treiben in dem klassischen Lande. Er sagte mir, daß er nach Deutschland gehe, wohin ihn ehrenvolle Aufträge riefen, und daß er wohl nie mehr nach der schönen Halbinsel zurückkehren würde.

Er gestand, daß ihn die in der neuesten Zeit eingetretenen Veränderungen in den politischen Zuständen vertrieben hätten. Es ist nicht mehr dort zu leben!

Ich fragte ihn nach dem Schicksale der schönen Büste. Er lächelte. Das war eine echte Künstlerliebe, meinte er. Die Tochter des deutschen Musikers war allerdings eine himmlische Erscheinung und ihre Schönheit begeisterte mich so, daß all' mein Denken und Sein in der Hingebung an sie aufging. Eine solche Liebe kann nur unter Italiens Himmel blühen. Wir tranken den Becher der reinsten Lust bis auf die Neige und merkten in unserer Seligkeit gar nicht, daß die Stunde der Trennung schlug. Wir schieden ohne Gram. Die Büste blieb in meinen Händen.

Im weiteren Verlaufe unseres Gespräches theilte er mir mit, daß noch etwas Anderes ihn aus Italien fortgezogen. Und mit einem flüchtigen Erröthen gestand er, Angela sei, wie ihm sein Bruder geschrieben habe, seit einem halben Jahre Witwe. Auch sei ihm nicht unbekannt, daß sie seiner noch gedenke und Sie kennen ja das Sprichwort: Alte Liebe rostet nicht!

Ich will sie sehen und mein H rz befragen und wenn es Ja sagt, nun — so folge ich meiner Bestimmung.

Das Wort Bestimmung erinnerte mich an die fatalistische Weltanschauung, welcher der Erzähler vor Jahren huldigte. Ich fragte ihn jetzt, wie er darüber denke.

Immer noch wie damals, antwortete er. Ich kann mich nicht von dem Gedanken lossagen, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist, um mich zu dem zu machen, was ich geworden bin, und daß ich keinerlei Einfluß auf die zwingenden Umstände ausüben konnte.

So läugnen Sie also den freien Willen? fragte ich.

Ich läugne nichts, entgegnete er ruhig.

Wenn wir in einem Strom schwimmen, so können wir nicht gebieten: Fließe dahin, fließe dorthin; sondern wir können nur gegen die Wogen kämpfen, um unsere Existenz zur Geltung zu bringen. Sind die

Wasser sanft, so gelingt es wohl auch gegen die Strömung zu schwimmen, sind sie tief und reißend, so schleudern sie uns zurück.

Auf die Individualität und die Umstände kommt Alles an.

Aber der Schalttag — der Schalttag, rief ich, wie denken Sie über den Schalttag jetzt? Das ist der Punkt, wo der Hebel einzusetzen ist, um seine Ansichten aus den Angeln zu heben, so dachte ich.

Der Schalttag ist nicht besser und nicht schlechter als ein anderer Tag, sagte er eben so ruhig. Daß er in meinem Leben eine solche Rolle spielt, ist allerdings merkwürdig. Ich erwarte auch immer, daß er mir etwas Außerordentliches bringt und bin darum neugierig auf den nächsten 24. Februar.

Da bin ich auch neugierig, sprach ich etwas kleinlaut, weil ich ihm nichts anhaben konnte.

Sie sollen Alles erfahren, sagte er lächelnd, indem er meine Hand ergriff und sie lebhaft drückte.

* * *

Einige Zeit später erhielt ich folgenden Brief:

G. den 24. Februar 1860.

Geehrter Freund!

„Der heutige Tag ist ohne irgend ein erwähnenswerthes Ereigniß an mir vorübergegangen und ich bekenne mich jetzt zur Lehre vom Zufall. Um aber den Schein der Konsequenz zu retten, sage ich: hätte der Fasching den 24. mit eingeschlossen, so würde ich dem Schicksal das Prävenire gespielt und meine Vermählung mit Angelika, verwitwete Radmacher, auf diesen Tag verlegt haben. So mußte sie schon am 19. vor sich gehen; damit aber der Schalttag sein Recht behalte, berichte ich Ihnen in später Abendstunde noch das fröhliche Ereigniß und grüße Sie herzlich Georg Heller.

Märchen aus Kärnten.

Mitgetheilt von F. Franzisci.

V. Ein Mädchen als General.

Es war einmal ein Mädchen, das hatte einen ungewöhnlichen Muth und war mit seinem Schicksale als Mädchen gar nicht zufrieden. Es kaufte sich Mannskleider und ging so verkleidet zum Könige und sagte, „daß es Lust habe, in den Kriegsdienst zu treten.“ Der König, der nicht wußte, daß es ein Mädchen war, nahm es allsogleich auf. Schön und tapfer wie es war, gefiel es Allen sehr wohl. Es dauerte nicht lange, so wurde es General und zeichnete sich als solcher durch außerordentliche Heldenthaten aus, so daß der König den General mit der Hand seiner einzigen Tochter zu belohnen versprach. Als nun der König seinen Plan der Tochter mittheilte, war diese damit nichts weniger als einverstanden, da sie sich bereits einen Anderen auserkoren hatte, und das Mädchen als General wahrscheinlich auch nicht.

Der König, der seiner geliebten Tochter durchaus keinen Zwang anlegen wollte, suchte nun den Generalen auf eine listige Art vom Hofe zu entfernen. Er sagte zu ihm, „da er seinem Könige so treu und tapfer gedient, wolle er ihn auf außerordentliche Weise belohnen, abgesehen davon, daß er ihm seine Tochter zur freien Wahl stelle; er möge ihm nur noch einen wichtigen Dienst erweisen, nämlich: zum Kaiser von Constantinopel reisen und von demselben eine vorgestreckte namhafte Geldsumme einfordern.“ Zu diesem Zwecke gab er ihm ein eigenhändiges Schreiben mit. In diesem aber wurde der Sultan ersucht, die Rückkehr des Generalen zu verzögern.

Der General reiste fürstlich ausgestattet ab; nicht weit vor Constantinopel machte er Halt, denn er sah einen Mann am Boden hocken, der sein rechtes Ohr lauschend aufs Gras hielt. „Was machst Du da“, fragte der General, und dieser sagte: „Still! ich höre die Flöhe husten und das Gras wachsen. Dem General gefiel dies und er fragte ihn gleich, ob er gegen gute Verpflegung nicht mit ihm reisen wolle. Der Mann am Boden sagte: Ja! — Die Reisegesellschaft, um einen Mann vermehrt, fuhr weiter. Bald sahen sie einen, der einen ganzen Ochsen

im Walde an einem langen Bratspieß drehte und zur Unterhaltung des Feuers links und rechts mit den Händen die größten Bäumen entwurzelte. Dieser gefiel dem General und er fragte ihn, ob er nicht mitreisen wolle. „O ja! war die Antwort, wenn ich nur genug zu essen bekomme." „An dem solls nicht fehlen", sagte der General. „Gut", sprach der Andere, „so wartet nur, bis ich meinen Ochsen aufgespeist habe." Zum größten Erstaunen der Uebrigen dauerte dies gar nicht lang und wie er damit fertig war, gesellte er sich auch zur Reisegesellschaft.

Wieder nach einer Weile trafen sie auf einen Mann, der das eine Nasenloch zuhielt und mit dem anderen so stark blies, daß eine ganze Mühle, bei der eben kein Wasser war, in Bewegung kam. Dieser wurde vom Generalen auch wieder angeworben. Weiter ging die Reise und da kam ein Mann dahergelaufen, der den einen Fuß über die Achsel hielt.

„Halt", rief der General, „einen solchen Schnellläufer könnt ich brauchen, Du sollst's gut bei mir haben, komm mit."

Der „mit einem Fuße Laufende" stieg ein.

Als sie in die Stadt kamen, quartierte der General all' seine Leute ein, er selbst begab sich dann zum Sultan, um sich seines Auftrages zu entledigen. Dieser, als er das Schreiben durchgelesen hatte, wußte, um was es sich handle. „Gut", sprach er, „die Summe werde ich auszahlen, doch zuvor muß ich eiue mir so angerühmte Persönlichkeit doch auch benützen, ich werde auch nicht undankbar dafür sein. Für's erste erbitte ich mir den bis zum Ueberfluß mit Wasser gefüllten Stadtgraben über Nacht trocken zu machen. Der General war dazu bereit und empfahl sich.

Bei seinen Wundermännern angekommen, berieth er sich mit ihnen. „Dem ist schon abzuhelfen", sagte der „Ochsenverzehrer", ich habe Durst, es braucht sich weiter Keiner um das Wasser im Stadtgraben zu kümmern." In der Nacht begab er sich zum Wassergraben und leerte ihn, um seinen Durst zu löschen, vollkommen aus. Am Morgen überzeugte sich zu seinem größten Erstaunen der Kaiser davon.

Um aber die Abreise zu verhindern, verlangte er weiters, daß der General ein wichtiges Schreiben vom Sultan einem zwanzig Meilen weit entfernten Fürsten in einer und zwar in der nächsten Nacht überliefern solle. Es wurde dem Generalen etwas bange, allein er versprach es, im Vertrauen auf seine Wundermänner. Wirklich erbot sich zu diesem Eilmarsche der „mit einem Fuße Laufende." Den einen Fuß über die Achsel werfend, machte er sich pfeilschnell auf und davon. Der, dem die

Nase als Blasbalg diente, schickte ihm einen guten Wind nach. Die Sache gelang. Am andern Morgen konnte sich der General mit der richtigen Zustellung ausweisen. Der Kaiser fühlte Bewunderung und Grauen und wünschte diesen wunderbaren Menschen so bald als möglich los zu werden. Er gab ihm die Geldsumme wohlverpackt und auch ein kaiserliches Geschenk, hatte jedoch die Absicht, ihm Beides wieder abzujagen.

Der General zog fort mit seiner ganzen ihm so werth gewordenen Gesellschaft. Sie waren noch nicht gar weit von Constantinopel entfernt, da rief der „Feinhörer": „Still, ich hör' was." Er legte sein Ohr auf den Boden und lauschte. „Ja, ja," rief er dann, „sie kommen uns nach, schnelle Vorkehrungen sind zu treffen." Gleich war der „Baumstarke" da, riß die nächsten Bäume aus, um, weil sie eben bei einem tiefen, wasserleeren Graben angekommen waren, eine Brücke darüber zu schlagen. Der, dem die Nase als Blasebalg diente, blies den Verfolgern einen Sturmwind entgegen. Als sie über der Brücke waren, riß der Baumstarke sie wieder ab und da er noch voll Wasser aus dem Stadtgraben war, füllte den Graben da in kurzer Frist mit Wasser an. Ungehindert setzten sie nun ihre Reise fort, da die gedungenen Verfolger über den Graben nicht hinüber konnten.

Als der General zum König zurückkam, dankte ihm dieser für seine getreuen Dienste und gab ihm zur Belohnung ein großes schönes Schloß, von seiner Tochter aber machte er keine Erwähnung. Das Mädchen als General hatte dagegen nichts einzuwenden und bezog mit seinen vier Wundermännern das Schloß, wo es in Ruhe seine Tage verlebte.

Dichterbitte.

Wenn ja bei einem Lied in stärkern Schlägen
Das Herz dir pocht in ungeahntem Glücke —
O laß mich wissen, daß es dich entzücke,
Und komm' mit warmen Worten mir entgegen!

Zur Erde wieder kehrt die Fluth als Regen,
Auf daß sich jene neu mit Blumen schmücke —
Und wenn ich dir der schönsten eine pflücke,
Wirst du sie schweigend wohl bei Seite legen?

O glaube mir, ich stelle dies Begehren
Nicht weil mich Dichtereitelkeit verblendet; —
Ein ewiges Gesetz soll sich bewähren!

Im Beifall, den mir deine Lippe spendet
Muß mein Gedicht zu mir zurücke kehren —
Dann ist sein stiller Kreislauf erst vollendet!

Ernst Rauscher.

In trüber Zeit.

Saß im Zimmer ich allein,
Fiel mir nichts Gescheidtes ein.
Vor dem Fenster ein Vögelein
Hört' ich im Busche singen.

Sang so emsiglich und schnell,
Sang so wohlgemuth und hell
Gleich als wollte auf der Stell'
Die Kehle ihm zerspringen.

Sah der Himmel grau herab,
War die Erde wie ein Grab —
Glücklich, wem ein Gott es gab
In trüber Zeit zu singen!

Ernst Rauscher.

Novemberstimmung.

Trüb sind die Novembertage,
Bange ist mir, dumpf und schwer;
Denk' bei jedem Herzensschlage:
Herz! — du schlägst nicht lange mehr.

Als ob mir die Sensenspitze
In den Leib der Tod schon schlug,
So — mit Todesgrau'n geschwängert
Ist mir jeder Athemzug.

Lausch ich, wie durch kahle Aeste
Regen rieselnd niederrinnt,
Ist's, als ob mit dunklen Fäden
Schon Vernichtung mich umspinnt.

Zu dem wolkengrauen Himmel
Bang und scheu mein Auge blickt,
Scheint mir doch, daß er sich senket
Und mich in die Grube drückt.

Abends werf' ich — matt und bleiern
Auf mein Lager mich zur Ruh,
Denke: – Ein für alle Male
Schließ' ich jetzt die Augen zu.

Und am Morgen — nimmt's mich Wunder
Daß ich noch am Leben bin:
Todgewärtig — taumelnd — schlepp' ich
Mich durch den November hin.

Josef Weilen.

Fercher von Steinwand und seine Tragödie „Dankmar“.

II.

Die Geschichte der Empörung Dankmar's gegen seinen königlichen Bruder Otto bildet eine Episode wahrhaft tragischer Natur in der Geschichte des sächsischen Hauses.

Dankmar, zwar Heinrich's I. ältester Sohn, aber einer Ehe entsprossen, welche von der Kirche für ungiltig erklärt und gelöst worden, war so von Geburt aus von einem Verhängnisse verfolgt. — Durch Sitte und Gesetz aller Vortheile seiner Abkunft beraubt, war er dennoch hochfliegenden Geistes, und Thatendrang kochte in seiner Seele. — Einer jener historisch berühmten Bastarde hoffte er wenigstens durch große Thaten zu glänzen, wenn ihm schon die höchste Stellung versagt war. Aber Otto, wohl seinen Uebermuth fürchtend, setzte Dankmarn anfangs eher zurück, als daß er ihn erhoben hätte, und weckte so in der Brust des Verschmähten den tiefsten Groll. — Das reiche Erbe seiner Mutter Hatheburg war ihm vorenthalten, und die Markgrafschaft an der mittleren Elbe, die bisher ein Verwandter seiner Mutter inne gehabt, wurde ihm versagt. Das reifte in ihm den Entschluß, den Weg zur Größe mit Gewalt zu bahnen und selbst nach der Krone zu greifen, den Makel seiner Geburt durch Verwegenheit tilgend.

Bald fand sich ein williger Bundesgenosse in Herzog Eberhard von Franken, den der junge König ebenfalls beleidigt hatte, indem er ihn einer Fehde wegen bestraft. Dankmar zog zuerst das Schwert und es entbrannte der Kampf in Hessen und Westphalen zwischen Sachsen und Franken. (938) Hier stritt Prinz Heinrich, Ottos jüngerer Bruder, für den König, allein er murde in seiner Veste Belcke von Dankmar überfallen, gefangen und Eberhard ausgeliefert. In der alten Ercsburg, die einst Karl der Große den Sachsen abgerungen, setzte sich hierauf Dankmar fest und verwüstete von dort aus das ganze Land. König Otto hatte indessen seine Getreuen gesammelt und rückte mit einem Heere gegen den empörten Bruder. Die Bewohner der Ercsburg, über Dankmars wilde Kampfwuth entsetzt, öffneten die Thore und der verwegene Prätendent mußte Schutz suchen im heiligen Asyle einer Kirche. Aber Otto's entflammte Krieger erbrachen die Pforten, stürzten in das Gotteshaus und kämpften noch an den Stufen des Altares mit dem Flüchtigen. Einer fällt noch hier von Dankmars wuchtigem Streiche; endlich fliegt ein

Speer durch das Fenster ihm in den Rücken und regungslos sinkt der Empörer am Altare hin. Otto beklagte tief die Gräuel, die an heiliger Stätte geschehen, beklagte nicht minder das tragische Geschick des Bruders, dessen Tapferkeit und Einsicht er wohl zu schätzen gewußt, dessen wilden Trotz er aber hätte bändigen müssen. Ungebändigte Leidenschaft hatte eine Heldenseele zu frevler Empörung und in frühes Verderben getrieben.

Der Dichter hat mit feinem Gefühle die Grundzüge des historischen Charakters, den Sinn und Geist der erschütternden Begebenheit festgehalten, das Thatsächliche aber mit poetischer Freiheit umgestaltet, und Umstände geschaffen, welche zwar nicht der Wirklichkeit der Geschichte entsprechen, aber die Wahrheit der poetischen Entwicklung nur bekräftigen.

Die Tragödie setzt Dankmars Empörung um zwei Jahre früher an, in die Zeit der Krönung Otto's (936) und verlegt den Schauplatz in die Krönungsstadt Aachen. Dadurch hat der Dichter bedeutend an Concentration der Handlung gewonnen, die das Gemüth viel mächtiger packt, als das langsame Werden und die geographische Zerstreuung der historischen Begebenheit. Es gilt von ihm, was Bronore von Tasso sagt: „Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth." Die Tragödie erfordert es auch, daß Dankmar sein Ziel wirklich erreiche, daß er nicht bloß nach der Krone strebe; sie bedarf eines Höhepunktes, auf dem die dramatische Catastrophe eintreten könne. Der poetische Held umhüllt sich darum im dritten Akte mit Purpur und träumt sich unter der Krone zu einem Gotte. Da trifft ihn der Schlag des Schicksals und es beginnt der tiefe, der donnernde Fall. Den Ueberwundenen stellt der Dichter Otto selbst gegenüber, um des brüderlichen Herrschers hohen Sinn zu zeigen; der schwer Beleidigte bietet ihm Versöhnung an gegen mannhafte Unterwerfung und fordert den noch immer trotzenden zu offenem Zweikampfe. Dankmar fällt, aber nicht durch Ottos biederes Schwert, sondern durch Heinrichs hinterlistigen Pfeil. So ist das Unwürdige des geschichtlichen Todes zugleich leise angedeutet und poetisch verklärt.

Einen bedeutenden Vortheil sicherte Steinwand seiner Dichtung durch die Aufnahme Hedwigs (Hatheburg), der Mutter Dankmars. Daß ihn das Flammenwort der tief gekränkten Mutter zum Kampfe aufstachelt, gibt seinem Beginnen eine gewisse Weihe, nimmt dem Trotze die Rohheit, der Empörung die Abscheulichkeit und rückt den Helden unserem Herzen näher. Die Mutterliebe umstrahlt den wilden Kämpfer wie ein Heiligenschein und verklärt noch seinen erschütternden Fall. Von der Mutter erfährt er, daß sein Verlangen nach der Krone nicht ohne rechtlichen Grund sei, daß er und sie nur den Ränken einer glücklichen

Nebenbuhlerin zum Opfer gefallen seien. Nun tagts in ihm und er schreitet rasch zur That. Die Mutter hilft ihm noch mit Ueberredungskunst Eberhard den Franken zu gewinnen, reißt ihn aber auch mit sich ins Verderben. Denn die Kunde von ihrer Gefangenschaft, die ihn im höchsten Siegestaumel trifft, bricht seinen Muth und lenkt ihn von der Bahn des Ehrgeizes ab, um ihn auf den Weg kindlicher Liebe zu führen, Purpur und Kronen vergißt er und Reich und Scepter über der Noth der Mutter, der König überwindet den Sohn, die Reflexion des Geistes. die Naturgewalt des Herzens. Wie die Verbrecherseele Richard III. vor dem Fluche der Mutter zusammenbricht, so wird Dankmars Heldenherz vor der Liebe zur Mutter aufgelöst, der er alle Errungenschaften gerne zum Opfer bringt, denn

> Wem immer Du Dein Herz voll Liebe schenkst,
> Du selbst, o Kind, warst einmal nur geliebt
> Und niemals, niemals niemals, niemals wieder.

Ich kenne keine Dichtung, in welcher die Liebe zur Mutter als dramatisches Motiv schöner verwerthet, in welcher sie eingreifender geschildert wäre, als in Steinwand's Tragödie. Es ist einem zu Muthe, als hätte der Dichter das mit seinem Herzblute geschrieben.

Eberhards Bund mit Dankmar hatte geschichtlich zweierlei Motive, die persönliche Kränkung und den politischen Antagonismus gegen den gewählten König. Otto's genialer Geist strebte nach einer Kräftigung des Reiches durch Centralisation der Staatsgewalt, Eberhard vertheidigte in der herzoglichen Decentralisation seine eigene Machtstellung. Der Dichter verstand diese Motive trefflich dramatisch zu verwerthen. Mit schlauem Vorbedacht nährt Dankmar schon im ersten Akte in Eberhards gekränkter Brust das Bewußtsein seiner Würde, und als er die Fahne des Aufruhrs schon entfaltet, weiß er den unwilligen Franken durch offene Verkündigung einer föderalistischen Politik an dieselbe zu fesseln. Beides thut er mit erhebend schönen Worten, die unfruchtbar scheinende politische Ideen in poetische Formen kleiden Eberhard streitet nun für Dankmars Sache und fällt im Zwikampfe mit dem Könige, eine sinnige Wendung des Dichters, der den Vertreter der herzoglichen Gewalt der Kraft des centralisirenden Herrschers erliegen läßt. Geschichtlich fand Eberhard sein Ende nicht im Kampfe für Dankmar, sondern später, als er im Bunde mit Giselbert von Lothringen sich abermals gegen König Otto erhoben; aber die poetische Oeconomie forderte es, daß er in der Tragödie mit der Sache falle, die er verfochten.

Eine eigenthümliche Stellung hat der Dichter dem Prinzen Heinrich angewiesen. Die Geschichte kennt ihn als eine ehrgeizige, hochfahrende Natur, als verwegenen Prätendenten, der selbst nach Dankmars traurigem Ende zweimal den Versuch macht, seinem älteren Bruder die Krone zu entreißen. Der erkorne Liebling seiner Mutter Mathilde hatte es früh gelernt, sich als den gebornen König anzusehen, weil er nach der Erhebung seines Vaters gezeugt ward; früh auch lebte er in offener Feindschaft mit seinem Bruder Otto, so daß man ihn von dessen Krönung in Aachen fern hielt. Aber im Kampfe mit Dankmar stand Heinrich treu zu Otto und mußte die Leiden der Gefangenschaft ertragen. Als Feind war er in Eberhards Gewalt gekommen, als Freund aber verließ er dessen Burg. Mit dem unruhigen Franken und dem treulosen Lothringer verband er sich darauf gegen den gemeinschaftlichen Herrn, ja selbst vor einem Mordanschlage scheute er nicht zurück. Erst als alle Versuche gescheitert und seine mächtigsten Stützen gebrochen waren, ging Heinrich in sich, demüthigte sich vor dem königlichen Bruder und erhielt volle Verzeihung. Der Dichter durfte in ihm keinen zweiten Dankmar aufstellen, er mußte seine Gestalt aus anderm Holze schneiden. Darum gab er ihn statt Ehrgeiz und Heldensinn eine gewisse Unselbstständigkeit, die ihn zum Werkzeuge Anderer macht. Aber die geschichtliche Stellung zu Otto sollte scharf angedeutet werden, auch er sollte abtrünnig werden, doch ohne mit Dankmar zu halten. Während Otto den unerwarteten ersten Anpralle des Aufruhrs weichend, Aachen verläßt, wird auf Mathildens Betreiben dort Heinrich gekrönt, in der Erwartung, daß Otto bereits verloren sei. Es geht diese Wendung der Handlung ganz natürlich aus den Charakteren hervor und bringt dem Dichter noch einen großen Vortheil, den nämlich, daß Dankmar nun nicht über Otto, sondern über Heinrich triumphirt, diesen demüthigt, während Otto's Größe unangetastet bleibt. Nur die Intrigue wird der Schmach preisgegeben, nicht die gesetzliche Ordnung. Mathilde weiß mit diplomatischer Feinheit später Heinrichs Schritt Otto gegenüber vollständig zu rechtfertigen und der geschichtliche Preis der Versöhnung, das bairische Herzogthum, wird dem Gedemüthigten auch in der Tragödie als Trost geboten. Dankmar, zwar von Otto geschlagen, fällt schließlich durch Heinrichs Pfeil, eine natürliche Vergeltung für die Schmach der Entthronung, die jener ihm bereitet. Otto wirft Dankmars Sache nieder, Heinrich Dankmars Person.

Der Heinrich der Tragödie wird fast vollständig von seiner Mutter getragen, er bedeutet nur durch sie etwas. Königin Mathilde hat keinen geschichtlich nachweisbaren Antheil an den wilden Bruderkämpfen

genommen, so wenig als Dankmars Mutter. Der Dichter hat sie durch die einfachste und eben darum tiefsinnige Motivirung zu einer Haupttriebfeder der tragischen Entwicklung gemacht. Mathilde ist der verstossenen Hedwig glückliche Nachfolgerin; was lag näher, als sie zur Gegnerin der Vernichterin ihres Glückes zu machen und so einen Conflikt herbeizuführen? Mathilde wandte ihr Herz entschieden ihrem zweitgebornen Sohne Heinrich zu; was steht der Annahme entgegen, daß sie dessen verbrecherische Pläne gefördert? Ists auch historisch nicht erwiesen, so ists doch poetisch wahr. Der Dichter hat der Königin Mutter jenen politischen Geist verliehen, der sie lehrt die gegebene Gelegenheit zu benützen, um Heinrich zu erheben, der sie aber auch anleitet, die Treulosigkeit vor den Sieger zu beschönigen. Der gefesselten Hedwig gegenüber ist sie ganz das stolze Weib, das zum zweiten Male über eine verhaßte Gegnerin triumphirt. Diese Scene gehört zu den leidenschaftlich bewegtesten der ganzen Tragödie.

Offenbar die Krone des Werkes ist die Gestalt des Königes Otto, den die Geschichte den Großen nennt. Im Leben wie in der Dichtung ist er die gewaltige Herrschernatur, deren mächtiger Wille geradaus dringt und die Winkelzüge der Staatskunst verschmäht, die auf edle Menschen baut, aber Ausschreitungen mit Erbitterung straft. Germanisch offen und bieder gegen Freund und Feind ist er rücksichtslos schroff gegen Widerspänstige, gegen Reuige hingegen von erhabener Milde. Mit innerlichem Widerstreben zog er gegen Dankmar, seinem Bruder, und mit aufrichtigem Schmerze bejammerte er dessen trauriges Ende. Der Dichter liefert ihm Dankmar lebendig aus, um Otto's großen Sinn hervortreten zu lassen. Der beleidigte Hersche[r] will v[e]rgeben, wenn der Empörer sich in Reue beugt, wie er es geschichtlich bei Heinrich gethan. Und noch als Dankmar im Trotze beharrt, bietet er dem Gefangenen den ehrenvollen Zweikampf an. Für den Herzog Eberhard aber ist er der streng gebietende König, der seine Rechte mit Nachdruck fordert und durch die That beweist, daß er zermalmen kann, was ihm in den Weg tritt. Man spürt den Geist, der aus theilweise widerstrebenden Elementen das deutsche Reich aufgebaut und dasselbe zum Weltgebieter gemacht. Den hohen Adel beugt er mit der Kraft des Volkes, das sich mit natürlichem Instinkte zum Begründer der nationalen Einheit hingezogen fühlte. Mit der Kraft des Volkes hebt sich Otto auch in der Tragödie wieder, um Eberhard zu zermalmen, Dankmar zu beugen und Heinrich unschädlich zu machen.

So hat Steinwand eine echt historische Tragödie geschaffen, ohne sich an antiquarische Lächerlichkeiten zu binden. Es spricht aus dem Munde des Dichters der Geist der deutschen Geschichte. E.

Der Hochlantsch.

Es ist keiner der obersteierischen Bergriesen, auf den ich hier Ihre Aufmerksamkeit lenke, seine Höhe beträgt nur 5400'; es ist noch keines der Gebirge, welches die leichtfüßige Gemse bewohnt, dafür bietet es Ihnen aber im Laufe weniger Stunden die reizendsten Scenerien, so mannigfaltig, wie sie selten auf einer Alpe vereiniget sind, und ohne jegliche Gefahr und mit verhältnißmäßig geringer Anstrengung erschauen Sie mehr wechselvolle Alpenbilder, als Ihnen sonst der Besuch von zwanzig Alpen zu bieten vermöchte.

Die Eisenbahnstation Mixnitz, die wir nach einer 1½stündigen Fahrt von Graz aus erreichen, zum Ausgangspunkte unserer Partie nehmend, versichern wir uns dort noch zu guter Stunde eines uns zusagenden Führers. Ein ältlicher Bursche mit etwas unsicherem Schritte, doch voll Selbstbewußtsein, steuert aus der Kegelbahn auf uns zu, und indem er mit ungemein schlauem Blicke die tiefste Tiefe unserer Börse zu ergründen scheint, bietet er uns seine Dienste an; von einer Entlohnung will er nichts wissen, er sagt nur, wir werden schon mit einander zufrieden sein. Das ist nicht unser Mann, denn wir wissen, er wird uns den ganzen nächsten Tag über gräulich belügen, in jeder Sennhütte, wo Schnaps oder ein Spielchen in Aussicht steht, nicht vom Platze zu bewegen sein und zum Schlusse noch unverschämte Anforderungen an unsere Casse stellen; es ist ein zugereister Holzmesser oder ein abgehauster (verganteter) Bauer, der seine freien Stunden gerne solch edlem Berufe weiht. Nein, den Mann wählen wir, der dort einsam an der Tischecke neben seiner Kraxe (Tragkorb) sitzt und ruhig sein Pfeifchen schmaucht; die besagte Kraxe will er morgen bis zum Rande mit heilkräftigen Alpenkräutern zurückbringen; er wird aber auch unser Anerbieten nicht verschmähen, gegen mächtigen Lohn einen Theil unseres Gepäckes auf sich zu laden, und er wird uns gewiß die bequemsten und sichersten Wege zur Höhe führen und dabei die belehrendsten Auskünfte über sein Reich, die Alpe, ertheilen.

Mit dem ersten Morgengrauen verlassen wir das, wenn auch nicht comfortable, doch nicht hochgespannten Bedürfnissen vollkommen genügende Gasthaus. Die Gipfel der Berge des Murthales sind noch in grauen Nebel gehüllt, der, sich langsam senkend, einen heiteren Tag in Aussicht stellt; das kleine Dörfchen Mixniz ist bald durchschritten, und als wir dessen letzte Häuser erreicht, haben wir schon ein Bild vor Augen, ganz

geeignet, uns vergessen zu lassen, daß nur wenige Stunden Weges uns von einer Hauptstadt und ihrem Straßengewühle trennen, — wir wähnen uns bereits mitten in die Alpen versetzt. Es ist eine kleine Thalschlucht, in der wir uns befinden, ringsum von dunklen Fichtenwäldern und darüber hervorragenden Felsenmassen eingeschlossen, die in uns die Frage erstehen lassen, woher der Bach, der uns rauschend entgegeneilt, wo hinaus da mit uns selbst? Wir wenden uns einem Gebäude zu, das unser Führer als fürstlich Lobkowitz'sches Jagdschloß bezeichnet, einem vernachlässigten Meierhofe aber weit ähnlicher scheint, und von hier an, in den Wald einbiegend, geht es weniger steil, als wir vermutheten, dafür aber beinahe ununterbrochen bergaufwärts Wehe Dir, Fremdling, wenn Dir das Geschick einen Landschaftsmaler als Reisegefährten zugesellt, Du müßtest ihn entweder unbarmherzig im Stiche lassen oder für diesen Tag auf den Hochlantsch verzichten und Dich mit der Ansicht der romantischen Bärnschütz, in der wir uns eben befinden, allein begnügen; wo fände auch ein Künstler reicheren Stoff zu seinen Studien, als hier, wo es scheint, daß Wald und Fels dem tosenden Wasser das Versprechen gegeben haben, es mit dem ganzen Reichthume ihrer wechselnden Gestalten zu schmücken, das Wasser hingegen wieder, als wollte es hiefür, bald von mächtiger Felswand herabstürzend, bald im Waldesdunkel sich in hundert Fälle theilend, in immer anmuthigem Spiele seinen Dank abstatten. Auch wir möchten bald an diesem, bald an jenem Bilde verweilen, doch unser Freund Wurzelgräber, der, ohne Maler zu sein, doch nicht unempfindlich ist für die Schönheiten der Natur, mahnt zum rüstigen Vorwärtsschreiten; denn, sagt er, in der inneren Bärnschütz, da ist's noch viel schöner; — nach einer starken Stunde ist diese erreicht; senkrechte, graue Felswände mit merkwürdiger schwarzer Streifung engen hier den Weg ein, und wir glauben recht gerne, daß Meister Petz sich einst hier gar wohl befunden haben mag; freilich hat die vorgeschrittene Cultur den zottigen Gesellen schon längst aus diesen Revieren verbannt, sie hat es ja auch sogar dahin gebracht, daß zum Wasserfalle, den wir uns besehen wollen, ein, wenn auch etwas ursprünglicher Weg gebahnt, daß, um zum besten Ueberſichtspunkte zu gelangen, sogar einige Leitern an den Felsen angebracht sind. Wir rathen jedoch dem Leser, diesen Fall nur im Frühjahre oder Herbste zu besuchen, dann wird er von dem imposanten Schauspiele überrascht sein, das der Bach, in einem mächtigen Wasserstrahle aus gewaltiger Höhe in ein dunkles Bassin, über welches sich die Felsmassen fast zusammenneigen, herabstürzend, ihm bietet; im heißen Sommer aber wird er in seinen, durch die Schilderungen des Führers zu hoch gespannten

Erwartungen sich getäuscht fühlen, und er wird jeden der unzähligen kleineren Fälle, die er auf seinem bisherigen Wege erschaut, diesem Wasserfalle vorziehen.

Wir haben uns eben von dem einzuschlagenden Wege etwas entfernt und müssen wieder zurück, um, nach einer kurzen Strecke bergauf, die erste, mit dem üppigsten Grün bekleidete, von hohen Bergwänden nach drei Seiten amphitheatralisch umschlossene Terrasse unseres Gebirges zu erreichen; beim Schwoagerbauer ein kurzer Halt, um sich mit einem Glase köstlicher Milch zu erfrischen, dann den an schroffer Berglehne zickzackförmig aufwärts führenden, steilen, jedoch selbst fahrbaren Weg hinan, auf welchem sich schon durch das grüne Gezweige der prächtigen Fichten und Lärchen eine entzückende Aussicht auf das liebliche Murthal und die gegenüberliegenden Alpen darbietet, — die eigentliche Alpenregion ist erreicht und die gewaltige Kuppe des Hochlantsch zum ersten Male vor unseren Augen.

Wohlgemuth geht's über die sanft geneigten Alpenmatten, auf denen hie und da noch stattliche Ahorngruppen ihre mächtigen Aeste ausbreiten, aufwärts, bis wir plötzlich mit dem Ausrufe des Erstaunens, ja des Schreckens, plötzlich innehalten, denn zu unseren Füßen gähnt ein Abgrund, wir stehen am Rande einer furchtbaren Felswand, so steil, daß wir, wenn wir uns vorsichtig überneigen, auf die Gipfel der Nadelwälder, die wohl über 1000 Fuß unter uns liegen, sehen. Unser Führer lächelt über den Eindruck, den der unvermittelte Uebergang von einer anmuthigen Alpenwiese zur ganzen Wildheit einer Hochgebirgsscenerie auf uns gemacht; er fordert uns auf, ihm zu folgen, und am Rande der Wand fortschreitend, erwartet uns bald eine neue Ueberraschung. Auf einer Reihenfolge von Leitern geht es hinunter, wie es scheint, in eine unergründliche Tiefe — doch nein, vor uns liegt ein Felsplateau, nicht größer als der Tanzsaal eines kleinen Städtchens, darauf, an fast überhängender Felswand gelehnt, ein weißes hölzernes Kirchlein mit rothem Thurmdache, eine Miniatureremitage und ein Eselsstall. Hier, in einer Höhe von über 4000', hätten wir ein solches Etablissement nicht vermuthet; aber der Glaube versetzt Berge, darum konnte er ja wohl auch hier einem wunderthätigen Marienbilde eine anständige Behausung, einem frommen, nur dem Schnapsgenuße zu sehr ergebenen Bäuerlein für einige Zeit den Ruf eines großen Einsiedlers, und einem Esel freilich harte Arbeit, dafür aber auch den Genuß würziger Alperkräuter verschaffen. Dein Ruf war freilich bald im Sinken, armer Bauer, als die Schaar deiner Sprößlinge jährlich um ein lebendes

Beispiel deines Nichteinsiedlerthums vermehrte und als deine Nase zugleich Jahr für Jahr ein dunkleres Colorit annahm, an dem die scharfe Gebirgsluft unmöglich allein die Schuld tragen konnte; aber das Marienbild ist noch hochgeehrt im ganzen Umkreise des Gebirges: allsonntäglich kamen von der tiefen Breitenau herauf oder drüben von der Teichalpe, von Fladnitz u. s. w. fromme Beter, die hier, in Andacht versunken, Hilfe erflehen für ein theueres Mitglied ihres Hausstandes, das erkrankt, und sei es eben auch nur ein Stück ihres lieben Viehes. Zahlreiche Votivbilder zeugen von den wunderbaren Erfolgen solcher Andacht; sie sind gerade nicht von Künstlershand entworfen, aber ihre ursprüngliche Naivheit ergötzt und rührt uns zugleich. Da erinnere ich mich noch eines solchen Gemäldes — hoch in Lüften schwebend die heilige Maria von Schüsserlbrunn (so heißt der Gnadenort von einer schüsselförmigen Vertiefung in einer Felsspalte, in der stets eiskaltes Wasser vorfindlich), darunter auf grüner Alpenwiese rechts ein Bauer, links eine Bäuerin andächtig knien, vor Ersterem ein schwarzes, vor Letzterer ein weißes Schwein. Es fällt uns uns nicht bei, den frommen Glauben der guten Leute zu bespötteln, ja, wir finden es eher erfreulich, wenn diese Kinder der Natur das Vieh, das ja den größten Theil ihres Reichthums ausmacht, wie Glieder der Familie betrachten, und ist es in Nöthen, sich seinetwegen zu derselben Gnadenquelle wenden, bei der sie auch in ihren eigenen Bekümmernissen Trost suchen.

Auch im heißesten Sommer ist das Plätzchen kühl; wie angenehm ruht sichs da, gestärkt von dem köstlichen Wasser, Angesichts des herrlichsten Alpenpanoramas, das, abgesehen von der eigenthümlichen Schönheit des Ortes selbst, allein schon hinreichte, um uns für die geringen Strapazen unseres Ausfluges zu entschädigen. Schüsserlbrunn ist selbst den Grazern noch wenig bekannt, doch wird es jetzt von Jahr zu Jahr häufiger besucht, ja auch sogar von Damen und ich bin überzeugt, daß, wenn bessere Verkehrswege, industriellere Gastwirthe und ein geregeltes Führersystem einmal den Fremdenzug in unser Alpenland gelenkt haben, Schüsserlbrunn sicher einer der hervorragendsten Plätze im Reisehandbuche jedes Touristen einnehmen dürfte.

Wir verlassen das heimliche Plätzchen, aber nicht, ohne uns früher mit einem Strauße der schönsten Alpenrosen versehen zu haben, die hier in reichster Blüthenpracht die sonst kahlen Felswände mit glühenden Farben schmücken, und gehen nun an unsere beschwerlichste Aufgabe, an die Ersteigung des Hochlentsch. Unserem eigenen und unseres Führers Wahlspruche: „Der gerade Weg der beste“ getreu, klimmen wir zuver-

sichtlich bergan und haben die freilich mit zahlreichen Schweißtropfen erkaufte Befriedigung, nach Verlauf eines kurzen Stündchens die Spitze des Hochleutsch, oder wie ihn unser Gefährle nennt, Hochstuan, erreicht zu haben. Auf der Höhe angelangt, zwingt uns wohl das dichte Krummholz, vom geraden Wege abzuweichen, denn in dieses zu gerathen wäre unseren Beinen wie unseren Kleidern gleich gefährlich, doch führt uns ein in das Dickicht gefundener, nicht leicht auffindbarer Weg zur Spitze, die aus einem nur wenige Quadratfuß haltenden Felsplateau besteht. Es sind wieder furchtbar zerklüftete Felswände, an deren Rande wir stehen, tief darunter das originelle Kirchlein v. Schüsserlbrunn wie ein Adlernest an sie geheftet, der Berg scheint wie geborsten, aber seine Trümmer bedecken in der Tiefe zu unsern Füßen dunkle Wälder und grüne Wiesen, und hüben und drüben die herrlichen Häupter unserer Alpenwelt. Unser Führer wird sie alle nennen, wie sie uns entgegenragen, ihre Gipfel noch theilweise schneebedeckt, denn gar oft hat er besucht die grauen Felsgemäuer des Hochschwab, die duftende Rosenwurz (Rhodiola rosea) oder die vom Schwindel befreiende Edelraute (Ahtemisia spicata) zu erbeuten, oder die goldfarbene Gamswurz (Aronicum glaciale) von den Alpen um Tragöß und Eisenerz, oder das hochgeschätzte Edelweiß aus der Tauern gewaltiger Kette, vielleicht hat er auch schon den Speik gegraben auf der Seethaler- und der Koralpe. Den Blick nach Osten wendend, liegt vor uns wie ein großer grüner Sammtteppich die Teichalpe, darüber der kahle Kegel des Osser, der im Vereine mit der Tirnaualpe jede Ausschau in dieser Richtung absperrt. Keine bedeutendere Ortschaft erblicken wir übrigens auf dem so prächtig umrahmten Bilde, nur einzelne hölzerne Sennhütten, ein Hammerwerk an der Breitenau, und einige Häuser des kleinen Fleckens Breitenau; das ist's, was uns hier so wohlthut, denn durch nichts wird der tiefe Frieden der Alpe gestört.

Ungern scheidest du von dieser Stelle, wo du halbtrunkenen Blicks die ganze Herrlichkeit der Alpenwelt erschaut, du ahnst wohl schon das Gefühl des Heimweh's, das Jahr für Jahr dich in die Berge treiben wird — doch die Stunde und der Führer mahnt, der seinen Korb bereits mit den kräftigen Kräutern der Alpe gefüllt. Auch wir berauben den Hochlantsch seiner botanischen Schätze, an denen er überreich, denn fort auf den blumengestickten Matten der Teichalpe zu. Gar trefflich munden uns die Forellen des Teichwirthes, gar Vieles wird uns dort klar vom Leben und Treiben auf der Alpe im munteren Gespräche mit den wenigen Gästen, durchwegs Kindern des Gebirges.

Die Teichalpe ist berühmt im ganzen Lande ihrer herrlichen Weiden und ihres zahlreichen Viehes wegen, und um Johanni, kurz nach dem Auftriebe gibts hier einen Tanz, der von weit und breit besucht wird. Da ists dann am lustigsten auf der Alm, die hellen Feuer flammen auf allen Höhen, auf den Tennen im Hause aber wird gesungen, gejubelt und getanzt bis zum frühen Morgen, ja in den späten Tag hinein, mitunter auch ordentlich gerauft — das gehört eben mit zur Unterhaltung, wie sich auch einmal ein Senne zu mir sehr charakteristisch über einen rauflustigen Burschen äußerte: „Der hats a net Noth ghabt, herauf z'kuma auf die Alm znm Raufen, in san Wirthshaus daham wird ja so alle Suntag grauft."

Die Mädel singen mit heller Stimme einige Alpenlieder, die uns aber nicht so recht gefallen wollen, da wir bald herausfinden, daß sich in den ursprünglichen Text gar viele städtische Sentimentalität eingeschlichen hat — es ist nimmer das reine unverfälschte Volkslied, das uns entgegentönt. Dies geht an den fremden Elementen nach und nach zu Grunde, die der von seiner achtjährigen Dienstzeit in den Garnisonen heimkehrende Soldat zurückbringt, wie auch die einfach schönen Melodien des Volkes bald vergessen sein werden über Verdi'sche Arien und lärmende Tanzmusik, Erinnerungen von den Musikchören der Regimenter.

Ein altes Bäuerlein erzählt uns von den geheimnißvollen Gängen und Schlünden der unweit gelegenen Drachenhöhle von Kölhelstein, von dem einstigen Bewohner dieser Lucke, wie er sie benennt, dem riesigen Drachen, der bei seinen Spaziergängen in derselben, indem er sich durch engere Räume zwängen wollte, deren Wände so abgeschliffen, daß sie noch heute wie polirt erscheinen, von den zahlreichen Knochen und Zähnen von Thieren, die sich dorthin vor der Sündfluth retten wollten, daß aber diese Knochen jetzt wahre Wundermittel gegen die verschiedensten Krankheiten abgeben.

So vergeht der Abend und bald strecken wir unsere müden Glieder in den reinlichen, wenn auch ziemlich harten Betten des Teichwirthes. Den nächsten Tag füllen wir am besten damit aus, um auf dem von hier sehr bequem zu ersteigenden Hochlantsch den Sonnenaufgang zu bewundern; zu einem nochmaligen Besuche von Schüsserlbrunn, zum Ausruhen in den schönsten Punkten der Bärnschütz bleibt uns noch Muße genug, wenn wir auch schon mit dem Abendzuge wieder in Graz eintreffen wollen.

Ferdinand Graf.

Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern, begonnen von Gottlieb Freiherrn von Ankershofen, fortgesetzt von Dr. Carlmann Tangl, IV. Band, III. Heft.

Mit dem Gefühle der innigsten Wehmuth nehmen wir das Werk eines Mannes zur Hand, dessen Verlust uns erst in den letzten Wochen kund geworden. Ich will seinem Biographen nicht vorgreifen, es sei mir nur vergönnt, dem Schmerze aller Freunde des Vaterlandes und seiner Geschichte Ausdruck zu geben.

Tangl war ein unermüdeter, gewissenhafter Geschichtsforscher, er arbeitete mit seltener Uneigennützigkeit (ich glaube nicht, daß er für eine seiner größeren Editionen, wie die Geschichte von Kärnten, die Grafen von Ortenburg, Heunburg, Zeltschach je Honorar bezog) er entwürdigte seine Wissenschaft niemals durch kleinliche Polemik.

Das vorliegende Heft enthält die Periode der Regierung des Herzogs Meinrad von 1286 bis 1295, eine für Kärnten sehr inhaltsschwere Epoche, der man wohl das Epitheton einer romantischen nicht versagen kann. Es enthält die Ueberrumplung von St. Veit, die Gefangennehmung des Prinzen Ludwig, den Aufstand der Grafen Heunburg und Schaufenberg ꝛc. Daß Tangl mit gewohntem Fleiße und geprüfter Sachkenntniß die Quellen benützte, die Urkunden auslegte und sichtete, braucht wohl nicht besonders erwähnt zu werden; wir empfehlen daher auch dieses Heft, welches sich würdig den früheren anreiht, dem aufmerksamen Studium aller Freunde vaterländischer Geschichte. Da jedoch die interessantesten Momente bereits in einzelnen Skizzen (manche sogar wiederholt) in der Carinthia erzählt wurden und Stoffe zu Drama und Balladen lieferten, glauben wir einen Auszug, wie wir einen solchen sonst zu geben pflegten, diesmal entfallen lassen zu können. Wir wollen nur erwähnen, daß uns die Charakterzeichnung Herzog Meinhards von besonderem Interesse scheint, so wie die scharfe Unterscheidung seiner Handlungs- und Regierungsweise als Graf von Tirol von jenen als Herzog von Kärnten.

Bezüglich des so langsamen Erscheinens des Werkes können wir leider nur bemerken, daß alle Betreibungen bisher nichts nützten und daß das vorliegende Heft noch länger auf sich warten ließ, als die früheren, welche Verspätung durchaus nicht dem Verfasser, sondern einzig und allein dem Verleger zur Last fällt. Zum Glücke hat Tangl die übernommene

Aufgabe, die Geschichte Kärntens unter den Tiroler Herzogen, größtentheils vollendet und zwar die politische vollständig; er arbeitete im Frühjahre bereits an der Kulturgeschichte.

So hängt es nur von dem Eifer und der Vaterlandsliebe des Verlegers ab, wenn wir sie erhalten. Wer aber mit der Geschichte der Sponheimer betraut ist, davon ist noch nichts bekannt. Diese Umstände lassen wohl jede Hoffnung schwinden, daß die lebende Generation das Handbuch der Heimathgeschichte noch vollständig in Händen haben wird.

Herbert.

Dr. Carlmann Tangl. †

Wir erfüllen eine schmerzliche Pflicht, indem wir den geehrten Lesern der „Carinthia" die betrübende Nachricht geben von dem am 12. November 1866 nach längerem Krankenlager erfolgten Ableben des Herrn Carlmann Tangl, Doctors der Rechte und der Philosophie, k. k. Universitäts-Professors in Pension, emeritirten Rectors der Hochschulen zu Lemberg und Graz, Mitgliedes der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, des historischen Vereines für Steiermark und des kärntnerischen Geschicht-vereines.

Kärntner von Geburt, war der hochverehrte Hingeschiedene diesem seinem Heimathlande immer mit aufrichtiger, herzlicher Liebe zugethan und für dessen Interessen noch bis in seine letzten Lebenstage als Geschicht-forscher und Geschichtschreiber eifrig und hingebend thätig.

Unser Vaterland und insbesondere der kärntnerische Geschichtverein hat den Verlust dieses unseres hochbegabten Landsmannes tief zu beklagen.

Die Fortsetzung des Handbuches der Geschichte des Herzogthumes, an welcher Dr. Tangl unermüdet und mit jugendlichem Eifer arbeitete, erleidet nun abermals eine bedauernswerthe Unterbrechung, welche voraus-sichtlich leider von längerer Dauer sein wird, da dermalen sich keine Persönlichkeit auffinden läßt, welcher, mit der nöthigen Befähigung auch die einem solchen Werke — soll dessen Vollendung nicht in zu weite Ferne gezogen werden — unerläßlich zu widmende Zeit zu Gebote stünde. Der Geschichtverein wird das einzige, was ihm unter diesen Umständen für jetzt zu thun möglich ist, die Sammlung des geschichtlichen Materiales, sich eifrig angelegen sein lassen, damit, gelingt es endlich, eine geeignete Kraft zu gewinnen, diese Vorarbeiten ihr zu Gute kommen und die raschere Durchführung des Werkes hiedurch gefördert werde.

Kleine Mittheilungen.

(Quecksilber-Amalgame.) Kaum sollte man vermuthen, daß ein so allbekannter Stoff wie das Quecksilber, das schon von den Alchemisten ein Jahrtausend lang herumgequälte, von der modernen Wissenschaft und Technik so eingehend studirte Element, noch immer bisher übersehene oder wenigstens ohne praktische Verwerthung gebliebene Seiten haben könnte. Eine solche scheint indeß in Amerika, nach den Mittheilungen des Patentträgers Wurtz in New-York, wirklich gefunden zu sein. Wie mit Zinn, Blei, Gold rc. verbindet sich das Quecksilber auch sehr willig mit den leichten Alkalimetallen, Kalium und Natrium, zu sogenannten Amalgamen und eben auf diese, die bis jetzt ohne Verwendung geblieben, gründet sich das amerikanische Patent. Ein gewisser nicht zu großer Zusatz eines solchen Leichtmetalls verwandelt das Qecksilber in einen festen Körper und diese Form würde für Verpackung, Transport und Handhabung desselben große Bequemlichkeiten bieten, man könnte es in Stangen rc. versenden und würde diese, um das flüssige Metall wieder herzustellen, nur in heißes, etwas angesäuertes Wasser zu legen haben, in welchem das Alkalimetall sich in eine Salzlösung verwandelt. Indeß würde diese vom Patentträger hervorgehobene Bequemlichkeit bei der Kostspieligkeit selbst des Natriums, als des wohlfeilern, wohl zu theuer erkauft sein; das Wesentliche liegt auch nicht hierin, sondern in der Benutzung des Amalgams an sich. Wird nämlich ein Theil desselben in der hundertfachen oder noch größern Gewichtsmenge Quecksilber gelöst, so bewirkt dieser geringe Zusatz im Wesen der ganzen Metallmasse eine auffallende Veränderung, nämlich eine im hohen Grade gesteigerte Adhäsion sowohl für sich selbst als gegen andere Metalle, auch solche, die es sonst nicht ohne weiteres annimmt, wie Kupfer und Eisen. Man kann demnach so versetztes oder wie es der Erfinder nennt, magnetisirtes Quecksilber mit einem Pinsel aus Metalldraht aufnehmen und damit jede Eisen-, Stahl- oder Kupferplatte wie mit einer Farbe anstreichen. Die bekannte Zerstreuungsfähigkeit des gewöhnlichen Quecksilbers zeigt das magnetisirte nicht mehr, vielmehr kann es dienen, alles was von jenem gelegentlich, auf den Amalgamirwerken selbst regelmäßig entweicht und sonst meistens verloren ist, wieder einzubringen. Durch Tupfen mit dem gesättigten Pinsel lassen sich die feinsten Partikelchen augenblicklich allerorts wieder aufnehmen. Ihre Hauptbedeutung dürften aber die Wurtz'schen Ermittlungen für die Gewinnung der Edelmetalle haben. Bei der Metallurgie

auf nassem Wege, wo das Gold oder Silber in Lösungen aus den Erzen gezogen wird, fungiren bereits Eisen und Quecksilber in Berührung, um das Metall aus den Lösungen zu fällen, das sich dann mit dem Quecksilber zu Amalgam verbindet; die nach Wurtz verquickten Eisenplatten sollen aber diese Fällung in einem kleinen Bruchtheil der sonst erforderlichen Zeit und dazu viel vollständiger bewirken, was eben der gesteigerten Action des „magnetisirten" Quecksilbers zugeschrieben wird. Die eigentlichen Amalgamirwerke haben, um sich die neuen Vortheile zu sichern, nur etwas Amalgam von Zeit zu Zeit zu der gemeinsamen Beschickung ihrer Lauftonnen zu fügen. Durch vergleichende Versuche mit goldhaltigem Quarzsand aus Californien ist bereits gefunden, daß statt der 40—60 Procent vom ganzen Goldgehalt, die nach dem alten Verfahren ausgebracht werden, das neue 83—84 Procent ergibt. Wie sich denken läßt, hat man sich das in Californien wohl ad notam genommen und das Natrium ist jetzt dort ein stark begehrter Artikel.

(Schnelles Wachsthum.) Während eines ziemlich langen Besuches, den ein französischer Naturforscher im Sommer 1847 in Hammerfest (im hohen Norden Norwegens gelegen) machte, bemerkte er eines Tages am Fuße der Felsriffe den kleinen, zarten Stiel der Mohnblume, die aus dem Boden hervorzusprießen begann und noch im Grunde des Mooses ruhte. Er zog seine Uhr, es war die Mittagsstunde. Um 1 Uhr maß der Stiel dieser Mohnblume 2 Centimeter, um 3 Uhr 7, um 5 Uhr fing die Knospe der Blume an, sich zu entfalten und deutliche Formen anzunehmen, um 11 Uhr blühte die Blume in voller Pracht auf und er befand sich gegenüber einer farbenreichen Mohnblume. Zwei Tage nachher sammelte er den reifen Samen dieser Pflanze ein, und am Ende der Woche löste er von dem Fuße des Felsriffes ihren abgestorbenen Stiel, der zu vertrocknen anfing. Dieser Same, nach Frankreich und in gutes Erdreich sorgfältig verpflanzt, hat sich dort nicht rascher entwickelt, als andere europäische Pflanzen. Acht Tage brauchte er, um aus der Erde hervorzukommen, vierzehn Tage, um sich zu entwickeln und fast ebensoviel, um seine Knospe zu zeigen und seine Blume zu vollenden. In einem Klima, das ihr nicht zurief: „Eile!" ließ sie sich gemächlich Zeit, wie ihre Schwestern um sie herum; anstatt in drei Tagen, wie sie es im norwegischen Lappland that, geboren zu werden, zu leben und zu sterben, brauchte sie dazu mindestens vier volle Monat in Paris.

(Nahrungsmittel.) Die Naturwissenschaft hat in ihren Fortschritten den Grundsatz aufgestellt, daß man in der Wahl der Nahrung die edlere oder unedlere Natur des Menschen erkennen kann. Gibt es eine unedlere Speise als Erde? Und gibt es wohl rohere und gemeinere Menschen als die Otomaken und Jaruren, welche ihren fetten Töpferthon verschlingen? — Der Pflanzen essende Mensch nimmt schon eine höhere Stufe ein, bei ihm drückt sich die Milde des Pflanzenlebens in der ganzen Natur und Erscheinung aus. Wo die Religion nur Pflanzenkost erlaubt wie beim Hindu, da ist Geduld und Sanftmuth sein Charakter. Der vorzugsweise von dem Brotfruchtbaume lebende Insulaner der Südsee ist sanft und kindlich. Aber auch die vorherrschend animalische Nahrung, wie sie bei Jägervölkern aus Fleisch, Milch und Blut besteht, gibt dem Menschen einen einseitigen Ausdruck, er wird ungeduldig, beweglich, grausam. Er hat das Naturgesetz, welches das Sittengesetz ist, nicht vollkommen erfüllt. Neben den auf den Pflanzenstoff hinweisenden Mahlzähnen gab die Natur den Menschen noch Fleischzähne, als Fingerzeig, was er essen soll. Aber ist auch die Wahl aus beiden organischen Reichen eine gehörig gemischte, so gibt es auch in der thierischen Nahrung eine Stufenleiter der edleren oder unedleren Natur. Alle Menschen, welche niedere Thiere, wie Spinnen, Maikäfer, Ameisen, Schnecken, oder gar, wie die Indianer Peru's oder die Hottentotten, Kopfläuse und Ungeziefer mit Begierde verspeisen, sind niemals edle Naturen. Ebenso wie Geist und Gemüth hat auch der Gaumen seine Schönheitsgesetze, und die Chinesen geben ihren Mangel an Schönheitsgefühl deutlich dadurch zu erkennen, daß sie den widerwärtigen Trepang, dieses wurmförmige, mit schildartigen Fühlfäden besetzte Scheusal ihres Meerwassers als Leckerbissen verzehren. Civilisirte Völker haben einen instinctmäßigen Abscheu gegen unedle Thiere, und es ist kein Zeichen höherer Menschenstufe, wenn der Mongole Ratten und Mäuse mästet und schlachtet und als köstliche Speise für die chinesischen Mandarinen zu Markte trägt. Das Naturgesetz, welches sich instinktmäßig in der edleren Menschennatur ausspricht, ist dasselbe Gesetz, dem die wilde Bestie des Urwaldes huldigt, nämlich niemals das Gleiche, sondern das Verwandte zur Speise zu wählen. Das Raubthier verschmäht seines Gleichen, der Karaibe aber verspeiset seine gefangenen Feinde.

(Ueberraschende Wirkungen der tropischen Sonne) Livingstone erzählt in seinem neuesten Reisewerke, daß er am Westufer des Nyassasee's beobachtete, wie die Steine am Tage so erhitzt wurden, daß selbst nach Sonnenuntergang Niemand darauf sich niedersetzen konnte.

In Folge der rascheren nächtlichen Abkühlung und Zusammenziehung der äußeren Schichten des Gesteines springen diese ab. Der Reisende hört dann deutlich im Lager den Donner der abgesprengten Felsen wie in einem Steinbruch, und wenn er sich die Mühe gibt, die einzelnen Stücke wieder zusammenzusetzen, so sieht er, daß ihre Bruchstücke genau ineinander passen. Dr. Wetzstein erfuhr Aehnliches auf seiner Reise durch das von ihm entdeckte vulcanische Gebiet östlich von Damascus. Im Sommer wird die Glut dort so stark, daß nach einstimmigem Zeugnisse der Anwohner die schwarzen Steine mit einem lauten Knall in Stücke zerspringen. Die Sonne kann also im heißen Erdgürtel eine beachtenswerthe zerstörende Wirkung auf die Gesteine ausüben und man wird vielleicht keinen zu kleinen Antheil an der gewaltigen Gesteinzertrümmerung auf den Plateaux der süd-algerischen Sahara, wie sie uns von Vatonne und Duveyrier geschildert wird, dem außerordentlich raschen Temperaturwechsel zuschreiben dürfen. Dr. Perrier fand in der algerischen Sahara am 25. Mai 1840 um 6 Uhr Morgens den Nachtthau um sein Zelt gefroren, konnte aber schon 5 Stunden später im Schatten 25° und noch 3 Stunden darauf $31{,}_{8}°$ ablesen.

Meteorologisches.

Witterung im October 1866.

Es wird unsern Leser befremden, vielleicht kaum glaubwürdig scheinen, wenn wir berichten, daß der October seit 1813, wo regelmäßige Witterungsaufzeichnungen begannen, nur in einem Jahre im Durchschnitte des ganzen Monats kälter war als heuer. Man hat für das Wetter in der Regel ein kurzes Gedächtniß, namentlich für längere Perioden. Die nach langen Beobachtungsreihen ermittelte normale Durchschnittswärme für den October in Klagenfurt ist 6·99, heuer war sie 5·05, also um fast 2 Grade zu klein. Nur im Jahre 1842 war sie noch kleiner 4·70; nahe so kalt war der October in den Jahren 1864 (5·69), 1850 (5·52), 1838 (5·41) u. s. f. Die kleinste Temparatur war am 30. mit nur — 2·8; in vielen Jahren wurden im October noch größere Kältegrade an einzelnen Tagen beobachtet. Der erste Frost trat am 18. ein, der erste seit 25. April, frostfreie Zeit 175 Tage (normal nur 1·63), der erste Reif war am 7. — Dabei fiel im October nur 1·4 Zoll hoch Regen, während die normale Regenmenge dieses Monats 3·6 beträgt; weniger Regen fiel im October 1863 (1·0), 1861 (0·3), 1845 (1·1), 1837 (0·4), 1834 (0·8) u. s. w. Gewitter war keines.

Schon am 6. Abends fing die kalte Luftströmung zu wehen an und dauerte bis zu Ende des Monats, nur am 13. und 14. war eine kleine Pause mit 2 Regentagen.) Die Temperatur war übrigens in verschiedenen Höhen ziemlich regelmäßig

vertheilt; sie stieg fast überall auf + 15 am 1. bis 5. und fiel auf — 2·0 am 18. den 30. und 31; im Mittel war sie über 5, in Klagenfurt, Hüttenberg, Tiffen, Sachsenburg, Maltein über 4, in Wiesenau, Michelsdorf, Hausdorf, Raibl, Saifnitz, Würmlach, St. Peter; in Bellach war sie 3·7, am Jaukenberg 1·1, am Hochobir — 0·4; hier stieg sie nur auf + 8· und fiel auf — 9·0, vom 6. an war jeder Tag unter 0°.

Roheisen- und Blei-Preise im October 1866.

Die in Folge des Krieges unterbrochenen Mittheilungen über die Eisen- und Bleipreise setzen wir in Folgendem wieder fort.

Eisen-Preise.

Der Zollzentner in ö. W.:

Köln: Deutsches Holzkohlen- und Spiegeleisen 2 fl. 25 kr. — 2 fl. 62 kr., Cokes-Roheisen affinage 1 fl. 87 kr. — 2 fl., Cokes-Roheisen graues 2 fl. 10 kr. — 2 fl. 85 kr., Schottisches Nr. 1 2 fl. 40 kr., Stabeisen grobes 4 fl. 87 kr. — 6 fl.

Schlesisches Cokesroheisen 1 fl. 95 kr. Holzkohlen-Roheisen 2 fl. 60 kr. loco Hütte. Stabeisen gewalztes 4 fl. 25 kr. — 4 fl. 87 kr., geschmiedetes 5 fl. — 5 fl. 25 kr. loco Berlin.

Auf österreichische Meiler à 10 Wiener Centner berechnet:

Köln: Holzkohlen- und Spiegeleisen 25 fl. 25 kr. — 29 fl. 40 kr., Cokes-Roheisen affinage 21 fl. — 22 fl. 40 kr., graues 23 fl. 54 kr. — 25 fl. 20 kr., Schottisches 26 fl. 88 kr., Stabeisen grobes 54 fl. 65 kr. — 67 fl. 25 kr.

Schlesisches Cokesroheisen 21 fl. 85 kr., Holzkohlen-Roheisen 29 fl. 10 kr. loco Hütte, Stabeisen gewalztes 47 fl. 60 kr. — 54 fl. 60 kr., geschmiedetes 56 fl. — 58 fl. 80 kr. loco Berlin.

Die österreichischen Eisenpreise waren im October und Anfangs November der Meiler loco Hütte: Vordernberger weißes 27 fl., Eisenerzer 24 fl., Kärntner 24 fl. — 27 fl., oberungarisches weiß und halbirt 19 fl. — 22 fl., oberungarisches loco Poprad 22 fl. 50 kr. — 24 fl.

Blei-Preise.

Der Zollcentner Köln: Raffinirtes Weichblei 9 fl. 75 kr. — 10 fl., Hartblei 9 fl. 25 kr. — 9 fl. 75 kr., Goldglätte 9 fl. 30 kr., Silberglätte 8 fl. 70 kr.

Berlin: Sächsisches 9 fl. 75 kr., Tarnowitzer 10 fl.

Auf Wiener Zentner berechnet:

Köln: Raffinirtes Weichblei 10 fl. 64 kr. — 11 fl. 20 kr., Hartblei 10 fl. 36 kr. — 10 fl. 92 kr., Goldglätte 10 fl. 42 kr. — Silberglätte 9 fl. 74 kr.

Berlin: Sächsisches 10 fl. 92 kr., Tarnowitzer 11 fl. 20 kr.

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ludwig Jßleib. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.

Carinthia.

№. 12. Dezember 1866.

Eine Bauerngeschichte.

Von J. N. Vogl.

Wenn man von Ischl die Tour nach Hallstadt macht, so gelangt man durch das lebendige Pfarrdorf Goisern, und nachdem man hierauf die steierische Poststraße in der kleinen Ortschaft Au verlassen und den Seitenweg eingeschlagen hat, zu dem am schwarzwogigten Hallstädter See gelegenen Stegwirthshaus, gewöhnlich „im Steg" genannt.

Zur Zeit, als diese Gegend seltener von den fashionablen Ischler Gästen besucht wurde, und daher noch mehr ihren eigenthümlichen Charakter behauptete, führte mich der Zufall mit einem Freunde in dieselbe.

Ermüdet von den Fatiquen der Sommerreise, traten wir in die geräumige, Kühle bietende Schenkstube des Stegwirthshauses und bestellten frisches Bier für unsere ausgetrockneten Kehlen, während wir uns in die roh gezimmerten Lehnsessel warfen und die Stube musterten.

Diese bildete ein längliches Gevierte mit zwei Fenstern, in welchen zwei Levkojenstöcke standen, die einen aromatischen Duft in der Stube verbreiteten, so oft ein Windhauch vom See ihre Blätter durchsäuselte. Ein schwarzberustes Kruzifix mit einem geweihten Palmzweig hing in der rechten Stubenecke, ihm gegenüber eine Zither und ein Vogelbauer mit einer gelbschnablichten Amsel, während den Fond des Gemaches ein Gestelle, mit Geschirren und Krügen angefüllt, einnahm. Einige Schränke aus Eichenholz und drei bis vier derbe Bauerntische, mit Stühlen umgeben, vollendeten die übrige Einrichtung.

In der Stube selbst befand sich Niemand, als die Kellnerin, welche uns die Bierkrüge hinstellte; und an einem der Tische lümmelte ein ziemlich junger Bursche, der nachlässig seinen Filz rückte, als wir eintraten, und ein geleertes Branntweinglas und einen Pfeifenstummel vor sich hatte.

Der Bursche hatte hängendes blondes Haar, proportionirte Gesichtszüge und ausnehmend treuherzige blaugraue Augen. Sein Anzug bestand in der gewöhnlichen Bauerntracht, war aber bedeutend abgenützt. Da sein Anblick nichts Besonderes darbot, so vermochte der natürlich unsere Aufmerksamkeit nicht lange zu fesseln, zog dieselbe jedoch bald durch das darauf folgende Gespräch wieder auf sich.

Nani! rief er der Kellnerin. Nani, hörst nicht?

Na, was gibt's denn? schnurrte diese.

Schenk' mir noch ein Glasel Fusel ein, lallte er.

Hast schon g'nug, antwortete die Kellnerin.

Ist nicht wahr, rief der Bursche, hab' noch lang' nicht g'nug.

Kurzum, Du kriegst nichts mehr, versetzte die Kellnerin.

Nichts, wenn man blechen kann? das will ich seh'n. Ich muß noch einen Fusel haben!

Und Du kriegst keinen, denn Du bist ohnedieß schon betrunken.

Was! ich betrunken . . .

Raisonnir nicht, Hois, sonst ruf ich den Stegwirth, Du kennst ihn. Mit diesen Worten kehrte sie ihm den Rücken zu und wendete sich zu uns, während der Bursche den Kopf wieder schlaftrunken auf die Tischplatte sinken ließ und einzuschlafen schien.

Was hast Du denn mit dem Burschen? fragte mein Reisegefährte.

Ach, erwiderte sie, der Mensch ist ein Fex.

Was? fragten wir Beide.

Ein Fex. Ha, ha, ha, wissen Sie nicht, was ein Fex ist?

Nicht im Mindesten.

Ach, das ist merkwürdig, rief das Mädchen und krümmte sich vor Lachen. Jetzt wissen die nicht einmal, was ein Fex ist.

Nun, so belehre uns doch, nahm ich das Wort. Jeder kann nicht Alles wissen und zumal ein Fremder.

Ja freilich, sagte sie, aber g'spaßig bleibt es d'rum doch. Ein Fex ist — ist halt so ein — so ein Lesch.

Was? riefen wir aus einem Munde. Ein Lesch? Was ist denn das wieder?

Ha, ha, ha, lachte Nani, was ein Lesch ist? — Ein Lesch ist das, was man im Salzburg'schen einen Depp nennt.

Du lieber Himmel! rief ich, wir gerathen ja in ein ganzes Labyrinth von Nationalismen. Eben so gut verstehen wir, was ein Fex ist, als wir begreifen, was ein Lesch oder ein Depp ist.

Na, sagte Nani, und schlug die Hände zusammen, das ist aber doch gar zu lustig. Das weiß bei uns ein jedes kleines Kind. Ein Lesch und ein Depp ist ein schläfriger, tölplichter Mensch, und das ist der Fex auch. Ein Mensch, der nicht recht gescheidt und nicht ganz närrisch ist, der von den Andern bei allen Gelegenheiten gefoppt und zum Besten gehalten wird. Ein Fex thut eine Zeit lang gut, wie dieser da, und eine Zeit lang wieder gar nicht, gerad' wie dieser da. Jetzt ist er gerad' im besten Nichtgutthun begriffen.

Und gibt es bei Euch viele solcher Fech — Fech.

Fexen, ergänzte sie; das glaub' ich, die meisten aber sind im Salzburg'schen, da ist fast keine Familie, die nicht einen Fex hat. Dieser da, den sie dort sitzen sehen, hatte von Kindheit auf schon einen Brand, aber seit zwei Jahren ist er ein ganz ausnehmender Fex geworden.

Und worin besteht Dasjenige, was ihm diese Bezeichnung zugezogen?

Das besteht darin, daß er plötzlich aufhört zu arbeiten, auf einen Berg hinaufsteigt und tagelang in die Wolken schaut, oder daß er sich zu uns ins Stegwirthshaus setzt, und nicht mehr fortzubringen ist. Ja, schafft man ihn auch mit Gewalt hinaus, so geht er hinüber nach Au oder Goisern und setzt sich in einer anderen Schenke fest, wo er so lange verbleibt, bis der letzte Heller in der Tasche vertrunken ist, was oft wochenlange dauert.

Und was hat diesen Hang in ihm herbeigeführt?

Eine unglückliche Liebschaft, und späterhin wohl auch das schwere Tragen des Kernsalzes, denn er arbeitet im Salzberg.

Ei, so erzähle doch, Du siehst, er ist am Tische eingeschlafen und kann Dich nicht hören.

Wenn es Sie nicht langweilt, will ich Ihnen schon zu Willen sein, sagte Nani, rückte einen Stuhl zu unserem Tische, setzte sich, die Hände in ihre Schürze gewickelt, und begann:

Vier Wegstunden von hier, in der Nähe des Dachsteins, liegen einzelne Holzhütten in Gräben zerstreut, welche rings von wilden Gebirgen und Felsen umgeben sind. Die Bewohner derselben leben ausschließlich vom Holzschlag und den Arbeiten an den Holzriesen, und oft vergehen Monate, bevor Einer derselben aus seiner Waldwildniß herauskommt, und ein Nachbardorf zu sehen kriegt. In einer dieser Keuschen nun lebte auch unser Hois, als ein rüstiger und fleißiger Holzknecht, und da er von Jugend auf an die harte Arbeit, schlechte Kost und an Entbehrung gewöhnt war, welche mit seinem Stande verbunden sind, so fiel ihm das Los eben nicht schwer, obgleich er aller Geselligkeit entbehrte, deren sich

die Anderen zu erfreuen hatten. An diesem aber trug vorzüglich seine Schweigsamkeit und das träumerische Wesen, zu dem er von Kindheit auf einen großen Hang hatte, die Schuld.

Er mochte bereits schon mehrere Jahre dort zugebracht haben, als eine weitschichtige Anverwandte des Kobelbauers, eines Nachbarn des Hois, zu ihm in den Graben kam.

Es war ein junges, blutarmes Dirnchen, welches buchstäblich nichts sonst besaß, als was es auf dem Leibe hatte, denn zum Ueberfluß ward ihr die kleine Habseligkeit, die sie noch in einem leichten Bündel mit sich trug, auf der Reise gestohlen.

Wie sehr Marei darüber auch betrübt war, so tröstete sie sich doch in kurzer Zeit und arbeitete wacker und unverdrossen darauf los, um so bald als möglich wieder in den Besitz des mangelnden Gewandes zu kommen.

Sowohl die Jugendfrische, als der fröhliche Muth Marei's hatten auf Hois allsogleich einen mächtigen Eindruck gemacht, und es zog ihn immer in die Nähe des Nachbarhauses, wenn er sie trällernd und singend um dasselbe herumhantiren sah.

Aber auch der Marei gefiel der junge, tannenstämmige Bursche, so linkisch er sich auch benehmen mochte, und oftmals nahm sie seine Parthie gegen die übrigen Holzschläger, wenn diese ihn zu derb anfzogen oder narritzten, wie man dort zu sagen pflegt, was Hois mit einem tiefen Dankbarkeitsgefühl gegen sie erfüllte, ihr aber nicht selten den Spott der übrigen Dirnen und Bursche zuzog

Darauf aber wenig achtend, lebte sie froh und guter Dinge und arbeitete mit solch' regem Fleiße und solcher Ausdauer, daß sich der Kobelbauer nur Glück wünschen konnte, diese Perle in das Haus bekommen zu haben.

So mochten mehrere Monate vergangen sein, als am Vorabend eines hohen Festtages der Hois zum Anwesen kam, wo sie eben am Brunnen die Holzgeschirre scheuerte.

Grüß Gott, Marei, sagte Hois.

Dank, erwiederte sie, schon vom Holzschlag?

Ja, s' ist Feierabend; bei Dir noch nicht?

Noch lang' nicht, s' gibt noch viel z'schaffen.

Hör' Marei, ich möcht' Dir was sagen.

Und das wär'?

Ich möcht' Dich morgen in's Dorf 'nüber führen, zum Bäcker und ins Wirthshaus, wenn du nix dawider hätt'st.

Ach, ins Dorf möcht' ich schon 'nüber aus dem ewigen Einerlei hier, aber Du hast ja kein Geld und ich auch nicht.

So viel, um Wecken und Bier zu zahlen, hab' ich schon an Erspartem, sagte er.

Auch hab' ich nix anzuzieh'n, und schau doch gar z'schlecht aus, um mit einem Burschen in einen Bäckerladen zu geh'n, oder mich vor den Dirnen im Dorf seh'n zu lassen.

Ei, was liegt an denen, die werden Dir doch keinen Wams und keinen Rock kaufen. Sag nur, daß Du willst, und ich hol' Dich im Zwielicht ab.

Wenn Du gerad so generos sein willst, sagte Marei, so bin ich schon dabei, und die helle Freude blitzte ihr aus den Augen, denn zu den größten Vergnügungen der Dirnen in den einsamen Gehöften gehört es, wenn sie von einem Burschen in das nächste Kirchdorf geführt und dort vorerst mit feinerem Brote, und darauf mit Bier traktirt werden.

So schlaf' indeß' wohl, sagte Hois, nicht minder erfreut durch ihre Zusage, obgleich er wohl wußte, daß er sich ein ganzes halbes Jahr an Tabak und Branntwein das Ersparrte, was er auszugeben Willens war, abkargen mußte, und ging darauf seines Weges.

Der Zeiger der hölzernen Wanduhr in der Stube seines Dienstgebers zeigte auf „Drei" nach Mitternacht, als sich Hois bereits auf dem Wege zum Kobelbauer befand, und an das kleine Fensterchen klopfte welches von der Rückseite des Hauses nach der Leiter hinausging. Nicht lange, so stand auch Marei reisefertig vor ihm, d. h. sie hatte hiezu ein Wollentuch von einer Freundin entlehut, mittelst welchem sie sich vor dem rauhen Morgenwinde schützte.

Den kleinen Finger in den ihrigen gehackelt, gingen nun Hois und Marei rüstig durch die lautlose Waldstille fort, über welche noch dichte Dunkelheit gelagert war.

Hanns schwamm in einem Meere von Seligkeit, wirklich war es auch der schönste Augenblick seines Lebens, in dessen Erinnerung er noch oftmals schwelgt und darüber das Branntweinglas vergißt. Kein unreiner Gedanke beschlich jedoch sein Herz, keine Besorgniß kam in das der Marei. Mit der Unschuld der Kinder gingen Beide einem seltenen freudigen Feste entgegen.

Der helle Tag hatte bereits sein Goldnetz über die Waldwipfel gespannt, und die Kirchenglocken klangen melodisch durch die feierliche Stille, als sie das Dorf erreichten. Lautlos, ohne sich früher hierüber besprochen zu haben, stiegen die beiden Wanderer die ausgetretenen

Stufen zum alten Kirchlein hinauf, und traten, nachdem sie sich bekreuzt hatten, in das bereits mit Andächtigen gefüllte Innere.

Die Frühmesse war beendet. Alt und Jung wogte aus dem Gotteshause, und zerstreute sich, je nach seinen Verhältnissen, in der Umgegend. Hois aber führte Marei, wie er versprochen hatte, zu dem Bäcker, gleichwie ein Wiener Galant seine Dame zu Dehne, oder sonst einem Conditor, und setzte sich mit ihr in dem Laden an eines jener kleinen Tischchen, welche rings zu diesem Behufe an den Wänden herum angebracht sind, und gerade zweien Personen Raum geben, sich an denselben niederzulassen.

Bald auch fanden sich mehrere Pärchen, theils aus dem Dorfe, theils aus den herumliegenden Bauerngehöften ein und nahmen ebenfalls ihre Plätze an den noch leer stehenden Wandtischchen.

Gleich darauf erschien der wohlbeleibte Bäcker in Schlappschuhen, das bestaubte Käppchen auf dem Kopfe, mit einem großen Vortuch vor den Schmerbauch gebunden, und schüttete den ganzen Inhalt vor Hois und Marei auf das Tischchen hin, welches Manöver er darauf an jedem Tischchen wiederholte, an dem ein Pärchen Platz genommen hatte.

Ach, wie da Marei das Herz lachte, als sie, die das ganze Jahr hindurch nur Haferbrot, aus welchem das Stroh heraussstach, und sonst nur Kraut und schwarze Knödel zu essen bekam, die schönen braunen Wecke aus Roggen- und Weizenmehl gebacken vor sich ausgebreitet erblickte.

Hois munterte sie auf zuzugreifen, indem er sich selbst einen Weck aneignete, und hatte seine Herzensfreude daran, als er einen Weck nach dem andern verschwinden sah. Beinahe war der Inhalt der Bäckerschürze aufgezehrt, als Hois zum Ausbruch mahnte, um nun in das Wirtshaus zu gehen.

War es geräuschlos und stille in der Bäckerstube, so machte sich hingegen hier schon ein regeres Leben geltend. Die Stube war schon größtentheils mit Kirchengängern gefüllt, welche ihre Andacht bereits verrichtet hatten, oder warteten, bis das Glockengeläute die nächste Messe ankündigen würde, doch fand unser Pärchen noch ein ziemlich trauliches Plätzchen. Nun rief Hois die Kellnerin und ließ einen Stein, d. i. eine Maß Bier, vom Besten bringen.

Bald stand das schäumende Getränke vor ihnen und hatten Marei erst die braunen Wecke behagt, so behagte ihr nicht minder der braune Gerstensaft. Bereits war der Krug zum vierten Male gefüllt und leer geworden, als Hois auf das Zureden Marei's denselben umlegte, ein

allgemein bekanntes Zeichen in Oberösterreich, daß die Kellnerin nichts Frisches mehr zu bringen habe

Ihre Festtagsfreude hatte ihr Ende erreicht.

Wohlgesättigt und erfrischt und in vollkommener Zufriedenheit verließen sie hierauf die Dorfschenke, machten sich wohlgemuth auf den Weg und gelangten kurz vor Mittag wieder in das Gäu zu ihren Dienstgebern.

Ein warmer Händedruck Marei's und die Worte: Ich dank Dir, Hois, Du hast mir eine rechte Freude g'macht. Gott vergelt Dir's, besiegelte die schuldlos verlebte Freude der Armuth, die wohl kein Reicher sich erkaufen kann.

War Marei schon früher dem Hois zugethan, so war sie es, seit er sie zum Bäcker geführt hatte, nur noch mehr, und hatte Hois früher Wohlgefallen an Marei gefunden, so fühlte er nun, daß er ohne sie gar nicht leben könne.

Häufiger noch als früher kam er daher zum Kobelbauer hinüber, und freundlicher als ehedem ward er jedesmal von der muntern Marei empfangen

Bald aber sollte sich Etwas ereignen, was diese beiden Herzen, die so schuldlos und warm für einander fühlten, für immer trennte.

Es mochte in der Mitte des Monats August sein, und zwar, da sich Hois eben auf einem entfernten Holzschlag befand, als ein reisender Wollenzeugmacher aus Steier in den Graben kam, und beim Kobelbauer, als einen früheren Bekannten, Zusprache hielt.

Es war ein Mann, so, was man sagt, in den besten Jahren, Witwer und lebenslustig, der sich für sein Leben gern wieder verheiratet hätte, da drei mutterlose Kinder daheim einer Pflegerin bedurften, wenn es nur sein Geschäft zugelassen hätte, ein Weib zu suchen, denn von der Straße mochte er sich eben auch keine auflesen.

Er war in Erbschaftsangelegenheiten nach einer mühevollen Wanderung in den Graben gekommen und hatte beschlossen, einen Tag dort auszurasten, um desto gestärkter seine Heimreise fortsetzen zu können.

Das rührige, lustige Wesen Marei's und ihr unausgesetztes Schaffen und Walten in Haus und Stall, Küche und Boden, fesselten allsobald die Aufmerksamkeit des betriebsamen Gewerbsmannes, und machten einen nachhältigen Eindruck auf sein Gemüth, so, daß er sich des Gedankens nicht erwehren konnte: Das wäre für dich eine Häuserin und für deine Kinder eine Mutter.

Nach kurzem Ueberlegen vertraute er sich auch dem Kobelbauer, und dieser, es als ein Glück für Marei betrachtend, rief sie gleich darauf in die Stube und eröffnete ihr den Entschluß seines Gastes.

Marei stand von Glut übergossen und konnte keines Wortes mächtig werden; als ihr aber der Kobelbauer die ganze Sache umständlicher auseinandersetzte, und zu ihr sagte: Schau, stoß Dein Glück nicht mit den Füßen weg. Du bist nur ein schlechtes Dirndl und hast auf nix z'hoffen, und kannst jetzt eine hausg'seß'ne Frau werden, denn der Wollenzeugmacher ist ein Mann, der ein Paar Batzen hat, und auf dem Lande spinnen und weben läßt, und in der Stadt d' Färberei treibt. Es ist ein Glück, um das Dich tausend Menschen, die mehr haben als Du, neiden werden; als er so zu ihr sprach, brach sie plötzlich in heftiges Schluchzen aus und lief davon, ohne ihm eine Antwort zu geben.

Der Kobelbauer schrieb dieses Benehmen der ersten Ueberraschung und jener holden Scham zu, welche den einfachen Naturkindern jener Gegend noch eigen ist und machte seinem Gaste die beste Hoffnung. Auf dieses hin paßte der Wollenzeugmacher auf eine schickliche Gelegenheit und brachte nun seine Bewerbung bei Marei selber vor.

Marei war in einen Seelenzustand versetzt, von dem sie nie geträumt hatte; die Aussicht, die Frau eines bemittelten Mannes zu werden, auf der einen Seite, auf der andern dem ehrlichen guten Hois, der mit ganzer Seele an ihr hing, für immer entsagen zu sollen, überhäufte sie mit einem Wechsel von Gefühlen, von denen ihr Herz auf eine grausame Weise zerrissen wurde.

Der Wollenzeugmacher, ein erfahrener Practikus, der wohl wußte, daß man einen Baum nicht mit einem Schlage umhauen könne, sagte ihr, daß sie es sich gut überlegen möge, und er ihr daher noch Zeit bis zum nächsten Tage gönne, da er an demselben wieder fort müsse, jedenfalls aber die Entscheidung mit sich nehmen wolle.

Es war nahe an Mitternacht und Marei wälzte sich noch immer schlaflos und offenen Auges in ihrem Bette, als es ans Fenster pochte. Da ist der Hois auch noch! seufzte sie erschrocken. — Es war das erste Mal, daß sie vor Hois erschrack.

Wirklich war er es auch, der es sich nicht versagen konnte, von seiner Arbeit im Hozschlag heimgekommen, von Marei eine „gute Nacht" zu holen.

Rasch hatte Marei ihr Röckchen umgeworfen und befand sich bald bei Hois, der am Stigel jener Stelle des Zaunes, der zum Hinübersteigen gemacht ist, ihrer harrte.

Da bist Du ja, flüsterte er freudig, als sich Marei ihm näherte. Aber, setzte er hinzu, was zitterst Du denn? Du lieber Himmel, Dein Gesicht ist ja badenaß vom Weinen? Was ist vorgefallen?

Ach, Hois, schluchzte Marei.

So red' doch, drängte Hois.

Ach, ich kann es Dir gar nicht sagen, was vorgefallen ist.

Hat Dich Jemand beleidigt, so soll ihn das Donnerwetter — brauste Hois auf und ballte die Hand, an der er den Stoßring trug.

Nicht doch, ach, es ist ganz etwas Anderes.

So red', red'!

Es hat ein Wollenzeugmacher aus Steier bei uns zugesprochen, ein bemittelter Mann, und —

Nun, und weiter.

Und der will mich durchaus zu seiner G'spannin haben, und der Kobelbauer meint, ich solle mein Glück nicht mit Füßen von mir stoßen, da ich eine hausz'seß'ne Frau werden könnt'.

Meint, der Kobelbauer, und — frug Hois nach einer langen Pause, in der er mühsam Athem holte, und was meinst denn Du?

Ich — sagte Marei in namenloser Angst, welche ihr die Schweißperlen aus der Stirne trieb — ich möchte wohl nicht gern — aber, platzte sie mit einem Male unter Schluchzen heraus, wir Beide sind doch gar zu arm, als daß es jemals etwas mit uns werden könnt!

So — erwiederte Hois mit einem Tone, der, wie kaltes Eisen das Herz Marei's durchdrang, dann fuhr er sich mit der Hand über das Gesicht und wendete sich zum Gehen.

Hois, Hois! rief Marei, ich habe ja noch nicht Ja g'sagt.

Aber Hois wendete sich nicht wieder um und ward bald in der Dunkelheit der Nacht verschwunden. Von diesem Augenblick sah sie Hois nicht wieder.

Er schnürrte in aller Frühe, ohne Jemand etwas zu sagen, sein Bündel, schnitt sich aus einer Haselhecke einen Stecken und verschwand darauf spurlos aus dem Graben.

Mit nächstem Tage wurde auch Marei wieder von dem Kobelbauer und dem Wollenzeugmacher angegangen, ihre Gesinnung auszusprechen, aber ihre Aufregung war noch immer zu groß, als daß sie hätte eine bestimmte Antwort geben können.

Da sagte der Wollenzeugmacher, daß er nun nicht länger mehr verweilen könne, aber noch bis kommenden Lätare zuwarten, und nach dieser Frist noch einmal vorsprechen wolle, da er die volle Ueberzeugung hege, daß Marei und er ganz für einander geschaffen wären.

Hois war indessen auf gerodewohl fortgewandert, und sah sich, als die Sonue schon im Sinken war, in einer rauhen, unwirthbaren Gegend, in welcher nur Leckenstauden und Gestein zu sehen war. Dort streckte er sich nieder und sah in die Luft, wie die Wolken vorüber zogen, bis ihn endlich der Hunger mahnte, abermals seinen Stecken zu ergreifen.

Nach langem mühsamen Wandern die Kreuz und Quer, über Koppen und Gerölle, durch Schluchten und Thäler, gelangte er endlich nach Hallstadt, wo er seine letzten Kreuzer im Wirthshause verzehrte und sich sodann als Salzträger verdingte.

So lebte er nun in einer Berghütte am Hallstädtersee, als einer der unermüdlichsten Arbeiter, mit seinen Kameraden verträglich, nur daß er zu Zeiten plötzlich verschwand, und entweder von Bergjägern auf irgend einem Felsen gesehen wurde, von dem er in die Wolken schaute, oder von einem durstigen Gesellen in der Schenke getroffen ward, wo er dem Branntwein nach Kräften zusprach.

Marei aber, welche vergebens nach Hois geforscht hatte, fügte sich auf das Zureden des Kobelbauers am Ende in die Umstände, und als zu Lätare der Wollenzeugmacher abermals beim Kobelbauer zusprach, folgte sie ihm als seine Gespannin nach Steier.

Zwei unscheinbare, aber in ihrer Wirkung auf das Gemüth des armen Hois unglückselige Zufälle sollten kurz darauf beitragen, denselben zu einen vollständigen Fex zu machen.

Als einst der Hois im Stege saß, hatten sich auch mehrere Vongauer daselbst eingefunden, welche sich bei Bier und Zitherspiel vergnügten, und ihre üblichen Schnadahüpfel absangen, die zufälliger Weise diesmal das Thema weiblicher Falschheit behandelten.

Hois hörte ihnen, seinen Pfeifenstummel im Munde, eine lange Zeit mit scheinbarem Gleichmuthe zu, nur runzelte sich öfters seine Stirne, wenn sie ein heimliches Gekicher, oder gar in lautes Gelächter ausbrachen, oder wenn ihre Blicke dem seinigen begegneten, denn er meinte nichts anderes, als daß es die Vongauer auf ihn gemünzt hätten, und ihn mit seiner unglückseligen Liebschaft aufziehen wollten.

Die arglosen Vongauer aber, welche nichts weniger als dieses im Sinne hatten, beachteten kaum den Aufgeregten und sangen frölich weiter:

A Katz hat mi z'kraiit
As an aslönga Fleck,
I möcht' thoan was i wollt,
Brächt' den Kraila nit wög.

I han mi amal
Hint'r an Dacha vastöckt,
Und da hat mi a giftögö
Gallwespen g'höckt.

Und üba das Schindviach
Voll Gift und in Zoarn
Bin i oft mit da Zeit
Gar a Gallapfel woarn.

Da ergriff Hois alle Krüge und was ihm sonst in die Hände kam und warf es auf Sänger und Zitherspieler, daß diese blutend unter den Tisch fielen, und als hierauf die Andern über ihn herstürzten, schlug er mit seinem Stoßring Zwei derselben derart zu Boden, daß sie erst nach ein paar Stunden wieder zur Besinnung gebracht werden konnten und Niemand ihn zu verfolgen gedachte.

Seit dieser Begebenheit hatte jedoch Alles vor seiner riesigen Körperkraft, die er bei seinem sonstigen, friedlichen und duldsamen Wesen noch nie zur Geltung gebracht hatte, einen bedeutenden Respect.

Die zweite Begebenheit aber, welche nicht minder nachtheilig auf Hois einwirkte, war folgende:

Es mochten ein paar Monate vergangen sein, daß Hois nicht im Steg gesehen ward, als er mit einem Mal wieder ganz fromm und unbefangen, als ob niemals etwas Schlimmes vorgefallen, an einer Tischecke saß und aus seinem Pfeifenstummel schmauchte.

Gerade zu derselben Zeit führte der Zufall einen jungen Maler, mit Strohhut und Kapuzinerbart, Farbenkästchen und Regenschirm, wie sie in der schönen Jahreszeit zu Dutzenden das Salzkammergut besuchen, in die Gaststube des Stegwirthshauses.

Es war ein froher, gewandter und sprachlustiger junger Mensch, von frischem Aeußeren, der der Stegwirthin sogleich erzählte, daß er beinahe schon ganz Oberösterreich durchreist habe, um Porträte zu malen und Studien zu machen, und auch sie aufforderte, sich von ihm malen zu lassen.

Zur größeren Anreizung hierzu und zur Bethätigung seiner Kunstfertigkeit öffnete er seine Mappe und zeigte ihr einige weibliche Aquarellgemälde, die er für sich copirt hatte.

Hois, welcher sonst eben keine besondere Neugierde besaß, war dießmal von seinem Stuhle aufgestanden und als ein ungerufener Zuschauer an den Tisch getreten, auf welchem der junge Maler seine Bildnisse auskramte.

Da entfuhr mit einem Male ein Schrei der Ueberraschung seinem Munde, und bevor sich noch der Bildermann und die Stegwirthin nach der Ursache desselben erkundigen konnten, war Hois aus der Stube verschwunden.

Der Maler hatte zu Steier auch die Frau des Wollenzeugmachers gemalt und hielt die Copie ihres Porträts in seinen Händen.

Seit diesen beiden Begebenheiten war es um jede moralische Kraft des armen Hois geschehen, und er überließ sich ganz rücksichtslos seinem Hange auf einem Berge nach den Wolken zu schauen, oder sich im Fusel besinnungslos zu trinken.

Dieß ist die Geschichte von zwei Herzen, welche die Liebe für einander bestimmt hatte und die leidige Armuth von einander riß."

Also schloß die Kellnerin ihre Mittheilung.

Wir fühlten uns sowohl von der rührenden Begebenheit, als dem ungeschminkten Vortrage wehmüthig ergriffen, und konnten, als uns der Fährmann abrief, um den Kahn, der uns nach Hallstadt bringen sollte, zu besteigen, das Schenkhaus nicht verlassen, ohne noch einen theilnehmenden Blick auf den armen Fex geworfen zu haben.

Wie ich auf spätere Erkundigungen nach ihm vernahm, hatte er eines Tages wieder einen Fels erklommen und in die Wolken geschaut, sei aber wahrscheinlich auf demselben von einem Nebel überrascht worden und da er nicht mehr zum Vorschein gekommen, unbezweifelt in einer Schlucht verunglückt.

Märchen aus Kärnten.

Mitgetheilt von F. Franzisci.

VI. Die sieben goldenen Käppchen.

In einer einsamen Waldhütte wohnte ein Bauer mit seinem Weibe. Betrübt saßen Beide am Herde, denn sie waren sehr arm und hatten sieben unmündige Kinder zu versorgen, sie wußten sich nicht zu rathen und zu helfen.

„Es bleibt uns nichts übrig", sagte der Bauer, „als ein Paar Kinder zu verschenken. Das hörte das jüngste Knäblein und erzählte es seinen Brüdern; da wurden sie traurig, weil sie einander sehr lieb hatten.

Bei der Nacht schlichen sich alle sieben Knaben davon und gingen in den Wald hinaus. Als sie schon weit weg von der Hütte waren, stieg einer der Knaben auf einen Baum hinauf; da erblickte er in der Ferne ein Lichtchen. — Diesem Lichtchen gingen sie zu, und kamen endlich ganz müde zu einem Häuschen, da pochten sie an und ein altes Weib schaute heraus. Als sie die armen Kinder sah, hatte sie Mitleid mit ihnen. „Wir bitten um eine Nachtherberge," sagten sie. „Recht gerne," erwiederte die Alte, „aber wenn mein Mann mit seinen Söhnen nach Hause kommt und euch da findet, wird er euch auffressen."

Auf vieles Bitten ließ sie die Kinder hinein und versteckte sie unters Stroh.

Um Mitternacht kam der wilde Mann mit seinen sieben Söhnen. Sein erstes Wort war: „Ich wittere Menschenfleisch!" aber die Alte verläugnete die Kinder und so ging der Mann mit seinen Söhnen zur Ruhe.

Nach einer Weile kroch ein Knäblein aus dem Stroh heraus, und wie war es erstaunt — es glänzte und schimmerte in der Stube, denn jeder der Söhne des wilden Mannes hatte ein goldenes Käppchen auf; und weil sie im tiefen Schlafe waren, nahm es ihnen die Käppchen vom Kopfe, weckte seine Brüderchen und eilte mit ihnen davon.

In der Früh „vermißten" die Söhne ihre goldenen Käppchen und sagten es dem Vater.

Dieser rief voll Zorn: „Gib mir die Siebenmeilenstiefel, ich muß den Dieben nach."

Er legte die Stiefel an und verließ wüthend die Stube. Im Walde setzte er sich nieder, spekulirte, welchen Weg er einschlagen sollte und verschlief —

Die Alte, die ihm lange von Ferne nachgegangen war, zog ihm leise die Stiefel aus und verbarg sie.

Unterdessen kamen die Knaben glücklich durch den Wald hinaus — siehe da — lag eine große schöne Stadt gerade vor ihnen. Dort verkauften sie einem Juden die Käppchen und bekamen dafür eine Menge Geld; mit vollen Säcken zogen sie weiter.

Gleich nach ihnen erschien der wilde Mann in der Stadt, und als er beim Hause des Juden vorbeikam und die goldenen Käppchen in seiner Auslage sah; da ergriff ihn ein so heftiger Zorn, daß er mit beiden Händen das Haus erfaßte und schüttelte — und schüttelte, daß es in Schutt und Staub zusammenfiel.

Die guten Knaben aber fanden nach langem Herumirren endlich die Hütte im Walde, wo ihre Eltern wohnten. — Das war eine Freude, als alle Sieben wie die Orgelpfeifen nacheinander in die Stube traten, — und als sie erst ihre mit Geld gefüllten Säcke ausleerten, da waren die armen — nun reich gewordenen Leutchen überglücklich und dachten nicht mehr daran, eines ihrer Kinder zu verschenken.

VII. Der Wildschütz.

Ein Wildschütz gieng öfters jagen und brachte auf heimlichen Schleichwegen bald ein Reh bald eine Gemse nach Hause. Und wie er einmal hinauf ging ins „G'wänd", sah er von weitem eine Gemse — er eilte ihr nach — spang von einem Stein auf den andern — aber plötzlich glitschte er aus und fiel durch ein Loch in eine dunkle Höhle, so tief hinab, daß ihm das Loch in der Höhe wie ein kleines blaues Sternlein vorkam.

Als er sich ein wenig erholt hatte und tiefer in die Höhle hineinging; da kam ihm ein unheimliches Männlein entgegen. „Wie wagst du es, in mein Reich einzudringen" rief es ihm zu. — Der arme Wildschütz zitterte an Händen und Füßen und sagte: „Ach, ich bin da herabgefallen, sage mir doch, wie ich wieder hinauskomme." „Wie du hinauskommst, weiß ich gar wohl," erwiederte es, „aber weißt du auch, daß ich dich zermalmen kann, daß du auffliegst wie der Staub in der Sonne!" Da schlug es mit der Hand an die Felsenwände, und die ganze Wand stürzte

nieder, daß man eben hinausgehen konnte. Als er nun aus der Höhle über die Felswand hinauskam, war vor ihm ein großer See. „Ach, wie komm ich da hinüber" seufzte er. Und das Männlein, das neben ihm herging, fing sich an zu dehnen und zu strecken, daß es immer länger und länger wurde und legte sich dann wie eine Riesenbrücke über den See. So kam der Wildschütz glücklich an's jenseitige Ufer, eilte, ohne sich umzusehen nach Hause und rührte sein Lebtag keine Flinte mehr an.

Im Nonsberg.

Die Sprache wälsch, das Volk gar schlau
Mit kräftig klugem Sinne;
Das eilt, so weit der Himmel blau,
Nach lohnendem Gewinne.

Nach Süd und Norden zieh'n sie fern
Mit regem Wandertriebe,
Doch denken sie der Heimat gern,
Mit immer treuer Liebe.

Hier dehnt die grüne Flur sich weit,
Dort gähnt die Kluft, die steile,
Durch's Thal — drin braust voll Herrlichkeit
Der Strom mit wilder Eile.

Da sind die Höhen sammt bedeckt
Vom grünen Fichtenwalde,
Dort bis zum Felsenrande streckt
Sich hin die Rebenhalde.

Von hundern Dörfern rings ein Kranz,
Das schöne Bild zu schließen,
Daraus empor im Sonnenglanz
Die gothischen Thürme schießen.

Wo in der tiefen Klamm sich klar
Des Baches Fluthen wälzen,
Hat Sanct Romed gar wunderbar
Ein Kirchlein auf dem Felsen.

Froh weilt der Blick im weiten Rund
Auf all' den grünen Borden
Wo sich vermählt in treuem Bund
Der Süden und der Norden.

Chr. Schneller.

Das blutende Herz. *)

„Und hast Du verwundet mein Herz so tief,
Du rosig aufblühende Maid,
So heil' mir's auch wieder, doch thu' es bald
Sonst bricht es vor innerem Leid."

Die Maid aber schüttelt ihr lockiges Haupt
Und lächelt: Du thörichter Knab',
Wie sollt' ich erfüllen die Wünsche Dein,
Da ich längst meinen Treuen schon hab'.

„Und hast Du zu Scherz oder Kurzweil nur
Verwundet das Herze mein,
So mög' es doch nie und nimmermehr
Deinem Herzen vergolten sein!"

Mit dem blutenden Herzen eilt d'rauf der Knab'
Und weinenden Augen hinaus
Und wandelt die Straße wohl auf und ab,
Bis er kommt zu des Arzten Haus.

Und wie er nun kommt zu des Arzten Haus,
So tritt er zum Alten hinein
Und spricht: „O heilt mir mein blutendes Herz,
Nicht länger ertrag ich die Pein."

Der Arzt aber schüttelt sein schneeweißes Haupt
Und spricht: Du armer Knab!
So viel ich auch Mittel, für dies allein
Kein einziges Mittel ich hab.

*) Dr. J. N. Vogl starb am 16. November l. J. in Wien. Er war ein echter Volksdichter, unerschöpflich an Liedern, Balladen, Romanzen, Sagen rc.; An seine Dichtungen darf man zwar nicht den Maßstab der Kunstdichtung anlegen, dafür aber sind sie warmen Herzenslauten vergleichbar. Sehr viele seiner Lieder und Romanzen sind componirt worden und werden noch gesungen werden, wenn des Dichters Name fast vergessen ist. Die zu Anfang dieses Heftes stehende „Bauerngeschichte", die noch wenig bekannt sein wird, und obige Romanze voll rührender Einfalt und herzinniger Treumüthigkeit dürften am besten Vogl's volksthümliches Wesen darthun.

Und wieder wandelt der Knabe fort
Im Innern so düster und graus,
Er wandelt die Straßen wohl auf und ab,
Bis er kommt zu dem Friedhof hinaus.

Und wie er draußen am Friedhof steht,
Da gräbt just der Gräber ein Grab:
„Kannst Du mir nicht heilen mein blutendes Herz,
O Gräber?“ so frägt ihn der Knab.

Der Gräber, trüb lächelnd, nickt d'rauf mit dem Haupt
Und spricht: Tritt immer herein,
Ich leg' nur ein paar Schaufel Erde d'rauf,
Da wird Dir geholfen wohl sein.

J. N. Vogl.

Fercher von Steinwand und seine Tragödie „Dankmar“.

III.

Wer an die vorliegende Tragödie den Maßstab der Geschichte anlegt, wird das Verhältniß richtig finden. Es ist nun die Frage, ob das Werk auch den Anforderungen der Aesthetik gerecht wird.

Im Drama ist allezeit das Erste die Handlung, das Zweite die Charaktere. Die Handlung kann eine äußere oder innere sein, nur darf sie nie stille stehen; jede Scene muß sie fördern Auch muß sie möglichst klar und übersichtlich gebaut und von einer Grundidee durchzogen sein. Sie entwickelt sich aus gegebenen Verhältnissen, steigt bis zu einem Wendepunkte und löst sich dann naturgemäß auf. Willkürliche Sprünge, gezwungene Wendungen beeinträchtigen die poetische Wirkung.

Die Handlung der Tragödie „Dankmar“ ist reich und bewegt, einfach und erschütternd. Der erste Act enthält die Exposition und Einleitung, im zweiten geräth Alles in Fluß, im dritten erreicht die Handlung den Höhepunkt, und der vierte leitet sie dem Ende zu, das im fünften einfach verläuft. — Der Monolog Dankmar's gibt uns einen Einblick in sein Herz und die Beziehungen zu seinem königlichen Bruder; er spricht Gedanken aus, die durch die ganze Tragödie walten. Das Eintreten Otto's, die Begegnung mit Eberhard klären die Lage; aus Otto blitzt der Herrschergeist, und Unmuth erwacht in Eberhard's Gemüthe.

Die Mutter Hedwig erscheint und gibt den Anstoß zur Bewegung — nun ist's entschieden, was geschehen soll. Rasch folgt die That; Dankmar überfällt Otto beim Krönungsfeste vor Aachen's Thoren; Eberhard tritt auf die Seite des Siegers. Aachen wird im Sturme genommen und dort der neugekrönte Heinrich von Dankmar seiner Würde entkleidet — andererseits aber fällt Hedwig in die Hände der Königin Mathilde. — Die Besiegte demüthigt die Siegerin und wird von ihrem Sohne befreit; doch Eberhard fällt, und die Hauptstütze der Empörer ist verloren. Nun bleibt für Mutter und Sohn nichts übrig, als der Tod; Hedwig wird von Dankmar's Schwert getödtet, er selbst erliegt dem Pfeile Heinrich's. Die Handlung ist so natürlich und durchsichtig, wie sie in einer Tragödie sein kann: ohne breite Episoden, ohne gewaltsame Wendungen; jede Scene ein nothwendiger Stein im ganzen Bau. — Selbst die Krönung Heinrich's in Aachen, die den oberflächlichen Blick befremden kann, erscheint bei tieferem Eindringen ganz gut motivirt und als poetischer Gewinn. Die staatskluge Mathilde macht sich die Flucht des überraschten Otto augenblicklich zu Nutzen, um ihren Liebling zu erheben; das ist für sie ganz consequent. — Dadurch aber, daß nur Heinrich den Spott und Uebermuth des Siegers erfährt, wird Otto und sein Königthum in eine unnahbare Höhe gehoben. Ueber Otto konnte Dankmar historisch nicht triumphiren; er durfte es auch poetisch nicht.

Daß die Mutter von der Hand des Sohnes fällt, wird Manchem bedenklich erscheinen; aber es wird kaum Jemand erweisen können, daß es nicht durch die Situation und die Charaktere begründet ist. — Kann Karl Moor seine geliebte Amalie, Odoardo Galotti seine Tochter Emilie tödten, warum nicht Dankmar seine Mutter? — Ist's doch auch eine Liebesthat. — Wohl sträubt sich die Natur und er kämpft einen schweren Kampf, aber endlich siegt die tragische Liebe. — Hätte der Dichter Hedwig selbst an sich Hand anlegen lassen, so wäre die erschütternde Wirkung nicht erreicht worden.

Für Viele unerwartet kommt das Ende Dankmar's. Im Zweikampfe mit Otto fällt er durch Heinrich's Pfeil. — Doch steckt darin ein feiner Zug. Otto, gegen dessen Macht sich Dankmar erhoben, hat ihn überwunden und gefangen; Heinrich aber, den er persönlich und tödtlich beleidigt, geht ihm ans Leben. — So nimmt man diese Wendung nicht ohne Befriedigung auf.

Der dritte und vierte Act haben Parallelscenen; Dankmar beraubt Heinreich des Purpurs und der Krone, Hedwig reißt Mathilden das Diadem vom Haupte. — Es enthalten diese Scenen aber keine Wieder-

holung; zudem sind sie poetisch nothwendig. — Ueber Dankmar mußte Hedwig einen tragischen Triumph feiern, denn sie hat mit ihm den Kampf begonnen und wird mit ihm untergehen. Nur gilt ihr Kampf mehr der Nebenbuhlerin Mathilde als dem Königthume Otto's, darum stellt sie der Dichter nur dieser gegenüber. Da steht sie aber als Gefangene, während Dankmar als Sieger sich die Krone aufsetzt; dadurch ist jeder Scene ihr unterscheidender Charakter gewahrt.

Bei Betrachtung der Handlung drängt sich uns auch die Frage der Darstellbarkeit auf. — Sie ist schon von mehreren Seiten verneint worden; doch, wie mich dünkt, mit Unrecht. — Scenisch unmöglich ist kein Theil der Handlung, nicht einmal schwierig ist einer. Die Motivirung ist so einfach, daß sie auch dem flüchtigen Hörer klar werden muß. — Daß nicht jede Rede gemeinfaßlich ist, mag getadelt werden; doch trifft dieser Tadel in der Regel nur classische Dichtungen. Man hat auch gesagt, Heinrich's Entthronung im dritten Acte würde sich auf der Bühne lächerlich ausnehmen. Das wäre erst zu erproben, ob nicht der Ernst der Situation und die Flammenworte Dankmar's das Publicum so zu ergreifen im Stande wären, daß es aufs Lachen vergäße.

Manchem ist's auch schon aufgefallen, daß in dem Stücke kein jugendliches Liebespaar vorkommt, keine Max- und Thekla-Idylle in der Tragödie. Die mögen wir gerne verschmerzen. Unsere Zeit bedarf keiner weichmüthiger Schwärmereien, sie bedarf Männer und Thaten. Das Girren kann der Dichter getrost Anderen überlassen, die, wie das Taubenpaar in Göthe's Fabel, ihr Glück im Myrthenhaine finden. Ernste Gemüther werden sich vor Allem vom tragischen Kampfe angezogen fühlen. — Läßt sich gegen die Handlung und ihren Bau nichts Gegründetes einwenden, so ist dies noch weniger bei den Charakteren der Fall. Jeder ist ein Mann aus ganzem Holze, nichts ist verschwommen, nichts widersprechend. Wie er angelegt, so ist der Charakter durchgeführt. Und was für Charaktere sind das! Naturen mit eisernem Willen; Herzen voll tiefster Empfindung, beide von tragischer Leidenschaft beherrscht. Der stolze, mit edlem Ehrgeize erfüllte Dankmar, neben ihm die tiefgekränkte und racheglühende Hedwig; Otto, der gewaltig waltende König, mit seiner offenen Stirn, und Mutter Mathilde, die staatsklugе Frau, mit feiner Kunst die Verhältnisse ausnützend; daneben der unselbstständige Bogenschütze Heinrich, dem das Schicksal eine Krone aufsetzt, fast nur, damit sie ihm entrissen werden kann. — Mitten in diesem Kreise steht der alte Polterer Eberhard, aus dem bei Gelegenheit ein mächtiger Parteigänger

wird. — Solche Charaktere sind nicht nach theoretischer Schablone gemacht, sondern voll und ganz der lebendigen Geschichte entnommen.

In Dankmar lebt ein Heldengeist, der nach Ruhm und großen Thaten dürstet! Seine Mutter weist ihm eine Bahn, die er mit scheinbarem Rechte betreten kann, die aber zum Verbrechen führte. Er träumt den kurzen Traum der Herrschergröße, um zu größerem Elende zu erwachen. Der Mutter Schicksal reißt auch ihn ins Verderben, doch nicht in Verzweiflung. Mit ungebrochenem Muthe steht er dem beleidigten Bruder gegenüber, bis Hinterlist ihm ein rasches Ende bereitet. Sein Starkmuth paart sich aber mit dem weichsten Gefühle der Liebe zur Mutter, das den Heros mit schöner Menschlichkeit umkleidet.

Hedwig gleicht der Krimhilde des Nibelungenliedes; nur daß sie nicht den Mord des Gatten, sondern die Entehrung ihrer Weiblichkeit zu rächen hat. Sie ist eben so voll von Verlangen nach Rache und Herstellung ihrer weiblichen Ehren, wie die Hunnenkönigin, sie lebt nur diesem Gedanken und bricht mit dem Mißlingen ihres Planes zusammen. Ihre Flammenworte entzünden den Brand in Dankmar's Brust, ihre zarte Ueberredung gewinnt Eberhards Schwert. — Was aber an Haß und Groll in ihr ist, bricht gegen Mathilde hervor, die sie mit Worten zerschmettert. — Ihr grenzenloser Unwille findet einen wahrhaft heroischen Ausdruck; ihre Worte sind freilich nicht salonfähig, aber der Natur großer Leidenschaft entsprechend.

Ein erhabenes Bild von Heldengröße ist König Otto, strahlend im vollen Glanze der Herrschertugend. Seine Seele ist durch keine Sorge beengt, frei entfaltet sie ihre Schwingen vom sicheren Throne aus. — Die wälsche Staatskunst, die sich zierlich windet, den süßen Kobold kann sein Herz entbehren.

> Statt des erheb ich stolz mein freies Haupt
> Und trag' ein offenes, freudiges Gesicht
> In meiner Völker thätigstes Gewühl.
> Da laß ich die Gebieterstimme schallen.
> Man schweigt, man hört, man ahnt den starken Willen
> Und mit Behagen läßt man mich gewähren.
> Vertrauend nah' ich dem beherzten Manne
> Und, ha, Millionen fühlen sich urplötzlich
> Mir im Gemüth verbunden und vertraut. —
>
> Und ihr Sachwalter der bewegten Menschheit,
> Bewährt durch Geist, daß es ein Cherub war,
> Der euch den König auf die Stirn gezeichnet,
> Und seid gewiß, durch eure Marken rollt

Kein warmer Tropfen, der euch nicht mit Inbrunst
Mit heil'gem Schrecken vor die Füße stürzte.
Denn unter diesem weiten Rund des Himmels
Bewillkommt jede Creatur mit Jubel
Die Obgewalt des Geistes und der That. —

In diesen Worten liegt Otto's ganzes Wesen; mit der Obgewalt des Geistes und der That bleibt er über Dankmar und seinen Anhang Sieger, mit derselben hat er später auch das römische Kaiserthum deutscher Nation begründet. — Königin Mutter Mathilde liebt es auch zu herrschen, doch sucht sie die verborgenen Wege der Politik, da ihr, dem Weibe, das offene Feld der That verschlossen bleibt. Doch ist sie keine gemeine Intriguantin; auf keinem Punkte ihrer Bahn verliert sie ihre Würde, nur einmal ihre Fassung. Nicht das Fehlschlagen ihres Lieblingsplanes, der Erhebung Heinrichs, macht sie rathlos, sondern das Auftreten ihrer Nebenbuhlerin Hedwig. — Vor der Donnerstimme der Natur, die aus Hedwigs Munde tönt, hält selbst ihre Staatskunst nicht Stand, sie fällt ohnmächtig in ihrer Frauen Arme.

Die Ergänzung zu Mathilde bildet Heinrich; er ist ihr Werkzeug. — Unfähig einer großen Initiative weiß er doch die Schmach mit Würde, den Schmerz mit Fassung zu ertragen. Ohne Arg im Herzen folgt er der Mutter Rath und nimmt die verwaist geglaubte Krone, ohne Arg schließt er Otto sich wieder an. Nur einmal, als er seinen Pfeil auf Dankmar richtet, leitet Arglist seine Hand. Doch ist sie ihm natürlich aus der frühern Kränkung erwachsen. — Auch verbindet sich Unselbstständigkeit gerne mit Hinterlist, wenn es eine That gilt.

Herzog Eberhard ist ein deutscher Recke der besten Art. Ich bin ein seelenguter Herr, sagt er von sich selbst, ich bechre gern und nicht aus kleinen Bechern, und kann ein lustig Verslein trefflich hören. Doch liebt er nicht minder die frische, lustige Fehde; nur gegen das Machtwort des Königs ist sein Ohr empfindlich. Da fühlt er sich als Herzog, als freier Führer seines Stammes und ist nicht gewillt dem Höhern sich zu fügen. Solche Männer haben die politische Einheit der deutschen Nation erst verzögert, dann aufgelöst und widerstreben ihr heute noch. Sie nennen die Zersplitterung immer des Reiches Freiheit, und geben so dem Unheile den Namen des Heiles. — Eberhard, der Autonomist, erliegt dem Centralisten Otto, wie der Theil dem Ganzen sich unterordnen muß.

So widerstreiten sich die Charaktere in der Tragödie, aber ganze Menschen bleiben sie alle.

Ich vermeide es, über die Sprache der Tragödie des weitern zu reden; jedes rein gestimmte Gemüth fühlt ihre Kraft und Gewalt. — Sie hat ihres Gleichen nicht in der Literatur unserer Tage. — Manchem wird sie unverständlich bleiben, der nicht körnigem Tieffinne nachspürt und nicht zwei bis drei Mal liest, was ihm das erste Mal fremd geblieben. Seit der erste Theil dieses Aufsatzes geschrieben worden, hat „Dankmar" sich in der literarischen Welt bereits festgesetzt. — Hervorragende Persönlichkeiten der Wiener Kreise haben bereits ihre unumwundene Anerkennung, andere ihre Bewunderung ausgesprochen und es läßt sich erwarten, daß das Erstlingswerk des heimischen Dichters eine raschere Verbreitung finden wird, als man unter den gegebenen Verhältnissen hätte erwarten sollen. Prof. A. E.

Telephonie.

Daß man im Stande ist von Welttheil zu Welttheil über viele Hunderte von Meilen hinweg Nachrichten zu senden, darüber wundert sich jetzt kein Mensch mehr. Das Telegraphiren ist so natürlich geworden, wie das Briefschreiben und Eisenbahnfahren; es kommt Einem vor, als wenn es Gott weiß wie lange schon auf der Welt wäre. Ob es aber auch einmal möglich sein wird, über Land und Meer in weite Fernen hin hörbar mit einander zu sprechen, sich mit einander zu unterhalten? Das hat vielleicht schon mancher im Scherz ausgesprochen, aber es im Ernst doch wohl für unmöglich gehalten. Und dennoch werden wir sehen, daß eine solche Möglichkeit nicht mehr in das Bereich der Phantasieen zurückzuweisen ist, daß es vielmehr bereits gelungen ist, den ersten Schritt zur Verwirklichung desselben zu thun.

Diesen ersten Schritt machte Herr Reiß in Friedrichsdorf. Er construirte einen Apparat, den er Telephon genannt hat, und mit dem er im Stande ist, Töne in derselben Weise von einem Orte nach einem andern entfernten zu befördern, wie man jetzt Zeichen telegraphirt. Diese Töne legen ihren Weg eben so schnell zurück und können ebenso weite Strecken durchwandern, wie jedes beliebige Telegramm. Wie dies geschieht, wollen wir im Folgenden auseinandersetzen.

Da die Telephonie auf denselben Principien beruht, wie die Telegraphie, weil sie sich derselben Naturkräfte zur Erreichung ihres Zweckes

bedient, müssen wir vorher kurz die beiden gemeinsamen Einrichtungen besprechen, um dann die besondere Einrichtung des Telephons besser verstehen zu können.

Jedermann weiß jetzt, daß es die Electrizität ist, deren sich die Telegraphie bedient, um in großen Entfernungen bestimmte Zeichen oder Buchstaben aufzuschreiben. Umwickelt man nämlich ein Stück weiches Eisen mit einem Metalldraht und leitet durch diesen Draht einen electrischen Strom, so verwandelt sich dies Eisen sofort in einen Magneten, der andere Eisentheilchen anzieht und festhält. Das Eisen hört aber sofort auf, magnetisch zu sein, so wie der Strom an irgend einer Stelle seiner Bahn unterbrochen wird, und die angezogenen Eisentheilchen werden losgelassen. Haben wir nun z. B. in Berlin einen Draht, der bis nach Paris geht und wickeln wir in Paris diesen Draht um ein Stück Eisen, so können wir dasselbe dort so oft zum Magneten machen, als wir in Berlin einen electrischen Strom durch den Draht senden. Auf dieser Thatsache beruht Telegraphie und Telephonie zugleich.

Wie die Telegraphie diese Thatsache für ihre Zwecke verwendet, gehört nicht in unser Thema. Wir wollen vielmehr prüfen, wie dieser Umstand, daß man in Berlin ein in Paris befindliches Stück Eisen magnetisch machen kann, von Herrn Reiß benutzt worden ist, um mit Hilfe desselben beliebige Töne nach großen Entfernungen zu telegraphiren oder richtiger zu telephoniren.

Zu diesem Zwecke wird es erforderlich sein, daß wir uns vorher die physikalischen Bedingungen vergegenwärtigen, durch welche ein Ton entsteht. Es wird dadurch die Aufgabe klar, welche der Erfinder zu lösen hatte, als er seinen Telephon construiren wollte.

Bekanntlich wird ein Ton erzeugt durch schnell aufeinander folgende Schwingungen eines Körpers. Wird ein ausgespannter Faden in langsame Schwingungen versetzt, so hören wir ein undeutliches Schwirren; schwingt er schneller, so vernehmen wir zuerst einen tiefen Ton, der dann um so höher wird, je schneller die Schwingungen des Fadens aufeinander folgen.

Ein jeder Körper kann nun durch Schwingungen solche Töne hervorbringen. Auch wenn wir sprechen oder singen, thun wir nichts Anderes als daß wir die Luft durch Bewegungen unseres Kehlkopfes und Mundes in Schwingungen versetzen, die sich fortpflanzen. Sie gelangen in unser Ohr, wo sie auf das dort ausgespannte Trommelfell treffen. Dies wird dadurch gleichfalls zu Schwingungen veranlaßt, die es weiter auf das innere Ohr überträgt, und die von den Ausbreitungen der Gehörsnerven als Gehörsempfindung wahrgenommen werden.

Aus welchem Stoffe aber auch ein Körper bestehen mag, er erzeugt immer denselben Ton, wenn er in der Secunde dieselbe Anzahl von Schwingungen macht. Wenn Jemand einen Ton von einer bestimmten Höhe singt, so machen seine Stimmbänder im Kehlkopf gerade so viel Schwingungen wie die Luft, die Luft macht gerade so viel Schwingungen wie unser Trommelfell, und dies schwingt gerade ebenso schnell, wie die inneren Apparate unseres Ohres, die den Gehörsnerv erregen. Wir hören deshalb den Ton von derselben Höhe, wie er von den Stimmbändern des Singenden erzeugt worden ist.

Wollen wir daher einen bestimmten Ton erzeugen, so müssen wir irgend einen Körper eine bestimmte Anzahl von Schwingungen vollziehen lassen. Wie viel Schwingungen ein Körper machen muß, um einen Ton von bestimmter Höhe zu erzeugen, hat die Wissenschaft für jeden einzelnen musikalischen Ton berechnet. Es sind diese Zahlen hier jedoch unwesentlich, da wir jedenfalls wissen, daß derselbe Ton immer und überall gehört wird, wenn die Schwingungen der Luft, die ins Ohr des Hörers gelangen, ebenso schnell erfolgen, als die, welche der Singende der umgebenden Luft mittheilt.

Die Aufgabe, die der Erfinder des Telephons zu lösen hatte, bestand also darin, in einer sehr großen Entfernung dieselbe Anzahl von Schwingungen zu erzeugen, die ein Singender an einem anderen Orte erregt.

Daß man in großen Entfernungen einen Körper in Schwingungen versetzen kann, hatte bereits der Physiker Page entdeckt. Er fand nämlich, daß ein mit einem Metalldraht umwickeltes Stück Eisen einen eigenthümlichen Ton erzeugt, wenn durch den Draht ein electrischer Strom geschickt wird. Dieser Ton ist aber nach den Untersuchungen des berühmten Physikers Wertheim nur abhängig von der Gestalt des Eisenstückes und seiner Lage zu dem umgebenden Metalldraht. Es ist nach diesen Untersuchungen ganz gleichgiltig, wie oft der electrische Strom durch die Umwindung hindurchgeschickt wird, denn der Ton entsteht durch die Schwingungen, die die einzelnen Eisentheilchen machen, wenn sie aus dem unmagnetischen Zustande in den magnetischen übergehen.

Da man nun im Stande ist, in jeder beliebigen Entfernung ein weiches Stück Eisen magnetisch zu machen und ihm den Magnetismus wieder zu nehmen, so konnte man auch dieses von Page entdeckte Tönen des Eisens in jeder Entfernung erzeugen. Ueber die Art und Höhe des Tones hatte man aber keine Gewalt, man konnte die Anzahl der Schwingungen, die die Eisenstäbchen machten, ihnen nicht vorschreiben. Eine

Verwendung für den Zweck, bestimmte Töne nach großen Entfernungen zu verpflanzen, war daher nicht möglich.

Wir wissen nun, daß die kleinsten Theilchen eines Eisenstabes in Schwingungen gerathen, wenn wir einen electrischen Strom um ihn herum leiten. Diese Schwingungen entstehen dadurch, daß der Stab vom unmagnetischen Zustande plötzlich in den magnetischen übergeführt wird und umgekehrt. Die Anzahl der Schwingungen, die die Theilchen des Eisenstabes machen, sind aber abhängig von seiner Lage und seiner Form. Der Ton, den wir dabei hören, ist derselbe, den er erzeugt, wenn wir ihn auf eine andere Weise in Schwingung versetzen; es ist dies sein Eigenton.

Was geschieht aber, wenn wir den Eisenstab in einer Secunde so oft magnetisch und unmagnetisch machen, als die Luft schwingen muß, um einen bestimmten wahrnehmbaren Ton zu erzeugen? Die kleinsten Eisentheilchen werden eben so oft zu schwingen anfangen und aufhören, und werden dadurch eben so oft der Luft kleine Stöße geben. Wir werden also jetzt einen Ton hören, der nicht abhängig ist von der Form des Eisenstabes, sondern von der Anzahl von Malen, welche wir ihn während einer Secunde in einen Magneten verwandeln. Nun wissen wir, daß wir den Eisenstab in einen Magneten so oft verwandeln, als wir den Strom, der um ihn herum geleitet ist, schließen und öffnen. Wir dürfen daher den Strom nur so oft unterbrechen, als die Luft schwingen soll, und bekommen dann von dem Eisenstabe den bestimmten beabsichtigten Ton. Da wir ferner das Magnetisiren eines Eisenstabes, der in sehr großen Entfernungen sich befindet, in der Hand haben, so können wir ihn auch zwingen, eine uns beliebige Anzahl von Schwingungen auf der entferntesten Station zu machen.

Wenn wir also in Berlin einen electrischen Strom, der nach Paris geleitet wird und daselbst einen Eisenstab umkreist, schnell hinter einander schließen und öffnen, so wird dieser Stab eben so oft in Schwingungen gerathen; und beträgt die Anzahl der Schließungen und Oeffnungen 32 in Secunde, so werden in dem Stabe auch 32 Schwingungen in der Secunde stattfinden, die den tiefsten, noch wahrnehmbaren Ton geben. Je schneller Oeffnungen und Schließungen des Stromes in Berlin einander folgen, desto höher wird der Ton des Eisenstabes in Paris werden und man würde so jeden beliebigen Ton befördern können.

Daß man in Berlin die Oeffnungen und Schließungen des Stromes nicht mit der Hand so schnell machen kann, ist klar. Man würde dies zwar mit Hilfe von Räderwerken ausführen können, aber das würde viel

zu complicirt sein und man müßte dann immer erst nachsehen, wie viel Mal in der Secunde man für jeden einzelnen Ton den Strom unterbrechen muß. Das Sinnreiche des Reiß'schen Apparates besteht vielmehr darin, daß man nur nöthig hat, den Ton in eine Vorrichtung hineinzusingen, und daß in Folge dessen der Eisenstab auf der entfernten Station denselben Ton nachsingt.

Wie aber benutzt der Erfinder den in Berlin gesungenen Ton, um ein Nachsingen desselben Tones in Paris zu veranlassen?

Er läßt auf eine sehr sinnreiche Weise die Schwingungen des gesungenen Tones selbst den Strom, der nach der entfernten Station geht, unterbrechen, und erhält somit sicher ebensoviel Unterbrechungen, als der gesungene Ton Schwingungen macht.

Man singt nämlich den Ton durch ein Rohr in einen viereckigen hohlen Holzkasten hinein, dessen Deckel an einem runden Ausschnitt mit einer dünnen Haut von Schweinsdünndarm überspannt ist. Auf der Mitte des Häutchens ist ein dünnes Metallplättchen aufgekittet, das durch einen feinen Metalldraht mit dem einen Ende der Leitung in Verbindung steht. Auf dem Metallplättchen ruht ein feiner Metallstift, der in geeigneter Weise mit dem andern Ende der Leitung verbunden ist. Wird nun ein electrischer Strom durch die Leitung geschickt, so geht er durch den feinen Metalldraht nach dem auf die Membran gekitteten Metallplättchen, von da durch den aufruhenden Stift in die Leitung, die ihn nach der entfernten Station weiterführt. In diesem Zustande ist der Strom geschlossen, der Eisenstab der entfernten Station befindet sich dauernd im magnetischen Zustande, tönt also nicht.

Wenn wir aber in den Kasten einen Ton hineinsingen, so geschieht Folgendes: Die Luft im Kasten geräth in Schwingungen und theilt diese der Membran mit. Die Folge davon ist, daß das aufgekittete Metallplättchen anfängt, auf und ab zu tanzen. Sobald es aber von der auf ihr ruhenden Metallspitze abfliegt, öffnet es den Strom, und wenn es dieselbe wieder berührt, schließt es ihn wieder. Der Eisenstab auf der entfernten Station beginnt also zu tönen.

Nun wissen wir, daß die Luft im Kasten gerade so viel Schwingungen in der Secunde macht, als unsere Stimmbänder, die den Ton erzeugen. Die Membran schwingt gerade so schnell wie die Luft und das Metallplättchen tanzt gerade so oft auf und ab, als die Membran Schwingungen macht. Es entstehen demnach ebensoviel Unterbrechungen des Stromes, die wiederum dieselbe Zahl von Schwingungen in dem Eisenstabe erzeugen. Der Ton also, den ich in Berlin in einen solchen

Apparat hineinsinge, wird in Paris durch den Eisenstab wiedergegeben, der so oft schwingt, als er magnetisch und unmagnetisch wird.

Die Schwingungen des Eisenstabes, die auf diese Weise erzeugt werden, sind jedoch zu schwach, um einen lauten musikalischen Ton zu geben. Herr Reiß brachte daher den Eisenstab, der übrigens in der Originaluntersuchung eine ganz gewöhnliche Stricknadel war, in einen Resonanzkasten. Dadurch wird der Ton, wie es ja von allen Streichinstrumenten dem Leser längst bekannt ist, sehr wesentlich verstärkt und uns deutlich wahrnehmbar.

Man sieht, es steht nun Nichts im Wege, auf diese Weise eine ganze Melodie zu telephoniren. Ja, wenn man für jedes Instrument und jeden Sänger einen besonderen Apparat und die zugehörigen Leitungen zur Verfügung hätte, so würde man ein ganzes Concert, welches in Berlin aufgeführt wird, in Paris mithören können. Freilich würde das Ensemble dem ästhetischen Sinne der entfernten Hörer noch wenig entsprechen, aber es ist nicht zu zweifeln, daß man es hierin bis zu einer gewissen Vollkommenheit bringen könnte.

Wie steht es aber mit dem Telephonisch-Sprechen? Davon sind wir freilich noch ein weites Stück entfernt. Indeß, wenn man bedenkt, daß nach den gründlichen Untersuchungen von Helmholz in Heidelberg die Vocale unserer Sprache aus musikalischen Tönen bestehen und durch Zusammenklingen bestimmter Töne jederzeit erzeugt werden können, so ist der Uebergang vom telophonischen Singen zum Telephoniren von Vocalen kein so großer, daß er nicht durch Verbesserung des Apparates gemacht werden könnte. Größer wird die Schwierigkeit für die Consonanten sein. Denn diese werden nicht durch bestimmte regelmäßig schwingende Töne, sondern durch Geräusche mit unregelmäßigen Luftschwingungen gebildet. Aber auch die Lösung eines solchen Problems ist nicht so unmöglich, als man glauben möchte, und vielleicht bringt uns die nächste Zukunft weitere Erfindungen auf diesem Gebiete.

Die Theriakerzeugung im alten Venedig.

Wie heutzutage gewisse Waaren den Käufer oft erst dann unwiderstehlich bezaubern, wenn sie ihm als französisches oder englisches Produkt angepriesen werden, so verhielt es sich im Mittelalter und den zunächst folgenden Zeiten bis Ludwig XIV. mit den Erzeugnissen der Venezianer. Nur muß dabei berücksichtiget werden, daß in unsern Tagen die Industrie allenthalben auf einer so hohen Stufe steht, daß es oft lächerlich erscheint, wenn man ausländische Erzeugnisse den einheimischen vorzieht und sie sogar überzahlt, um nur den herrschenden Vorurtheilen zu fröhnen. Anders war es zu jener Zeit, als Venedig in der Blüthe stand, da war man wirklich bemüssigt, viele Waaren von diesem Platze zu beziehen, wenn man etwas vorzügliches haben wollte. Man denke nur an die Glas- und Spiegelwaaren, Gold- und Silberarbeiten, an die Seidenstoffe, Spitzen und so vieles Andere, was damals eben nur in Venedig in solcher Güte erzeugt wurde und daher einen wohlbegründeten Ruf für sich hatte. Dies wußten die Venezianer auf's Beste auszubeuten in all' und jedem, was einen Geldgewinn abwerfen konnte. Daher nahmen sie keinen Anstand, auch aus der damals weit verbreiteten Quacksalberei bedeutende Vortheile zu ziehen und zwar mit Anwendung einer großartigen Charlatanerie, in der sie von der Regierung selbst unterstützt wurden.

Da spielte nun vor Allem der venezianische Theriak, die bekannte als Universalmittel angepriesene Latwerge, Jahrhunderte hindurch die wichtigste Rolle.

Der Theriak oder Mithridat war schon bei den Alten als ein berühmtes Gegengift im hohen Ansehen. Andromachus von Creta, Leibarzt des Kaisers Nero beschreibt die Bereitung desselben in einem Gedichte, das in Galenus Schriften auf uns gekommen ist. Mehr als sechzig Arzeneimittel werden da angegeben, die zur widersinnigen Zusammensetzung dieser Latwerge erforderlich sind. Einige dieser Mittel lassen sich nach den von Andromachus angeführten Namen, die hier zu wiederholen überflüssig wäre, nicht mehr bestimmen, andere sind ganz unwirksam, wieder Andere sind sich unter einander ganz entgegengesetzt. Die Hauptingredienz dabei war jedoch das Viperngift, daher damals vom Festlande Italiens eine große Menge Vipern, namentlich die **Vipera Redii L.** nach Venedig zum Verkaufe gebracht wurden.

Der venezianische Therial war lange Zeit hindurch der gesuchteste und zwar selbst im Oriente, von wo sich doch die Methode, dieses Universalmittel zu bereiten, nach Venedig verpflanzt hatte. Wenngleich in den spätern Zeiten die Franzosen und Holländer sich bemühten, auch in diesem Artikel als Rivalen Venedigs aufzutreten, so erhielt sich das venezianische Erzeugniß doch noch immer im Rufe der besten Waare. Der Gewinn, den die Unterthanen der Republik aus dem großen Absatze zogen, war ein so bedeutender, daß sich die Regierung bewogen fühlte, auch diesem Industriezweige ihren besonderen Schutz angedeihen zu lassen, wie sie überhaupt aus Staatsklugheit alles beförderte, was den Wohlstand ihrer Unterthanen zu sichern und zu vermehren geeignet war. Da ist es denn im hohen Grade interessant zu sehen, wie die Regierung keinen Anstand nahm, die crasseste Charlatanerie mitzumachen und gleichsam durch Gesetze zu sanktioniren, damit nur der venezianische Therial zum höchsten Ansehen gelange und sich in seinem guten Rufe behaupte.

Acht Apotheken beschäftigten sich insbesondere mit der Therialbereitung. Die vorzüglichsten davon waren jene am Fuße der Rialtobrücke auf der Seite der Mercerie und unter diesen war wieder die noch gegenwärtig bestehende „alla testa d'oro" die berühmteste. Die Bereitung mußte nach den bestehenden Gesetzen öffentlich auf offener Straße in einer festgesetzten Woche im Monate August geschehen.

Schon zwei Tage vorher wurden die Apotheken von Außen und Innen mit großem Aufwande und in auffallender Weise geschmückt und doch war in jenen Zeiten schon die gewöhnliche Ausstattung der Apotheken eigenthümlich genug. Ausgestopfte seltene Thiere, Skelete, Mißgeburten, Zaubermittel aus allen Naturreichen und dergleichen unwürdiges Zeug war in den Auslagen und im Innern zur Schau ausgestellt. Für diese zwei Tage aber war man bemüht, die gaffende Menge durch ganz neue Schaustücke zu überraschen, z. B. durch irgend ein abnormes Naturgebilde, durch auffallende Vorkommnisse aus der Fauna des Meeres, oft auch durch jene enormen zentnerschweren Krystalle, die zu wiederholten Malen aus den aufgedeckten Krystallkellern der Schweizeralpen nach Venedig gebracht wurden. Daß hiebei die Giftschlangen eine Hauptrolle spielten, braucht wohl nicht bemerkt zu werden. Die zum Therial nothwendigen Droguen und Ingredienzen waren an der Außenseite der Apotheken in symetrischer Ordnung ausgestellt. Nachts strahlte alles dies bei außerordentlicher buntfärbiger Beleuchtung, denn die Lokalitäten wurden die ganze Nacht offen gehalten. So wurde Alles aufgeboten, um die

allgemeine Aufmerksamkeit wie auf ein bevorstehendes wichtiges Ereigniß hinzulenken.

Am Morgen des dritten Tages wurden achtzig große Mörser zu beiden Seiten der ziemlich breiten Straße am Fuße der Rialtobrücke reihenweise aufgestellt, in denen von den „Facchini" die zahlreichen Droguen zerstoßen werden sollten. Diese achtzig Facchine, lauter ausgesuchte starke Männer hatten alle die gleiche Kleidung und trugen auf dem Kopfe eine mit auffallender, bizarren Verzierung ausgestattete hohe Mütze. Sie wurden von einigen noch auffallender gekleideten „Sotto Capi" beaufsichtigt, die oberste Leitung aber führte der „Capo-Facchino", der selbstverständlich seinem Amte gemäß am bizarrsten ausgestattet war. Nun erschien die von der Regierung abgeschickte Sanitäts-Commission In ihrer Amtstracht durchschritt sie langsamen Schrittes mit gravitätischer Haltung und der den Charlatanen eigenen Wichtigthuerei die Reihen. Sie war diesmal durch Beiziehung der berühmtesten Doctoren und Aerzte verstärkt und hatte die Pflicht, alle Droguen früher zu untersuchen und auf diese Art dem Ganzen gleichsam die ämtliche Garantie zu verleihen. Dies Alles geschah natürlich mit großer Ostentation und mit scheinbar skrupilöser Genauigkeit, um der zahlreichen Zuschauermenge einen richtigen Begriff von der Wichtigkeit der Sache beizubringen. Zwei Laboranten, vom Capo-Facchino begleitet, brachten in großen Gefäßen die Droguen aus den Apotheken, die, nachdem sie von der Commission waren geprüft worden, in die achtzig Mörser zum Zerstoßen vertheilt wurden.

War dies geschehen, so zog sich einstweilen die Commission in die Apotheken zurück und nun gaben die an jedem Ende der Mörserreihe aufgestellten Sotto-Capi mit lauter Stimme durch einen eigenthümlichen Gesang den Takt an, in welchem das Stoßen jeder Drogue zu geschehen hatte. Glaubte der Capo-Facchino, daß die Drogue hinlänglich zerstoßen sei, so gab er mittelst eines lauten Rufes im hohen Tone das Zeichen, worauf alle Facchine zu gleicher Zeit die Mörserkeulen in die Höhe hoben. Jeder Facchin brachte nun die Drogue dem Capo-Facchino zur Einsicht. Dieser prüfte Alles mit bedeutendem Wichtigthum und gab hie und da einzelnen unter großem Lärm arge Verweise, als ob sie die Bestandtheile nicht hinreichend zerkleinert hätten.

Während die neue Drogue herbeigebracht und wieder von der Sanität geprüft wurde, saßen die Facchine unter Gesang und Scherzen auf den Bänken vor ihren Mörsern und erlaubten sich, die Vorübergehenden mit den ausgelassensten Witzen zu behelligen. Dies geschah in noch höherem

Grade, wenn sie während der Arbeit, was öfter geschah, mit Speisen und Getränken bewirthet wurden, und da sie nebstbei sich auch ein gutes Stück Geld verdienten, so war die Laune dieser Leute eine maßlos heitere und zu allerlei Tollheiten aufgelegte. Jedermann suchte daher während dieser Zeit die Rialto-Brücke durch die nächsten, dahinführenden Gäßchen zu gewinnen, um nicht dem Gespötte der Facchine ausgesetzt zu sein. Insbesondere mußte dies das weibliche Geschlecht der gemeinen Volksclasse oder unbeschäftigte Lastträger und dergleichen Leute thun, wenn sie nicht mit einem Schwalle der derbsten Witze überschüttet werden wollten. Doch alles dies war nichts gegen den Höllenlärm, der dann entstand, wenn sich der Fante der Zehnmänner oder ein Sbirro in der Nähe sehen ließ. Er durfte die Gasse durchaus nicht passiren, und wenn er es hätte erzwingen wollen, so konnte er sich auf einen gemeinschaftlichen Angriff aller Facchine mit den Mörserkeulen in der Hand gefaßt machen. Einst verhafteten die Sbirren in der Nähe einen Mann, dem sie nach der damaligen Sitte einen weiten blauen Mantel über den Kopf warfen und ihn dann festbanden. Die Facchine dies erblickend, verließen augenblicklich ihre Arbeit und machten unter ungeheurem Lärm einen Angriff auf die Häscherschaar, die sich nur durch die eiligste Flucht in die nächsten engen Gassen retten konnte. Die sonst so strenge Regierung ließ diese Ausbrüche der frechsten Laune ungestraft dahin gehen, weil sie, gleichsam im Solde der Charlatanerie, gar nichts dagegen hatte, wenn bei der Bereitung des Therials recht viel Lärmens und so viel Aufsehens als möglich gemacht wurde.

Das Zerstoßen der Droguen in den achtzig Mörsern und der damit verbundene Lärm dauerte zur nicht geringen Unbequemlichkeit der Nachbarschaft drei volle Tage.

Am vierten Tage gieng man an das wichtigste, an die Bereitung der Latwerge selbst. Da wurden drei ungeheure Kessel auf eisernen Dreifüßen in der Mitte der Gasse aufgestellt. Man zündete Feuer an und nun wurden die Droguen mit Beigabe von Honig und anderen Zuthaten gekocht und zur Latwerge verdickt. Wie vorher durch die drei Tage das Pochen weithin erscholl, so lagerten sich jetzt die narkotischen Dämpfe aus den Kesseln über die ganze Umgebung. Die Facchine, auf Gerüsten stehend, hatten große Rührlöffel, mit denen sie fortwährend den Brei umrührten, bis er endlich gehörig durchgearbeitet, in cylindrische Blechbüchsen verschiedener Art gefaßt wurde. Die Büchsen führten nebst dem Siegel des betreffenden Apothekers jederzeit auch jenes der Sanitätscommission und wurden in dieser Weise in alle Welt abgesetzt.

Im Jahre 1787 hob endlich die Regierung der Republik Venedig alle hinsichtlich der Theriakbereitung erlassenen Gesetze auf, indem sie dieselbe als Privatsache den einzelnen Apothekern überließ, in denen man noch heutigen Tages namentlich in jenen am Fuße der Rialtobrücke dieses einst so berühmte Universalmittel dispensirt.

Auffallend ist es übrigens, daß man sich in Frankreich und Holland nicht entblödete, bei der Theriakbereitung die in Venedig übliche Charlatanerie auf das Sorgfältigste nachzuahmen.

Nach dem bisher Gesagten sollte man sich für berechtigt halten, auf jene Jahrhunderte mit Mitleid zurückzublicken und im Bewußtsein, „wie wir's so herrlich weit gebracht", unserm Zeitalter auch in dieser Hinsicht den unbedingten Vorzug einzuräumen. Allein da wäre doch einige Vorsicht anzurathen, denn jedermann, der diese Sache auch nur einiger Beachtung würdigt, wird sehr bald gewahr, daß noch gegenwärtig der Handel mit Geheim- und Universalmitteln in voller Blüthe steht. Leunis führt in seiner Synopsis der Botanik 21 derlei Universalmittel an, die nebst vielen anderen heutzutage im Umlauf sind und die in den Blättern noch täglich als vollständig sicher wirkende Mittel gegen Gicht, Schwindsucht, Husten, Brustleiden, Kahlköpfigkeit u. s. w. anempfohlen werden, so daß diese Leiden nicht mehr existirten, wenn die Mittel nur ein Procent von dem leisten könnten, was sie versprechen. Als Beleg sollten einige dieser modernen Universalmittel hier angeführt werden:

Electromotorische Essenz von Dr. Romershausen. Terpentin- und Rosmarinöl in Alkohol gelöset. Gegen alle bekannten und noch unbekannten Krankheiten heilsam.

Kräuterthee von Ohme und Müller in Braunschweig. Eine Menge beliebig zusammengemischter Pflanzentheile. Soll an 70 Krankheiten unfehlbar heilen.

Kräuterseife von Dr. Borchhardt, Arzt in Berlin. Grün gefärbte und durch einige ätherische Oele wohlriechend gemachte Oelseife ohne Kräuter.

Lilionese, ein Schönheitswasser. Aromatisirte Pottasche. Die Flasche 25 Silbergroschen. (Werth etwa 3 Silbergroschen.)

Waschwasser von Kummerfeld. Gegen alle Hautkrankheiten Schwefelblumen, etwas Kampfer und Brunnenwasser. Die Flasche zu 2⅙ Thaler. (Werth 3 Silbergroschen.)

Schweizer Kräutersaft von Goldberger (der auch die jetzt überall als unwirksam erkannten Rheumatismusketten verfertigte)

gegen Lungen- und Kehlkopfschwindsucht. Besteht aus Zucker mit Pomeranzen- und Lactucabitter.

Krystallisirte Kräuterbonbons von Dr. Koch. Fabricant Goldberger. Gegen Brustbeschwerden. Sind siebenmal theurer als Malzzucker, leisten aber nicht mehr.

Spiritus Bohemi vom Tabaktrafikanten Cardini in Frankfurt a. M. Soll jeden Zahnschmerz augenblicklich heilen. Besteht aus Weingeist, Kampfer und Nelkenöl. Die Flasche 1 Thaler. (Werth 3 Silbergroschen.)

Zahnperlen (Anodyne neclase, d. h. schmerzstillendes Halsband.) Bestehen aus einem knochen- oder elfenbeinförmigen Stoffe und werden um den Hals getragen, um bei den Kindern das Zahnen zu bewirken oder doch zu erleichtern. Dies Mittel ist auf urtheilsunfähige, aber wohlhabende junge Eheleute besonders berechnet.

Zahnkissen von Heim, enthalten Tausendguldenkraut und etwas Moschus, kosten per Stück 2 Thaler (Werth 4 Silbergroschen.)

Mittel gegen Fallsucht von J. H. Hösch in Köln. 3 Theile Baumöl und 1 Theil Zucker. Die Flasche kostet 6 Thaler! — u. s. w. u. s. w.

Doch genug hievon! Erstaunen aber muß man, wie derlei noch im neunzehnten Jahrhunderte geschehen kann, das sich eben durch den Fortschritt der Naturwissenschaften und der Chemie einen Vorrang vor allen andern Culturepochen erworben hat.

So hat, wie Leunis richtig bemerkt, trotz all' und jedem der alte Satz des berühmten Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus, Bombastus von Hohenheim auch heute noch seine Geltung: Die Welt will betrogen sein, also mag sie betrogen werden. Mundus vult decipi, ergo decipiatur. Prof. R. G.

Literarisches.

Ein Aufsatz in der Zeitschrift „Ausland" Nr. 43 bespricht das Jahrbuch des österreichischen Alpenvereines und hebt die Abhandlung „Göthe in den Alpen" von Alois Egger als besonders lesenswerth hervor.

In der Regel meint man, der Sinn für Naturschönheiten habe immer den Deutschen im Blute gelegen. Dennoch sind es noch nicht hundert Jahre, daß man entdeckt hat, die Natur und namentlich die Natur der Alpenwelt sei etwas Schönes. Die ersten deutschen Schriftsteller, welche die Begeisterung für landschaftliche Schönheiten weckten, waren die beiden Forster auf Cooks zweiter Reise, doch war das Chamonnythal ein Menschenalter früher (1740) von zwei Engländern „entdeckt", und seitdem von Naturfreunden besucht worden. Göthe's erste Alpenwanderung fällt in das Jahr 1775 und es scheint, daß Bodmer in Zürich es war, welcher bei dem Dichter den Sinn für Alpenschönheiten zu erwecken verstand. In Begleitung der Brüder Stollberg wanderte Göthe damals bekanntlich von Zürich über Einsiedeln nach Schwyz. Tags darauf steuerten die Freunde über den Lowerzersee auf den Rigi zu, den seit 1760 einzelne Fremde besuchten, und machten Station im Wirthshause „zum Ochsen" (heute noch beim Klösterli). Vom dortigen Aufenthalt gedenkt Göthe besonders zweier Momente. Sie hatten die Höhe erstiegen und fanden sich in Wolken gehüllt.

Aber als sie hie und da auseinander rissen und ihnen, von wallendem Rahmen umgeben, eine klare, herrliche, sonnenbeschienene Welt als vortretende und wechselnde Bilder sehen ließen, bedauerten sie diese Zufälligkeit nicht mehr; denn es war, wie er sagt, ein nie gesehener, nie wieder zu schauender Anblick und sie verhaarten lange in dieser Lage, um durch die Ritzen und Klüfte der immer bewegten Wolkenballen einen kleinen Zipfel besonnter Erde, einen schmalen Uferzug und ein Endchen See zu gewinnen. Als sie dann des Abends zu ihrem Wirthshaus zurückgekehrt waren, beschäftigten ahnungsvoll zusammenklingende Töne ihr Ohr; das Glockengebimmel der Capelle, das Plätschern des Brunnens, das Säuseln wehselnder Lüftchen, in der Ferne Waldhörner; es waren wohlthätige, beruhigende, einlullende Momente, ruft der Dichter aus, als er in dieser Erinnerung schwelgte. Jetzt freilich ist alles anders geworden. Die vier Curhäuser an den verschiedenen Rigipunkten, die zusammenströmende Menge von Touristen wären kaum im Stande, für Göthe die Idylle des Ochsenwirthshauses herzustellen. Uns aber gibt der Vergleich einen Maßstab für die Fortschritte, die der Cultus der Alpenwelt seit dem Jahrhundert gemacht, da unser Dichterheros den Rigi betreten. „Auf dem Gotthart-Hospiz empfing die Reisenden eine ältliche Frauensperson, denn der Pater des Hospizes traf erst später von einem Ausflug aus Mailand ein. „Seltsamer Contrast! die beiden Alpenwanderer von 1775 verwunderten sich, daß der Pater hier oben in so völliger Wüste, entfernt von aller Gesellschaft, sein Leben zubringen möge; denn sie hatten nur einzelnen Saumthieren begegnet, die im Nebel ihren Weg suchten.

Und heute stehen da zwei Hospize, vor denen in jeder Sommermittagsstunde sich ein bewegtes Leben entfaltet, wenn die von Andermatt und Airolo ankommenden Fremden und Frachtfuhrwerke sich begegnen, und in welchen jährlich über 12.000 Personen bewirthet werden. Zwei Tage nach Göthe's Aufenthalt auf dem St. Gotthart rollte die erste Kutsche über den steinigen Pfad, in welcher der englische Mineraloge Greville saß; jetzt führt ein Eilwagen die Reisenden über die 1824 neu gebahnte Straße, und in nicht ferner Zeit wird das Dampfroß zur Höhe des St. Gotthart steigen, um den Triumph des 19. Jahrhunderts zu verkünden. Doch das konnte selbst ein Dichtergeist nicht ahnen!"

Göthe's zweite Alpenwanderung, die er als Bergleiter des Herzogs von Weimar unternahm, fällt in das Jahr 1779, und zwar giengen beide Freunde erst Ende September ab, um sich über Biel in das Berner Oberland zu begeben, wo sie durch das Lauterbrunnerthal über die Scheideck ins Haslithal wanderten. Hierauf bestiegen sie im Jura zwei Gipfel und reisten dann über Genf in das Chamonnythal, welches seit 1740, wie oben bemerkt wurde, zuerst von zwei Engländern den Naturfreunden als Sehenswürdigkeit angepriesen worden war. Göthe fand dort schon ein Wirthshaus, welches seit 28 Jahren in Betrieb stand, auch gab es Führer, mit welchen Karl August und Göthe die bekannte Tour nach dem Eismeer unternahmen. Dies geschah in den ersten Tagen des Novembers, zu einer ungewöhnlich späten Jahreszeit; auch hätten damals die Reisenden ihre Tour vielleicht nicht übernommen, wenn nicht der berühmte Naturforscher Saussüre sie ermuntert und ihnen gutes Wetter verheißen hätte. Ueber den Col der Balme begaben sie sich nach dem Wallis und erreichten über die Furca die Gotthartstraße. Mit Göthe war in der Zeit zwischen seiner ersten und zweiten Reise eine große Veränderung vorgegangen. Auf seiner früheren Wanderung suchte er die Natureindrücke nur auf, um sich eine Gemüthsbewegung zu verschaffen, sein eigenes Ich in dieser ungewöhnlichen Stimmung zu beobachten, so war die Reise im Grunde ein psychologisches Experiment gewesen. Die zweite Reise dagegen galt wirklich den angeschauten Gegenständen. Während 1775 weder das Naturalienkabinet in Einsiedeln, noch die Mineraliensammlung des Wirthes in Wasen ihm ein Interesse einflößte, er überhaupt über das Wesen der organischen und unorganischen Natur sich keinerlei Gedanken machte, beschäftigten ihn nun schon im Münsterthal des Jura eigene Ideen über die Bildung dieser starren erhabenen Felsformen und in den Savoyer Alpen interessirten ihn Granit und Gneis nicht minder als der ästhetische Charakter des Hochgebirges. Die dritte Reise durch das Gebirge unternahm er auf dem Wege nach Italien. Sie ist so unbedeutend, daß ihrer nur mit kurzen Worten gedacht wird. Die vierte Gebirgs- und die dritte Schweizerreise gehört dem Jahre 1797 an, und sie galt zunächst dem Besuche seines Freundes Meyer. Wie ganz anders er damals über die Zwecke des Reisens dachte, wird aus folgender Stelle eines Briefes an Schiller ersichtlich: „Sich durch unmittelbares Anschauen die naturhistorischen, geographischen, oconomischen und politischen Verhältnisse zu vergegenwärtigen, gibt eine sehr angenehme Unter-

haltung und die Uebersicht sowohl des Ganzen, als die Einsicht ins Einzelne wird besonders dadurch beschleunigt, daß Meyer hier zu Hause ist." Die naturwissenschaftliche Richtung hatte entschieden die Oberhand gewonnen. Das poetische Vergnügen an den Nebelgebilden war geschwunden, denn er findet, daß dasselbe nur bei heftigen inneren Empfindungen eintrete. Am St. Gotthart sieht er nun statt Drachennestern Glimmerschiefer mit vielem und schönem Quarz und ungeheuere Wände des blätterigen Granits. In Zürich verweilt er nicht mehr bei seinem schwärmerischen Freund Lavater, sondern besucht die Mineraliensammlungen der H. H. Escher und Rahn.

Der Verfasser knüpft an diese Bemerkungen folgende eindrucksvolle Worte: Im Leben großer Männer spiegelt sich die Geschichte der Menschheit, in Göthe's Alpenwanderungen liegt ein gut Stück Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts vor uns. Was die Völker Europa's bewegt, hat auch ihn ergriffen, und er hat den Umschwung im Cultus der Alpenwelt, den die Zeit mit sich gebracht, an sich erlebt. Nur hat er das ganz erlebt, was andere nur zum Theil kennen lernen. Heute gibt es wohl noch Menschen, die in den Thälern des Hochgebirges über die Wetterstimmung nicht hinaus kommen, aber auch andere, die nur ein wissenschaftliches Interesse kennen. Das höchste gewinnt immer der, welcher mit wissenschaftlich gebildetem Auge die malerischen Schönheiten der Natur würdigt und nicht unempfänglich ist für poetische Eindrücke.

Meteorologisches.

Witterung im November 1866.

Nach ämtlichen Berichten sind an den Küsten von Frankreich und England im November die Schiffbrüche sehr zahlreich gewesen und durch die heftigen und andauernden Stürme veranlaßt worden, die dort geherrscht haben Hier in Kärnten hat man an den meisten Orten davon nur die raschen und starken Aenderungen des Luftdruckes und der Temperatur wahrgenommen. Vom 17. Morgens 7 Uhr bis dahin des nächsten Morgens stieg der Luftdruck in Klagenfurt um 8', Linien und fiel das Thermometer von + 3·4 auf — 6·0. Aehnliches fand vom 9 auf den 10. und am 25. statt. Bedeutende Luftströmungen aber wurden mit Ausnahme des 17, wo Abends ein lebhafter Nordwest blies, nicht wahrgenommen. Dagegen war es am Hochobir äußerst stürmisch. Am 9., 16. und 17., 24, 25. und 26. blies ein heftiger, anhaltender Südweststurm, am 14. ein Nordwest- und am 30. ein Südoststurm mit starkem Schneefall; an anderen, wenig geschützten Orten wie Hausdorf, Raibl, St. Peter, war es an genannten Tagen stürmisch, meist aus Nordwest und Nord. — Niederschläge fanden fast keine statt, erst am 26. und folgenden Tagen lagerte sich eine mäßige, kaum 5 Zoll hohe Schneedecke über das Land.

Die Temperatur stieg überall am 9. auf + 9 bis 10°, und fiel nach den Stürmen am 17. und 18. meist am 20. auf — 5 und 6°, und war im Mittel etwas über oder unter 1 Grad über Null. Am Hochobir war sie am 8. ebenfalls + 9 0 (bei mäßigem Südwind) am 30. aber — 11 5, im Mittel — 2·9.

In Klagenfurt wurden folgende Mittel der vorzüglichsten Witterungselemente beobachtet, die eingeschlossenen sind die normalen. Luftdruck 320 2'' (320·4), Luftwärme 1·0 (1·7), Feuchtigkeit 89 (91), Niederschlag 1 2" (2·8), Bewölkung 5·8 (7·4). Es war ein ziemlich kalter, trockener, wenig trüber November. Noch weniger Niederschlag fiel nur in den Jahren 1853 (1·0), 1847 (0·8), 1835 (0·8), 1834 (0 8), 1829 (0·2).

Berichtigung. Im Octoberhefte der „Carinthia", Seite 486, Zeile 19 von oben, muß es anstatt „Schaufenberg" Schärfenberg heißen.

Herausgegeben vom Geschicht-Vereine und natur-historischen Landesmuseum in Kärnten. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ludwig Jßleib. — Druck von Ferd. v. Kleinmayr. — Geschäftsleiter Rudolf Bertschinger in Klagenfurt.